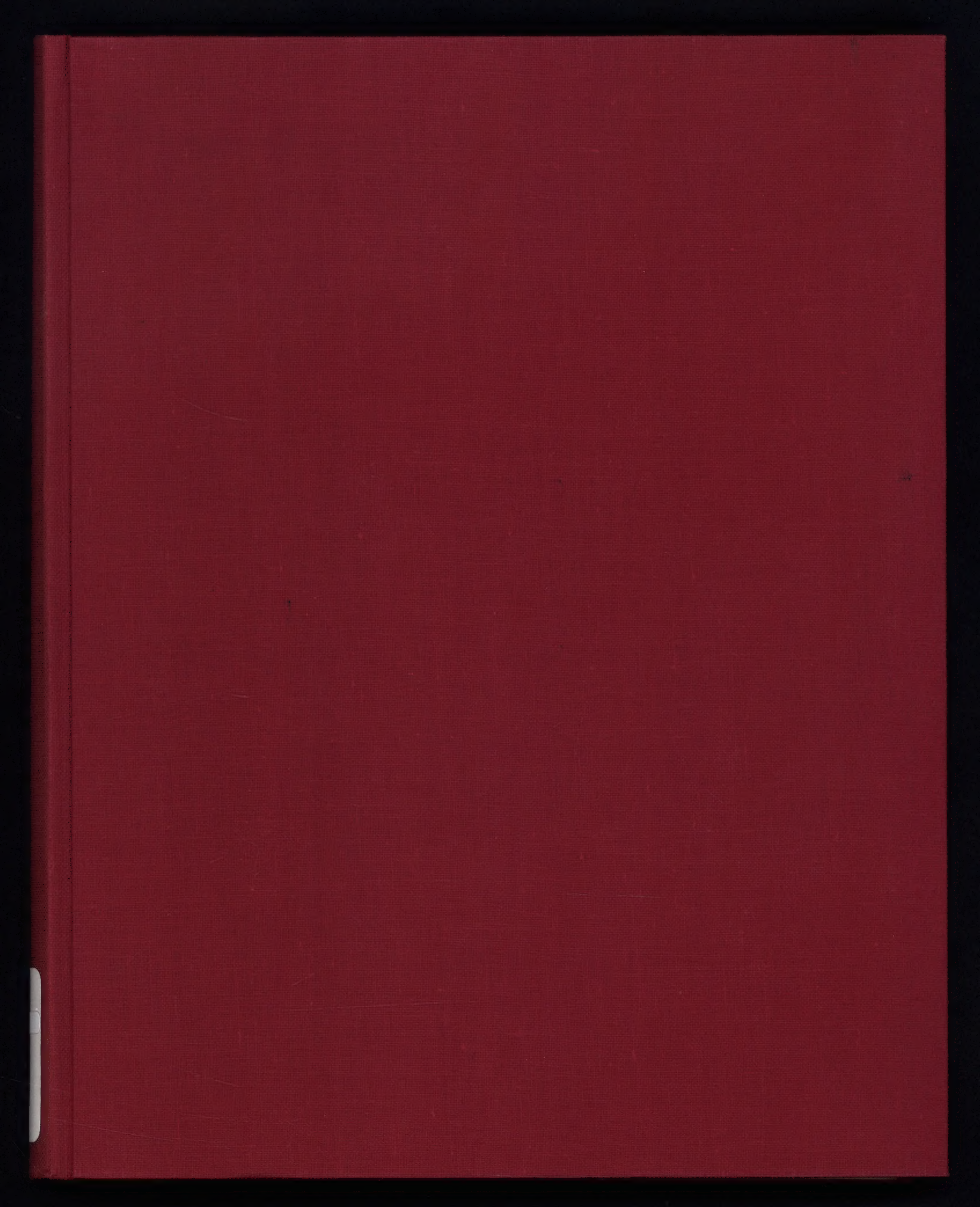
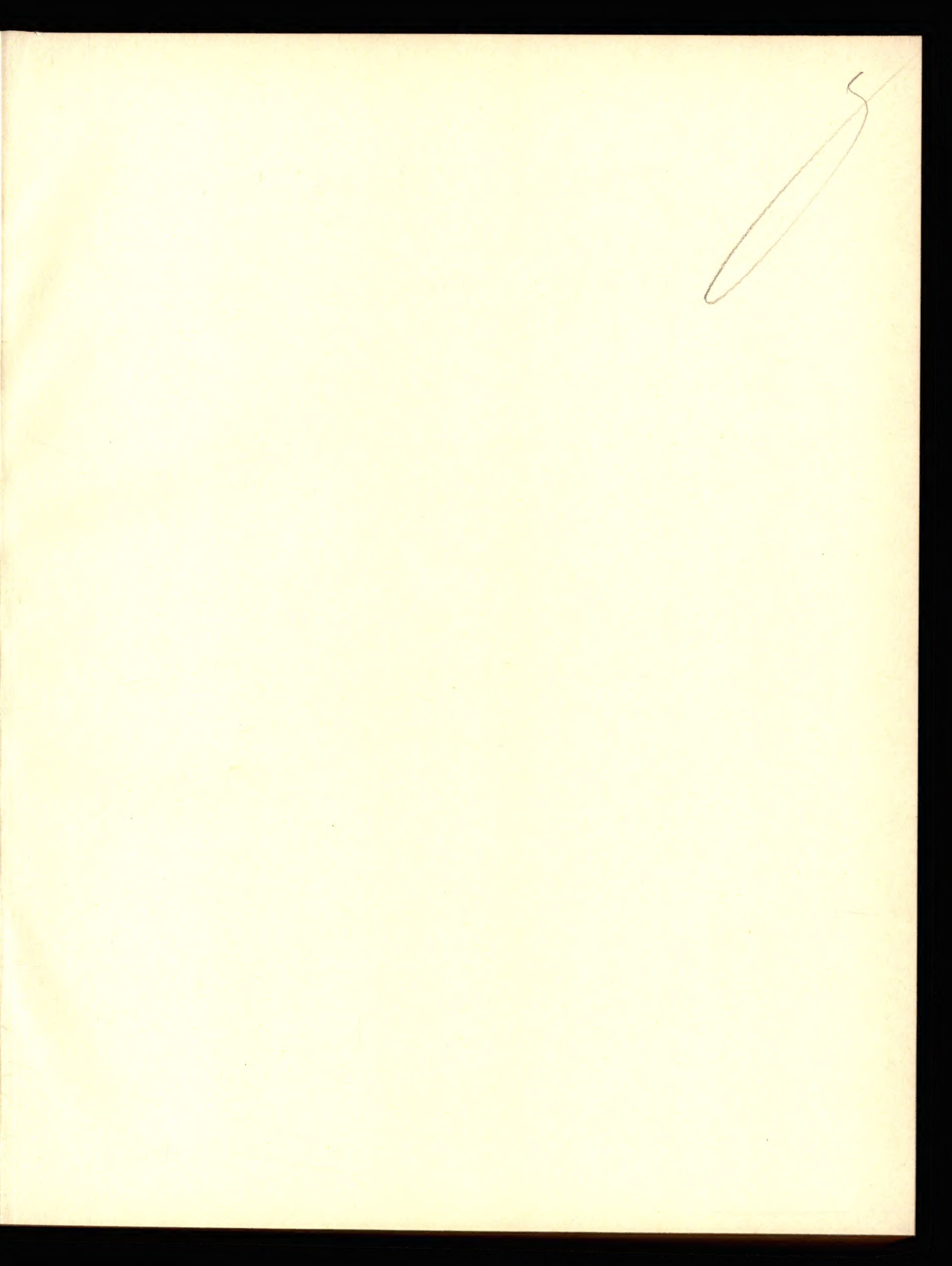




Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Elfter Jahrgang.

Herausgegeben unter der Redaktion von

Dr. W. Grotefend.



Kassel 1897.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1897.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XI. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1897.

Zum neuen Jahr.

Das alte Jahr versank im Strom der Zeiten,
Ein neues bricht mit Hoffnungsglanz herein;
Noch dringt der Blick nicht in der Zukunft Weiten,
Schaut klar nur in Vergangenes hinein.

Vorüber ziehen wechselvolle Stunden,
Voll Kampf und Sieg, voll Glück und heißer Qual,
Bald stieg die Hoffnung, bald war sie entschwunden,
Wie Sturmesweh'n verscheucht den Sonnenstrahl.

Gar unbeständig ist des Menschen Leben,
Beständigkeit nur wohnt in Himmelshöh'n!
Laßt stets nach oben uns den Blick erheben,
Was hier vergeht, wird droben aufersteh'n.

Und wo ein Herz im Feuer will verzagen,
Da steht der Herr und deutet himmelwärts:
„Sei muthig, Herz, bald hörst du auf zu klagen,
Im Jenseits endet jeder Erdenschmerz.“

Was auch das neue Jahr uns mag erschließen,
Sei's reich an Glück, sei's jeder Freude bar.
Mit Dank und Freude wollen wir's begrüßen,
Mit uns ist Gott, wie er's im alten war!

Im Glauben vorwärts denn zu frischem Streben,
Das Herz beseelt von Lieb' und Treu' allein,
Die Hoffnung hoch, in allem Gott ergeben:
So, neues Jahr, sollst du willkommen sein!

L. G.





Die Burg Beilstein bei Orb.

Zwischen den Walddörfern Villbach und Lettgenbrunn, hart an der Grenze des Orber Reißigs, erhebt sich die kleine, aber steile Basaltkuppe des Beilsteins, deren Gipfel von den Mauerresten einer Burg gekrönt wird.

Ueber die Geschichte dieser Burg ist meines Wissens seither gar nichts bekannt geworden: denn die wenigen Angaben, welche die „Bavaria"[1]) bietet, erweisen sich auf den ersten Blick als müßiges Gerede, ohne jede thatsächliche Grundlage.

Auch unserm Landau hat es an Nachrichten gefehlt; sie würden sonst sicher in seiner Beschreibung des Gaues Wettereiba[2]) nicht übergangen worden sein.

Im Bezirk der kurmainzischen Amtsvogtei Orb lagen die Orte Wirtheim und Höchst an der Kinzig, Kassel, Villbach und Lettgenbrunn. Die Art des Erwerbs habe ich früher nachgewiesen; das Erzstift kaufte dies Gebiet im Jahre 1313 von den Herren von Hohenlohe, Braunecker Linie, die es, gemeinsam mit den Herren von Trimberg, aus der Erbschaft des Gerlach, Herrn von Büdingen, erhalten hatten.[3])

Dreißig Jahre nach diesem Erwerb taucht die Burg zuerst auf. Erzbischof Heinrich gewann im Jahre 1343 den Edelknecht Fritze Forstmeister von Gelnhausen zum Erbburgmann auf seiner Burg Bilstein, gegen eine jährliche Rente von 5 Mark Brabantisch aus der Orber Bede.[4])

Das Bisthum besaß aber damals nur einen Antheil an der Burg, den es bald in Versatz gegeben hat.

Im Jahre 1359 rechnete nämlich Erzbischof Gerlach mit den Rittern Ditz von Thüngen und Fridrich Forstmeister, sowie mit Irmengart, Wittwe des Hans Hoelin, und ihren Söhnen Hans und Hartnid, über den Versatz ab, den ihnen des Erzbischofs Vorfahr (Erzbischof Heinrich regierte bis 1346) über den Mainzischen Antheil seines Hauses Bilstein, nebst 300 Pfund Geldrente (auf Orb, Aschaffenburg und das Frankfurter Ungeld), gethan habe. Die Schuldsumme betrug 4000 Gulden; zu deren Tilgung die Pfandinhaber auf einen Antheil an dem Rheinzolle zu Ehrenfels angewiesen werden. Bis zum völligen Abtrag dieser Summe sollen sie den Mainzischen Theil an Bilstein inne behalten, ebenso die 40 Pfund Geld, mit denen sie, für die Burghute, auf die Glasehutten angewiesen sind.

Es ist unbekannt, wer der Miteigenthümer der Burg war; ob der Pfandinhaber des Antheils der Herren von Trimberg, oder etwa die im angrenzenden Gericht Bieber mitberechtigten Grafen von Rieneck, die späteren Obervögte der Glaserzunft.

Die Erwähnung von Glashütten bei Orb dürfte das älteste Zeugniß für diesen Betrieb im Spessart sein.[5])

Im Jahre 1386 stellt Henne Sewade dem Erzbischof Adolf einen Revers über ein Mannlehen aus, das unter anderm aus 3 Pfund Geldrente auf den Dörfern bestand „die da gehorin zu Bilstein".[6]) Diese Dörfer sind zweifellos Villbach und Lettgenbrunn, die ein eigenes Gericht bildeten. Sie mögen ihre Entstehung erst dem Glashüttenbetrieb verdanken, zu dessen Schutz vielleicht auch die Burg selbst gebaut worden war.

Unter den Mainzischen Lehen des Sibold Fulhaber befand sich eine Hoffstatt zu Bilstein unter dem Berge mit Güterstücken, die zwischen Grundstücken lagen, die nach Orb gehörten.[7])

Die 1359 in die Wege geleitete Tilgung der Pfandschaftssumme hatte im Jahre 1426 noch nicht zum Ziele geführt. Damals verzichtete

---

[1]) „Bavaria", Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, IV. Bd., 1. Abth. Unterfranken und Aschaffenburg, S. 537.

[2]) S. 134—137.

[3]) Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins ꝛc., Nr. 6, S. 32.

[4]) Aschaffenburg 1343, Freitag nach S. Margarethentag. Mainzer Spangenbuch I. fol. 197 v. im Kreisarchive zu Würzburg.

[5]) Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde III, S. 280 ff.

[6]) Urba 1386 fer. 4 p. Petri et Pauli. Das Lehen hatte schon sein verstorbener Vater Hans S. gehabt. Mainzer Spangenbuch Nr. 1 fol. 135 v.

[7]) Mainzer Ingrossaturbuch Nr. 40 fol. 50 v.

Martin Forstmeister gegen Erzbischof Konrad auf seine Ansprüche von des Schlosses Bilstein wegen bei Orbe gelegen.[8])

Im Jahre 1427 folgten ihm Wilhelm und Philips Hoelin mit ihrer Forderung (1000 Gulden Pfandsumme auf dem Ehrenfelser Zoll und 10 Pfund auf den Glashütten in dem Speßhart, dem Bilstein und seine Zugehörung), ebenso Friedrich Forstmeister, dessen Kapital 2000 Gulden betrug.[9])

Diese Ablösung hing offenbar mit der erst 1428 zur Ausführung gelangten Absicht des Erzbischofs zusammen, Orb und Zubehör für 23 000 Gulden an Reinhard, Herrn von Hanau, zu versetzen.[10]) Die Grafen von Hanau blieben bis 1565 in diesem Pfandbesitz; aus Hanauer Archivalien also haben wir Aufschluß darüber zu erwarten, welche Ereignisse den Untergang der kleinen Waldburg Beilstein herbeiführten, über die es nach 1427 bisher gänzlich an Nachrichten fehlt.

[8]) Mainzer Ingrossaturbuch Nr. 17 fol. 315.
[9]) Mainzer Ingrossaturbuch Nr. 18 fol. 41 v.
[10]) Landau a. a. O.

Darmstadt, Dezember 1896.

Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg.



Die hessischen Landgrafen und die Berg- und Hüttenwerke.

Von W. Grotefend.

Unter den älteren hessischen Landgrafen waren es bekanntlich namentlich Wilhelm IV., der Weise, und sein Sohn Moritz, welche durch Gründung neuer Industriezweige und Belebung der alten in den gewerblichen Verhältnissen Wandel zu schaffen und die Nahrungsquellen ihrer Unterthanen zu vermehren suchten*), ohne deshalb dem Charakter des Landes als vorwiegend ackerbautreibenden Abbruch zu thun.

Die Vorsorge der Landgrafen, zumal aber die Landgraf Wilhelm's, erstreckte sich u. A. auf die Berg- und Hüttenwerke, denen bereits Landgraf Philipp besondere Fürsorge zugewendet hatte, wie aus der Bergwerksfreiheit vom 3. Juli 1536 hervorgeht.

Die Verarbeitung des Eisensteins, an dem Hessen reich war, reicht sogar bis in frühere Zeiten hinauf.

Abgesehen von seinen zahlreichen Eisengruben hatte Hessen noch im 15. Jahrhundert nur zwei Bergwerke, beides Kupferschieferwerke, das eine im Riechelsdorfer Gebirge, das andere bei Oberellenbach an der Fulda. Diese letzteren wurden dann vermehrt durch das Kupferbergwerk im Amte Bilstein, welches mit dem Jahre 1497 in Bau genommen und 1536 durch ein zweites Werk bei Bilstein erweitert wurde.

Landgraf Philipp hatte außerdem im Jahre 1527 zu Oberkaufungen eine Messinghütte anlegen lassen und ebendaselbst im Jahre 1554 ein Alaunbergwerk, das erste seiner Art in ganz Deutschland, soweit berichtet ist, dem sich unter Landgraf Wilhelm dann solche bei Großalmerode, Witzenhausen und im Reinhardswalde anreihten. Im Geiste seines Vaters stellte Landgraf Wilhelm, der zu dessen Lebzeiten alle Bergwerksangelegenheiten in seinen Händen gehabt hatte, rastlos Versuche an, die freilich nicht immer von Erfolg begleitet waren. Das Eisenbergwerk zu Hohenkirchen verdankt ihm seine Anlage (1581), daneben ließ er auch bei der Neuen Mühle und am Habichtswald nach Eisen graben. Um das dort gewonnene Gestein bearbeiten zu können, errichtete er 1581 zu Vaake einen Hochofen und Hammer. die indeß 1584 wieder eingingen, weil der Landgraf das Werk zu Lippoldsberg übernahm, das er um einen Blechhammer vergrößerte. Einige andere Eisenhütten erstanden noch bei Eschenstruth, ebenfalls 1581, und zu Nickhagen; letztere 1617 durch Landgraf Moritz, sie wurde aber im Jahre 1666 nach Veckerhagen verlegt. Moritz errichtete noch mehrere Werke, so 1625 zu Oberkaufungen eine Blaufarbenmühle, die aber leider schon im folgenden Jahre durch die Tilly'schen Truppen zerstört wurde, und eine Drahtmühle, die von einem spanischen Nadelmacher geleitet wurde, der leider als Falschmünzer alsbald in das Gefängniß wandern mußte.

Damit sind die Verdienste Landgraf Wilhelm's um den Bergbau und das Hüttenwesen noch nicht erschöpft. Eine ganz neue Klasse von Werken verdankt ihm ihre Entstehung, vor allem sind es

*) G. Landau. Die Bemühungen der hessischen Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz zur Belebung des Gewerbfleißes. „Hessisches Volksblatt" 1843, S. 11 ff. [Erster und einziger Jahrgang dieser Zeitung.]

die hessischen Kohlenwerke. Bis der Landgraf die Regierung antrat, ruhte die für uns noch heute so wichtige Braunkohle unangetastet in ihren Lagern. Dem unermüdlichen Wirken des Allendorfer Pfarrherrn Johann Rhenanus und seinen rastlosen Bemühungen, seinen Landesherrn für seine Pläne zu gewinnen, ist es zuzuschreiben, daß dieser Industriezweig in's Leben gerufen wurde. 18 lange Jahre gingen dahin, ehe die von Rhenanus betriebenen Versuche endlich zum Ziel führten und es gelang, das Werk am Meißner zu erschließen. Hatte der Landgraf ermatten wollen, so war er durch des Rhenanus unerschütterliche Ueberzeugung von dem guten Ausgang der Angelegenheit stets von Neuem wieder aufgerichtet und zum Ausharren bewogen worden. Der denkwürdige Tag, an welchem ein Stollenbau, auf den man schließlich gekommen war, zum Ziele führte, indem das Kohlenlager erreicht wurde, war der 11. April 1578.

„Gleich als ob man im Weißner eine Wünschelruthe gefunden hätte," — sagt Landau (a. a. O. S. 41) — „fand man nun rasch aufeinander auch die meisten übrigen Lager unseres Landes." Schon 1579 begann auch das Kohlenwerk auf dem Habichtswalde. Fernere Werke, wenn sie auch später zum Theil wieder eingingen, erstanden bei Zwehren, bei Elgershausen, bei der Fahre, bei Beltershausen in Oberhessen, im Schmalkaldischen, bei Leuterode im Amte Homberg, an der Wahlsburg bei Vernawahlshausen, bei Holzhausen am Reinhardswalde, bei Roßbach in der Nähe von Witzenhausen, am Hirschberg bei Großalmerode u. s. w.

Die Wichtigkeit der Kohlen für den Gebrauch in der Küche und zum Heizen, zum Bierbrauen, zum Kalk- und Ziegelbrennen, zum Schmieden, zum Salzsieden, in Glashütten und zum Erzschmelzen wurde durch fortgesetzte Versuche festgestellt.

Die Versuche, sich der Kohlen zum Zwecke der Benutzung zur Glasbereitung zu bedienen, scheiterten anfangs völlig, obwohl der Landgraf auf das Gelingen einen Preis von 200 Thalern gesetzt hatte. Erst dem Baumeister Müller gelang es, die Wünsche des Landgrafen zu verwirklichen, dadurch, daß er auf den Gedanken kam, die Kohlen zu dörren. Das Dörren führte bald zum Verkohlen, dies nannte man Purgiren, wodurch die Kohlen auf ein Fünftel ihres Gewichts gebracht wurden. So ist also nicht nur die Erfindung des Kohlendörrens, sondern auch die des Koaks eine hessische.

Die schon erwähnten Glashütten, die von Alters her in Hessen zahlreich vorhanden waren und mit denen am Harz, auf dem Eichsfelde, in Thüringen und am Spessart eine große Zunft bildeten, deren Hauptzunftstätte seit 1537 Großalmerode war, vermehrten sich unter Landgraf Wilhelm bedeutend, vorzüglich im Kaufunger Walde, wo in den Jahren 1558—1565 deren 16 bestanden. Diese lieferten sämmtlich nur gewöhnliches Glas, während das theuere Glas aus Böhmen und Italien (Venedig) bezogen wurde. Landgraf Wilhelm versuchte auch dies letztere im Lande selbst herzustellen und errichtete zu dem Zwecke 1583 im Weißen Hofe zu Kassel eine Hütte zur Fabrikation von Krystallglas, die sich leider aber nur dreiviertel Jahre halten konnte.

Wenn die Nachfolger Philipp's des Großmüthigen mit ihm selbst so auf die Hebung des Berg- und Hüttenwesens bedacht waren, hatten sie freilich auch ihren eigenen Nutzen im Auge, wie denn Landgraf Philipp in der bereits angezogenen Ordnung von 1536 angeordnet hatte, daß dem Landesherrn bei dem Bau auf Kupfer der zehnte Zentner zustehen solle, bei dem Bau auf jedes andere Metall aber die zehnte Mark, so war ihr Vortheil doch unbedingt mit dem des Landes verknüpft, für dessen Bewohner das Aufblühen dieser Werke immer eine nicht unerhebliche Vermehrung der Arbeitsgelegenheit besagte.

Im Einklang mit den im übrigen Deutschland, wo Bergbau bestand, z. B. im Mansfeldischen, in Sachsen und Braunschweig bestehenden Einrichtungen genossen die Bergleute auch in Hessen nicht unerhebliche Vorrechte, die sie fast wie einen eigenen Staat im Staate erscheinen ließen, um sie so an ihren mühsamen und gefährlichen, aber weniger einträglichen Beruf zu fesseln.

Bei Betrachtung dieser Vorrechte der Bergarbeiter in Hessen, die dem die Verwaltung der Berg-, Hammer- und Hüttenwerke führenden Bergkollegium unterstellt waren, bis dieses unter Landgraf Friedrich II. durch Erlaß vom 27. August 1773 aufgelöst und mit der Kriegs- und Domainenkammer vereinigt wurde, werden wir über die Zeit der Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz weit hinausgehen müssen, sind doch außer aus den Jahren 1536, 1543, 1584, 1617, landgräfliche Verordnungen und Verfügungen der Behörde von 1652, 1676, 1679, 1687, 1691, 1701, 1702, 1706, 1707, 1726, 1747, 1749, 1752, 1753, 1782 und 1786, also vornehmlich solche aus der Zeit der Landgrafen Karl, Friedrich I., Wilhelm VIII. und Friedrich II., heranzuziehen. Schon das Vorhandensein so häufiger Verfügungen beweist das Interesse, welches die Landgrafen fortwährend an den Berg- und Hüttenwerken und deren Betrieb zeigten.

In den das Bergwesen betreffenden Vorschriften der hessischen Landesordnungen, auf die soeben verwiesen ist, handelt es sich weniger um die Aufschließung neuer Gruben und Anlage neuer Werke, als um die Regelung des Betriebes der schon vorhandenen und Feststellung der Rechte und Pflichten der Arbeiterschaft, Fragen, von denen hauptsächlich die zweite von allgemeinerem Interesse ist.

Von welchen Gesichtspunkten aus die hessischen Landgrafen des 17. und 18. Jahrhunderts an die Ordnung der Verhältnisse der Berg- und Hüttenwerke getreten sind, wird uns nicht zweifelhaft bleiben können, wenn wir die Verordnung Landgraf Karl's vom 9. August 1721 wegen des Polizei- und Kommerzienwesens heranziehen, nach welcher die landgräflichen Beamten (Kommissare) darauf bedacht sein sollen, daß nicht nur die bereits etablirten Handwerkschaften und Fabriken im Stande erhalten, sondern auch ohne Weiteres verbessert und vermehrt, und so den „nahrungslosen Landeseinwohnern ihr Brot zu verdienen Gelegenheit gegeben" werde, wenn wir weiter auf die Verordnungen Landgraf Friedrich's I. vom 24. August 1731 hinweisen, nach der den Beamten und städtischen Obrigkeiten befohlen wurde, ihm innerhalb der nächsten vier Wochen Vorschläge zu unterbreiten, wie „zu des Vaterlandes Besten eines jeden fleißigen Unterthanen Aufnahme und Nahrung aufzuhelfen" sei.

Unterziehen wir die Rechte und Pflichten der Bergleute einer näheren Betrachtung, so wird nicht zu vergessen sein, daß dieselben sich nicht fortlaufend zu deren Gunsten entwickelt haben, daß vielmehr deren Lebens- und Rechtsverhältnisse sich abwechselnd je nach den obwaltenden Umständen bald günstiger, bald weniger günstig gestaltet haben, kurz, es wird festzuhalten sein, daß wir uns auch hier an der Gestalt einer Wellenbewegung den Gang der geschichtlichen Entwickelung am zutreffendsten veranschaulichen, die in ihre Einzelheiten hinein zu verfolgen allerdings schwierig ist.

(Fortsetzung folgt.)



Das Pfarrdorf Preungesheim.

Von Pfarrer W. Junghans.

I. Einleitendes, Name und vermuthlicher Ursprung des Dorfes.

Preungesheim (älteste Formen: Bruningesheim, Bruningsheim, auch Bruningen), das Heim des Bruning, d. h. eines Sohnes eines Mannes Namens Bruno, bezw. der Bruninger, d. h. des Geschlechts, der Nachkommen eines so benannten Mannes, ist offenbar eine uralte Siedelung, welche wohl schon vorhanden war, bevor die Römer im ersten Jahrhundert vor Christus den Rhein überschritten und nach Erbauung der Kastelle zu Wiesbaden, Homburg (Salburg), Großkrotzenburg, Kesselstadt und Friedberg die Gegend mit römischen Veteranen besetzten und eine halbe Stunde von Preungesheim jenseits der Nidda bei Heddenheim das alte Artanum oder den vicus novus gründeten. Hierauf deutet der eigenthümlich gestaltete, ungewöhnlich hohe und noch gut erhaltene Grabhügel, an der nördlichen Seite des Dorfes mitten in dem sumpfigen Wiesengrunde, der von der auf sanft abfallender Höhe gelegenen Kirche nur um ein paar hundert Schritt entfernt und durch die sogenannte Weinstraße getrennt ist. Das Volk nennt ihn den Bachberg, weil er unweit des kleinen Baches, der das Wiesenthal durchfließt, liegt und von ihm umschlossen wird. Es behauptet, dort sei in alten Zeiten eine jüdische Grabstätte gewesen. Indessen werden wir ihn nach Lage und Gestalt unbedingt als ein sogenanntes Hünengrab nnd zwar als die Grabstätte einer größeren Familie oder Gemeinschaft ansprechen müssen. Damit stimmt der Umstand, daß bei dem Versuch, den die Anlieger machten, den Hügel theilweise abzutragen, bezüglich bei einem im Jahr 1890 gemachten Einschnitt eine Menge Scherben und Knochenreste, theils menschliche, theils vom Pferde, gefunden wurden. Obgleich gewiß im Lauf von zwei Jahrtausenden oder mehr beträchtlich zusammengesunken, ist er doch noch 4 bis 5 Meter hoch. Seine Erhaltung verdankt er unstreitig seiner Lage im sumpfigen Wiesengrund, wo eine Abfuhr der Erdmassen nur bei hartem Frost möglich ist, und seiner Zusammensetzung aus schwerem Lehm und Kalkerde, die sich im Lauf der Zeit nur etwas senkten, während die aus Sand gehäuften Grabhügel überall durch den Regen nach und nach abgeschwemmt und dadurch an vielen Orten fast unkenntlich geworden sind.

Ganz nahe dabei liegt der einzige Quellbrunnen des Orts, ebenfalls von hohem Alter. In der Nähe solcher Quellen fanden bekanntlich, da das Vorhandensein von Wasser zu den nothwendigsten Lebensbedingungen zählt, die ersten Ansiedelungen statt, zumal wenn ein heiliger Hain die Quelle umgab, in dem man dann seine Angehörigen zur gemeinsamen Ruhe bettete.

Nach Begründung der römischen Niederlassungen zu Heddenheim und Vilbel führte der beide verbindende Weg unweit davon vorbei. Es ist die sogenannte Weinstraße, offenbar die älteste von West nach Ost führende Straße des Orts; gleichzeitig der alte Weg von Mainz in die Wetterau und weiter, eine Fortsetzung der von Mainz nach dem vicus novus führenden Elisabethstraße. Im Mittelalter diente die Weinstraße als Hauptverkehrsweg zum Transport des rheinischen Weines in's Hessenland und darüber hinaus. Dem entsprechend führt sie schon in den ältesten Urkunden ihren Namen.

Da, wo sie die andere Hauptstraße des Orts, die von Frankfurt nach Homburg geht, schneidet, setzt sie sich als Viehweg, beziehungsweise als alte Vilbeler Straße in der Richtung auf Vilbel fort. Vielleicht dürfen wir in dieser Fortsetzung die alte Römerstraße erkennen.

Da das Christenthum in der Römerzeit in unsrer Gegend neben dem von den Legionen aus dem Morgenland mitgebrachten Mithrasdienst sicher schon Eingang gefunden hat, so ist es nicht unmöglich, daß inmitten der Niederlassung des Brüning oder der Brüninger hart am Weg, auf der Stelle wo jetzt die Kirche steht, dem Christengott eine Kapelle errichtet wurde, die aber sicher in dem Alemannensturm wieder zu Grunde ging. Aber nachdem die Franken sich des Dekumatenlandes bemächtigt und Chlodwig sein Haupt unter die Taufe gebeugt hatte, haben die christlichen Sendboten aus Irland, deren Führer der heilige Kilian war, das verfallene Kirchlein wohl wieder aufgebaut, so daß der Apostel der Hessen und Thüringer Winfried, genannt Bonifatius, bei uns bereits Christen und ein christliches Bethaus antraf. Dies alles sind natürlich nur Vermuthungen, welche nicht urkundlich bewiesen werden können.

Das Jahr, in welchem Preungesheim zuerst urkundlich vorkommt, ist das Jahr 772. In diesem Jahre schenkte ein Einwohner von Preungesheim mit Namen Husmert dem Kloster Lorsch seinen Besitz in pago Nitachgove in Bruningesheimen marca sowie 8 Leibeigene. Hieraus geht wenigstens soviel hervor, daß zu Bonifatius' Zeiten schon Christen in Preungesheim vorhanden waren.

Die jetzige Kirche, mit dem Pfarrhaus an der alten Weinstraße gelegen, ist neuern Ursprungs, der viereckte Thurm dagegen mit seinen schmalen gothischen Fenstern ist sehr alt und scheint ursprünglich den Chor der Kapelle gebildet zu haben. Noch deutlich erkennt man die Spuren des Kreuzgewölbes, welches erst im vorigen Jahrhundert herausgeschlagen worden ist. Jetzt steht er zur Seite des Kirchenschiffs.

(Fortsetzung folgt.)



Sein Haus.

Hessische Erzählung von M. Herbert.

Spruch an einem hessischen Hause: Dies Haus ist mein und doch nicht mein. Wer nach mir kommt, bleibt auch nicht drein. Meine Wohnung soll im Himmel sein.

Für den nüchternen Beobachter ist es nichts als ein armes, in sich versunkenes, von Fortschritt und Kultur verächtlich über die Schultern angesehenes Landstädtchen, — höchstens klebt ihm ein historisches Interesse an aus uralter Zeit der Kämpfe zwischen Römern und Chatten oder der des „Quinten". Aber es gehen auch so viele ältliche, wenig schöne, hart arbeitende Frauen herum, die niemand beachtet, und doch sind sie für einen oder mehrere Menschen „die Mutter", ehrwürdig wie keine andere schöne Frau auf Erden. So wird auch das Städtchen von seinen Kindern geliebt als die „Heimath". Es hat wohl eine eigene Schönheit.

Hoch auf seinem Hügelkranz steht in dichter Herrlichkeit hochstämmiger Buchenwald — lichtgrün im Frühling, schattig und friedlich dunkel in der grellen Hitze des Sommers, in feurigem Farbenspiel aufsprühend zur Herbstzeit. Im Thale, das Städtlein durchschneidend, fluthet die schilfumstandene Fulda, sie spiegelt behaglich die hohen, breitgeästeten Erlen ihres Uferdammes und die alten, geschwärzten Holzbauten, die sich zu ihr herandrängen. Zur Zeit der Hochfluth

schlagen ihre Wasser mit stürmischer Ungeduld an die gewaltig gerammten Pfeiler der steinernen Bogenbrücke, gewöhnlich aber springen sie in lustigen weißen Flocken über das breite Wehr, drehen gemächlich die großen schwarzen Holzräder der Mühlen oder wiegen auf Untiefen träumerisch und schmeichelnd den schweren braunen Kahn des Fischers.

Rings um das Nestchen noch bröckelnde Reste der mittelalterlichen Stadtmauer. Blühendes Gesträuch, wuchernde Brombeerranken sind hinaufgeklettert und hängen ihre grünen leichten Ranken wie Triumphfahnen des Lichtes in die von Zwielicht verhüllten engen Gassen. Von draußen die Gärten drängen sich nahe in den Schutz der alten Riesin, frisch und jung sproßt die mit Anemonen übersäte Wiese zu ihren Füßen, kleine Kinder, kleines Vieh suchen ihren Schatten.

Die Glocken des Kirchthurms haben volle, tiefe, gläubige Stimmen, der Friedhof ist ein schattiges, blumenüberwuchertes Stückchen Erdreich, und das alte, schwarze Bahrtuch deckt Arm und Reich. — In vielen der Häuser wohnen gute, einfache, zuverlässige Menschen, in denen „Hessenblut lebt immerdar", — freilich auch bergen viele der Hütten grelle, furchtbare Armuth, ihr Siechthum — ihr Laster. Auf vielen Gesichtern lagern Schwermuth, Bitterkeit und Sorge.

Die Nebel, welche von den sumpfigen Wiesen an der Fulda aufsteigen, lagern sich gar zu oft feucht und verdunkelnd über die Häuser und Hütten — vielleicht daher die Anlage des Volkes, das Leben ernst und schwer zu nehmen, schweigsam vor sich hin zu brüten, über religiösen Problemen zu grübeln und eigensinnig und halsstarrig an alten Gerechtsamen zu kleben.

Es war Ende der sechziger Jahre, als ein in der Großstadt herangebildeter Verwaltungsbeamter mit gewaltigen Reformideen in das kleine in seinen Hügelkessel verkrochene Hessennest verschlagen wurde.

Der Mann hatte wohlmeinendes Erbarmen mit den Zuständen, welche er vorfand —. Die Miststätten vor den Thüren, die quer an Ketten über den Straßen schwankenden altfränkischen Petroleumlaternen, die Hühner und Gänse, welche auf dem Marktplatz ein offizielles Dasein führten, die laut tutenden, peitschenknallenden Kuh- und Ziegenhirten, selbst die anspruchslose, einfache Gastlichkeit der besseren Bürger und Beamten — alles kam ihm vorsündfluthlich und der Verbesserung im höchsten Grade bedürftig vor. Und er legte einen heiligen Eid ab, das Nest nicht zu verlassen, bis es moderne Begriffe von Reinlichkeit, Aesthetik, höherer Lebensform und Kindererziehung hätte —, auch schwur er es mit geraden Straßen zu beglücken, — soweit sein Einfluß reichte.

Er verdiente sich keine Liebe in der Bevölkerung, denn die Menschen hielten ihre alterprobten Gewohnheiten für unübertrefflich und wollten nicht beglückt sein.

Damals lebte in dem Neste ein alter, stadtbekannter Geselle, seines Zeichens ein Schuhmacher, allgemein „der tolle Jost" genannt.

Der „tolle Jost" war ein baumlanger Mensch, einst herkulisch stark, nun vom Alter gebeugt. Graue Haarsträhne hingen um sein scharfes, ausgeprägtes Gesicht, das von Natur ehrlich und edel aussah, aber durch Fanatismus und Leidenschaft entstellt war.

Der tolle Jost war für gewöhnlich ein ruhiger, friedlicher Bürger, nur von Zeit zu Zeit kletterte er in irgend einen Vorsprung der alten Stadtmauer, auf die Umrandung des Schloßbrunnens oder auf das Dach eines Kuhstalles und hielt seinen Mitbürgern ihre Sünden vor, und er that es kräftiger als der Pfarrer von der Kanzel.

Er wußte, wo in einem Hause mehr Kleiderpracht getrieben wurde, als nöthig und recht war, er wußte, wo ein Sohn dem Vater, eine Tochter der Mutter nicht folgte, — wo ein unehlich Kind geboren war und der Mann auf verbotenen Wegen ging, er wußte, wo die Dienstboten knappes Essen oder viele Arbeit und kargen Lohn hatten, und er bewies aus der Schrift haarklein, wo eines Jeden Sünde saß.

Es war ein ganz ungefährlicher religiöser Wahnsinn, d. h. man konnte es nicht einmal Wahnsinn nennen, — er zog nur schärfere Konsequenzen als andere Leute, hatte einen logischeren Verstand, ein leidenschaftlicheres Gefühl, — als hochgebildeter Mann wäre er vielleicht einer der unbekümmerten Geister geworden, die sich eins mit der Wahrheit fühlen, die von ihrer Zeit gesteinigt und gekreuzigt, von späteren Jahrhunderten unter die Sterne versetzt werden.

Seit Menschengedenken lebten die Vorfahren des Jost in dem alten Häuschen, dessen Hintergärtchen an die Stadtmauer stieß. An dem Häuschen stand die Jahreszahl 1367 in die große, dicke Eichenbohle gebrannt, die quer über der Thüre lag. Die Hausthür hatte nicht einmal ein Schloß, nur einen Riegel, durch welchen zur größeren Sicherheit ein Holzstück geschoben wird. Dem alten Jost geht es ähnlich wie jenem Einsiedler, von welchem Fischart sagt: „Er fürchtet sich nicht vor Dieben, weil er weder Brod noch Käse hat."

Das Haus ist das älteste Bauwerk des Ortes, ein schmales Holzgerüst von verhältnißmäßig beträchtlicher Höhe. Das verblichene, vermorschte Ziegeldach liegt wie eine weit über die Ohren gezogene Bauernmütze auf dem spitzen Giebel, die Fensterlein in den weißgetünchten Wandflächen sind spärlich und unregelmäßig vertheilt. Doch hat das Häuschen etwas Heimliches. Aus den oberen Fenstertheilen heraus hängen im Sommer lange Zweige rother Fuchsien, die vielleicht besonders üppig gedeihen, weil das Haus sechs Fuß in die Straße hinein steht. Es sieht etwas hilflos aus, wie es so vornübergebeugt, ohne stützende Nachbarn seine Stelle behauptet, und die Fuhrleute, die mit breiten hochbeladenen Wagen von Feld und Heuwiese hereinkommen, schimpfen weidlich auf das alte „Gelirre", das ihnen den Weg verlegt.

Es ist ein leuchtender Sommerabend, ein Hauch friedlicher Kühle weht über die Stadtmauer von der Fulda herauf —. Auch Jörge Jost hat seinen stillen Tag. Er sitzt auf der alten muhlenförmigen Steinbank vor seiner Thür, wiegt sein blondlockiges Enkeltöchterchen auf den Knieen und singt:

„Reiter zu Pferd,
Wo kommst Du her?
Von Sichsen, von Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen."

Und dann wieder:

„Eia, popeia, was raschelt im Stroh!
Die Gänse geh'n barfuß und haben keine Schuh.
Der Schuster hat Leder, kein' Leisten dazu,
Sonst hätten die Gänse schon längst ein Paar Schuh."

Das Enkelchen kräht vor Vergnügen und schlingt seine Aermchen liebevoll um den struppigen Kopf des „tollen Jost", der dabei so wohlig lächelt wie andere Großväter auch.

Mariechen, sein altes Weibchen, sitzt neben ihm, den unvermeidlichen Strickstrumpf an seinen blanken Nadeln tanzen lassend. Sie schaut ihrem oft so schwer zu behandelnden Eheherrn mit einem verklärten Lächeln zu. Seine stillen Tage sind die einzigen Tage des Glücks, welche ihr unser Herrgott beschert. Die Alte hat ein mildes, herzensgutes Runzelgesicht, eines der grundehrlichen, gottvertrauenden, gütigen Greisinnengesichter, die uns so beweglich aus der Mitte des Volkes anschauen und einfache, rührend unmoderne, meist ungeschriebene Geschichten erzählen von saurer Arbeit, friedlichen Feierabenden, gläubigen Kirchgängen und sorgenvoller Treu und Liebe. Ihre dünnen, weißen Haare liegen in glatten Scheiteln an ihrer gefalteten und doch noch hübschen Stirn. Aus ihren Augen leuchtet sonnige Freundlichkeit, und ihre Kleidung hat eine vornehm anmuthende Sauberkeit.

Der alte Jost kennt auch nichts Höheres als sein Häuschen und sein Mariechen. Die beiden alten Leute hängen mit einer bewußten tiefen Zärtlichkeit an einander und an ihrem Haus. Sie lieben ihr Haus, ihr Gärtchen, ihre Felder — das ganze kleine Hessenthal mit zäher, fast leidenschaftlicher Treue, und wenn man ihnen von der Großartigkeit der Hauptstädte und der Pracht ferner Länder erzählt, dann fragen sie in allem Ernste: „Kann es irgendwo schöner sein als in unserem Städtchen?"

Hätte Mariechen nur ihrem Jost ihren einfachen, unbeirrten Glauben einflößen können —, hätte sie ihn in das Licht hinanziehen dürfen, in dem sie so heiter und unbeirrt ihrer Wege ging! Das sitzende, nachdenkliche Schusterhandwerk hatte ihm Zeit gelassen zu spintisiren und seinen Gedanken nachzuhängen. Er verlangte mehr gutes Christenthum von den Leuten, als sie gemeiniglich aufzuweisen haben.

Er konnte stundenlang vor dem Fensterlein des Wohnzimmers sitzen, die alte, ledergebundene Erbbibel auf den Knieen, in die Worte der Evangelien verloren; aber die ernsten Mahnungen dienten ihm nur dazu, gewahr zu werden, in wie grellem Gegensatze die Einrichtungen dieser unvollkommenen Welt zu den göttlichen und christlichen Forderungen stehen, und der Herr Pastor hatte einen schweren Stand mit dem alten, starrköpfigen und verzweifelt logischen Gemeindekind. Aber heute störte kein Zweifel und Widerspruch den Feierabend. Das kleine Enkelkind war das Herzensglück des alten Mannes, mit ihm spielte er so arglos und zufrieden, als hätte er niemals von Sünden und Bußen gepredigt.

Seine heiße, leidenschaftliche Seele war übergefluthet von Liebe für das blondlockige Dirnlein; das Kind seines einzigen Sohnes, welcher in der Werkstatt seines Schwiegervaters ebenwohl das Schuhmacherhandwerk betrieb und später Haus und Geschäft des Vaters übernehmen sollte.

Die alten Leute hatten die Kleine oft Tage lang bei sich, die junge Frau freute sich, das Kind in so guter Hut zu wissen und den Plagegeist los zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirsch in den hessischen Wäldern.

„Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst", kann nur noch eine kleine auserwählte Schaar der hessischen Waidmänner singen. Denn das edle, schöne Wild ist in den Waldungen des Hessenlandes weit seltener geworden als in früheren Jahrhunderten. Das ist nicht zu bedauern der vielen Schießer wegen, denen es ja einerlei sein kann, ob sie eine verwilderte Hauskatze oder den König des deutsches Forstes erlegen; wohl aber bedauern wir die stetige Abnahme des Rothwildes, wenn wir an den liebevollen Beobachter, den rechten Waidmann denken, dem der edelste und schönste Theil des Jagdvergnügens verloren geht. Wer sich aber auf den Standpunkt des Nutzens stellt, der ist schwer zu widerlegen; Geweih, Haut und Wildpret des Hirsches machen nicht im Entferntesten den Schaden wieder gut, den das Rothwild (wenn auch nicht in dem Grade wie das Damwild) dem geordneten Waldbaue thut; vielleicht noch weniger ersetzt uns der geringe Nutzen die Nachtheile, die der Landwirthschaft zugefügt werden.

Seit der Regierungszeit Philipp's des Großmüthigen, also seit reichlich dreihundert Jahren, finden sich genauere Aufzeichnungen über den Wildstand in Hessen. Erst in den letzten Lebensjahren jenes berühmten Landgrafen scheint die Anzahl der Hirsche zugenommen zu haben. Im Jahre 1558 wurden 211 Stück Rothwild in die fürstliche Küche zu Kassel geliefert, 122 hatte Philipp selbst erlegt, davon die große Ueberzahl auf regelrechtem Pirschgange (102). Im Winter desselben Jahres erlagen nicht weniger als 75 Stück den Wölfen, und zwar allein im Seulingswalde. Das giebt uns von der Häufigkeit des Hirschwildes im damaligen Hessen ein anschauliches Bild. Philipp's Nachfolger Wilhelm IV. war ein leidenschaftlicher Waidmann, unter ihm wird sicherlich keine Abnahme des Wildes eingetreten sein. Er schoß alljährlich nur 200 bis 250 Hirsche. Viel ärgere Verwüstungen richtete der strenge Winter von 1570 auf 1571 in ihrem Bestande an. Im Seulingswalde erlagen 254 Thiere dem Hunger und der Kälte, 93 davon wurden eine leckere Beute der Wildschweine. Im Reinhardswalde schätzte man in diesem Jahre den Verlust an Rothwild und Rehen sogar auf 3000 Stück, wenn auch wohl viel zu hoch. Trotz dieser bedeutenden Einbußen glaubte man am Ende desselben Jahrzehntes, daß jährlich 360 Hirsche und 470 Kühe ohne Schädigung der Wildfuhr in Hessen abgeschossen werden könnten, überdies noch 70 Hirsche und 40 Hindinnen im Schmalkaldischen. Im dreißigjährigen Kriege thaten die zügellosen Soldatenhorden und die Zunahme der Wölfe dem Wildstande einigen Abbruch. Immerhin wurden aber in den vier Jahren 1677—1680 wiederum 609 Hirsche, 495 Thiere und 167 Jährlinge erlegt. Seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts schritt man zu Gunsten der Land- und Forstwirthschaft gegen die schädliche Menge des Wildes ein. Landgraf Karl bestimmte 1706, daß 2234 Stück Rothwild geschossen werden sollte; 1730 weihte man 2040 dem Tode. Wilhelm IX. setzte diese Bestrebungen mit Ernst fort, und als das erste Drittel unseres Jahrhunderts zu Ende ging, da war man mit der Verminderung des Rothwildes schon beinahe auf dem heutigen Standpunkte angelangt. —

Im Allgemeinen war der hessische Hirsch kleiner als der im Thüringer Walde und im Harze. Für die kleinsten galten die in der Herrschaft Itter. Im Hessen-Darmstädtischen kamen nicht selten Hirsche von neun Fuß Länge, über fünf Fuß Höhe und sechs Zentner schwer vor. Nur ein einziges Mal findet sich ein Thier von gleichem Gewichte im nördlichen Hessen; es wurde am 24. September 1576 von Wilhelm IV. erlegt. —

Besonderheiten in der Farbe der Hirsche werden öfter berichtet, bald waren es alte Thiere, die durch ein Versehen der Natur das weißgetupfte Jugendkleid beibehielten, bald erzählte man von völligen Weißlingen oder Schwärzlingen. Einen bunten Hirsch brachten 1564 Wilddiebe am Quiller bei Melsungen zur Strecke. Besonders das weiße Edelwild wurde mit Vorliebe gehegt. Die landgräflichen Thiergärten bargen im vorigen Jahrhundert nicht wenige solcher Seltenheiten. Auch Unregelmäßigkeiten und Mißbildungen im Geweih wurden aufmerksam beachtet. Da kamen Hirsche mit einseitigem oder auch ohne Geweih vor und wieder Hindinnen mit ausgebildeten Stangen. 1621 erlegte der Oberst Kötteritz einen ungeraden Fünfzehnender, dessen Kopfschmuck sich angeblich noch im Kasseler Museum befindet. — Häufig stellte man mit Hirschen Zähmungsversuche an, aber nie sind diese vollständig gelungen. Ehe Hieronymus Napoleon, der König von Westfalen, die Kasseler Bürgschaft durch sein Hirschgespann entzückte, mußten die Hirsche jedesmal erst mit Pferden zusammengespannt und müde gejagt werden. Dieses Gespann fiel übrigens 1813 den Russen in die Hände. Es werden

wohl auch die übrigen Fürsten ihre Hirsche nur mit großer Vorsicht zum Fahren gebraucht haben. Hirschgespanne besaßen die Landgrafen in Darmstadt, die Herzöge von Zweibrücken und von Meiningen und König August III. von Polen.

L. A.



Die Riviera di Levante.

Wie im Lied die Melodie
Steigt und fällt in Worten,
Sind melodisch dort und hie
Deine grünen Borden.

Blaue Buchten, steile Höhn,
Städtchen, bunt' Gelände
Reichen sich im Luftgetön
Freundlich ihre Hände.

Auf und nieder wogt das Lied,
Blühend von Gedanken,
Und der große Meister mied
Jeder Härte Schranken.

Rosen in den Liederfluß
Nicken vom Gehänge,
Und die Pinie giebt dem Guß
Auch die dunklen Klänge. —

Aus dem Reim mit voller Kraft
Will das Lied wohl schäumen,
Wo in saft'gen Laubes Haft
Die Orangen träumen,

Wo manch' stolze Palme ragt,
Wo die Myrthen winken,
Und die Reben unverzagt
Duft und Sonne trinken?

Rings aus reichen Quellen rauscht
Neues Liederleben,
Wo das Ohr nur horcht und lauscht,
Melodien schweben.

Und der Ufer Lobgesang
Hat das Meer umschlungen,
Eig'nen Schmerz und Wonnedrang
Laut hineingesungen.

E. Mentzel.



Das „Fillestinzchen“.[1])

Scherzhafte Reime in Kasselaner Mundart.*)

Däh Liebe, geht bie'n Sproochverein,
Ich dhu's ochch engten[2]) rothen!
Ahlkasselan'sche Schnuddelei'n
Dhun Dußlichkeit verrothen.

Kriggst Du de Bildunge Däh nit
Jetzunner an'n Schlaffittich,
Best dränig, helft dermit nit Schritt,
Schwätzt kein Schulkend nit mit Dich!

Dann beste däbsch, best drunner dorch,
Best gräßlich zu beduhren:
Bildungigkeit! Vor die, do sorg,
Daß De nit dhiest verfuhren! —
Heert zu, wie's neilich mäh mo gingk:
Ich trunk minn halbes Schäbbchen,
Dunn[3]) neben mich planzt sich do flink
So'n Fistchen[4]) — nurt so'n Häbbchen.

*) Der Herr Verfasser begleitet diese Reime, „um nicht mißverstanden zu werden“, mit folgender Einleitung:

An unsere Muttersprache.

Rauh ist Dein Hauch, der nun verweht,
Du Muttersprache! — Sie vergeht —
Und Deine derbe, biedre Weise
Sie rüstet sich zur Abschiedsreise!
Die Schwestern von Süd und Nord
Bald schweben sie auch mit Dir fort:
Ein ein'ger, reiner, deutscher Laut
Herrscht in Alldeutschland lieb und traut.
Doch da, wo Deine Wiege stand,
Grüß' ich Dich noch: Im Hessenland.

Viellichte wor hä siebzehn Johr,
Kumm hinner'n Ohren trocken,
Fünf Steepel erscht vun rothen Hoor
Wunn emm sinn Schnurwes[5]) locken.
Hä dreht das Beßchen als so zu,
Bestellt en ganzen Schobben,
Un 1, 2, 3 sufft hä'n ratsch uß
Bis uff den letzten Drobben.

Mit Forschete gock's mich dann an,
Das Jingelchen — mich Ahlen! —
Es wull bie'n zweiten Schobben dann
Mit mäh sich unnerhahlen.
Un sprochch: „Was meinen Sie, mein Herr,
— Die Sache ist höchst wichtig —
Kam Hessens Kind aus Brabant her,
Oder spricht me Brabant richtig?"

„Was sall ich Ihnen dozu sa'n?
Das sinn mäh bähmsche Därffer",
Sa' ich der dufften[6]) Kunne dann,
Gock falsch mäh'n an un schärfer!
Do hingk de Schlette[7]) ehlenlangk
Emm vunn sinn Mullwerk runner,
Sinn Schobben schlichch im Schlunk emm schlank
Vun'n Leckebrette[8]) nunner.

En Faßbenner kam do nu an,
En Kasselaner Bärger,
Ich fungk mit emm ze babbeln an,
Verzählt emm vun den Zärger,
Den Witzebietel, der mich wullt
In ahlen Dagen fobben,
Sprochch, wenn hä iwest kommen sullt,
Würr' ich emm's Mull schunt stobben.

„Minn liewes Frinndchen," sa't der nu
„Dhun Sä sich nit so ärgern,
De Bildunge nimmet forchbar zu
Bie'n Kasselaner Bärgern!
De Liede wissen nit mo mehr
Was vun en ‚Filleſtinzchen',
Vor lutter neien Sproochgemähr
Do duckt me sich, macht Winschen[9])!"

„En ‚Fillestinzchen'?" sprochch ich emm,
„Das well me nit mehr kennen?
Wie dhied me dann so'n neth'ges Dingk
Jetzunner annerscht nennen?"
„Na, heer'n se zu: Ich sullt jetz was
Zu 'ner Ußstiere liwwern,
Zwei Stinze un en hoches Faß,
Au 'n Fuder Holz in Kliwwern.

Nu fiel mäh inn — ich schriewe ehr —,
Daß 's ‚Fillestinzchen' fehlte.
Do kam dann's Bruttfreilein glichch her,
Will eß daß neifängsch quälte[10]),
Un frug, was das vor'n Dängen wär:
En Filléstinzchen? lachte:
Ob me dodrinne das Fillé
— En Kiewebüffstick — machte? —

Oder ob me Filléhannschuh
Dhät etwo drinne waschen?
Sinn Briet'gam wullt' es dann in Nu
Dermitte ewwerraschen. —
Ich merkete den Schnubben nu —
Ich benn au nit vunn Babbe —,
Uffmerksam heer ich engten zu,
Daß ich mäh Bildungk schnabbe:

Mäh ahlen Deitschen honn gelernt
En ‚Fillestinzchen' sprechen,
Un unse neimodische Zitt,
Die Vähles dhut zerbrechen,
Die spricht's vor lutter Klugigkeit
Nu uß, wie en Franzose,
Es eß 'ne Schanne! Nit en Deit
Kappirt me vun der Soose!"

„Na heer'n se uffe, liewer Frinnd!"
— So ging'n mäh uffenanner —
„Bie uns kam's ‚Landgraf-Hessen-Kind'
Uß Brabant un nit annert!"
— — — — — — — — — — —
„Das wumme winschen", sprochch hä!
„Adje, machen Se's gut", sprochch ich!

H. H.

[1]) Fäßchen zum Ausfüllen des Waschwassers. [2]) Eng, ernstlich. [3]) Dicht. [4]) Kleiner Kerl, wahrscheinlich von le fils abgeleitet. [5]) Schnurrbart. [6]) Leichtfertig. [7]) Unterlippe. [8]) Junge. [9]) = Schmeichelt. [10]) Weil es die Neugierde quälte.

Aus alter und neuer Zeit.

Wandernde Schauspieler aus Hessen im 17. Jahrhundert. Allgemein bekannt ist, daß unser gelehrter Landgraf Moritz neben dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel der erste deutsche Fürst war, der sich die Pflege der Schauspielkunst auf's Eifrigste hat angelegen sein lassen. Schon bald nach seinem Regierungsantritt (1592) bereitete er den damals über Dänemark und die Niederlande nach Deutschland wandernden englischen Berufsschauspielern eine Heimstätte in seiner Residenz. Er begründete hier das erste stehende Hoftheater „nach römischer Art", das nach seinem ältesten Sohne benannte Ottoneum — es stand an der Stelle des späteren Kunsthauses, jetzigen Naturalienmuseums —, auf dem zweifellos auch schon Shakespeare'sche Stücke zur Darstellung gelangten. Moritz hat sich, wie auch Heinrich Julius von Braunschweig, selbst in Dramen versucht; leider ist uns nichts davon erhalten. Hatten anfangs englische Komödianten in englischer Sprache agirt, so vermochte doch bald das erwachende Vergnügen am Komödienspielen auch Deutsche, sich der Schauspielkunst zu widmen und auf Darstellungen in deutscher Sprache hinzuwirken. Auch beschränkte sich das Interesse an der tragischen Kunst nicht bloß auf die Hauptstadt des Hessenlandes. Landgraf Moritz selbst hat wiederholt seinen Hofschauspielern Erlaubniß gegeben, sich in anderen Städten hören zu lassen. Eine derartige Kunstreise der hessischen Schauspieler- und Ballettruppe erstreckte sich schon 1612 bis nach Nürnberg, wo man in deutscher Sprache „etliche unbekannte Tragödien und Comödien", auch „welsche Tänze mit allerlei wunderlichen Verdrehungen" und mit Springen aufführte. (Rud. Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Berlin 1882. S. 258 f.) Gewiß ist, daß die technische und berufsmäßige Ausbildung der Schauspielkunst und der dramatische Kunsttrieb bald solche Fortschritte machten, daß, als die englischen Komödianten durch den dreißigjährigen Krieg aus Deutschland verscheucht wurden, rein deutsche Truppen in der Lage waren, ihre englischen Lehrmeister abzulösen. So berichtet Jakob Bächtold in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz (Frauenfeld 1892) S. 396, nach Streit, Geschichte des bernerischen Bühnenwesens I, S. 152, daß 1651 die Gesellschaft des Johann Faßhauer aus Hessen-Kassel (die Familie blüht bekanntlich heute noch) die Erlaubniß erhielt, sich in Bern in biblischen Historien hören lassen zu dürfen. Doch stellte der Rath die Bedingung, daß die Truppe „sich des nächtlichen Spielens müßige und nicht mehr als einen Batzen nehme".

Dr. C. Heldmann.

Eine Theuerung in Kassel vor 80 Jahren. Die Witterung des abgelaufenen Jahres 1896 war für den hessischen Landmann nicht günstig. Häufige und anhaltende Regengüsse während der Zeit der Heu- und Getreideernte haben vielen Schaden gebracht. Doch sind die übelen Folgen des ungünstigen Wetters bei Weitem nicht so bedeutend, als diejenigen, welche gerade 80 Jahre früher das Jahr 1816 brachte. In letzterem Jahre verdarb infolge des unaufhörlichen Regens die Ernte in Hessen fast vollständig. Die Lebensmittelpreise stiegen deshalb sehr erheblich und kamen erst nach dem günstigen Ausfall der Ernte im Jahre 1817 auf den früheren Stand zurück.

Wir geben im Nachfolgenden eine Schilderung der Theuerung und des im Herbste 1817 in Kassel gefeierten Erntefestes nach der gleichzeitigen Aufzeichnung des Kasseler Bürgers und Tuchmachermeisters Johann Christoph Woringer.

„Dieses Jahr 1816 — heißt es da — war im Anfang sehr kalt; im Frühjahr gab's viel Regen und sehr große Wasser. Dieses verursachte, daß nichts ausgesäet werden konnte und, was ausgesäet war, von dem Ungezieser weggefressen wurde. Darauf folgte Theurung; die Metze Kartoffeln kostete 5 Albus 4 Pf.*) 3 Pfund 16 Loth Brod gab's für 4 Albus. Kälte und Regen folgten beständig. Die Heu-Ernte war 3 Wochen später als sonsten und dabei haben die Menschen das Heu bis an die Waden tief aus dem Wasser getragen und auf hohen Plätzen getrocknet; vieles ist gänzlich verschlämmt und war nicht zu gebrauchen. Die Kornernte war ebenso, und man mußte das Korn halb trocken nach Hause bringen. Die Kartoffeln haben viele Leute nicht ausmachen können wegen der Nässe; viele Leute haben wenig und viele gar keine bekommen. Die Gerste kam so ziemlich nach Hause; der Hafer, der Samen und das Kraut sind 3 Wochen vor Christtage noch auf den Feldern gewesen; das Kraut war erfroren. Um Martini war die Fulde schon zugefroren, aber sie blieb nicht lang zu. Regen und Frost wechselten immer mit einander ab, und die Theuerung blieb bis Ende 1816 und dauerte auch am Anfang des folgenden Jahres fort.

Vom 10. Juni 1816 bis den 9. November hatten wir mehr Regen als Sonnenschein, vom

*) 1 Thaler = 32 Albus à 12 Heller.

9. November bis 25. strenge Kälte, vom 26. November 1816 bis den 8. März 1817 beständig Regen, vom 8. März bis Ende März angenehme Tage. Der April brachte Regen, Schloßen, Schnee den ganzen Monat hindurch. Anfangs Mai bekamen wir 2 Pfund 24 Loth Brod für 4 Albus; die Metze Kartoffeln kostete 7 Albus, das Viertel Korn 10 Rthlr., das Viertel Weizen 12 Rthlr. Der Mai wechselte ab mit Regen und Sonnenschein; im Juni war das Wetter so schön und so warm, wie es lange Jahre nicht gewesen ist. Aber die Theuerung wurde noch immer ärger. Das Viertel Korn kostet jetzt 11 Thaler 16 Albus, der Weizen 16 Thaler, das Pfund Brod 1 Albus 8 Pfennig, 1 Pfund Erbsen 2 Albus, 1 Pfund weiße Bohnen 4 Albus, 1 Pfund Linsen 2 Albus, 1 Pfund geschälte Gerste 3 Albus, 1 Mäßchen Kartoffeln 1 Albus 6 Pf., 1 Kännchen Branntwein 1 Albus 9 Pf., 1 Pfund Fleisch 4 Albus, 1 Pfund Butter 10, 11 bis 12 Albus. Das ist zu Johannis; wir hoffen aber, zu Jacobi soll es besser sein, alle Früchte auf den Feldern stehen sehr gut. —

Heute, den 5. August 1817, war ein merkwürdiger Tag für uns allhier in Kassel. Da wurde nach einem Mißjahr und großer Theuerung das erste Korn eingefahren, mit 4 Wagen, welche den Herren Ulrich und Dufet angehörten. Die 4 Fuder Korn mit Stroh und Aehren kamen zum Holländischen Thore herein.

Die ganze Geistlichkeit der Stadt, danach die sämmtlichen Schulkinder, Jungen und Mädchen (die Mädchen weiß gekleidet, mit Kränzen von Kornähren auf den Köpfen), gingen in einem Zug voran. Die Jungen haben gesungen Lied 461: Frohlocket Jung und Alt. Danach kamen die 4 Wagen, auf denen das Korn war; sie waren geziert mit Blumen und Bändern und mit einem Denkspruch. Die Schnitter und die, die das Korn gebunden hatten, gingen neben den Wagen. Der Zug ging vom Müllerthor über den Brink, hernach über den Graben bis an den Steinweg, den Steinweg hinauf, durch die Bellevue, über die Neustadt, durch die Königsstraße, bis in die Große Kirche. Als dieser Zug an dem Thor ankam, war es 2 Uhr, und als er mit Musik und Gesang an die Kirche kam, war es 6 Uhr. Da wurde Gottesdienst gehalten bis 7 Uhr. Das Gedränge der Menschen war so groß, daß Viele ohnmächtig geworden sind. Die Wagen hielten vor der Kirche, bis der Gottesdienst gehalten war. Danach zogen die Wagen nach Haus, und das Erntefest hatte ein Ende."

A. W.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau von 1896.

Buchbinder-Obermeister Martin Schmincke zu Kassel, 3. Januar, 67 Jahre alt. — Geheimer Regierungsrath a. D. Friedrich Kochendörffer zu Kassel, 10. Januar, 73 Jahre alt. — Zeichenlehrer a. D. Maler Wilhelm Pfaff zu Kassel, 13. Januar, 74 Jahre alt. — General der Infanterie z. D. Ludwig von Spangenberg zu Frankfurt a. M., 19. Januar, 69 Jahre alt. — Regierungs- und Landesökonomierath Friedrich Freiherr Schenk zu Schweinsberg zu Münster i. W., 23. Januar. — Landgerichtsrath Wilhelm Collmann zu Berlin, 29. Januar, 45 Jahre alt. — Prorektor a. D. Dr. Hugo Suchier zu Rinteln, 10. Februar, 75 Jahre alt. — Redakteur Friedrich Müller zu Kassel, 14. Februar, 63 Jahre alt. — Zimmermeister Wilhelm Leister zu Kassel, 25. Februar. — Hofgartendirektor Franz Vetter zu Potsdam, 27. Februar, 71 Jahre alt. — Gymnasiallehrer a. D. Professor Dr. Gustav Adolf Wachenfeld zu Kassel, 29. Februar, 61 Jahre alt. — Stadtpfarrer Leopold Höhl zu Ebern, 29. Februar. — Metropolitan a. D. Bernhard August Beß zu Kassel, 3. März, 78 Jahre alt. — Berg- und Hütteninspektor Georg Friedrich Wille zu Hildesheim, 13. März, 79 Jahre alt. — Oberst z. D. Adolf Wiegrebe zu Kassel, 16. März, 62 Jahre alt. — Postinspektor a. D. Ernst Wagner zu Kassel, 21. März, 72 Jahre alt. — Schriftstellerin Fräulein Nanny vom Hof zu Hombressen, 23. März. — Major z. D. Wilhelm Nolde zu Kassel, 25. März, 48 Jahre alt. — Rektor Philipp Ullmann zu Kassel, 29. März. — Amtsgerichtsrath a. D. Julius Fulda zu Kassel, 31. März, 75 Jahre alt. — Kurfürstlich hessischer Oberstlieutenant z. D. Moritz von Baumbach zu Kassel, 1. April, 82 Jahre alt. — Geheimer Hofbaurath Friedrich Knyrim zu Wehlheiden, 12. April, 69 Jahre alt. — Superintendent Johannes Rudolf Heußner zu Ziegenhain, 21. April, 74 Jahre alt. — Amtsgerichtsrath a. D. Julius Willius zu Kassel, 1. Mai, 61 Jahre alt. — Metropolitan Ferdinand Wilhelm Hellwig zu Felsberg, 6. Mai, 83 Jahre alt. — Justizrath Karl Wilhelm Thomas Brunner zu Gudensberg, 11. Mai, 68 Jahre alt. — Professor der Medizin Dr. Wilhelm Henke zu Tübingen, 17. Mai,

61 Jahre alt. — Eisenbahnsekretär a. D. Rechnungsrath Jean Woringer zu Kassel, 30. Mai, 71 Jahre alt. — Justizrath Wilhelm Osius zu Hanau, 10. Juni, 61 Jahre alt. — Schulrath a. D. Theodor Junghenn zu Hanau, 17. Juni, 68 Jahre alt. — Regierungs- und Forstrath Wilhelm Mehlburger zu Kassel, 17. Juni, 52 Jahre alt. — Kaufmann Georg Knetsch zu Kassel, 25. Juni, 58 Jahre alt. — Justizrath Wilhelm Bauscher zu Hanau, 1. Juli, 87 Jahre alt. — Obergerichtsrath a. D. Friedrich von Starck zu Marburg, 3. Juli, 77 Jahre alt. — Kaufmann Wilhelm Mertz zu Kassel, 5. Juli, 84 Jahre alt. — Fräulein Sophie Lauffer, Vorstandsmitglied des Vaterländischen Frauenvereins zu Kassel, 5. Juli, 73 Jahre alt. — Oberpostkommissar a. D. Ferdinand Homburg zu Kassel, 16. Juli, 77 Jahre alt. — Major Georg Ziegler zu Rastatt, 25. Juli, 47 Jahre alt. — Apotheker Fritz Kördell zu Mazatlan (Mexiko), 15. August, 58 Jahre alt. — Bauunternehmer Wilhelm Dauber zu Marburg, 20. August, 46 Jahre alt. — Amtsrichter Theodor Schott zu Hanau, 31. August, 42 Jahre alt. — Bankier Moritz Büding zu Kassel, 23. September, 75 Jahre alt. — Geheimer Regierungsrath Landrath a. D. Otto von Gehren zu Bad Wildungen, 15. Oktober, 78 Jahre alt. — Oberstallmeister von Steuber zu Neustrelitz, 17. Oktober. — Landesforstmeister Wilhelm Stahl zu Haina, 24. Oktober, 67 Jahre alt. — Geheimer Staatsrath z. D. Dr. Julius Schomburg zu Weimar, 1. November, 79 Jahre alt. — Oberstlieutenant a. D. Ludwig Freiherr von Uslar-Gleichen zu Wahlershausen, 3. November, 52 Jahre alt. — Dozent der Naturwissenschaften Professor Dr. Karl Sebastian Cornelius zu Halle a. S., 4. November, 76 Jahre alt. — Stiftskassirer Wilhelm Kornemann zu Kassel, 5. November, 57 Jahre alt. — Rentner Ernst Dannenberg zu Fulda, 4. Dezember. — Justizrath Johannes Klippert zu Kassel, 7. Dezember, 94 Jahre alt. — Landgerichtsrath Karl Spangenberg zu Marburg, 18. Dezember, 63 Jahre alt.

Universitätsnachrichten. Unserm hessischen Landsmann, dem vortragenden Rath im Justizministerium und Vorsitzenden der Justizprüfungskommission Professor Dr. Stölzel zu Berlin ist der Charakter als Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädikat Excellenz verliehen. — Am 17. Dezember schloß der ordentliche Professor der Geschichte an der Universität Marburg, Albert Naudé, im Alter von nur 38 Jahren die Augen für immer. Der Verstorbene, ein geborener Brandenburger aus Jüterbogk, halte nach seiner Promotion zum Dr. phil. bis zum Jahr 1894, als er an Stelle von Professor Dr. Max Lehmann als Lehrer der Geschichte des Mittelalters und namentlich der Neuzeit nach Marburg übersiedelte, ausschließlich in Berlin gewirkt. Naudé war dort als Mitarbeiter an der von der Berliner Akademie der Wissenschaften veranstalteten Ausgabe der politischen Korrespondenz Friedrich's des Großen hervorragend thätig, wie seine Forschungen denn überhaupt fast ausschließlich der Person des großen Königs gewidmet waren. Dabei gerieth er mit seinem Vorgänger in Marburg in einen heftigen wissenschaftlichen Streit über die Entstehung des siebenjährigen Krieges, bezw. besonders über die Frage, ob dessen Entstehung auf Angriffspläne des großen Preußenkönigs zurückzuführen sei, was Professor Lehmann zu beweisen bemüht war. In dieser für die Beurtheilung der ganzen Persönlichkeit Friedrich's II. höchst wichtigen Streitfrage hat Professor Naudé Lehmann's Darlegungen auf das Nachhaltigste bekämpft, ohne indeß mit seinen Ausführungen bislang durchzudringen. Ein ihm im vorigen Sommer zu Theil gewordener Ruf nach Freiburg i. Br., dem er Folge zu leisten gewillt war, würde den geschätzten Forscher und Lehrer der Alma mater Philippina mit dem Beginn des nächsten Sommersemesters wieder entführt haben. Nun hat ihn der unerbittliche Schnitter Tod in der vollen Manneskraft so plötzlich gefällt. Hoffen wir, daß der erledigte Marburger Lehrstuhl mit einem Gelehrten besetzt wird, der auch mit der hessischen Geschichte eng vertraut ist und sich ihre Pflege besonders angelegen sein läßt.

Jubiläum. Der Nestor der hessischen Bürgermeister Winter zu Homberg begeht am 1. Januar den Tag, an welchem er vor sechzig Jahren, zunächst als Stadtsekretär, in den Dienst der Stadt Homberg trat. Der würdige Greis erfreut sich einer für seine Jahre seltenen Rüstigkeit und Geistesfrische.

Grimm-Andenken. Der Orientalist Professor Albert Weber zu Berlin hat der Grimm-Sammlung in Hanau den in seinem Besitz befindlichen Rock überwiesen, den Jakob Grimm in seinen letzten Tagen getragen hat, in dem er auch auf dem Denkmal dargestellt ist. 33 Jahre hat der Gelehrte das ihm sehr werthvolle Andenken aufbewahrt. — Der Grimm-Sammlung zu Kassel wurden von mehreren Verlegern in dankenswerther Weise Exemplare von in ihrem Verlage erschienen Ausgaben der Märchen der Brüder Grimm zugewendet.

Todesfall. Am 18. Dezember verschied zu Marburg, wo er seit dem Jahre 1867 zuerst am Amtsgericht, hernach am Kreis- und Landgericht wirkte, Landgerichtsrath Karl Spangenberg, ein durch Begabung und Rechtskenntniß, durch außergewöhnliche Leistungsfähigkeit, durch Charakterfestigkeit und Heimathsliebe hervorragender hessischer Jurist. Der Verstorbene, zu Arnsbach im Kreise Homberg als Sohn des dortigen Pfarrers im Oktober 1833 geboren, wurde im November 1856 Obergerichtsreferendar, 1867 Justizassessor und Amtsrichter, 1878 Kreis- und 1879 Landgerichtsrath. Das Ableben des so verdienten und beliebten Herrn wird weithinaus tiefe Theilnahme erwecken.

Hessische Bücherschau.

Dr. Otto Gerland, Die spätromanischen Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden. Nach Originalaufnahmen veröffentlicht und beschrieben und mit Unterstützung des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten herausgegeben. Leipzig (E. A. Seemann) 1896. 4°. (32 S. und 14 Tafeln.) M. 6,00.

In Betreff dieses neuesten Werkes unseres sehr geschätzten Mitarbeiters über das dermalige Dienstgebäude des Landrathsamtes zu Schmalkalden, auf welches bereits im letzten Heft des vorigen Jahrgangs vom „Hessenland“ S. 332 hingewiesen ist, findet sich in Nr. 12 des „Deutschen Herold“, Jahrgang XXVII, S. 178, Abs. 3 folgende Besprechung: Die spätromanischen Malereien befinden sich im Kellergeschoß des Hessenhofes, 1,50 Meter unter der Straßenfläche; ihr Vorhandensein war am Ort schon seit längerer Zeit bekannt, indeß hat erst Professor C. W. Hase in der Zeitschrift für christliche Kunst im Jahre 1893 öffentlich auf sie aufmerksam gemacht. Hase erblickte in dem Raume der Krypta einer Kapelle, welche von der heiligen Elisabeth im Sommer 1227 gelegentlich des Abschieds von ihrem Gemahl, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, bei seiner Abfahrt zum Kreuzzuge zu bauen begonnen und die nach deren plötzlichem Tode im Spätherbst 1231 mit Darstellungen aus dem Leben der Heiligen ausgemalt worden sei. Dr. Gerland ist durch seine eingehenden Forschungen zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt. Verschiedene Umstände weisen darauf hin, daß der Raum zur Zeit seiner Erbauung mit dem ihm umgebenden Gelände mindestens in gleicher Höhe gelegen und als Speisesaal gedient hat. Die Malereien haben einen durchaus profanen Charakter, sie sind Illustrationen zu dem Heldenliede „Iwein, der Ritter mit dem Löwen“ von Hartmann v. Aue. Die Zeit ihrer Herstellung dürften die letzten Regierungsjahre des sangesfrohen Landgrafen Hermann I. von Thüringen († 26. April 1217) sein, dessen Hof die zeitgenössischen Dichter an sich zog. Sehr gut zu dieser Zeitbestimmung paßt die von dem Maler gewählte Helmform, ein flacher Topfhelm, der nur den Schädel deckt und mit der Nasenberge versehen ist. Der echte Topfhelm aber bedurfte der Nasenberge nicht, da er den ganzen Kopf bedeckte. Nur die vorheraldischen konischen und glockenförmigen Helme, welche Gesicht und Hinterkopf frei ließen, hatten die Nasenberge. Diese Helme werden schon in dem Liede „Athis und Prophilias“ (vor 1214) als eine nicht mehr gebräuchliche Waffe bezeichnet. Dem Maler scheint die Aufgabe gestellt gewesen zu sein, den Gegenstand historisch zu behandeln; da er aber die alten Helme wohl nur vom Hörensagen kannte, so rekonstruirte er sie in Anlehnung an den damals gebräuchlichen Topfhelm. Der König Askalon, welchen Iwein bekämpft und besiegt, stattet der Maler, der Wappensymbolik seiner Zeit gemäß, mit einem Adlerschilde aus. Dr. Gerland fügt seiner Abhandlung nicht nur die photographischen Aufnahmen der Malereien bei, sondern er giebt auch Erläuterungstafeln, welche die Umrisse losgelöst von den Rissen, Flecken und sonstigen Zufallsformen der Unterlage enthalten. — Daß das treffliche Werk mit dankenswerther Unterstützung des preußischen Kultusministeriums herausgegeben ist, soll nicht unerwähnt bleiben.

Frankfurter Novellen. Von E. Mentzel. Verlag der litterarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Die Verfasserin der „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“, unsere hessische Dichterin Frau E. Mentzel, hat unter dem obigen Titel eine Sammlung von Novellen herausgegeben, die sämmtlich, wie auch der Titel andeutet, auf dem Boden der alten Kaiserstadt sich abspielen, ähnlich wie ihr früher erschienener Roman „Die Maikönigin“. Frau Mentzel ist den Lesern dieser Blätter längst vortheilhaft bekannt, nahm sie doch die Stoffe ihrer schönsten Novellen, „Feldspath“ (Leipzig 1890), aus der hessischen Heimath, und ist sie doch neben Frau von Hohenhausen, Frau Keller-Jordan und der verstorbenen Brandt-Wiegand die bedeutendste hessische Schriftstellerin.

Ihr vorliegendes neuestes Werk zeigt uns wieder ihre herrliche Begabung, zu schildern, Menschen zu zeichnen und fesselnde Situationen zu entwickeln. die zuweilen sogar dramatisch wirken. Die Personen treten uns als natürliche Gestalten des Lebens entgegen, gleichviel, ob sie uns aus den breiten Schichten des Volks, in ihrer schlichten Einfachheit und Sprache, oder aus den Kreisen einer höher stehenden Gesellschaft vorgeführt werden. Es ist greifbare Wahrheit, was die Dichterin schreibt, und diese Wahrheit fesselt durch die blühende Form des sprachlichen Ausdrucks. Frau Mentzel weiß zu schreiben, sie läßt keine Lücke in der Darstellung, vermeidet aber auch andererseits die großen Breiten.

Die elf Frankfurter Novellen sind Zeichnungen aus dem bürgerlichen Leben der Stadt Frankfurt bis zur Goethe'schen Zeit, und ich irre wohl nicht, wenn ich sie theilweise als Frucht historischer Studien hinnehme. Einige sind freilich nur Erzählungen bestimmter Vorgänge in der alten Kaiserstadt, sie gewinnen aber und nehmen unser ganzes Interesse dadurch in Anspruch: daß wir den handelnden Personen tief in die Seele sehen und infolgedessen ihre Handlungsweise begreifen, wie z. B. in dem „Lindenzweig“, im „Pfingstwasser“, „Meisterschuß“. Die kleine Novelle „Der Hexenmeister“ dagegen zieht uns an durch ihren „Helden“, den kleinen Wolfgang Goethe, das „Wölfche“ der „Frau Rath“. Der kleine Wolf wird am Weihnachtsabend durch das Dienstmädchen zum alten Puppenspieler Döhler gebracht, wo er sich die Komödie: „Das wunderliche Leben und traurige Ende des weiland berühmten Dr. Johannes Faust“ vorspielen läßt. „Wölfche“ ist natürlich ganz Aug' und Ohr und äußert dann am Schlusse, dem alten Döhler gegenüber, seine Meinung: „Ach, das war schön! Ich möchte auch alles wissen, — wie Faust“, wobei er aber gleich die Hoffnung ausspricht, daß er doch auch den Teufel zuletzt unter sich kriegen werde. Goethe ist auch die Hauptperson in der Novelle „Spinnenfädchen“, in der wir mit einer seiner Liebes-Affairen, nach seiner Liebe zu Lotte, bekannt werden, aber auch den mächtigen Eindruck kennen lernen, den Goethe's Erscheinung auf die Frauen machte. In der an schönen Charakterzeichnungen reichen Novelle „Der Stein der Weisen“, spielt Goethe nur insoweit eine Rolle, als am Abend des 8. Mai 1786 in Frankfurt die Darstellung des „Götz von Berlichingen“ stattfindet, bei der die Frau Rath mit ihrer weißen Flügelhaube „wie das verkörperte Glück“ aussah. Diese Aufführung ist zugleich der Ausgangspunkt der Konflikte, denen wir hier in einer Novelle begegnen, die uns mit einer frappirenden Darstellungskunst in das Fühlen und Denken einer alten Frankfurter Patrizierfamilie einführt. — Von den weiteren Novellen als „Mutter Rahel“ — meisterlich durchgeführt in der Seelenmalerei zweier im Unglück sich berührenden, aber von widerstreitenden Empfindungen geleiteten Mütter —, dann „Galgen-Ursel“ und „Der Kirchenstuhl“ ist es schwer zu entscheiden, welcher man den Vorzug zuerkennen soll. Jede hat ihre besonderen Vorzüge, und die Leser dieser Blätter, denen das Buch hiermit bestens empfohlen sei, mögen das selbst beurtheilen. Hierbei sei schließlich bemerkt, daß die „Frankfurter Novellen“ nicht etwa nur für Frankfurter Leserkreise bestimmt sind, sondern Anspruch auf allgemeine Beachtung haben.

C. P.

Personalien.

Verliehen: den Oberlehrern Dr. Franz und Dr. Pohler zu Kassel und Hölzerkopf zu Marburg das Prädikat Professor; dem Bürgermeister a. D. Braun zu Hersfeld der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: der Landgerichtsrath Dr. Martin zu Hildesheim zum Oberlandesgerichtsrath in Celle; der außerordentliche Pfarrer Pfeiffer zum Pfarrer in Hohenzell; der Gerichtsassessor Volley zum Auditeur; die Referendare Dr. Hill, Bock und Dr. Hahn zu Gerichtsassessoren; Postsekretär Röbel zu Kassel zum Oberpostkassenbuchhalter in Magdeburg.

Geboren: ein Sohn: Secondlieutenant Eduard Strahler und Frau (Hanau, 9. Dezember); Oberlehrer Dr. Otto Paulus und Frau Julie, geb. Schieck (Kassel, 11. Dezember); praktischer Arzt Dr. Ludwig Heldmann und Frau Anna, geb. Merzyn (Ditfurt, 18. Dezember); Regierungsrath Grimm und Frau Olga, geb. Stohlmann (Trier, 21. Dezember); Oberlehrer Dr. Ludwig Fenge und Frau (Inowrazlaw, 21. Dezember); Gymnasiallehrer Fritz Heckmann und Frau Anna, geb. Wagner (Kassel, 21. Dezember); eine Tochter: praktischer Arzt Dr. Eysell und Frau Johanna, geb. Vilmar (Kassel, 21. Dezember).

Gestorben: Professor Dr. phil. Albert Naudé, 38 Jahre alt (Marburg, 17. Dezember); Schatzzahlmeister a. D. Eduard Klöpfer, 76 Jahre alt (Kassel, 17. Dezember); Veterinärassessor Hermann Holzendorff, 56 Jahre alt (Kassel, 17. Dezember); Postassistent Julius Dieterich, 26 Jahre alt (Kassel, 18. Dezember); Landgerichtsrath Karl Spangenberg, 63 Jahre alt (Marburg, 18. Dezember); verwittwete Frau Baronin Elisabeth Schwertzell zu Willingshausen, geb. Gräfin Bose (Kassel, 18. Dezember); Frau Pfarrer Wilhelmine Hast, geb. Paul, 23 Jahre alt (Niedergrenzebach, 20. Dezember); Handschuhfabrikant Karl Brübach, 66 Jahre alt (Göttingen, 21. Dezember); verwittwete Frau Amtsgerichtssekretär Lina Sudrow, geb. Stremme, 46 Jahre alt (Kassel, 23. Dezember); verwittwete Frau Katharina Weiffenbach, geb. Bickhard, 82 Jahre alt (Kassel, 25. Dezember); verwittwete Frau Wilhelmine Klein, geb. Bödicker, 68 Jahre alt (Kassel, 26. Dezember); verwittwete Frau Luise Ruelberg, geb. Graef, 83 Jahre alt (Kirchberg, 27. Dezember); Lehrer a. D. Johann Ziegler (Bettenhausen, 27. Dezember); verwittwete Frau Julie Schieck, geb. Lohmeyer (Kassel, 29. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. XI. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1897.

Der blühende See.

Es war, als trüg' der Mond zur Erde heißes Sehnen
Und niemand wüßte, wie er's treu gemeint;
In lichten Sternenaugen blinkten Perlenthränen
Um längstverwund'nes Leiden still geweint.

Im Buchtengrunde schwankte Schilfrohr auf und nieder
Und nickte wehmuthschwer, verständnißtief, —
Von Wellenpolstern schreckten dumpfe Todtenlieder
Ein Wasserweib, das traumversunken schlief.

Und schaudernd lauscht's dem Geistermund der Erdennächte,
Im Mondglanz blitzt sein thauig Schuppenkleid,
Die Schwanenbrust umfließt des Haares lose Flechte,
Auf bleicher Stirne lasten Gram und Leid.

Es lauscht und starrt in's Land mit thränenfeuchten Blicken;
Es ruft —, doch wer begreift den fremden Mund?
Und jetzt, als wollt's des Herzens Qualengluth ersticken,
Versinkt es seufzend in dem Wogenschlund.

Doch drunten in des grünen Schlosses weiter Halle
Als Blumen streut das Seeweib unbelauscht
Die Schmerzensgrüße und die Todtenlieder alle,
Die ihm der Nachtwind klagend zugerauscht.

Nun schlingen gittergleich sich schlanke Algenketten
Am Seegrund hin in sanftem Zwielichtglanz,
Und auf des Seees namenlosen Grabesstätten
Ruht frühlingsfrisch ein schlichter Maienkranz.

Franz Maria Litterscheid.





Die hessischen Landgrafen und die Berg- und Hüttenwerke.

Von W. Grotefend.

(Fortsetzung)

Wollen wir uns die Summe der Rechte und Pflichten der Bergarbeiterschaft im 16., 17. und 18. Jahrhundert, und zwar zunächst deren Rechte vergegenwärtigen, so würden sich selbige etwa folgendermaßen zusammenfassen lassen.

Die Bergleute waren schon seit der Bergfreiheit Landgraf Philipp's von 1536 befugt, sich frei Wohnhäuser zu errichten, zu denen ihnen das nöthige Brennholz geliefert wurde, Bier und Wein nach ihrem Gefallen zu kaufen, auch durften sie es ungehindert ohne alles Ungeld verschenken und vertreiben, sowie alles andere Gewerbe, was zur Mehrung ihres Nahrungsstandes dienen konnte, nach Belieben betreiben. Sie genossen Accise- und Licentfreiheit, waren also aller Abgaben auf die zu ihrer Haushaltung erforderlichen Nahrungsmittel, namentlich auch auf ihren Haustrunk, ledig. Besaßen sie keine eigenen Häuser, sondern wohnten zur Miethe, so war es den Hauswirthen verboten, sie durch zu hohen Haus- oder Miethzins zu belasten. Die Gewerke erhielten in Betreff aller zum Betriebe des Bergwerks nöthigen Dinge wie Eisen, Unschlitt, Seile, Dielen, Holz und Kohlen das Vorkaufsrecht. Niemand sollte sie darin hindern oder ihnen den Preis steigern. Die Bergleute genossen Freiheit von Boten-, Frohn-, Hand-, Wacht-, Jagd-, Wegebau- und anderen Personaldiensten und namentlich von den Personalsteuern, mit Ausnahme des peinlichen Gerichtsgeldes, jedoch nicht von den Reallasten, die sie zu tragen hatten wie jeder andere Ortsbewohner. So hatten sie von ihrem Vieh ihren Antheil an der Besoldung des Vieh- und Schweinehirten zu entrichten; indeß bestanden auch in Bezug auf die Reallasten im Einzelnen wieder Privilegien, sie waren nämlich zur Entrichtung örtlichen Dienstgeldes an und für sich nicht verpflichtet, sondern nur in im Jahre 1677 festgestellten Einzelfällen, in denen sie die Hälfte zu zahlen hatten. Besaßen Bergleute außer ihrem befreiten Besitzthum, zu dem besonders auch Neurodungen gerechnet wurden, noch anderweitiges Gut, auf dem bereits Lasten geruht hatten, ehe es in ihre Hände übergegangen war, so waren die alten Lasten ebenso weiter zu tragen. Mit den Ortschaften, in welchen die Bergleute in größerer Anzahl ansässig waren, kam es über diese Abgabenfragen zu manchem Zwist, da deren Einnahmen selbstverständlich durch die Privilegien der Bergleute vermindert wurden. Die Ortsobrigkeiten wußten indessen für den Fall höchster Noth oder Kriegsläufte eine Beschränkung der Abgabenfreiheit der Bergleute zu erreichen.

Zu Garnison-(Miliz-)Dienst waren sie laut ausdrücklichen Befehls Landgraf Karl's vom 10. November 1707 nicht heranzuzuziehen, ein Vorrecht, auf das sie hohen Werth gelegt zu haben scheinen, das aber von militärischer Seite immer wieder zu durchbrechen versucht wurde, wie die häufigen Bestätigungen desselben beweisen. In das aktive Heer traten sie schließlich vielfach.

Unter dem Vorsitz des Bergvogts (Berghauptmanns) bestanden schon seit Erlaß der Berg- und Schieferordnung vom 3. Juni 1543 besondere Berggerichte, die mit einem Schöffenmeister und 11 Schöffen, ehelich geborenen, frommen, unbescholtenen Männern, „die sich frömblich halten und ehrlichen Wandel führen", besetzt waren und in allen persönlichen Klagen gegen Bergleute zuständig waren. Diese Zuständigkeit erstreckte sich auch auf die Ehefrauen der Bergleute.

Bei Forderungen anderer landgräflicher Unterthanen gegen die Bergleute mußten sich die Gläubiger mit ihren Forderungen bei den Bergbeamten melden und zwar zeitig. Waren die Forderungen von letzteren für richtig befunden, so wurde für die Gläubiger vom Wochenlohn einbehalten und der Betrag denselben gegen Bescheinigung ausgefolgt.

Hatten Bergleute an anderen Orten außerhalb des Bezirks der Werke, an denen sie beschäftigt waren, gefrevelt, so waren zwar die Berggerichte nicht zuständig darüber zu urtheilen, namentlich waren alle peinlichen Fälle ausgeschlossen, aber behufs Feststellung des Thatbestandes wurden die Bergbeamten zugezogen, die Requisition ging durch ihre Hand. Diejenigen Arbeiter, Fuhrleute u. dgl., welche nicht in wirklichem Bergdienst standen, sondern nur auf kurze Zeit gedungen waren, blieben an und für sich der Ziviljuris-

diktion unterworfen. Wofern sie aber auf den Berg- und Hüttenbezirken sich eines Verbrechens schuldig machten, oder auch in ihrer Arbeit sich etwas zu Schulden kommen ließen, so gehörte die Bemessung der Strafe ebenso vor das Berggericht wie bei den in wirklicher Dienstpflicht stehenden Leuten.

Um die Behörden immer über den Bestand der Hütten- und Bergwerksgemeinden auf dem Laufenden zu halten, zumal aber um den Betrieb der Werke durch gerichtliche Vorladungen nicht zu stören, wurden den gerichtlichen Behörden alljährlich namentliche Verzeichnisse aller Berg-, Hütten- und Hammerleute zugestellt, auch der Köhler und Köhlerknechte.

Gerichtshandlungen in Betreff von Berg-, Hütten- und Hammerantheilen, Kontrakten, Verschreibungen waren der Berggerichtsbarkeit unterworfen; während die Zivilgerichtsbarkeit über alle ihrer Jurisdiktion unterworfenen Güter zu erkennen hatte, mochte es sich nun um Streitigkeiten zwischen Hüttenverwandten oder zwischen diesen und Amtsunterthanen handeln. Vor allem gehörte hierher das Ab- und Zuschreiben in den Grundbüchern laut Bestimmungen des Reskripts vom 16. Dezember 1752, die anscheinend auf eine Beschränkung der Berggerichtsbarkeit hinausliefen.

Vor dem Bergbeamten geschah die Eheberedung, wenn ein in Pflicht und Arbeit stehender Hütten- oder Bergmann eines in gleicher Pflicht und Arbeit stehenden Berg- oder Hüttenmanns Tochter oder eine auf der Bergstätte wohnhafte Wittwe heirathen wollte, doch mußte auch der Prediger des Orts, in dem beide Parteien wohnten, zugegen sein.

Ihrer Stellung als besonders privilegirter Stand entsprechend wurden die Bergleute, wenigstens seit Erlaß der Verfügung vom 28. Oktober 1751, feierlich in Pflicht genommen, worüber ein förmliches Verpflichtungsbuch angelegt wurde, in welches die Namen der Verpflichteten, sowie die Zeit ihrer Verpflichtung und in wessen Gegenwart sie vorgenommen war, eingetragen wurde.

Jungen, die das 15. Jahr noch nicht erreicht hatten, wurden nicht verpflichtet, sondern nur in einem Anhang der Berglisten aufgeführt. Die Formel des Eides lautete:

> „Ihr N. N. sollt gegenwärtig schwören einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ihr dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm, Landgrafen zu Hessen, unsern allerseits gnädigsten Fürsten und Herrn wie auch höchst deroselben nachgesetzten Bergrathscollegien und hiernächst denen Euch vorgesetzten Bergbeamten und Dienern jederzeit getreu, gehorsam und gewärtig sein, höchstgedacht Ihro Hochfürstl. Durchlaucht wie auch derer Gewerken gemeinen Berg- oder Hüttenwerks Nutzen, Eurem besten Verstand oder Vermögen nach fördern, soviel an Euch ist, Schaden warnen und abwenden helfen, der Euch zugetheilten Bergarbeit treulich warten und überhaupt Euch so aufführen und alles das thun und handeln wollet, das einestheils die Berg-, Hütten- Hammer- und andere vorgeschriebene Verordnungen vermögen, sonst auch einem ehrlichen und getreuen Berg- und Hütten-Manne von Pflichten wegen gebührt."

Das letzte Vorrecht der Bergleute dessen wir zu gedenken haben, ist die bereits in Nr. 6, S. 66 des vorigen Jahrgangs erwähnte Bestimmung über die Hinterlegung von 1% der wirklichen jährlichen Ausbeute aller Werke, nach dem Vorgang der Eisenwerke, zum Unterhalt alter und beschädigter Bergleute vom 18. Februar 1749, welche unsere Blicke unwillkürlich auf die sozialpolitische Gesetzgebung der neuesten Zeit lenkt.

Lassen wir uns nunmehr über die Pflichten der Bergleute belehren, so ist an die Spitze zu stellen, daß völlige Pünktlichkeit jedem zur Pflicht gemacht wurde. Nach einem Patente Landgraf Wilhelm's VI. vom 31. Mai 1652 lief die Frühschicht von 4 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags, die Mittagsschicht von 12 bis 8 acht Uhr. War es nöthig, Nachtschicht zu gebrauchen, die also nur aushilfsweise zur Anwendung gelangte, so wurde um 8 Uhr abends ein- und um 4 Uhr morgens wieder ausgefahren, jede Schicht umfaßte also acht Stunden. Bei den Kohlenbergwerken am Meißner und im Habichtswalde sowie auf den Alaunbergwerken zu Kaufungen und Großalmerode Abterode und Wickenrode 2c. war von 11 bis 12 Uhr vormittags zum Mittagsmahle frei, und wurde dann wieder bis 4 Uhr nachmittags gearbeitet. Es war wohl allgemein üblich, wie von Schmalkalden bezeugt ist, daß vor Beginn der Arbeit ein gemeinsames Gebet verrichtet wurde, und nach dem Gebet die Verlesung der Knappschaft statt hatte.

Wer zu spät kam oder zu früh abging oder sonst sein Maß nicht erfüllte, dem wurde entsprechend zu Gunsten der Armenbüchse am Lohne gekürzt, doch wurde später wenigstens in Schmalkalden (1726) gestattet zur Buße einige Stunden Bergarbeit zu thun, damit Weib und Kind nicht mitzubüßen hatten.

(Schluß folgt.)

Das Pfarrdorf Preungesheim.

Von Pfarrer W. Junghans.

(Fortsetzung.)

II. Politische und kirchliche Angehörigkeit.

In der ältesten Zeit gehörte Preungesheim in politischer Hinsicht zum Niddagau (pagus Nittagowe) und zwar zur Cent Bornheimer Berg. Diese hatte ihre Malstätte bei Bornheim, wo vor der mittelalterlichen Kaiserzeit der Schultheiß von Frankfurt im Namen des Kaisers das Gericht hegte.

1320 verpfändete Ludwig der Bayer das Gericht an den Grafen Ulrich III. von Hanau. Unter Kaiser Sigismund ging das Gericht völlig an Hanau über, indem der Kaiser den Grafen Reinhard II. gegen Zahlung von 10 000 Goldgulden damit belehnte. Die Gerichtseingesessenen hatten sich bei Kaiser und Reich über Bedrückungen von Seiten des Pfandherrn beschwert. Deshalb befahl König Wenzel den 26. Januar 1398, daß die Edlen von Hanau die ihnen verpfändeten Güter und Leute bei einer Strafe von 30 Pfund Gold im ungestörten Besitz ihrer alten Gülten und Dienste lassen sollten, und gab dem Schultheiß und Rath von Frankfurt den Auftrag, sie dabei zu schützen. Die Gerechtsame der Herrschaft bestanden nach dem Weisthum von 1384 in Lager oder Herberge, Geschoß, Dienst, den Rauchhühnern und der Gerichtsbarkeit.

Als sich die Stadt Frankfurt durch die Abtretung des Bornheimer Gerichts beschwert fühlte und infolgedessen Streit entstand, so wurde dieser 1484 so geschlichtet, daß Frankfurt die alleinige Gerichtsbarkeit über die Orte Bornheim, Hausen und Oberrod, die Grafen von Hanau aber über die andern Dörfer haben sollten. Das Gericht wurde von da an in Bergen gehegt.

Wenn somit Preungesheim in das Bereich der Grafen von Hanau fiel, so leuchtet dies um so mehr ein, als deren Vorfahren, die Herren von Münzenberg, schon früher in Preungesheim begütert waren. Graf Ulrich von Münzenberg verpfändete nämlich am 31. Dezember 1254 dem Schultheißen Wolfram (von Praunheim) Hof und Güter in dem Dorf Bruningeshein, bestehend in zwei Hufen und einer Hofraite für 20 Schock Kölnische Denare.

In kirchlicher Hinsicht war die Pfarrei dem Kollegiatstift St. Peter in Mainz unterstellt, während die Herren von Falkenstein das Patronat besaßen. Diese vertauschten es aber bereits 1275 an die Deutschordenskommende zu Frankfurt gegen das Patronat der Kapelle zu Rödelheim. Der deutsche Orden, welcher nach der alten Flurkarte von 1736 in der Gemarkung beträchtliche Güter inne hatte, hat das Patronatsrecht bis zum Jahre 1803 ausgeübt, wo es in die Hände der Landesherrschaft überging. Er erbaute auch 1741 das massive Pfarrhaus, welches deshalb über der Thür zum Garten als Wappen das Johanniterkreuz trägt.

Um 1545 wurde auch hier wie im Hanauischen überhaupt die Reformation eingeführt.

Von den Pfarrern aus der vorreformatorischen Zeit sind uns nur zwei bekannt. Herr Luphridus, bestallter Pfarrer zu Preungesheim, vermachte im Jahr 1220 dem Kloster Padershausen (bei Heusenstamm im Kreis Offenbach) einen Hof und ein ihm gehöriges Gut zu Eckenheim. 1283 aber wurde ein anderer Pfarrer, Simon von Schöneck, zum Bischof von Worms gewählt und verzichtet urkundlich auf die Pfarrei zu Preungesheim, die demnach nicht zu den unbedeutendsten gehört haben wird.

III. Die in Preungesheim begüterten Klöster. Der deutsche Orden.

Das Jahr, in welchem Preungesheim zum ersten Mal urkundlich vorkommt, ist, wie schon erwähnt wurde, das Jahr 772. In diesem Jahre schenkte ein gewisser Huswert dem Kloster Lorsch seine Besitzungen im Niddagau zu Breuningesheim (in Bruningesheimer marca) sowie acht Leibeigene. Ihm folgte im Jahre 773 Ruthart, sowie 831 der Einwohner Hartger, welcher dem Kloster eine Hufe Landes in Bruningen (so heißt der Ort in der betreffenden Urkunde) vermachte.

In der Folgezeit war es das Kloster des heiligen Bonifatius zu Fulda, welches von den frommen Seelen mit Vorliebe bedacht wurde, denn wer hätte wohl kräftigere Fürbitte einlegen können für die armen Seelen als der große Blutzeuge Bonifatius. Um das Jahr 850 finden sich in den Güterverzeichnissen des Klosters Fulda nachfolgende Wohlthäter aus Preungesheim und Eckenheim:

Freigis von Bruningesheim schenkte dem heiligen Bonifatius 30 Morgen Land und Wiesen, welche sechs Karren Heu ertrugen;

Almunt in Preungesheim zehn Morgen und fünf Wiesen, welche zwei freie Männer Heginpracht und Hruodpracht in Besitz hatten.

Auch andere Klöster wurden in der Folge bedacht. 1132 schenkte eine Frankburger Bürgerin, Frithirun genannt, dem Kloster Helmershausen ihre Besitzungen in Eckenheim bei Frankfurt, bestehend in einem Weinberg von zwei Morgen und einer Hufe Landes, von der aus dieser Weinberg gebaut werden sollte, und zwei Dienstleute sowie all ihre Gefälle auf Eckenheim für 20 Talente, welche sie für die Söhne ihrer Brüder, als diese mit dem König (Lothar) in die Lombardei ziehen wollten, entlieh.

Ferner schenkte jemand um 1200 dem Kloster Altenmünster zu Mainz eine Hufe Land zu Bruningesheim, welche drei Schilling einbrachte.

Auch das Kloster Haina besaß Güter und Gefälle in Preungesheim. 1267 schenkte Winter von Reifenberg diesem Kloster seine zu Preungesheim und Eschersheim gelegenen Güter. 1267 trat dasselbe Kloster der Kirche zu Dreieichenhain eine Geldgülte ab, die es auf einem Hof in Preungesheim besaß, was der Dechant Heinrich zu Frankfurt am 8. August jenes Jahres urkundlich bezeugte. Und 1324 erkaufte der Präzeptor des Antoniterklosters Bertrand de Turri zu Roßdorf Güter zu Preungesheim von dem Präzeptor Peter und den Brüdern des Antoniterklosters zu Grünberg. Endlich besaßen auch die Rosenberger Nonnen zu Frankfurt ein Gut in Preungesheim, der Nonnenhof genannt. Die Ueberlieferung, daß im Ort ein Nonnenkloster bestanden habe, beruht auf Irrthum.*)

Jedoch die meisten Schenkungen fielen der im Jahr 1221 zu Sachsenhausen errichteten Kommende des deutschen Ordens zu, welcher, nachdem das heilige Land verloren gegangen war, unter seinem Großmeister Hermann von Salza nach Deutschland übersiedelte.

Eine der ersten und Hauptwohlthäterinnen des Ordens war eine Frankfurter Bürgerin Elisabeth von Brüningesheim, auch Elisabeth von Hagen, nach ihrem zweiten Manne, Konrad von Hagen, genannt. Zum Heil ihrer Seele und zum Heil der Seelen ihrer zwei verstorbenen Ehegatten und aller ihrer Verwandten vermachte sie den Brüdern des deutschen Hauses außer ihrem bedeutenden Grundbesitz zu Frankfurt und Bergen in Preungesheim vier Hufen Landes mit einem Hof und fünf Morgen Weinberg. Sie behielt sich für Lebenszeit die Einkünfte ihrer Güter vor, wofür sie jährlich zehn Schillinge Zins an die Brüder zahlen wollte. Nach ihrem Tod sollten die Brüder dafür ein ewiges Licht und einen zweiten Priester unterhalten (in ihrem Ordenshaus nämlich). 1226 am 29. April verzichteten auf die Bitte Elisabeth's Konrad von Steinau, Adelheid, seine Frau, und seine Kinder auf die Ansprüche, die sie auf die dem Orden vermachten Güter zu Preungesheim hatten.

1282 am 20. September übergab König Wilhelm dem Orden die Kirche zu Eckenheim*) und das Patronatrecht daselbst. Das zu Preungesheim hatten noch die Falkensteiner. 1273 erkaufte der Orden zu Preungesheim 15 Morgen Land von Winter von Preungesheim, die dieser von Kaiser und Reich zu Lehen trug. 1275 ertauschte er zwei Theile des Zehntens zu Preungesheim von Werner von Falkenstein sowie das Patronat über die Kirche daselbst. In demselben Jahre erkauften die Brüder 34 Morgen Land von den Kindern Berthold's von Preungesheim; 1282 endlich gaben Friedrich Eschbach und Gisel, seine Hausfrau, dem Orden 17 Mark, wofür der Komthur beim Haus des Ordens in Preungesheim einen Garten kaufte. Friedrich erhielt hierfür zeitlebens aus diesem Garten die Früchte eines Apfelbaums, eines Birnbaums sowie 17 Schillinge Kölnisch. 1284 schenkte Heinrich Holzburg Güter in Preungesheim, die vier Schillinge und sechs Achtel Korn eintrugen, Elisabeth aber, die Ehefrau des Colbo von Mainz, schenkte den Brüdern das „Brich".

1304 schenkte Frau Gertrude von Winheim den Ritterbrüdern ein Haus und einen Garten zu Preungesheim, dazu vier Morgen Weingarten, ½ Morgen Ackerland und an Gefällen zwölf Malter Korn, ein Pfund Heller und vier Unzen Heller Geldzins sowie vier Kapaunen.

In Eckenheim kaufte der Orden 1287 elf Hufen Landes von Werner von Falkenstein für 117 Mark Pfennige. In Berkersheim besaß er einen Hof mit sechs Hufen und elf Joch Acker und Wiesen, 1280 von dem Liebfrauenstift in Mainz ertauscht, nebst einigen Grundstücken, welche von Volmer von Rode erkauft waren. 16 Joch Ackerland hatte der Bäcker Cullmann von Bergen geschenkt, um sich dadurch ein Jahresgedächtniß zu sichern.

Noch im Jahr 1680 besaß der Orden 1. in Preungesheim zwölf ganze Hufen und Höfe mit

---

*) Unter dem Pfarrer Creß verweigerten die Rosenberger Nonnen von ihrem Gut den Obstzehnten und ließen, als sie vom Amt zu Bergen zur Entrichtung desselben verurtheilt worden waren, die Obstbäume in ihren Gärten umhauen.

*) Eckenheim war bis 1895 Filiale der Kirche zu Preungesheim.

365 Morgen Land, welche um die Hälfte des Ertrages verpachtet waren, 2. in Eckenheim 16 3/4 Hufen mit 502 1/2 Morgen, an drei Beständer verliehen, 3. in Berkersheim fünf Hufen gleich 150 Morgen Landes.

Wir sehen also, welch' bedeutenden Grundbesitz der Orden nach und nach in der Pfarrei erworben hatte. Er betrug beinahe die Hälfte der Gemarkung.

(Schluß folgt.)

Berichtigung. In Nr. 1, S. 5 links, Z. 9 von unten ist statt Artanum „Artaunum" zu lesen; desgl. S. 6 rechts, Z. 18 von oben statt Husmert „Huswert".



Sein Haus.

Hessische Erzählung von M. Herbert.

(Fortsetzung.)

„Vatter!" sagte der Sohn des alten Jost, der neben den Eltern saß, seine Stummelpfeife rauchend — „wer weiß, Dir kann auf Deine alten Tage noch ein rechtes ‚Gottes-Glücke' erblüh'n. Sie wollen von Magistrats wegen hier die Straße reguliren lassen, — die alten Häuser hocken so enge aufeinander, das ist feuergefährlich, und die krummwinkelige Bauart hemmt den Verkehr. Da muß unser Haus zuerst d'ran glauben. Wir können ein gutes Stück Geld herausschlagen, denn früher oder später wär's uns doch noch einmal über den Kopfe zusammengefallen."

Der Alte setzte mit einem jähen Ruck das erstaunte Kind vom Schooß.

„Dir brennt's wohl im Dachstübchen?" fragte er, die buschigen Augenbrauen bedrohlich faltend — „da hätt' ich auch noch ein Wörtlein mitzureden. Aus dem Hause hier schaffen sie mich nur in der Truhe. Hier bin ich der Herr, und hier hab' ich mein Recht!"

Mariechen gab dem Sohne einen Stoß mit dem Ellbogen in die Rippen, und dieser beeilte sich zu sagen:

„Na, Vatter, brauchst von dessenwegen nicht aufzubegehren. Es ist ja noch im weiten Felde, — aber verreden soll man so 'was nicht! Man kann, glaub' ich, sogar von Rechts wegen gezwungen werden, ein Haus herzugeben, das den Stadtbauplan hindert."

Aber das war noch Oel in's Feuer!

„Schöne Gesetze! Ich pfeif' auf die Gesetze! Sind nur gemacht, dem Volke die Haut über die Ohren zu ziehen, — sollen das Recht schützen und verunglimpfen das Recht! Da soll doch gleich! Hätt' beinahe geflucht! Die Galle läuft Einem in's Blut bei solcher Mißwirthschaft! Und da soll unsereins zuschaun und sich nicht muckſen: Pfui Teufel!" Und der Alte spuckte nachdrücklich auf den Boden, seiner Entrüstung besseren Ausdruck zu geben.

„Aber, Vatter, ich bitte Dich, Du versündigst Dich ja!" sagte das Mütterchen, betrübt die Hände faltend.

Der Jost indessen ließ sich nicht irre machen: „Will das dumme Weibsvolk auch noch mitreden? Bleibt bei Eurem Kochtopf und bei Eurem Strickstrumpf. Alleweil heißt's ‚Sündigen', wenn sich unsereins traut ein wahres Wort zu reden! Aber ich will ihnen schon zeigen, was eine Harke ist. Eh ich mein Haus hergeben thät, thät ich's mit meinen eigenen Händen zusammenreißen oder abbrennen. Sechs Jahrhunderte lang hat's jetzt an dem Platz da gestanden und jetzt auf einmal wär's jemanden im Weg —, da soll doch gleich ein ganzer Wagen voll Donnerwetter drein schlagen!!" —

„Und das will ein Christenmensche sein!" jammerte das Mariechen und hielt dem Kinde die Ohren zu.

Jost kam plötzlich zur Besinnung, er fuhr sich wie jemand, der aufwacht, über die grauen, funkelnden Augen und sagte beschämt: „Geflucht hab' ich, nicht wahr, Mariechen? Und dem Kinde Aergerniß gegeben! Ach Gottchen! und es steht doch geschrieben: ‚Wer Eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gebunden würde und man ihn in's Meer versenkte, wo es am tiefsten ist'."

In jähem Uebergang von Zorn zu Reue und Niedergeschlagenheit ließ der alte Mann den Kopf auf die Brust sinken, und die hellen Thränen liefen ihm in den grauen Stoppelbart, denn die Worte des alten Jost waren rauh, schnell und jach, aber sein Herz war weich, und mit seinen bösen Reden hatte er noch alleweil sich selbst am wehesten gethan.

* * *

Im Stadtrath hatten sie wirklich der Hütte des alten Jost den Untergang geschworen.

Die Häuser der uralten Straße waren baufällig, — erst im vorigen Herbst hat eine stürzende Zimmerdecke eine Frau und eine Kuh erschlagen —. Die Heuboden stießen überdies so nahe aneinander, daß durchschnittlich alle Monat einmal die ängstliche Feuerglocke vom Kirchthurm herabwimmerte, um die alte, athemlose Feuerspritze in rasselnde Bewegung zu setzen. Man war entschlossen, dies ganze alte Häuser- und Scheunengewirr zu entfernen, um Neues, Stattliches, Geradliniges dort erstehen zu lassen.

Man wußte auch im Stadtrath, daß man für diesen Plan kämpfen mußte, aber, da das ganze Leben ein Kampf ist, war man entschlossen zu siegen.

Einige Wochen nach dem erwähnten Gespräch brachte Dietrich, der wichtige, vierschrötige, blauröckige, blankbeknöpfte Stadtdiener, dem Jost ein Schreiben vom hochlöblichen Magistrat, in welchem er zu einer Besprechung in die Stadtrathsitzung auf dem Rathhaus eingeladen wurde.

„Ja, ja, Jost," sagte der Stadtdiener mit seiner breiten, fettigen Stimme, „diesmal wird's Ernst." Dietrich machte eine Pause, um mit bedächtigen, langsamen Schlucken das Schnäpschen, welches Mariechen ihm gastfreundlich geboten, herabzuschlürfen. „Wir wollen 'mal gründlich aufräumen mit dem Plunder, und Deinem alten Eulenthurm geht's zuerst an den Kragen —, natürlich geben wir eine anständige Consumption —. So eine polizeiwidrige Bauart! — — Der Schnaps war gut", schloß Dietrich mit einem Seufzer und einem begehrlichen Blick nach dem Steingutkruge auf dem Fensterbrett. —

„Mein Haus steht mir lange gut!" entgegnete Jost, „wenn's deswegen ist, dann bringen mich keine zehn Pferde auf's Rathhaus. Braucht sich auch keiner her zu bemühen. — Mein Haus ist mir nicht feil."

„Alles Geschreie hilft nichts", sagte Dietrich, sich aufblähend. — „Wir brauchen den Platz und damit basta. — Wer's nicht gutwillig hergiebt, wird gezwungen von Gerichtswegen. Wir werden Dir schon zeigen, was eine Harke ist."

Und Dietrich zog sein rothkarrirtes Taschentuch hervor und schnäuzte sich mit viel Geräusch und Entschiedenheit.

Jost würdigte ihn keines weiteren Blickes, murmelte etwas von Heiden und Gottlosen, die den Hausfrieden der Kinder Gottes stören, und hämmerte auf sein Leder los, als wäre die dicke Amtsperson des Dietrich nicht mehr vorhanden.

Dietrich aber, der durch den blauen Rock mit den Messingknöpfen sehr hoch in der eigenen Achtung stand, fühlte in sich einen hochlöblichen Magistrat beleidigt und zeterte drohend: „Wir werden's Dir schon eintränken, Du alter Narr. Du wirst ockers schon gewahr werden, daß das Gesetz nicht fackeln thut."

„Dort hat der Zimmermann das Loch gelassen!" schrie Jost, gebieterisch nach der Thür weisend, und angesichts der funkelnden Augen des Alten bequemte Dietrich sich zu einer schnelleren Gangart, als der Würde einer Magistratsperson zukommt; denn er sah nicht ein, weshalb er seine eigene Haut zu Markte tragen sollte.

Das zitternde, sorgenvolle Mariechen folgte ihm begütigend mit dem Schnapskruge.

„Da trinken Sie ockers noch einen, Herr Dietrich. — Sie wissen ja, dem Jost darf man nichts übel nehmen."

„Sich so an einer Magistratsperson zu vergreifen!" schimpfte Dietrich, — stand aber doch still und näherte seine blaurothe Saufnase begehrlich dem Gläschen. — „Na — aus christlicher Nächstenliebe, — weil Sie es sind, Frau Nachbarin!" — Und dann ein tüchtiger Wuppdich, und Dietrich trottete beseligt über das spitze, holperige Pflaster, durch die gackernd aus einander fliegenden Hühner hindurch. (Schluß folgt.)



Das Lied vom Förster Grau.

Von Carl Preser.

Zur Zeit, als jeder Waidmann galt
Noch als ein Mann vom Leder,
Und fremd noch war die Amtsgewalt
Mit Tintenfaß und Feder,
Da lebte froh im Hessenland
Der Förster Grau, weithin bekannt
Als Mann von neunzig Jahren.

Den traf sein Fürst einst an und sprach:
„Wie pflegt Er nur zu leben?
Kann Er — ich machte gern es nach —
Mir das Rezept nicht geben?
Denn neunzig Jahre alt und frisch
Wie dort im Teiche jeder Fisch,
Fürwahr, das ist zum Staunen!"

Und gleich begann der Förster d'rauf:
„Ei, wollen's Durchlaucht wagen,
So will ich, nach des Tages Lauf,
Euch mein Rezeptchen sagen.
Und nehmens Durchlaucht gnädigst an,
Bei meiner Seel'! Ihr könnt es dann
Noch über neunzig bringen.

Seht, eh' des morgens Reh und Hirsch
Zu Holze wieder ziehen,
Da heißt es, um die Morgenpirsch
Schon früh die Federn fliehen.
Zu diesem Gang mach' ich mir dann
Erst eine Pfife Tuback an
Und trink' erst einen Korzen.

D'rauf, nach der Pirsch, geht's dorten hin,
Wo meine Saaten sprossen;
Das Frühstück steckt im Ranzen drin
Und wird im Holz genossen.
Ist diese Aesung dann vorbei,
Stopf Numm'ro zwei ich oder drei
Und trinke einen Korzen.

Nun kommt der Mittag an die Reih',
Da mach' ich große Pause
Und freue mich, giebt's Schweinerei
Mit Sauerkraut zum Schmause.
Doch mach' ich nach der Aesung dann
Mir wieder eine Pfife an
Und trinke einen Korzen.

Ist dann ein korzes Schläfchen aus,
Das neue Stärkung spendet,
Geht's wieder frisch zum Wald hinaus,
Wo nie die Arbeit endet;
Doch mach' ich mir, als Jägersmann,
Erst eine Pfife Tuback an
Und trinke einen Korzen.

Giebt's Anstoß auch einmal im Wald,
So helf' ich nach mit Fluchen,
Das Kreuzschockdonnerwetter schallt
Dann hell durch Tann und Buchen;
Zwar kostet manchen Zug das mehr,
Doch, ist der Tubacksbeutel leer,
Hält schadlos mich der Korze.

Müd' komm ich dann, im grünen Zwilch
Zurück, da setzt mir Muttern
Kartoffeln vor mit saurer Milch,
Entrahmt zum frischen Buttern.
Doch vor Halali steck' ich dann
Die letzte Pfife Tuback an
Und trink' den letzten Korzen."

„Genug, mein lieber Grau," fiel hier
Der Fürst ihm in das Reden,
„Der Teufel hol' sein Elixir,
Es paßt doch nicht für jeden.
Hubertus der erhalte frisch
Ihm Geist und Herz bei gutem Tisch,
Bei Pfeifen und bei Kurzen!"



Aus alter und neuer Zeit.

Altenburg.

Eine sehr häufig für Berge und Höhen vorkommende Bezeichnung innerhalb und außerhalb der hessischen Lande ist Altenburg. Wie ist dieser Name zu deuten? Darauf muß je nach Lage und Beschaffenheit eine verschiedene Antwort gegeben werden.

A. Wirkliche Burgen.

Die einfachste und sich aus dem Worte ergebende Bedeutung ist alte Burg, im Gegensatze zu einer späteren, neuen, z. B. 1) die Altenburg am Einflusse der Schwalm in die Edder auf einem Basaltfelsen über dem gleichnamigen Dorfe, vermuthlich eine Gründung des 11. Jahrhunderts, im Verhältnisse zu der nicht weit davon gelegenen Felsburg an der Edder gegenüber der Eisenbahnstation Gensungen. Beide Burgen, deren älteste Geschichte noch sehr dunkel ist, haben sich im Besitze derselben Geschlechter befunden, und zwar nach dem Aussterben bezw. Verschwinden der alten Grafen von Felsberg zuerst im Besitz der Herren von Besse oder von Felsberg. Es traten, was die Zusammengehörigkeit der Burgen bekundet, die Wittwe des Ritters Werner von Besse und ihre Söhne auf Grund Vertrags dem Landgrafen Otto (Sohn

Heinrich's I.) „für 4 Hufen Land vor Felsberg und 39 Mark Silber außer mehreren andern Gütern auch die Altenburg und die darunter liegende Mühle" ab. Später gehörten Altenburg und Burg Felsberg verschiedenen adeligen Geschlechtern, wie dem von Holzheim, und zwar gleichzeitig mit anderen Besitzern. Nach einer Urkunde von 1404 hatten die damaligen Besitzer der Altenburg dieselbe wiederhergestellt und u. A. den „Mantel um die alte Burg" gebaut. Hernach gingen die Burgen auf den Landgrafen Philipp den Großmüthigen über, welcher seinen Landhofmeister Ludwig von Boineburg damit belieh. Jetzt sind beide Burgen nur Ruinen.[1]) 2) gehört hierher die Altenburg, ebenfalls an der Schwalm, in der Nähe von Alsfeld in der darmstädtischen Provinz Oberhessen im Gegensatze zur Burg Romrod.[2])

Weiter giebt es außerhalb Hessens beispielsweise 3) eine aus dem Ausgang des 11. Jahrhunderts stammende Altenburg oder Obereburg im Gegensatze zu Niedereburg, die an der Mosel südlich von Coblenz in der Nähe des Orts Cobern gelegen ist[3]); ferner 4) eine Altenburg bei Bamberg, die alte Hofhaltung der Bischöfe von Bamberg, auf welcher der sich gerade zum Besuche aufhaltende König Philipp von Schwaben von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet wurde (1208), und die mit grellen Farben der Altmeister Goethe im „Götz von Berlichingen" schildert, im Gegensatze zum später erbauten bischöflichen Palaste.[4]) Der Name Altenburg für nachweislich wirklich vorhanden gewesene Burgen, von denen noch mehr oder minder bedeutende Ueberreste erhalten, findet sich außer an den genannten nach Piper a. a. O., S. 669 f., S. 696 an folgenden Stellen: bei Dorf Straußberg in Schwarzburg, für den oberen Theil der Burg Falkenstein im Berneckthal im Schwarzwald, bei Oberbürg im Altmühlthal, bei Neuburg a. d. Donau, bei Zirndorf in der Nähe von Fürth, bei Horn in Niederösterreich (zwei verschiedene), zwischen Teckenau und Wenslingen im Kanton Basel-Land, im Oberamt Tübingen, und schließlich bei Alterode, 9 km von Hettstädt in der Provinz Sachsen.

[1]) Vgl. Landau, Die hessischen Ritterburgen, Bd. II, S. 191 fg.; v. Dehn-Rotfelser und Lotz, Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel, S. 5; Piper, Burgenkunde, München 1895, S. 66 f.

[2]) Vgl. Landau, a. a. O., Bd. IV, S. 91 fg.

[3]) Vgl. Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Coblenz, S. 136 fg.; Piper, a. a. O., S. 111, 234, 557, 670.

[4]) Vgl. Piper, a. a. O., S. 669.

B. Sonstige Befestigungen.

1. Befestigungen aus der Römerzeit. Da kommt Altenburg vor als alte Burg, alte Befestigung aus der Römerzeit, und zwar als feste Niederlassung (castellum) in oder beim römischen Grenzwall. So beispielsweise, da auch hier viele Fälle aufgeführt werden können: die Altenburg bei Rückingen im Kreise Hanau[5]), die Altenburg bei Arnsburg, in der Nähe der Station Lich an der Eisenbahn Gießen-Gelnhausen in der darmstädtischen Provinz Oberhessen, an deren Stelle später ein Mönchskloster gestanden, deren Bewohner den Ort mit Bezug auf Ansiedlung von Römern Castrum Aquilae nannten, und wo noch genau die Römerstraßen nachzuweisen sind. Das Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, welches zu Darmstadt erscheint, enthält über diese Altenburg und andere derselben Art eine Reihe von gründlichen Abhandlungen.[6])

2. Befestigungen in nicht der römischen Herrschaft unterworfen gewesenen Landschaften. Als alter Ringwall findet sich Altenburg vor in nicht der römischen Herrschaft unterworfen gewesenen Ländern, stammen sie nun aus keltischer, germanischer oder slavischer Zeit und haben sie als Befestigung oder als Kultusstätte gedient, wie z. B. a) Altenburg zwischen den Stationen Borken und Zimmersrode an der Main-Weser-Bahn. Auf der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine, welche vom 27.—30. August 1882 zu Kassel tagte, war auch über die Bedeutung der Ringwälle gesprochen worden, jedoch führten die Verhandlungen zu keinem abschließenden Ergebnisse. Freiherr Felix von Gilsa zu Gilsa hatte sich damals dahin geäußert, daß die Ringwälle sowohl eine militärische, wie eine sakrale Bedeutung hätten.[7]) Dagegen erblickte Oberst v. Cohausen in seiner

[5]) Vgl. Albert Duncker, Das Römerkastell und das Todtenfeld in der Kinzigniederung bei Rückingen, in Mittheilungen des Hanauer Bezirks-Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Nr. 4, Hanau 1873; Festschrift desselben Vereins: Das Römerkastell und das Mithrasheiligthum von Groß-Krotzenburg von Georg Wolff, Kassel 1882; Georg Wolff und Otto Dahm, Der römische Grenzwall bei Hanau mit den Kastellen zu Rückingen und Markköbel. Hanau 1885.

[6]) Vgl. Bd. III, Heft 2, Nr. VIII: Kurze Nachricht von dem ehemaligen Kloster Altenburg, von Fabricius; Bd. IV, Heft 1, S. 176: Alte Römerstätten; S. 220 f.: über die Altenburg bei Arnsburg; Bd. X. Heft 3, S. 289 ff.: Ueber einige Lokalitäten von urzeitlicher Bedeutung im Bereich des Vogelsbergs, von Noack.

[7]) S. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jahrg. 1882, S. IV.

Abhandlung „Die Altkönig-Ringwälle“ [8]) in den Ringwällen nur Zufluchtsstätten für die Bevölkerung in schlimmen Zeiten. Für die hier in Rede stehende Altenburg insbesondere hatte schon Landau [9]) auf Grund der deutlich zu erkennenden drei Ringwälle erklärt, daß es eine von Germanen befestigte Zufluchtsstätte für plötzliche Ueberfälle gewesen. Er trat dabei entschieden der Meinung entgegen, welche eine Befestigung der Römer annehme, da diese in unserem Lande, dem eigentlichen Chattengebiete, nirgends festen Fuß gefaßt hätten und insonderheit der Name des am südlichen Fuße der Altenburg gelegenen ehemals löwensteinschen Dorfes Römersberg dafür keinen Anhaltspunkt gewährte, da derselbe mit den Römern nichts zu schaffen habe und eigentlich Rennershusen laute. v. Gilsa hat dann in einer Abhandlung in den Mittheilungen von 1882 (S. LXXII fg.) unter genauer Beschreibung der drei Ringwälle und in einem Vortrage beim Ausfluge des Vereins am 8. September 1883 auf die Altenburg, wiedergegeben in den Mittheilungen von 1883 (S. XVI fg.), sich dahin ausgesprochen, daß diese im Gegensatze zu Ringwällen an anderen Orten mehr den Charakter einer Befestigung trage, worauf auch die Bezeichnung „Landwehr“ in der dortigen Gegend hinweise.

Daß neben der, möchte man sagen, strategischen Bedeutung der Ringwälle denselben auch die Eigenschaft von Kultusstätten zukam, geht wohl aus zwei Umständen hervor. Die alten Deutschen verehrten ihre Götter nicht wie die anderen Völker des Alterthums in Tempeln, sondern in den Wäldern, in heiligen Hainen, sei es nun in Ebenen oder auf Höhen, und sie mußten die Stätten ihrer Götterverehrung schützen, was durch die Umwallungen am besten bewerkstelligt wurde. Sodann aber wollten sie, wenn der Kampf in der offenen Feldschlacht nicht thunlich, sondern eine Vertheidigung von gedeckter Lage aus nothwendig war, auch ihre Götter um sich haben.

b) Der Name Altenburg ist außerordentlich häufig in dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen [10]), in der darmstädtischen Provinz Oberhessen, wie bei Nidda und bei Schotten, hier im Volksmunde Altenburgskopf genannt u. s. w. An viele dieser Altenburgen knüpfen sich auch Sagen an.[11])

In demselben Sinne ist c) die Altenburg, einst der Sitz der Kurfürsten von Sachsen, auf der im Jahre 1455 der sächsische Prinzenraub von Kunz von Kaufungen und seinen Gefährten verübt wurde, und jetzt Residenz der Linie Sachsen-Altenburg, hierher zu rechnen, da sich dieselbe nach Ansicht der Gelehrten auf einem früheren Ringwall erhebt. Ueber die Beschaffenheit der ursprünglichen Befestigung, welche als von den ehemaligen Bewohnern, den Wenden, in dieser Gegend auch Sorben genannt, angelegt angenommen wird, gehen die Meinungen auseinander, ebensowenig wie sich die Zeit der Anlage des jetzigen Schlosses genau bestimmen läßt, welche meistens schon in das 10. Jahrhundert gesetzt wird.[12]) Und so lassen sich noch verschiedene Altenburgen in Deutschland anführen.

C. N.

[8]) Festschrift zur Feier des 50. Jahrestags der Stiftung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel, 1885, S. 24 fg.

[9]) Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, a. F., Bd. VIII, S. 92 fg.

[10]) Vgl. Landau, Wüste Ortschaften, VII. Supplement der Zeitschrift f. h. G. u. L., S. 160, 164, 199, 200, 295.

[11]) Vgl. Archiv, Bd. IV, H. 1, S. 272 fg.; Bd. V, H. 2, S. 58; Bd. X, H. 3, S. 289 fg.

[12]) Vgl. Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg, Bd. II, H. 3, S. 272 fg.; Bd. VIII, H. 3, S. 449 fg.



Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Todestag des letzten Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm I., war dessen Grabstätte auf dem alten Todtenhof zu Kassel besonders reich mit prachtvollen Kränzen mit Bändern in den hessischen Landesfarben geschmückt.

Nachtrag zur hessischen Todtenschau von 1896: Dombechant Kalb zu Fulda, 14. Februar, 81 Jahre alt; Metropolitan a. D. Gottfried Schantz zu Kassel, 19. Februar, 86 Jahre alt; Kaufmann Hermann Ludewig zu Kassel, 13. November, 59 Jahre alt.

Der neue deutsche Gesandte in Marokko Freiherr Schenck zu Schweinsberg. Auf den in neuester Zeit infolge der an angesehenen Deutschen in Marokko verübten Mordthaten besonders in den Vordergrund gerückten und wichtig gewordenen Posten eines Gesandten des Deutschen Reiches in Marokko ist ein geborener Kurhesse berufen worden, dem es hoffentlich gelingt, dem Ansehen des Reiches dort nachdrücklichst Geltung zu verschaffen und weiteren Unthaten vorzubeugen. Es ist Gustav Adolf Karl Rudolf (genannt Gustolf) Freiherr Schenck zu Schweinsberg, bisher deutscher Gesandter in

China. Am 24. März 1843 zu Sterbfritz als Sohn des damaligen kurhessischen Revierförsters und Brigadiers, späteren Forstinspektors und Forstmeisters Karl Freiherr Schenk zu Schweinsberg und von dessen Gattin, geborenen Jungk aus Oberroda bei Hersfeld, einer Verwandten der Hersfelder Familie Braun, zur Welt gekommen, widmete sich derselbe nach Erlangung des Zeugnisses der Reife dem juristischen Studium, welches er im Jahre 1866 beendigte. Nach bestandener Staatsprüfung beabsichtigte v. Schenck sich auf die Konsulatskarriere vorzubereiten, doch wurde er zunächst in der Kanzlei des Reichskanzleramtes verwendet, kam 1876 als Legationssekretär nach Peking, später nach Bukarest und Madrid und als Geschäftsträger nach Chile, 1886 als Gesandter nach Teheran, welche Stellung er 1893 mit der in Peking vertauschte, hat sich also in überseeischen Ländern gehörig umgesehen. Im September 1896 erfolgte seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Prädikat Excellenz. Der jetzige hohe Würdenträger, der aus der zu Schweinsberg ansäßigen älteren Linie seines Geschlechts stammt und bislang unvermählt ist, hat ehedem in Kassel als Referendar gestanden und ist auch durch seinen Grundbesitz in Schweinsberg und Hof Glimmerode bei Lichtenau mit den Geschicken seiner Heimath noch eng verflochten. Sein Großvater ist der bekannte kurhessische Justizminister Freiherr Schenck (gestorben 1842), dessen lithographirtes Bildniß in Kurhessen verbreitet ist.

Universitätsnachrichten. Am 8 Januar verstarb zu Gießen der Geh. Hofrath Professor Dr. August Streng, von 1867—1895 Inhaber des dortigen Lehrstuhls für Mineralogie. Geboren am 4. Februar 1830 zu Frankfurt a. M. ließ sich der junge Gelehrte, nachdem er seine Studien am Polytechnikum in Karlsruhe und auf der Universiät Marburg beendigt hatte und als Assistent Bunsen's kurze Zeit in Breslau und Heidelberg thätig gewesen war, 1853 als Dozent der Chemie in Heidelberg nieder. Nach mehrjähriger Wirksamkeit an der Bergschule (späteren Bergakademie) zu Klausthal folgte Streng dann dem Rufe nach Gießen, wo er sein arbeitsreiches Leben beschließen sollte. — Der Privatdozent Dr. med. Albert Hoffa in Würzburg, Verfasser zahlreicher fachmännischer Schriften, geboren zu Kassel 1859, ist zum außerordentlichen Professor der Chirurgie daselbst ernannt worden.

Bericht der Zwanglosen Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin, Herbst 1890 bis Herbst 1895. Die unseren Lesern wohlbekannte Zwanglose Vereinigung geborener Hessen-Kasseler in der Reichshauptstadt, von der im „Hessenland“ bereits häufiger erzählt ist, zuletzt wohl in Nr. 5 des vorigen Jahrgangs S. 67, hat soeben über ihre bisherige Thätigkeit einen ausführlichen Bericht, verfaßt vom zeitigen Vorsitzenden Oberlehrer F. Wolff, veröffentlicht, der auch uns zugegangen ist.

Darnach ist die Gründung der Vereinigung in den Herbst 1890 zu setzen, als eine kleine Schaar Kurhessen alle Landesleute in und um Berlin, die den gebildeten Ständen angehörten und sich in gesicherter sozialer Stellung befanden, zum Zusammenschluß aufforderte. „Die neue Vereinigung sollte — so heißt es in dem Bericht — der Pflege ererbter Beziehungen, alter Erinnerungen und Stammessitten in harmloser und zwangloser Geselligkeit dienen; jeder politische Zweck sollte von vornherein ausgeschlossen sein!“

Konnte schon nach zwei Jahren ein erster Bericht von dem Aufblühen der Gründung Erfreuliches melden, so ist jetzt nach Verlauf von sechs Jahren die Fortdauer der gedeihlichen Entwickelung auch für die Zukunft als unzweifelhaft sicher gestellt anzusehen. Mit wachsendem Erfolg ist die Vereinigung bestrebt gewesen, ihr Ziel zu erreichen.

Die Mitgliederversammlungen am ersten Mittwoch des Monats, die sogenannten „Hessenabende“, waren zwar vorzugsweise auf den Ton heiterer und zwangloser Geselligkeit abgestimmt, doch verging keine Januarsitzung, ohne daß der Brüder Grimm, keine Dezembersitzung, ohne daß der tapfern That vom 2. Dezember 1792 gedacht wurde, und die Hersfelder sorgten dafür, — um nur eines hervorzuheben, — daß zur rechten Zeit auch „Bruder Lolls“ zu seinem Rechte kam. Sicher ist kein größeres Erinnerungsfest, keine Denkmalsenthüllung in der Heimath gefeiert worden, die nicht in Berlin warmen Widerhall gefunden hätte. Jeder Hesse, der Berlin aufsucht, ist am ersten Mittwoch des Monats in der Mitte seiner Landsleute im Hotel Terminus (Friedrichstraße 101, dicht am Stadtbahnhof) herzlich willkommen.

Den Höhepunkt des Vereinslebens bildeten die Winterfeste. Hervorgegangen aus den schlichteren Familienabenden, die übrigens nicht dadurch beseitigt wurden, fanden diese Feste anfangs in Restaurants der Friedrichstadt, später bei wachsender Mitglieder- und Theilnehmerzahl in Hotels der gleichen Stadtgegend statt und werden nun schon seit Jahren in den Prachtsälen des Hotels Zu den vier Jahreszeiten (Prinz Albrechtstraße 9) gefeiert.

Die Aemter des ersten und zweiten Vorsitzenden bekleiden Oberlehrer Wolff (Brückenstraße 9)

und Fabrikant R. Kaufhold (Bethanienufer 6), der erstere seit Entstehung der Vereinigung, der letztere vom zweiten Vereinsjahre an.

Wünschen wir dem löblichen Thun unserer Landsleute in Berlin Glück auf! auch für die Zukunft.

Aufführungen von Schulfestspielen zu Kaisers Geburtstag. Zu Kaisers Geburtstag werden vermuthlich in diesem Jahre an den höheren Schulen wiederum Aufführungen von Schulfestspielen statthaben. Hoffentlich fällt wenigstens hier in Hessen für diesen Fall auf solche die Wahl, die neben der Einigung Alldeutschlands unter dem Szepter des deutschen Kaisers Gegenstände behandeln, die geeignet sind, die Liebe zu unserer schönen engeren Heimath neu zu beleben und zu festigen. Da allzuviel Auswahl auf diesem Gebiet nicht vorhanden sein dürfte, weisen wir um so bereitwilliger auf ein Stück hin, das die angegebenen Voraussetzungen in vollem Maße erfüllt, nämlich „Deutschlands Errettung aus der römischen Knechtschaft“ von Dr. Karl Knabe, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Kassel. Diese treffliche Dichtung ist im letzten Jahre bereits an verschiedenen Anstalten des Hessenlandes bei patriotischen Festen mit großem Erfolge zur Darstellung gelangt.

Ein Theaterzettel der Gegenwart. In der unmittelbarsten Nähe der Residenzstadt Kassel und zwar in Bettenhausen hat sich soeben ein „Volkstheater“ niedergelassen, dessen Leiter seine Vorstellung vom vorigen Sonntag in folgender originellen Weise ankündigen ließ:

Volkstheater in Bettenhausen
(im Gasthofe Mentel, vorm. Belz).

Direktion: D. Schrutz, früher Leiter der Sommertheater Eisenach, Würzburg u. s. w. Inhaber verschiedener Zeugnisse über höheres Kunstinteresse (!).

Sonntag, den 10. Januar 1897.

Männer, Frauen, kommt herbei, Heute giebt es viel zu lachen — Wer die Eiferfücht'ge sei, Muß doch jedem Neugier machen!

Eine eifersüchtige
Frau von Bettenhausen.

Höchst lustiger Gelegenheitsschwank von * * *

Personen:

Naumann, Privatier aus Eisenach . . . Karl Heidenreich.
August * * *, früher in Eschwege, derzeit in Bettenhausen Leon Bernhardy.
Cäcilie, aber nicht die heilige, geb. * * *, dessen Frau Frieda Schrutz.
Hermann } Diener bei August, aus Bebra Direktor Schrutz.
Anna } Diener bei August, aus Bebra Paula Heidenreich

NB. Mache darauf aufmerksam, daß in diesem Stücke keinerlei Beleidigungen oder Angriffe gegen Jemand enthalten sind und das ganze nur ein harmloses, zur größten Heiterkeit anregendes Scherzspiel ist. D. Schrutz.

Hierauf:

Große Scherz-Freilotterie.

☛ Jeder Besucher erhält an der Casse ein Loos umsonst und werden die Gewinnste sofort nach der Vorstellung vertheilt. Jedes weitere Loos kostet 5 Pfennige.

Es gewinnen:

der 1. Treffer:	Eine halbe Million.
„ 2. „	Ein (!) Hut für Damen nach neuester Facon (!).
„ 3. „	Wird der Ueberraschung wegen nicht genannt.
„ 4. „	Eine Cigarrenspitze nebst einer Cigarre feinster Sorte.
„ 5. „	Ein Geschenk für Jungfrauen.
„ 6. „	Ein sicher wirkendes Mittel gegen böse Ehegatten.

Personalien.

Verliehen: Bürgermeister Winter in Homberg a. Efze anläßlich seines 60jährigen Dienstjubiläums der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Oberlehrer Henkel zu Hanau der Charakter als Professor; den Amtsrichtern Henssen in Hanau und Dr. jur. Colnot in Biedenkopf der Charakter als Amtsgerichtsrath.

Ernannt: die Gerichtsassessoren Dr. jur. Rohde in Bückeburg und Dr. jur. Schultheis in Schlüchtern zu Amtsrichtern in Schwarzenfels, bezw. Amöneburg; der außerordentliche Pfarrer Spangenberg zum Pfarrer in Breitenbach am Herzberge.

Ueberwiesen: der Regierungsassessor von Eschwege zu Kassel der Regierung in Marienwerder; der Regierungsassessor Magnus aus Königsberg dem Landrath des Kreises Kassel.

Verlobt: Gerichtsassessor Ernst Heinemann mit Fräulein Else Rohde zu Rotenburg a. F. (Eschwege, Weihnachten); Thierarzt Karl Friederich zu Hersfeld mit Fräulein Auguste Sober (Magdeburg, Dezember); Intendantursekretariatsassistent Karl Paul mit Fräulein Emmy Müller (Kassel, Dezember); Oberstlieutenant a. D. Graf von Reichenbach mit Hildegard Gräfin zu Dohna (Kassel, Januar); Kaufmann Oskar Bruebach mit Fräulein Martha Schäfer (Kassel, Januar).

Geboren: ein Sohn: Franz Lingelbach und Frau Anna, geb. Roeder (Kassel. 1. Januar).

Gestorben: Alfred Hanau (Carnarvon am Kap der guten Hoffnung, 10. Dezember); Bäckermeister Friedrich Heil, 61 Jahre alt (Hersfeld, 28. Dezember); verwittwete Frau Marie Schiek, geb. Lohmeyer, 60 Jahre alt (Kassel, 30. Dezember); Seifenfabrikant Konrad Engelhardt (Kassel, 31. Dezember); Frau Elisabeth Wiegand, geb. von Hundelshausen, 28 Jahre alt (Brooklyn, 31. Dezember); Musiklehrer Heinrich Günther, 73 Jahre alt (Marburg, 31. Dezember); Frau Anna Katharina Schröder, geb. Albrecht, 67 Jahre alt (Kassel, 1. Januar); Metropolitan Schminke, 70 Jahre alt (Bruchköbel, 1. Januar); Glasmaler Louis Ely, (Wehlheiden, 4. Januar); Rentner Adam Heinrich Mantel, 85 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Fräulein Emilie Haustein, 63 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Fräulein Marie Köhler, 21 Jahre alt (Hersfeld, 8. Januar); Königliche Hofschauspielerin a. D. Fräulein Anna Lemcke, (Kassel, 7. Januar); Frau Oberamtmann Luise Bierschenk geb. Schäfer, 42 Jahre alt (Niederhone, 9. Januar); Stadtbuchhalter a. D. Gustav Schirmer, 75 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Frau Anna Heyn, geb. Remhof, 23 Jahre alt (Kassel, 11. Januar); Frau Auguste Sperber, geb. Renner (Kassel, 12. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. XI. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1897.



Liebeslieder.

Von A. Trabert.

1. Die Liebste spricht:

O, daß ich sähe, wie schön ich bin!
O, daß ich dürfte hoffen,
Er spräche zu mir in bescheidenem Sinn:
„Da hab' ich die Rechte getroffen."

O, daß er mich fände lieblich und rein
Und edel in meinem Gemüthe
Und zärtlich dächte: „O, werde mein,
Du lautere Menschenblüthe!"

Was aber zag' ich? Auch ohne Geld,
Auch ohne Wälder und Auen
Bin ich ja doch die Reichste der Welt,
Die Reichste an Lieb' und Vertrauen.

---

2. Die Eifersucht.

Wie glitzert da droben Stern an Stern
Und alle küssen mein Liebchen so gern;
Sie küssen's mit ihrem Strahlen
Allabends zu tausend Malen.

Ihr Sternlein da droben, treibt's nicht zu toll,
Sonst zieh' ich den Vorhang vor im Groll
Und küsse statt eurer Strahlen
Sie selber zu tausend Malen.

---

3. Unter dem Schnee.

Mit meiner Liebsten eingeschneit
In trauter Waldeshütte,
Du schöner Traum der Winterzeit,
O, werde wahr; ich bitte.

Wir haben da Wasser und Brot genug,
Bis wieder Schneeglöcklein blühen
Und über uns im Wanderzug
Die wilden Gänse ziehen.

Und hier auf Deinen Wangen blüh'n
Ja auch im Winter die Rosen,
Und Deine rothen Lippen glüh'n
Von meinem Küssen und Kosen.

Und sehnst Du Dich nach den Veilchen der Au'n,
So ruh' ich Dir still zu Füßen;
Da magst Du in meine Augen schau'n,
Die, blau wie die Veilchen, Dich grüßen.

So sind wir ein glücklich Menschenpaar,
Wetteifernd in Huld und Güte,
Ob Eins das Andere doch wohl gar
An Liebe noch überbiete.

Was draußen einander betrügt und prellt,
Wie auch uns sie betrogen haben —
Fahr' wohl mit ihnen, du falsche Welt,
Und bleib' im Schnee begraben.

4. Der verschwiegene Freund.

Sahst, Liebste, den Mond Du,
Wie dreist der ist?
Hat zugeschaut, wie
Du jetzt mich geküßt.

„Und hat er mein Küssen
Und Kosen erspäht,
Er kann ja schweigen,
Er ist kein Poet,

Kein Poet, der die Verslein
Mit Küssen füllt
Und hundert erdichtet,
Wenn er einen erhielt."



Die hessischen Landgrafen und die Berg- und Hüttenwerke.

Von W. Grotefend.

(Schluß.)

Die Arbeiter durften keine anderen Feiertage haben als die, an welchen in den betreffenden Ortschaften Gottesdienst gehalten, oder sonst nach Gottes Wort und insgemein mit Unterlassung der Feld- und Hausarbeit auf dem Lande von den Unterthanen gefeiert wurde. Auch Sonnabends scheint übrigens der dann statthabenden Löhnung halber nicht gearbeitet zu sein. Bierschichten waren den Arbeitern nicht verstattet, ebenso wenig ohne Weiteres wegen einer Hochzeit oder Kindtaufe von der Arbeit zu bleiben, sondern sie mußten zuvor ihre Arbeit verrichtet haben, gestalt denn auch sonst den Arbeitern zu Nachtheil des Bergwerks muthwillig von ihrer Arbeit zu bleiben und einen Tag Feier zu machen bei Verlust ihres Wochenlohns streng untersagt war.

Wenn einer eine gedingte Arbeit (es gab also Akkordarbeit) angenommen, vor ihrer Verfertigung aber ohne Bewilligung seiner Vorgesetzten oder der Gewerke davon abgegangen war, der sollte den verdienten Lohn verwirkt haben, auch bei anderer Arbeit auf dem Bergwerk nicht geduldet werden.

Der Arbeiter, welcher bei sonnabendlicher Lohnzeit den Bergwerken aufsagte und nicht wieder anzufahren gedachte, mußte, nach richtiger Rücklieferung seines Bergzeuges und Abzahlung seiner Schulden, alsbald seinen Stab fortsetzen und durfte durch sein Feiern und Müßiggang andere in ihrem Anfahren und Fleiß nicht hindern oder abhalten. Es wurde also eingeschritten gegen alle Versuche, etwas wie Streiken herbeizuführen.

In früheren Zeiten scheint an tüchtigen Bergarbeitern Mangel geherrscht zu haben, da nach dem Frankenberger Abschied von 1676 auch die zwölf- oder vierzehnjährigen Knaben in der Freiheit ihrer Häuser und ihrer Person von Hand- und derartigen Diensten, namentlich auch vor Einquartierungen sorgsam geschützt wurden, „weil mit den Buben vornehmlich die Bergwerke und Gruben bestellt werden müssen, . . . sonsten nicht leichten ein Vater sein Kind zu solcher beschwerlichen Grubenarbeit um geringen Lohn verschicken dürfte". Später wird es anders geworden sein.

Während vordem wohl meistens die Söhne des Bergmanns sich dem Berufe des Vaters zuwendeten, wurde im Jahre 1782 den Bergbeamten aufgetragen, dahin zu sehen, daß jedem Bergmann künftighin nur gestattet sein sollte, einen Sohn zur Bergarbeit anzulernen und zur Beihilfe im Alter zu gebrauchen, in Ansehung der übrigen Söhne aber dahin Bedacht zu nehmen, daß solche zur Erlernung eines Handwerks oder zum Ackerbau angezogen würden.

Wer von der Arbeit abkehrte, erhielt einen Abkehrschein, doch durften die Bergämter schließlich (1782) nur nach an oberster Stelle in Kassel eingeholter Erlaubniß Entlassungen vornehmen, die bisher ertheilten Urlaubs- oder Wanderpässe geriethen in Wegfall, vermuthlich um den hessischen Truppen die Rekruten in größerer Anzahl zuzuführen. Daraufhin deutet ferner die Abstellung der für die Herrschaft Schmalkalden ergangenen Verordnung vom 14. November 1726, daß jeder

Bergknappe sechs Jahr lang auswandern mußte und fortan nur noch schuldig sein sollte, sich ein Vierteljahr lang auf landgräflichen Richelsdorfer und Frankenberger Bergwerken in aller Grubenarbeit zu üben. Nur dann sollte jemand noch auf auswärtige Bergwerke geschickt werden, wenn besonderer Nutzen davon zu erwarten namentlich die Aussicht vorhanden wäre, ihn zu einem Steiger anzuziehen, immer vorbehaltlich der Genehmigung der leitenden Kriegs- und Domänenkammer.

Je weniger Bedarf an Arbeitskräften vorhanden war, desto mehr mußten die Bergleute die Konkurrenz fürchten. Deshalb erregte es ihren größten Unwillen, als Landgraf Karl anordnete, daß die auf den Schmalkaldener Stahlschmiedshämmern überflüssig gewordenen Stahlschmiedsknechte auf den Bergwerken Arbeit erhalten sollten. Ihrem Unwillen liehen sie dann in der den Stahlschmiedsknechten zu Theil gewordenen übelen Behandlung deutlich Ausdruck. Dies veranlaßte den Landgrafen, sich der Stahlschmiedsknechte noch mehr anzunehmen. Als die Hammerschmiede an Stelle der Gesellen Jungen in Arbeit genommen, die sie natürlich billiger hatten, verbot ihnen der Landgraf dies ernstlich und verlangte für die Zukunft, daß lediglich Gesellen in ihren Betrieben thätig wären, und außerdem, um etwaigen Ueberschuß von Arbeitskräften vorzubeugen, genaueren Ueberschlag des thatsächlichen Bedarfs an Arbeitskräften.

Dies ist übrigens wohl das einzige Mal, daß gegen Kinderarbeit eingeschritten wurde.

Ueber die Lohnverhältnisse auf den Gruben, Hämmern und Werken erfahren wir, daß der Gewinnerlohn nach der Anzahl der geförderten Tonnen berechnet wurde, doch muß der Verdienst hier und da noch recht gering gewesen sein, da Landgraf Karl für Schmalkalden in seiner bereits mehrfach angezogenen Ordnung die Einführung eines Hilfsgeldes gebot, sodaß fortan von jeder Tonne einschließlich der letzteren sechs Groschen Gewinnerlohn gegeben wurden, doch durfte der einzelne Mann nun nicht nach Belieben darauf los arbeiten, sondern hatte sich mit einer festgesetzten Tonnenzahl zu begnügen. Hatte er so viel gefördert, so durfte er indeß nicht etwa aufhören, sondern mußte mit den übrigen Schichtgenossen aushalten.

Von der Verwaltung der Bergwerke ressortirten 1782 wenigstens auch die Salzwerke, die Blaufarben-, Weißblech- und Glasfabriken, die im Anschluß an die planmäßige Hebung des Fabrikwesens seit Landgraf Karl entstanden waren. Seine Fürsorge hatte sich namentlich auf die Hebung der Fabrikation von Leinen- und Wolltuch, Modenzeugen, der Strumpfwebereien, Strickereien, Loh- und Weißgerberei erstreckt. Eine frische, fröhliche Initiative war unter ihm zu bemerken, von der die Arbeiter wesentlichen Vortheil hatten und haben sollten. In gleicher Weise zeichnete sich besonders die Regierung des von unberufener Seite so viel geschmähten Landgrafen Friedrich II. bezw. Wilhelm's IX., des späteren ersten Kurfürsten, in seiner ersten Zeit aus. Wir finden gegen Ende der Regierungszeit Friedrich's von den Bergwerken abgesehen in hessischen Landen Färbereien, Spinnereien, Strickereien, Tuchfabriken, Wollenwalkereien, Kattunfabriken, Bleichereien, Gerbereien, Papiermühlen, Blaufarben- und Stärkefabriken, Tabaksfabriken, Seidenband- und Seidenzeugmanufakturen, Eisen-, Stahl- und Metallfabriken, Gießereien, Achatschleifereien, Fayence- und Steingutfabriken, Glasfabriken, Chokolademanufakturen, Spielkartenfabriken und Hutfabriken, von denen natürlich auf Kassel und Hanau, wo von früher her ein reges gewerbliches Leben herrschte, ein erheblicher Antheil entfiel, doch kamen auch ganz kleine Orte bezw. Bezirke erheblich in Betracht, wie Karlshafen, Rauschenberg, Biedenkopf, Niederaula, Grebenau, Herrschaft Itter, Lippoldsberg, der Löwensteiner Grund, vornehmlich aber Schmalkalden.

Jedenfalls wurde in der verhältnißmäßig doch nur kleinen Landgrafschaft Hessen geleistet, was damals zu leisten war. Ganz gewiß aber hat Hessen dem übrigen Deutschland in Hinsicht der Fürsorge der Fürsten für die heimische Industrie in keiner Weise nachgestanden, so wenig günstig an und für sich die Vorbedingungen für deren Aufblühen auch sein mochten.

Das Pfarrdorf Preungesheim.

Von Pfarrer W. Junghans.

(Schluß.)

Die Güter wurden später geschieden in 1. Güter, welche der Pfarrer bebaute (das jetzige Pfarrgut), 2. solche, welche, der Kirche gehörten, 3. Güter, welche verpachtet waren, 4. solche, welche dem Orden zehnteten, und 5. Besitzungen, welche zu den Hofgütern von Eckenheim und Preungesheim gehörten und zehntfrei waren.

Außer den Gütern erwarb der Orden nach und nach den großen Frucht= und Weinzehnten zu Preungesheim, den kleinen hatte der Pfarrer; ferner zu Eckenheim den dritten Theil des Zehnten, wovon er später den Wein= und den kleinen Zehnten ebenfalls an den Pfarrer abgab, schließlich in Berkersheim den Fruchtzehnten; den kleinen und Weinzehnten hatte auch hier der Pfarrer.*)

Der Zehnte wurde, wenn er eingesammelt war, in die Zehntscheuer gefahren und von den Beständern ausgedroschen. 1482 betrug die Pacht von Preungesheim 70 Achtel Korn, 20 Achtel Weizen und 14 Achtel Hafer, welche die Beständer nach Frankfurt liefern mußten, die zu Eckenheim 19 Achtel Korn, 6 Achtel Weizen und 25 Achtel Hafer, die zu Berkersheim 30 Achtel Korn, 10 Achtel Weizen und 39 Achtel Hafer. Den Zehnten zu Berkersheim hatte der Orden im Jahr 1369 sammt einem Theil des Zehnten zu Preungesheim von den Brüdern Heinrich und Merkel von Bonames für 51 gute kleine Gulden gekauft.

Im Jahre 1525 wurde für den Zehnten zu Preungesheim sehr wenig geboten, „da viel Aufruhr unter den Bauern war und Niemand drauffschlagen (bieten) wollte“.

Die Pächter des Hofguts zu Eckenheim hatten auch die Verpflichtung, weitere Fuhren zu thun. 1521 gab der Pächter 55 Achtel 1 ½ Simmer**) Korn nebst 1 Gulden und wurde dafür von dieser Verpflichtung entbunden.

Den Weinzehnten sammelte das Deutschordenshaus selber ein. Außerdem baute es fünf Morgen Weinberg, welche im Preungesheimer Feld lagen, und zwar einer am Heßler, der andere am Laußberg, selbst. Zu dem Ende hatte es in Preungesheim einen eignen Weingärtner, welcher als Lohn erhielt: außer dem Tagelohn zu Ostern sechs Ellen Zwilch, auf Michaelis zwei Ellen Gesindetuch und über das dritte Jahr sechs Ellen zu einem Rock. Auch durfte er den Geiz (das Laub) für sich behalten. Im Jahr 1511 betrug der Tagelohn nebst Dung u. s. w. 68 Pfund. Von den Weingärten in Berkersheim fiel der dritte Theil an das Haus.

Die Ritter von Bruningsheim.

Von Bruningesheim nannte sich ein edles Geschlecht kaiserlicher Ministerialen in der Stadt Frankfurt, welche nicht nur in ihrem Stammort, sondern auch anderswo begütert waren. Schon im Jahr 900 finden wir einen Brunicho*) als Zeugen unter einer zu Trebur ausgestellten Urkunde, wodurch ein Graf Stefan den Ort Salz (im Vogelsberg) dem Hochstift Fulda überließ, 1143 einen Diedericus de Bruningesheim als Zeugen unter der Urkunde, wodurch Kaiser Konrad III. dem Kloster zu Selbold den Zehnten zu Langenselbold schenkte. Die fromme Elisabeth von Preungesheim in erster Ehe verheirathet mit Johannes, Schultheiß von Frankfurt, in zweiter mit Konrad von Hagen, einem Bruder des Kuno von Münzenberg, haben wir schon oben erwähnt. In einer Urkunde des Klosters Arnsburg vom Jahr 1253 erscheint als Zeuge ein dominus Friedericus de Bruningesheim, in der Zehntbeschreibung des Frankfurter Bartholomäusstiftes vom Jahre 1255 ein Marquardus de Bruningesheim, welcher Güter in Bergen besaß. Am 24. Juli 1256 verglichen sich zu Mainz Winter und Eberwin von Bruningesheim mit dem Bartholomäusstift zu Frankfurt wegen eines Rottzehnten in der Gemarkung von Bockenheim. Derselbe Eberwin verzichtete am 6. Juni 1260 auf diesen Zehnten zu Gunsten des Stiftes. 1257 präsentirten Berthold und Konrad von Bruningesheim einen Mainzer Domherrn zum Pfarrer von Langendiebach, wo sie das Patronat besaßen. 1273 erkaufte der deutsche Orden, wie wir sahen, 15 Morgen Land von Winter von Breunigesheim, die dieser von Kaiser und Reich zu Lehen trug, 1275 aber 34 Morgen Landes von den Kindern Berthold's von Breunigsheim. Dieser war also gestorben. In demselben Jahr (1. Juni) verkauften auch Giesebert von Breunigsheim und seine Ehefrau Mechtildis, sowie seine Geschwister Heinrich, Guntram, Volger und Rüdiger, die Söhne Berthold's, ihren Erbbesitz, bestehend aus einem Hof und 34 Morgen Land in Preungesheim, dem Orden der deutschen Herrn zu Sachsenhausen. Im folgenden Jahre (1276) am 27. August bestätigte Kaiser Rudolf den von Winter von Preungesheim und dem Orden 1273 abgeschlossenen Kaufvertrag, weil diese Reichslehen waren. Heinrich von Breunigsheim führt den Namen Scelmo und ist vielleicht der Ahnherr der Schelme von Bergen geworden. Dies ist nicht unwahrscheinlich, da die Herrn von Preungesheim in einer Urkunde von 1280 dasselbe Wappen führen wie die Schelme von Bergen, nämlich die Schleife. Auch besaßen die Schelme von Bergen bis zum Ende des vorigen Jahr=

*) Den kleinen Zehnten bezog die Pfarrei bis in die Neuzeit. 1837 wurde er abgelöst.

**) Ein Achtel oder Malter hatte vier Simmer.

*) Daß dieser Brunicho ein Vorfahr der Ministerialen von Bruningsheim gewesen wäre, ist vom Herrn Verfasser nicht gesagt, weil es nicht zu erweisen ist. D. Red.

hunderts einen Hof (bis heute der Schelmenhof genannt) auf dem Filialdorf Berkersheim.*) Nach dem Verkauf ihrer Güter zu Preungesheim haben die Ritter von Preungesheim ihren Wohnsitz, scheint es, nach Bommersheim und Rödelheim verlegt. Winter von Breunigsheim wohnt nach einer Urkunde von 1281 in Bommersheim, Winter und Markwart (1295 und 1297) sowie Kuno (1291) zu Rödelheim. Winter von Bruningesheim der da gesezzen ist zu Bommersheim, welcher Gefälle und Güter zu Bergheim (bei Büdingen) und Preungesheim verkauft hatte, gestattet in der Urkunde von 1281 einem Ganerben Erwin von Preungesheim Güter und Gefälle zu Eschersheim, Ginheim und an anderen Orten zu verkaufen oder seine Kinder damit auszustatten. Es erhellt aus der Urkunde, daß Winter von Preungesheim dem Ritter Ruzin von Ilbenstadt einen Theil des Zehntens zu Bergheim, den er von Büdingen, und fünf halbe Hufen zu Preungesheim, genannt das „vricht“, die er vom Reich zu Lehen trug, an die deutschen Herrn zu Sachsenhausen verkauft hatte und daß er und Erwin von Preungesheim den großen und kleinen Zehnten zu Ginheim und Eschersheim vom Reich, den zu Bornheim von denen zu Münzenberg sowie einen Theil von Okriftel und Walderstetten bei Gerau vom Reich zu Lehen trugen. Die früher Reichsunmittelbaren waren Lehensmänner der mächtigen Herrn zu Falkenstein und Münzenberg geworden. Nach dem Eppstein'schen Lehenbuch tragen 1290 Markwart und Heinrich, Gebrüder, Söhne Winter's von Breunigsheim, Eberwin, Cuno und Winter, die Söhne weiland Eberwin's von Breungesheim, zehn Schweine, zehn Pfund Flachs, Gewege genannt, sowie 6 Kölnische Schillinge in zwei Jahren von dem Aehrenfeld, das da heißt Redforst, von Epstein zu Lehen, im dritten Jahre aber nicht. Werner und Ulrich von Falkenstein belehnen Winter und Markwart am 7. Dezember 1295 mit ihrem Besitzthum in Gericht und Terminei zu Bockenheim. Am 5. September 1297 gestatten dieselben dem zu Rödelheim wohnhaften Winter von Preungesheim, seine Frau Lisa mit dem Lehen von Gütern ꝛc. in dem Gericht Bockenheim zu bewitwen. Als Ganerben werden genannt Cuno, Erwin, Markwart und Heinrich. 1299 am 10. Januar belehnt Philipp von Falkenstein den zu Rödelheim wohnhaften Cuno von Preungesheim mit seinen Gütern in Gericht Bockenheim außer dem steinernen Haus. Nur noch höchst unbedeutend ist der Besitz von ihrem einst so bedeutenden Erbgut in dem Kirchspiel. 1298 den 8. April verpflichtet sich Volpert von Eschbach, Bürger zu Frankfurt, die ihm zu Lehen gegebenen zwei Huben zu Preungesheim gegen Zahlung von 50 Mark an Winter und Cuno von Preungesheim zurückzugeben; 1300 aber empfängt Friedrich von Bruningesheim, Ritter, von von Falkenstein einen Weinberg am Vilbeler Holz zu Lehen.

Hier enden meine Quellen über die Ritter von Preungesheim. Wann das Geschlecht ausgestorben ist, konnte nicht ermittelt werden. Ob es durch schlechte Wirthschaft oder aus anderen Gründen zurückgegangen ist, wird nicht mehr zu entscheiden sein. Jedenfalls verstand es der deutsche Orden theils durch seinen Einfluß auf die Seelen, theils durch die reichen ihm zu Gebote stehenden Mittel, das große Stammgut der von Preungesheim nach und nach an sich zu bringen.

*) 1684 gründete der Junker Schelm die lutherische Gemeinde in Berkersheim. Die Gottesdienste wurden zuerst in seinem Hof gehalten. 1690 wurde die lutherische Kirche auf einem von ihm geschenkten Grundstück erbaut. 1689 weigerte der Junker der Pfarrei Preungesheim den Zehnten.



Der Schwan auf Münzen des Landgrafen Karl.

Von Dr. Paul Weinmeister.

Das dänische Staatswappen zeigt im zweiten Quartiere des Mittelschildes einen silbernen Schwan (von links) mit einer goldenen Krone um den Hals im rothen Felde, für Stormarn. Das gleiche Wappenthier findet sich merkwürdiger Weise als Sinnbild auf einigen Münzen des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, nur ist hier der Schwan von rechts dargestellt, er steht auf einem kastenförmigen Fußgestell, und es fehlt jegliche Tinktur für Silber, Gold und Roth; dagegen ist ihm stets der Wahlspruch: „Candide et constanter“ beigegeben. Es ist also nicht der Schwan von Stormarn, und doch erinnert er sehr an ihn. Demnach sucht man nach einer Beziehung Karl's zu Dänemark. Man hat darauf hingewiesen, daß er im Jahr 1671 einen Besuch am Hofe zu Kopenhagen gemacht und dabei den dänischen Elephanten-

orden erhalten habe. Dem hat man andererseits entgegen gehalten, daß der Schwan erst zehn Jahre später zum ersten Mal auf hessischen Münzen erscheint. Völlig aufgeklärt ist demnach die Sache nicht. Uebrigens ist die Zahl der Schwan-Münzen ziemlich klein, die übrigen Münzen Karl's zeigen wie die der anderen Landgrafen den Löwen oder das Wappen, das Brustbild oder den Namenszug. Die Schwan-Münzen enthalten natürlich außer dem Schwan, der auf der e nen Seite dargestellt ist, noch ein Gepräge auf der anderen Seite, und zwar entweder das Brustbild oder das Wappen und in einem Falle den Namenszug. Es giebt deren aus den Jahren 1681, 1686, 1691, 1699, 1701 und ohne Angabe eines Jahres; es sind meist goldene oder silberne Medaillen, nur einen Dukaten und einen Goldgulden (1686), einen Reichsthaler (1686), einen Doppelthaler (1691) und einen Vierteldukaten (ohne Jahr) kennt man unter ihnen. Auf letzterem, den ich besitze, ist das Gesicht des Landgrafen, worauf schon Hoffmeister hinweist, nicht jugendlich dargestellt, es macht den Eindruck eines alten Mannes; das Stück ist also höchst wahrscheinlich später geprägt als die anderen Schwan-Münzen, die sämmtlich zwischen 1681 und 1701 entstanden sind.

Unter Nr. 1867 beschreibt nun Hoffmeister noch eine, sonst unbekannte Schwan-Münze, die auf der einen Seite den Namenszug des Landgrafen, auf der anderen das Emblema (Schwan) und Symbolum: „Candide et constanter“ zeigen und ein Ortsthaler (Vierteltaler) sein soll. Als Quelle giebt Hoffmeister an: „Bögehold, Joh. Balthasar, Nachricht von alten Müntzen in und umb Hessen. Ein Manuskript im Haus- und Staatsarchiv zu Kassel“ (d. h. jetzt im Staatsarchiv zu Marburg*). Ich habe das Stück sonst nirgends beschrieben gelesen, auch nach meiner Erinnerung in keiner der vielen und theilweise ausgezeichneten hessischen Münzsammlungen gesehen, in die mir ein Einblick gütigst gestattet worden ist. Dieses demnach sehr seltene Stück habe ich nun kürzlich durch einen glücklichen Zufall für meine Sammlung erwerben können, und da es vorzüglich erhalten ist, bin ich in der Lage, es etwas eingehender als Bögehold zu beschreiben. Der Durchmesser beträgt 26 mm, das Gewicht $6\frac{1}{2}$ g; die Vorderseite enthält, unter einem Fürstenhut und von zwei unten gekreuzten Palmzweigen eingefaßt, den vielfach verschlungenen Namenszug des Landgrafen und am Rand einen gekerbten Kreis. Rückseite: Auf einem parkettirten Fußboden, der in drei Parkettquadraten die Buchstaben I (rechts) V (unten) F (links) enthält, steht ein altarähnliches Fußgestell, auf dem sich der Schwan (von rechts) mit schlagenden Flügeln und einer Krone um den Hals befindet. Das perspektivisch dargestellte Fußgestell trägt an der Vorderfläche den Doppelbuchstaben C unter einem Fürstenhut, an einer Seitenfläche den Löwen; die Umschrift lautet CANDIDE ET CONSTANTER (mit ihren Anfangsbuchstaben an das eben genannte doppelte C erinnernd), den Rand bildet ein gekerbter Kreis.

Obwohl das Stück keine Jahreszahl und auch nicht (wie der Vierteldukat) das Bild des Landgrafen zeigt, aus dem man auf die Prägezeit schließen könnte, so läßt sich doch diese ungefähr festsetzen durch das Vorhandensein der Buchstaben I V F, die den Münzmeister bezeichnen. Johann von oder van Fornenbergk, Fornenberg, Forenberg oder Fohrenberg, ein Holländer, wurde, seit 1681 an der Kasseler Münze beschäftigt, am 1. April 1682 zum Münzmeister ernannt und blieb in dieser Stellung, bis er im Jahre 1697 nach Holland zurückkehrte. In diesen Zeitraum gehört also auch jener Ortsthaler, d. h. in dieselben Jahre, aus denen auch fast alle anderen Schwan-Münzen stammen. Man ist danach fast versucht anzunehmen, daß Fornenbergk dem Landgrafen das Gepräge mit dem Schwan als von ihm erfunden und entworfen vorgeschlagen hat und daß der Ortsthaler ohne Jahr eine nach dem Entwurf angefertigte Probe ist, die nur in wenigen Stücken oder gar nur in einem Stücke geschlagen worden ist. Eine Nachricht darüber, ob der Ortsthaler doch noch in anderen Sammlungen vorkommt und ob man zu einer anderen Ansicht über seine Bedeutung Grund hat, wäre mir sehr erwünscht.

*) Nach Hoffmeister's Angabe nur ein dürftiges Verzeichniß von dem Aussehen einer bloßen Abschrift oder eines Auszuges.

Frida Storck †.

Am 25. Januar verschied im Landkrankenhause zu Kassel unsere langjährige Mitarbeiterin Fräulein Frida Storck. Geboren zu Marjoß als Tochter eines kurhessischen Oberförsters am 20. November 1850, genoß sie nur einfachen Schulunterricht, entwickelte aber schon als Kind einen eisernen Fleiß und saß emsig über den Büchern, wenn die Geschwister

sich fröhlich umhertummelten. Ihr Vater war ein geistig bedeutender Mann, und sein Umgang muß wohl ihrem Talent große Anregung und Förderung gegeben haben.

Nach dem zeitigen Tode ihres Vaters, der in Wehlheiden erfolgte, sah sie sich auf die eigene Kraft angewiesen. Zusammen mit ihrer Stiefmutter, an der sie mit großer Liebe hing, lebte sie fortan in Kassel. Mit großem Ernst arbeitete sie an ihrer Fortbildung, um mit Erfolg zur Feder greifen zu können. Ihrem rastlosen Eifer wie ihren natürlichen Gaben, denen sich vor allem eine lebhafte Phantasie gesellte, hatte sie es zu verdanken, daß sie durch ihre Erzählungen, die in Zeitschriften, Zeitungen und gelegentlich auch in Buchform erschienen, darunter ihr Hauptwerk „Franz Wolfram“ und der erst kürzlich erschienene historische Roman „Um den Glauben“ (Kassel, Max Brunnemann), in weiteren Kreisen bekannt wurde und zu den gern gelesenen Schriftstellerinnen zählte.

Das „Hessenland“ hat aus Frida Storck's Feder folgende Novellen, bezw. Erzählungen gebracht: „Einer vom alten Schrot und Korn“ (1887), „Aus gährender Zeit“ (1888), „Tante Gerichtsraths Flickfrau“ (1896). Durch Gedichte in niederhessischer Mundart hat sie sich bei unsern Lesern nicht minder glücklich eingeführt, es sei nur an folgende erinnert: „Kirmesmohrt“ (1893), „Spällstube“ (1894), „Der Osterhoas“, „Es wärd bekängt gemacht“, „Kirmes“ (1895). Ihre letzte Arbeit für das „Hessenland“ war ein warm empfundener Nachruf für die hessische Schriftstellerin Nanny vom Hof „Zur Erinnerung an N. v. H.“ (1896 Nr. 8, S. 106 ff.).

Was sie dort von der dahingeschiedenen Freundin sagte: „Der starke Geist, der in der schwachen Hülle lebte, zwang die Schwächen des Körpers immer und immer erfolgreich nieder“, das gilt wohl auch von Frida Storck selbst. Ihr nicht starker Körper war den Anstrengungen ihres Berufs nicht gewachsen, zumal sie herzleidend war. Eine schon im Dezember 1896 vorhandene starke Erkältung ging, weil sie nicht genügend beachtet worden war, in eine Lungenentzündung über. Und so erfolgte denn der Tod nach mehrwöchigen Leiden. „Ein mildleuchtendes, wohlthuendes Licht, eine ächte Hessin, die mit jeder Faser an ihre engere Heimath hing,“ ist in ihr geschieden. Für die Menschen, die ihr nahe standen, riß dieser Tod eine schmerzliche Lücke, die erst die Zeit allmählich schließen wird. Auch das „Hessenland“ wird ihr ein treues Andenken bewahren. Sie ruhe sanft!



Sein Haus.

Hessische Erzählung von M. Herbert.

(Schluß.)

Das Gericht hatte entschieden. Es wurde eine Abschätzungskommission in Jost's Haus geschickt, — und die Leute kletterten mit verächtlichen, entsetzten Gesichtern die halsbrecherischen Stiegen hinauf, bekopfschüttelten den glänzenden, schwarzrußigen Rauchfang auf dem Gang vor den Zimmerthüren, das braune, wurmzerfressene, gebogene Gebälk, die rissigen Lehmwände und die niedrigen Zimmer mit den klaffenden Dielen.

„Sie sollten froh sein, daß Ihnen das Haus anständig bezahlt wird, Herr Jost,“ sagte ein Sachverständiger, „es wäre Ihnen über kurz oder lang doch über dem Kopf zusammengestürzt.“

Jost antwortete nicht, er stand mit geballten Händen neben den Herren und murrte.

„Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, — und ich werde es nicht leiden.“ Er verweigerte entschieden die ihm gebotene Summe.

Man kümmerte sich nicht darum. Mariechen unterzeichnete für ihn und nahm das Geld in Empfang. Jost galt ja für halb unzurechnungsfähig, und man ließ ihn reden. Er verwilderte förmlich, lief ziel= und planlos im Felde umher, vernachlässigte sein Geschäft und seine Bibel und hörte nicht auf die Rede des Herrn Pfarrers, der kam ihn zu vermahnen. Mit dem hereinbrechenden Winter wurden die Zeiten in dem alten Hause noch trüber. So lange noch der Sturm die letzten Blätter und die letzten blauen Zwetschen nicht herabgefegt hatte, rannte Jost durch die Wiesen und Heckenwege des Hessenthälchens — der Unruhe seines Geistes folgend —, man sah ihn auf den Feldrainen unter den Schlehensträuchern sitzen, den Kopf gesenkt, die Knie emporgezogen —, zuweilen sang er mit seiner tiefen Greisenstimme das alte hessische Kirchenlied:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das in die Seele bohrt,
Du Anfang sonder Ende.
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hin wende.“

Aber als der Nordwind und der Ostwind schneidend über das Hügelland fuhren, froren sein Greisenblut und seine schlecht verpackten Knochen, und er kroch hinter den alten Homberger Eisenofen in das sonst so behagliche Großvatereckchen. Aber auch dort störte ihn der Gedanke auf, daß man mit dem kommenden Frühjahr das Häuschen niederreißen würde, und er schlich rastlos von Zimmer zu Zimmer, vom Boden in den Keller, vom Stall in die Werkstatt.

Er magerte immer mehr ab, und seine Augen leuchteten wie Kohlen aus dem fahlen Gesicht.

Was half es, daß über dem Ehebette von Jost und Mariechen ein alter Haussegen hing:

„Denn, wer dem Herrn befiehlt seine Sach',
Schweigt, leidet, wartet,
Braucht Glimpf, mit Gemach,
Bewahrt Glaub' und gut Gewissen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer sein."

Der gute Spruch, den Mariechen einst mit Goldperlen auf Papierstramin gestickt, hatte seine Wirkung verloren, der Frieden und der Schlaf waren aus der armen Kammer gewichen.

Jost verbrachte die Nächte damit, geistliche Lieder zu singen; seine hohle Stimme klang unheimlich zu dem zitternden alten Frauchen hinüber. Der jubelvolle Inhalt paßte so schlecht zu ihrer Angst:

„Von zwölf Perlen sind die Thore
An Seiner Stadt. Wir stehn im Chore
Der Engel hoch auf Zion's Höh'n.
Kein Aug' hat je gesehen
Kein Ohr hat je gehört —
Solche Freude!
Drum jauchzen wir und singen Dir
Das Hallelujah für und für."

Dann pflegte Mariechen aufzustehen und den grauen Kopf an ihre Brust zu ziehen — das alte, gestörte, trotzige Kind zu beruhigen mit ihrer guten, tröstenden, mütterlichen Stimme:

„Sei gut, Jost, — der alte Herrgott lebt noch. Er sitzt im Regimente und leitet alles wohl."

Er ließ sich wohl beschwichtigen und schlief für ein paar Stunden, aber mit Tagesgrauen und Hahnenschrei kam die geistige Unrast und trieb ihn empor.

„Sie haben unserem Herrgott das Heft aus der Hand gerissen, sie haben Recht verkehrt in Unrecht. Mein Haus ist mein Haus! davon beißt keine Maus 'nen Faden ab, und ich werd' ihnen zeigen, wem's gehört. Da soll doch gleich ein Hagelwetter drein schlagen!"

* * *

Und er zeigte ihnen, daß es sein Haus war. Die Märzstürme fegten durch das Thal, und das Städtlein war voller Nebel, Dunkelheit und Kälte, das lose Holzwerk an dem alten Häusergehock schlug krachend und knatternd aneinander, und die Ziegeln fuhren an den Dächern nieder und zerschlugen rasselnd auf dem Basalt des Pflasters.

Betend und weinend war das Mariechen eingeschlafen, denn Jost saß starr und unbeweglich drunten in der Werkstätte; den ganzen Tag über hatte er Speise und Trank verweigert und den Nachbarn ihre Sünden vorgehalten, — morgen wollte der junge Jost mit seinen Gesellen und dem „Handwägelchen" kommen, die Sachen der Alten in die neue Wohnung zu schaffen, denn auf die nächste Woche war der Abbruch des Hauses anberaumt.

Mariechen war schon seit Tagen ihrem Mann auf Schritt und Tritt gefolgt, denn er hatte drohend geäußert: „Es giebt noch ein Unglück, gebt Acht — es giebt ein Unglück!"

Heute Abend aber hatten die Aufregung und Erschöpfung sie überwältigt, sie war in ihr Bett gekrochen, um in einem tiefen Schlaf ihr Elend und Kreuz auf eine Weile zu vergessen. Plötzlich um Mitternacht fühlte sie sich von starken Armen emporgehoben. Ihr Mann hatte sie aufgerüttelt: „Steh auf, Mutter, es brennt. — Ich habe unser Haus angezündet, damit es nicht fällt in die Hände der Gottlosen und ungerechten Richter!" Da knisterte und knackte es auch schon in den alten Lehmwänden, da glühten die Balken in der geborstenen Decke, und ein Funkenregen sprühte in die Kammer nieder.

Schreiend und in ihrer Schlaftrunkenheit taumelnd lief die Alte hinaus, sich die nackten Sohlen auf den glühenden Dielen versengend. Als sie aus der Hausthür trat, fuhr ihr der Sturm mit dem schrillen Anschlagen der Feuerglocke entgegen, und hoch aus dem Giebel ihrer geliebten Heimstätte schlug eine gewaltige Flamme zum Himmel empor.

In ihrem Hemde stand das zitternde alte Weibchen zähneklappernd und die grauen Haare raufend auf der Straße in Sturm und Regen zwischen den schimpfenden, fluchenden Nachbarn, deren Eigenthum die fliegenden Funken bedrohten.

Die Spritze kam unter Halloh und Gerassel —, da stürzte auch schon das alte Gebälk krachend zusammen, der Alten ganze Habe mit sich begrabend.

Jost aber stand lachend da: „*Jetzt hab' ich's bewiesen, daß es mein Haus war.* —"

Noch in derselben Nacht wurde er in's Gefängniß transportirt und dann nach einigen Tagen weiter nach Kloster Haina, der Anstalt für männliche Irre. Er hatte sich als gemeingefährlich erwiesen. In der Anstalt lebte er nicht lange. Er ging

tiefsinnig im Garten herum und sang Kirchenlieder. Zuletzt starb er aus Heimweh nach dem alten Städtchen und nach seinem Mariechen. Diese fand ein stilles Plätzchen im St. Georgenspital, wo alte Leute hinter blumenbesetzten, sonnigen Fenstern wohnen. Dort saß sie noch manchen Tag, das großgedruckte Gesangbuch im Schooß, das blasse, alte Gesicht in Ergebung gesenkt —, geduldig auf ihr letztes Stündlein harrend. —



Aus alter und neuer Zeit.

Zur Entstehung der kurhessischen Gemeindeordnung von 1834. Von öffentlichen Angelegenheiten steht im Bereich des ehemaligen Kurfürstenthums zur Zeit wohl keine so sehr im Vordergrunde wie die Frage, inwieweit es gelingen wird, die altbewährten Einrichtungen der kurhessischen Gemeindeordnung von 1834 in die von der preußischen Staatsregierung dem Landtage vorgelegten Entwürfe einer Städte- und Landgemeindeordnung für die Provinz Hessen-Nassau hinüberzuretten, wofür Angehörige aller Parteien einmüthig in gleichem Sinne thätig sind.

Dem „Hessenland“ liegt es selbstverständlich fern, sich irgendwie in die Politik des Tages zu mischen, es ist vielmehr lediglich beabsichtigt, einige kurze rein historisch gehaltene Bemerkungen zu der Entstehung der kurhessischen Gemeindeordnung zu geben, die auch nach den mehr oder minder ausführlichen Berichten und Erläuterungen der politischen Tageszeitungen nicht überflüssig sein dürften.

Wer war der Verfasser des Entwurfs der kurhessischen Gemeindeordnung von 1834? Niemand anders als der damalige Regierungsdirektor in Fulda Dr. Karl Michael Eggena, geboren zu Kassel als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns am 19. August 1789, gestorben zu Fulda am 18. Dezember 1840. Eggena, ein Staatsmann von hoher Begabung, reichen Kenntnissen und seltener Arbeitskraft, war nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Wilhelm II. Generalsekretär des Ministeriums geworden. Vorzugsweise seiner vermittelnden Thätigkeit ist das rasche Zustandekommen der Verfassung vom 5. Januar 1831 zuzuschreiben. Dann zum Ministerialrath befördert und zum Vorstand des Ministeriums des Innern ernannt, blieb er nur wenige Monate in diesem Amte, aus dem er schon im Mai 1832 schied, um zum Regierungsdirektor und landesherrlichen Bevollmächtigten beim Domkapitel in Fulda bestellt zu werden. An seine Stelle trat Hassenpflug, von dem größere Energie und Konsequenz erwartet wurde, als sie Eggena gezeigt hatte. Eggena wurde 1836 mit dem Titel eines Staatsraths Vorstand der Landeskreditkasse zu Kassel, indeß kehrte er bald nach Fulda zurück, wo er sich ankaufte. (Hessenland, Jahrgang IV [1890], S. 344 f. und Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrgang 1840 [Weimar 1842], II, S. 1175—1179.) Soweit über Eggena's Person.

Die Landstände erinnerten den neuen Minister Hassenpflug unermüdlich an die durch die Verfassungsurkunde zugesicherte Gemeindeordnung, zu welcher bereits zwei Entwürfe vergeblich ausgearbeitet waren. Die Ausarbeitung des dritten Entwurfes übertrug Hassenpflug nun seinem Vorgänger. Nach geraumer Zeit lieferte Eggena ein wohlgeordnetes, schöngeformtes Werk, das durch glänzend geschriebene Motive beleuchtet wurde. Nach Ansicht des liberalen Abgeordneten Karl Wilhelm Wippermann (s. dessen Buch: Kurhessen seit dem Freiheitskriege, Kassel 1850, S. 330 f.) enthält dasselbe alle Keime einer freien Gemeindeverfassung, den Unterschied zwischen Stadt und Dorf fast ganz verwischend, aber überall „trat — nach Wippermann — die hemmende und lähmende Einwirkung der Staatsbehörden hinzu, welche die Rechte der Gemeinden ganz von denselben abhängig zu machen schien“. Der landständische Ausschuß, dem die Vorlage unterbreitet wurde, strich in letzterer Hinsicht Manches, so daß Hassenpflug sich mit ihm nicht zu einigen vermochte. Um nun das Gesetz nicht scheitern zu lassen, setzten sich die Abgeordneten Eberhard und Wippermann mit Hassenpflug in Beziehung, um ihn zu größerer Nachgiebigkeit zu bewegen. Dies ist ihnen denn auch gelungen. Was von Hassenpflug in den vertraulichen Besprechungen mit den genannten beiden Abgeordneten zugestanden ist, das ging buchstäblich in die Gemeindeordnung über. Nur in einem Punkte, freilich in einem recht wichtigen, vermochte man sich nicht zu einigen, nämlich in Bezug auf die freie Wahl der Ortsvorstände, die durch Verfassungsurkunde den Gemeinden verbürgt war. Die Regierung behielt sich wie in andern Ländern so auch in Kurhessen das Recht der Bestätigung vor, verlangte

für bestimmte Fälle sogar das Recht der Ernennung, sowie die Befugniß jedes dritte Jahr die Wahl eines andern verlangen zu dürfen. Daß auch hier schließlich eine Einigung erzielt wurde, ist dem gegenseitigen Entgegenkommen in der die wichtigsten Interessen des Landes berührenden Angelegenheit zu verdanken. Auf Einwirkung der Abgeordneten Scheffer und Henkel erhielt die Regierung trotz aller Opposition, die sich in der Ständeversammlung geltend machte, — es seien u. a. die Namen Schomburg, Eberhard, Wippermann, Louis von Baumbach (Baumbach III), Hahn und Schwarzenberg genannt — das Recht der Bestätigung der neugewählten Ortsvorstände, sowie die ausdrückliche Befugniß, die Bestätigung aus besonderen Gründen versagen zu können, im Wesentlichen war bei diesem Kompromiß also der Vortheil auf Seite der Regierung.

So war denn die langersehnte Gemeindeordnung nach langen, schweren Kämpfen zu Stande gekommen und hat als ein von allen Seiten hochgeschätztes Gut bis auf den heutigen Tag Bestand gehabt. Wünschen wir dem, was an ihre Stelle zu treten bestimmt ist, eine eingehende und sorgfältige Berathung, bei welcher auf die besonderen Interessen unserer engeren Heimath gebührend Rücksicht genommen wird.

Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel hielt am 25. Januar an gewohnter Stelle seine Monatsversammlung ab. Der Vorsitzende Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner konnte abermals über den Eingang einer Reihe werthvoller Geschenke berichten, darunter befinden sich u. a. zwei Photographien der an der Nord- und Südfaçade des Kasseler Zeughauses befindlichen Skulpturen (Bildniß des Landgrafen Wilhelm IV. und hessisches Wappen nebst den Umrahmungen und Inschriftentafeln) von Zeuglieutenant Pulver zu Kassel, die Karte der Oberförsterei Rottebreite mit Flur- und Forstortsnamen von Forstmeister Mehlburger in Oberkaufungen, die Lettres-patentes de création et statuts de l'ordre de la couronne de Westphalie (1809) von Professor Manns in Kassel, das Buch „Unsere Mutter", Ein Gedenkblatt, von dessen Verfasser E. W. Heß von Wichdorff, ferner ein Manuskript „Nachrichten über die am 14. August 1770 geschehene Stiftung des Fürstl. Hessisch-Kasselischen Ritterordens vom goldenen Löwen" (fortgeführt bis 1803) mit einer farbigen Abbildung des Ordens, eines Ordensritters und eines Trabanten von Postdirektor a. D. Wolff in Kassel, schließlich von Major a. D. von und zu Löwenstein daselbst eine Abschrift der „Akta, die mit den Landständen unterm 9. März 1831 getroffenen Vereinbarung wegen der Dotation des kurfürstlichen Hofes betreffend". Aus dem Besitz des Bankiers Fiorino in Kassel legte der Vorsitzende eine Kirchenkastenrechnung der St. Martinskirche von 1581 vor. An die Kasseler Grimm-Sammlung in der Landesbibliothek ist, wie weiter mitgetheilt wurde, laut Vorstandsbeschluß die bisher in der Vereinsbibliothek aufbewahrte Abschrift der in Kassel gesammelten Originalunterschriften der Subskriptionen zum Unterstützungsfonds für die 1837 abgesetzten sieben Göttinger Professoren abgegeben worden. Den Vortrag des Abends hielt Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Scherer über die Wilhelmshöher Schloßbibliothek. Derselbe wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Anlaß zu den fesselnden Darlegungen des Redners bot der Umstand, daß auf Genehmigung des Kaisers von der auf Wilhelmshöhe befindlichen Schloßbibliothek der Hauptbestand in der Stärke von etwa 12000 bis 13000 Bänden in die Landesbibliothek überführt werden soll, um dort aufgestellt und gleich deren übrigen Bücherschätzen der Benutzung zugänglich gemacht zu werden, doch hat sich die Krone das Eigenthumsrecht vorbehalten. Die Ausführungen des Dr. Scherer bringt das Kasseler Tageblatt im Wortlaut.

Neuer Fund im Schloß Wilhelmsburg. Im Riesensaale des bekannten Schlosses Wilhelmsburg hat der Zahn der Zeit wieder einmal etwas recht Merkwürdiges an's Tageslicht gebracht. An dem großen, reich im Renaissancestil verzierten Stein über dem offenen Kamin befand sich in der Mitte ein großer, aufrechter, eiförmiger Fleck von $^3/_4$ zu $^1/_2$ Mtr. Durchmesser, der in seiner schwarzen Uebermalung, besser Ueberklexung, sehr unschön abstach von der reichen und geschmackvollen Umrahmung der überaus feinen Bildhauerkunst und Malerei des betr. Kaminsteins. Als vor neun Jahren unter Leitung des Bauinspektors Laske der Kamin abgemalt wurde, um in der Stuttgarter Gewerbehalle veröffentlicht zu werden, glaubte dieser das Rechte zu treffen, als er in den schwarzen, häßlichen, plumpen Fleck einen neunmal roth und weiß quergestreiften hessischen Löwen hineinzeichnete. Im

Laufe des gegenwärtigen Winters ist nun ein gutes Stück des schwarzen Bewurfs aus dem schwarzen Oval herabgestürzt, wodurch ein vollständiges Hessenwappen des 16. Jahrhunderts in wunderbarer Schönheit zum Vorschein gekommen ist. Die ganze Umgebung und Verzierung des Wappens ist in sehr erhabener Bildhauerkunst dargestellt, Laubwerk rechts und links, und oben der „Ziegenhahner" Bock und die Hahnenflügel, dazwischen die Büffelhörner in Kleeblättern; es ist alles so wohl erhalten, daß sogar der Ziegenbart, die Hörner und die ganz frei herausgearbeiteten Vorderbeine des Bockes unversehrt geblieben sind. Die drei Harnische sind bis 8 Ztm. erhaben und die Spitzen der Helmkrone vergoldet. Die eigentlichen Bilder des Wappenschildes sind nur gemalt, so der Ziegenhainer Stern über dem facettirten Goldfeld, die zwei Sterne von Nidda, die zwei Löwen von Dietz und der Leopard von Katzenellenbogen; der mittlere rothweiße Löwe im blauen Feld, die Landschaft Hessen darstellend, ist von ganz außerordentlicher Schönheit. Ein so kunstvoll dargestelltes und so wohlerhaltenes Wappen von Hessen dürfte nicht zum zweiten Mal existiren! Die Schicht von rohem Kalk, womit es verschmiert war, hatte eine Dicke von über 10 Zentimeter, und zehn halbe Backsteine und Ziegelstücke von der Größe einer halben Hand waren mit in den Mörtel hineingebacken. Unwillkürlich fragt man sich: welche Zeit konnte so nichtsnutzig vandalisch und roh sein, ein derartiges Kunstwerk durch Ueberkalkung aus der Welt zu schaffen? Wenn man die Geschichte des Schlosses Wilhelmsburg an sich vorbeiziehen läßt, so paßt nur ein Ereigniß auf einen solchen barbarischen Vandalismus. Es war am 24. Januar 1808, als Hessensöhne im Riesensaal eine Ode im Namen der Stadt Schmalkalden an Jérôme Napoleon sangen, die gedichtet war von Landrath Schödde, in Musik gesetzt von dem bekannten Orgelkomponisten Bierling und gedruckt bei David Polster. In dieser Ode heißt es u. a.:

Füllt das Glas, es gilt dem Bunde,
Der die Ewigkeit erreicht.
Sterbe an der Tafelrunde,
Wer zu diesem Bunde schweigt.
Könige sind Erdengötter,
Schön und himmlisch ist ihr Loos,
Denn sie träufeln wie Erretter
Balsam in der Menschheit Schooß.

Perlen schmücken deine Krone,
Unser Stahlberg ist ihr Stern.
Blick auf ihn von deinem Throne,
Weih' ihm deine Blicke gern!
Britten mit der Neidesthräne
Schielen unsern Stahlberg an,
Hör' es, Halbgott an der Seine,
Du, der sie zermalmen kann.

Freilich, zu solchen Gefühlen einer Festversammlung des Jahres 1808 paßte kein Hessenwappen mehr — es mußte übertüncht werden!

Nach Ansicht Anderer ist es wohl auch möglich, daß man in Kriegszeiten unser Wappen mit Tünche verdeckt hat, um es vor feindlicher Zerstörungswuth zu schützen und zu bewahren.

Schmalkalden. **R. Matthias.**

Melanchthon in Schmalkalden. Der Henneberger Geschichtsverein in Schmalkalden hat in seiner Sitzung vom 12. Januar beschlossen, zu Melanchthon's 400jährigem Geburtstag, an der Rosenapotheke daselbst eine Granitplatte mit folgender Inschrift anbringen zu lassen: „In dieser Behausung wohnte Philipp Melanchthon vom 1. März bis 15. April 1540. Gestiftet vom Henneberger Verein den 16. Februar 1897." Der Wirth Melanchthon's hieß Reinhardt Olff, dessen Wappen findet sich noch heute über der Thür. Bereits 1537 weilte Melanchthon zum ersten Male in Schmalkalden, und zwar wohnte er damals bei Pforr „auf dem Hütterchen", doch ist das Haus nicht mehr vorhanden. Bei seinem Aufenthalt im Jahr 1540 wurde Melanchthon nach Rotenburg abgerufen, um Landgraf Philipp mit Margarethe von der Sala zu trauen.

Schenkung an die Landesbibliothek. Eine ganz besonders werthvolle Schenkung wurde der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel durch die Güte des hessischen Schriftstellers Dr. Daniel Saul in Stuttgart zu Theil, nämlich vom Dichter des köstlichen „Prinz Rosa Stramin", Ernst Koch, eigenhändig niedergeschriebene „Lyrische Versuche, Gedichte aus den Jahren 1824—1828, verfaßt in Kassel, Göttingen und Marburg," sämmtlich u. W. ungedruckt. Der Schenkgeber begleitete seine Gabe mit den folgenden Zeilen: „Diese eigenhändig niedergeschriebenen Zeilen Ernst Koch's erhielt ich vor einigen Jahren von Frau von Sodenstern in Wiesbaden zum Geschenk unter der Bedingung, daß sie nach meinem Tode in den Besitz der Ständischen Landesbibliothek in Kassel übergehen. Ich übergebe sie der Bibliothek jetzt schon als Eigenthum in der Hoffnung, daß in der Ständischen Landesbibliothek überhaupt ein Mittel- und Sammelpunkt für die literarischen Hinterlassenschaften hervorragender Landsleute erwachsen möge."

(Kasseler Tageblatt.)

Todesfälle. Am 1. Januar starb in Bruchköbel bei Hanau der Metropolitan Philipp Heinrich Schmincke. Geboren im Jahre 1826 zu

Schrecksbach, wo sein Vater von Schwertzell'scher Revierförster war, besuchte er von 1841 bis 1848 die Gymnasien in Marburg und Fulda. Seit Herbst 1848 studirte er in Marburg Theologie, 1853 nahm er eine Schulstelle in Hanau an, fungirte dann als Pfarrgehilfe in Bruchköbel und Fulda, als Verweser in Hintersteinau und Wolferborn und erhielt im Jahre 1856 seine Bestallung zum Pfarrer in Wehrda (Kr. Hünfeld). Dort wirkte er zwanzig Jahre. 1876 nach Bruchköbel versetzt, wurde er 1882 zum Metropolitan und zum Oberschulinspektor für die Schulen seiner Klasse Bücherthal ernannt. 1888 wählte ihn die Diözesansynode Hanau in die Gesammtsynode, das Vertrauen dieser Versammlung berief ihn für die folgenden sechs Jahre in ihren Ausschuß. Auch für die laufende Synodalperiode gehörte er der Versammlung wieder an. Körperlich und geistig bis in die letzte Zeit seines Lebens vollkommen rüstig und frisch, erlag er einem Schlaganfall. Schmincke war ein Mann, der keine Feinde und, was mehr sagt, alle, die ihm je näher traten, zu warmen Verehrern und Freunden hatte. Eine ehrwürdige und liebenswerthe Persönlichkeit ist mit diesem Manne geschieden. — Am 25. Januar verstarb zu Marburg nach kurzer Krankheit Justizrath Dr. Julius Wolff, Mitglied des Vorstandes der Anwaltskammer, im 70. Lebensjahr. Ein geborener Marburger (Sohn eines Postsekretärs) begann er seine Laufbahn als Dozent an der Marburger Hochschule, um sich später der Rechtsanwaltschaft bei den dortigen Gerichten zu widmen. In der langjährigen Ausübung dieses Berufes hat er sich das Vertrauen seiner Mitbürger, welche ihn wiederholt in die städtische Verwaltung und als Abgeordneten zum hessischen Kommunallandtage wählten, wie weiterer Kreise erworben. Kurze Zeit gehörte er auch dem Abgeordnetenhause an. Dem durch reiches Wissen, hervorragende Tüchtigkeit und vortreffliche Charaktereigenschaften ausgezeichneten Manne wird ein ehrendes Andenken bewahrt werden.

Personalien.

Verliehen: dem Präsidenten der Eisenbahndirektion Ulrich zu Kassel der rothe Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; dem Geheimen Justizrath und Landgerichtsdirektor Müller zu Kassel, sowie dem Geheimen Justizrath und Oberlandesgerichtsrath Herz zu Kassel der rothe Adlerorden 3. Kasse mit der Schleife; dem Oberbaurath Ballauff zu Kassel, dem Rechnungsrath Beckmann zu Fulda, dem Postmeister Beyer zu Wanfried, dem Regierungsrath Blanke zu Kassel, dem Forstmeister Borgmann zu Oberaula, dem Senatspräsidenten Coing beim Kammergericht in Berlin, dem Steuerinspektor Genthe zu Kassel, dem Forstmeister Ide zu Witzenhausen, dem Amtsgerichtsrath Klemme zu Rotenburg a. F., dem Forstmeister Krause zu Waldau, dem Rechnungsrath Mainz zu Kassel, dem Landrath von Negelein zu Marburg, dem Amtsgerichtsrath Poppelbaum daselbst, dem Landgerichtsrath Dr. Rohde zu Fulda, dem Eisenbahndirektor Urban zu Kassel, dem Superintendenten Wolff zu Eschwege der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Regierungs- und Baurath Schmidt zu Kassel der Charakter als Geheimer Baurath; dem Regierungssekretär Küllmer zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath.

Berufen: Kammerherr und Vicemarschall der althessischen Ritterschaft Dr. jur. Freiherr Hans von der Malsburg zu Escheberg auf Lebenszeit in das Herrenhaus; Landgerichtsrath Dr. Harnier in Frankfurt a. M. als Hülfsarbeiter in das Justizministerium nach Berlin.

Versetzt: Strafanstaltsoberinspektor Lehnert zu Kassel nach Halle a. S.

Ueberwiesen: der Gerichtsassessor Heinrich Schmidt dem Amtsgericht in Obernkirchen.

Geboren: ein Knabe: Kaufmann Karl Groß und Frau Emma, geb. Rohde (Kassel, 18. Januar); eine Tochter: Zeichenlehrer Herwig und Frau (Greifswald, 13. Januar); Fabrikbesitzer Karl Rademacher, und Frau Mathilde, geb. von Welsen (Kassel, 14. Januar); Chemiker Dr. Karl Hidde und Frau Hanau, 20. Januar); Kaufmann Heinrich Boppenhausen und Frau Bertha, geb. Wüstenfeld (Kassel, 28. Januar).

Verlobt: Praktischer Arzt Dr. med. Eduard Reuffurth mit Fräulein Laura Peltzer zu Wehlheiden (Kassel, Januar).

Vermählt: Fabrikbesitzer Dr. phil. Paul Marquardt mit der verwittweten Frau Marie Johanna Ledebur, geb. Sharples (Bettenhausen, Januar).

Gestorben: Fräulein Karoline Collmann, 66 Jahre alt (Hausen bei Oberaula, 12. Januar); Oberstlieutenant a. D. Kleck (Fulda, 13. Januar); Frau Elisabeth Erbs, geb. Schroeter, 39 Jahre alt (Hanau, 14. Januar); Maler Fr. Lammert, 27 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); Königlicher Eisenbahnbetriebssekretär Julius Werner, 57 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); Privatdozent Dr. jur. Otto Mueller, 41 Jahre alt (Marburg 17. Januar); Landwirth Hermann Friedel, 50 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); Fräulein Sophie Wehr, 83 Jahre alt (Kassel, 18. Januar); Bahnmeister Maximilian von Schmieden, 51 Jahre alt (Kassel, 19. Januar); Bäckermeister Franz Koch, 46 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Königlicher Eisenbahnbetriebssekretär Heinrich Thöne, 47 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); verwittwete Frau Lisette Schnell, geb. Gerhardt, 66 Jahre alt (Kassel, 22. Januar); Justizrath Dr. jur. Julius Wolff, 69 Jahre alt (Marburg, 25. Januar); Schriftstellerin Frida Storck, 46 Jahre alt (Kassel, 25. Januar); Frau Marie Ruth, geb. Calaminus, 55 Jahre alt (Hanau, 25. Januar); Metropolitan emer. Wilhelm Lautemann, 62 Jahre alt (Großenritte, 26. Januar); Fabrikbesitzer Heinrich Lederer (Kassel, 26. Januar); Rechnungsrath a. D. Wilhelm Weygandt (Kassel, 27. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. XI. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1897.

Das Herz bedarf ein zweites Herz!

An meines Weibes Brust gelehnt
Schaut' sinnend ich in weite Ferne;
Ich war an Kampf und Schmerz gewöhnt,
An einen Himmel ohne Sterne.
Und dennoch sucht' ich, wie im Traum,
Ob das Verlor'ne ich nicht finde: —
Kein Hoffnungsstrahl! — Am Lindenbaum
Rauscht nur das gelbe Laub im Winde!

Da blickt' ich auf — in ihrem Aug'
Sah perlend ich die Thräne zittern,
So rein wie an dem Rosenstrauch
Die Himmelsthrän' nach Ungewittern; —
Und fester drückt' ich sie an's Herz
Und rief beseligt dann in's Weite:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
Getheilte Freude doppelt' Freude!

Ja, wem ein Gott an seine Brust
Ein Weib zu Schutz und Schirm gegeben,
Das ihm in allem Leid wie Lust
Hilft Blumen in die Tage weben,
Das mit ihm glücklich ist im Glück,
Das mit ihm weint in trüben Stunden:
Der preise dankend sein Geschick,
Er hat ein treues Herz gefunden.

Trägt doch vereint sich alles leicht
In den oft schweren Lebenstagen;
Kann doch den Einen, tiefgebeugt,
Des Andern Blick zum Himmel tragen!
Ruht sich's doch sanft an treuem Herz —
D'rum, sei beseligt oder leide:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
Getheilte Freude doppelt' Freude! —

Schaust Deinem Kinde Du in's Aug',
Lacht Dir der Mutter Bild entgegen,
Fühlst Du von seines Mundes Hauch
Sich viel in Deiner Seele regen:
Dann suchst Du wohl der Gattin Blick,
Die Dir das Kleinod hat gegeben,
Du fühlst, wie sich an ihrem Glück
Das Deine doppelt kann erheben.

Die Freude naht, die Sorge flieht,
Wo Lieb' und Treue glänzt im Bunde —
D'rum ist es wahr das schöne Lied
Aus eines alten Dichters Munde:
„Das Herz bedarf ein zweites Herz!
Sei hochbeseligt oder leide:
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz,
Getheilte Freude doppelt' Freude!"

Chr. Lewalter †. (Oktober 1864.)



Melsungen 1359—1394.

(Im Zusammenhang mit der hessischen Landesgeschichte.)

Von Dr. L. Armbrust.

Unter den großen Wirren, die in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Hessen herrschten, hatte Melsungen nicht am wenigsten zu leiden. Da sich Landgraf Heinrich II. öfters in Geldverlegenheit befand, wurde die Stadt verschiedentlich verpfändet. 1359 erhielt Hermann von Treffurt, der Letzte seines Stammes, das Gericht Wittelsberg, den Frauenberg und Stadt und Schloß Melsungen für eine Geldsumme als Pfand. Ein halbes Jahrzehnt später wird Otto von Röhrenfurt als Amtmann von Melsungen bezeichnet. Eine solche Amtmannschaft ist häufig die Folge einer Verpfändung. Einige Zeit nachher griff der Landgraf weit tiefer in die Selbstständigkeit der Stadt ein. Am 22. Januar 1369 versetzte er nämlich Bürgermeister, Schöffen und Bürger an Metze, die Witwe Bernhard's von Binsförth, an Strutze, ihren Sohn, und beider Erben. Indessen behielt er sich und den Melsunger Bürgern die Einlösung vor. Wenn nun auch Melsungen als grundherrliche Stadt ursprünglich eine unfreie Bevölkerung hatte, so war doch sicherlich eine solche Maßregel etwas Ungewöhnliches. Daher suchte Heinrich II. die Bürger durch ein wichtiges Zugeständniß zu versöhnen und zu entschädigen. Am 5. Februar 1370, also gerade ein Jahr nach der merkwürdigen Verpfändung der ganzen Bürgerschaft, übergab er der Stadtgemeinde aus sonderlicher Gunst und Gnade sein Gehölz, Schöneberg genannt, bis zum Gerichte Spangenberg. Vom Rande dieses Waldes hatten die Melsunger sicherlich schon lange Holz geholt und ihre Schweine hineingetrieben; denn 1288 betheuerten sie bei einem Streite mit dem Kloster Hardehausen, daß sie auch den benachbarten Schwerzelförter Wald für landgräflich gehalten und darum als Holzquelle und Weidegrund benutzt hätten. Nun wurde ihnen vom Landgrafen der prachtvolle Forst auf dem Schöneberge in einer Ausdehnung von 2459 Acker angewiesen, das Roden und Verwüsten desselben aber ausdrücklich verboten. Der Ausdruck schenken wird in der Urkunde vermieden, es ist anscheinend nur eine Uebergabe zum Nießbrauche.

Mittlerweile erhob im Hessenlande die Zwietracht ihr Haupt. Im Dezember des Jahres 1366 starb der einzige Sohn Heinrich's II., Otto der Schütz, dem die Burg Spangenberg zur Wohnung diente. Auf die Nachfolge in der Landgrafschaft machte sich der Sohn seiner Schwester Hoffnung, Herzog Otto der Quade (= der Tolle) von Braunschweig, der seinen Sitz zeitweilig auf dem Schlosse Ballruz am Ritterplane in Göttingen hatte und darum auch Herzog an der Leine genannt wurde. Der alte Landgraf nahm jedoch Hermann, den Sohn seines Bruders Ludwig, zum Mitregenten an, obwohl dieser in Magdeburg für den geistlichen Stand vorbereitet wurde. Der junge Hermann besaß keine Eigenschaften, die ihn beliebt machen konnten, besonders erfüllte seine wissenschaftliche Erziehung die Ritterschaft mit Vorurtheilen. So gelang es Otto dem Quaden, sich mit einem großen Theile der hessischen Adeligen in Verbindung zu setzen. Die Ritter einigten sich zu dem großen Sternerbunde, wie sie sich nach dem Stern im Wappen des Grafen von Ziegenhain, neben Herzog Otto dem Haupte des Bundes, nannten. 1371 begann der Krieg gegen die beiden Landgrafen, zu deren Glück sich der hessische Erbfeind, das Erzbisthum Mainz, den Rittern nicht anschloß. Bei den Städten fanden Heinrich II. und Hermann thätige Unterstützung. Unter den wenigen Rittern, die ihnen treu blieben, waren auch zwei Melsunger Burgmannsfamilien, die Riedesel und die Röhrenfurt. Welche Parteistellung die übrigen drei Burgmannen, die Wolfershausen, Schlutwinsdorf und Hundelshausen, einnahmen, ist nicht ganz sicher, doch bleibt deren Treue sehr zweifelhaft, denn zwei neue Rittergeschlechter, die Leimbach und Tabelshausen (Dagobertshausen), erhielten um diese Zeit ihren Sitz in der Stadt. Später, nach der Wieder-

herstellung des Friedens, finden sich dann sieben Burgmannsfamilien in Melsungen.

Von höchster Wichtigkeit für Hessen war es, daß Landgraf Hermann im Einverständnisse mit seinem Oheime eine Erbverbrüderung mit Friedrich, Balthasar und Wilhelm, den Landgrafen in Thüringen und Markgrafen in Meißen, herbeiführte. Otto der Quade wurde ausdrücklich von der Nachfolge in Hessen ausgeschlossen. Fünf Wochen nach dieser Erbverbrüderung, am 13. Juli 1373, trafen die drei thüringischen Landgrafen bereits in Melsungen ein und nahmen von Bürgermeistern, Schöffen und Bürgern die Erbhuldigung entgegen. Im Falle, daß das hessische Landgrafenhaus ausstürbe, und Melsungen mit den übrigen Landestheilen an Thüringen fiele, versprachen die Fürsten, die Stadt und ihre Bürger bei ihren Rechten, Würden und Gewohnheiten zu erhalten, auch die Renten, welche die hessischen Landgrafen auf Stadt und Schloß angewiesen hätten, unangetastet zu lassen. Ebenso wie die Pfandgläubiger wurden auch Stadt und Bürger sicher gestellt. Die Einlösung der Stadt und der Bürger sollte im Falle der Erbschaft durch die thüringischen Landgrafen geschehen. Hermann der Gelehrte verschaffte sich in Prag die Bestätigung des Kaisers, Karl's IV., für diese Erbverbrüderung und erlangte die Erhebung der Landgrafschaft Hessen auch in Bezug auf die Bestandtheile, die bisher mainzisches Lehen waren, zum Reichsfürstenthume. Durch einen Hofrichter wurden alle Forderungen und Klagen vernichtet, die früher Erzbischof Gerlach gegen Hessen erhoben hatte. Eine Doppelwahl in Mainz machte vorläufig ein Einschreiten des Erzbisthums unmöglich.

Zu einer thatkräftigeren Kriegsführung gegen den Sternerbund gebrach es dem Landgrafen Hermann an Geld. Er wandte sich darum an den Deutschritter=Orden in Marburg, von dem schon seine Ahnen mancherlei Unterstützung genossen hatten. Bürgermeister, Schöffen und Gemeinde zu Melsungen leisteten am 29. Juli 1374 dem Marburger Deutschen Hause für 100 Mark Bürgschaft. Allein diese Anleihe reichte nicht aus, denn nun erhoben sich auch von Mainz her drohende Wolken. Im August des Jahres 1374 schloß Adolf von Nassau, derjenige unter den beiden mainzischen Erzbischöfen, der die größere Gewalt in Händen hatte, mit Otto dem Quaden ein Schutz= und Trutzbündniß und gewann auch viele Ritter des Sternerbundes für sich. Landgraf Hermann und sein Oheim Heinrich antworteten Anfang Oktober durch ein Bündniß mit den drei thüringischen Landgrafen und mit Herzog Albrecht von Grubenhagen; der mit Otto von der Leine verfeindet war. Zu gleicher Zeit sah sich Hermann nach reichlicheren Geldquellen um. Bei einem Darlehen, das er von Friedrich von Felsberg annahm, traten wieder Bürgermeister, Schöffen und Gemeinde von Melsungen für den Landgrafen ein. So erhebliche Dienste konnten nicht unbelohnt bleiben. Bis zur Ablösung der schuldigen Summe erhielten die Melsunger das Recht, aus den herrschaftlichen Forsten der Umgegend, besonders wohl auf dem Karlshagen und im übrigen Riedforste, so viel dürres Holz zu lesen, wie ein jeder auf einem Esel heimführen könnte, auch Haselgerten abzuschneiden und Zaunpfähle zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)



Geschichte der Burg Hanstein.

Nach den vorhandenen Quellen von Adolph Fey.

Das Werrathal birgt eine Fülle von landschaftlichen Reizen in sich wie wenige Gegenden Deutschlands.

Friedliche, noch mit altersgrauen Thürmen und Mauern umgürtete Städte und Dörfer, im Frühling vergraben im Blüthenschnee der Obstbäume, im Herbst gesegnet mit blinkenden Trauben im grünen Gelände, üben auf den Besucher einen bestrickenden Zauber aus, der durch die zahlreichen Schlösser und Burgen, die sich in den Fluthen spiegeln, noch erhöht wird.

Die Perle von ihnen allen ist der Hanstein, der Beherrscher des ganzen Eichsfeldes. Schon von Ferne, von dem zwei Stunden entfernten Witzenhausen aus, werden die Blicke des Wanderers durch die imposanten Thürme der Burg angezogen, und je näher er kommt, um so mehr fühlt er deren überwältigenden Eindruck.

Auf steiler Bergeshöhe, kaum eine halbe Stunde von der Werra, ragt drohend und erhaben die alte Veste zum Himmel, man bekommt den Eindruck, daß hier ein stolzes, kriegerisches Geschlecht

gehaust, wie der Adler auf hohem Horst, und die Geschichte bestätigt es vollauf, Kriegshelden, Staatsmänner und hohe Würdenträger der Kirche haben hier ihre Wiege gehabt, die Eindrücke der Kindheit sind hier, wie so oft, maßgebend für die Entwicklung im späteren Leben gewesen.

Auf riesigen Basaltfelsen, die ein Titanenbaumeister als Fundament aufgethürmt zu haben scheint, thronen himmelanstrebend, wie aus demselben Guß, die gewaltigen Thürme und Mauern der Burg, majestätisch schaut sie herab auf die winzig erscheinenden Häuser des Dorfes Rimpach, das sich wie Schutz flehend zu Füßen des Herrschers anschmiegt.

Nur von Westen her ist die Höhe auf fahrbarem Wege zu erreichen. Auf ihm gelangen wir zum äußeren Thor, von dem nur der untere Theil stehen geblieben, der obere Theil aber, ein es beschützendes Haus, verschwunden ist, und mit ihm der „Neidkopf“, der von den Besitzern der gegenüber befindlichen Ludwigsburg zum Trotze eingemauert war.

Im äußersten Schloßhofe, der ehemals mit Gebäuden aller Art, man sagt auch mit Windmühlen, bestanden war, können wir die Ausdehnung überschauen, wir sehen drei Mauern in Zwischenräumen an der Bergeslehne sich hinziehen. Der Durchgang durch die zweite Mauer als Zugang zum zweiten Burghofe ist auf der entgegengesetzten Seite, ein Beweis der Vorsicht des Erbauers. Vormals war der Eingang durch eine Zugbrücke versichert, sie ist verschwunden, wie auch der Graben durch Trümmer zugedeckt ist. Ueber dem Thorbogen steht das Wappen der Herren von Hanstein: In Silber drei mit den Sicheln links gekehrte schwarze Halbmonde, Freiherrnkrone. Der gekrönte Helm mit schwarz-silberner Decke trägt eine oben mit sieben schwarzen Hahnenfedern geschmückte silberne Säule, begleitet zu beiden Seiten von einem mit den Sicheln auswärts gewendeten schwarzen Halbmond. So wird es auch in einer Urkunde von 1359 zuerst dargestellt. Sonderbar ist es, daß in dem Wappen Werner's, 1364, zuerst die Monde anders (abnehmend) stehen, so wie sie auch noch jetzt die Familienglieder führen. Eine Inschrift sagt aus: „Anno Domini MCCCVIII ist Ort gebawet.“

Wir treten durch den Thorbogen in den zweiten Hof. Er ist verödet, hohe Mauern starren uns auf allen Seiten entgegen, hier soll ein Brunnen, der noch 1790 sichtbar war, gestanden haben. Nichts Bemerkenswerthes hält uns auf, wir gehen weiter zu dem innersten Raume, dem dritten, eigentlichen, Burghofe. Und hier fällt uns die Enge des Raumes auf, der kaum zehn Meter groß, fünfeckig ist. Von allen Seiten ist er mit Gebäuden eingefaßt, die altersdunkel, von zahlreichen Fenstern durchbrochen, mit Thürmen und zackigen Giebeln abschließen. Treten wir durch das erste Thor links in den mächtigen, in seiner ganzen Höhe noch erhaltenen Thurm ein. Eine bewundernswerth gebaute Wendeltreppe führt uns mehrere Stock hoch hinauf, dann bricht sie ab, die Höhe ist unerreichbar, unten sind Kellergewölbe. Die zweite Thür links führt zu einem weit mehr zerfallenen Thurm, er entbehrt der Stiegen, hier geleitet eine Treppe zu dem Burgverließe hinab. Schaudernd steigen wir hinunter und gelangen zu einer kleinen viereckigen Oeffnung, durch welche einst die Gefangenen hinabgelassen wurden, um dort unterirdisch ohne Luft und Licht zu verschmachten. Es wird das Semmelhansloch genannt, weil hier Hans Semmelroth, der Gattenmörder, im vorigen Jahrhundert eingekerkert war.

Dem Thurm zur Seite ist eine Nische, die wohl früher ein Heiligenbild barg, daneben ein offenes Fenster, das eine entzückende Aussicht nach der Werra eröffnet. Die Thür der nächsten Hofwand ist vermauert. Wir betreten gegenüber das überdachte Gebäude, in ihm ist der Rittersaal, der erst 1837 neu hergestellt wurde. Eine hohe geräumige Halle nimmt uns auf, die jetzt gastlich zur Aufnahme der Besucher dient, für deren Bewirthung der jetzige Kastellan Funcke freundlich besorgt ist. Von den Wänden blicken die Ahnen der Familie, in Oel gemalt, ernst auf uns herab, und Inschriften belehren über die hervorragendsten Ereignisse aus der Familiengeschichte. Seitwärts vom Saal erhebt sich der ungefähr 80 Fuß hohe Thurm, in dem eine Stiege, anfangs breit, nachher aber sehr eng, hinaufführt. In der Mitte befindet sich wieder ein Gefängniß, ein niedriges dunkles Gemach mit sieben Fuß dicken Wänden und eisenbeschlagener Thür, in der eine verschließbare Klappe zum Hineinreichen der Gefangenenkost ist. (Diese Klappe ist immer als ein sicheres Zeichen des vormaligen Gefängnisses zu betrachten.) Es ist sicher nicht einladend, aber jedenfalls noch ein Paradies zu nennen gegen den anderen unterirdischen Kerker. Hier und in allen Thürmen sind Verbindungsthüren zu den noch jetzt erhaltenen Gemächern und Hallen der übrigen Gebäude, aber Eulen hausen in ihnen und die Winde treiben durch die offenen Fenster ihr tolles Spiel. Endlich erreichen wir die Plattform und finden uns reichlich belohnt für die gehabte Mühe.

Wir stehen auf schwindelnder Höhe, fast das ganze Gebiet zwischen Harz und Thüringen

liegt ausgebreitet in malerischer Schönheit vor uns. Trunken schweift der Blick über weite gesegnete Feldfluren, aus denen die rothen Dächer von mehr als 25 mit Obstgärten umgebenen Dörfern hervorleuchten, in der Ferne zeigen sich ansehnliche Gebirgszüge und prächtige Wälder, tief unter uns ist das romantische Thal der Werra, kurz, eine Fülle von Schönheiten, die sich besser empfinden als beschreiben läßt.

Im Norden sind die Thürme der Musenstadt Göttingen zu erkennen, rechts zur Seite zeigen sich die Trümmer der Plesse, daneben die Gleichen, und zwei tafelförmige Berge, der Sonnenstein und das Ohmgebirge. Zwischen ihnen befindet sich eine tiefe Einsenkung, die Porta Eichsfeldica, weiter im Vordergrunde zieht die runde jetzt bewaldete Kuppe des Rusteberges, auf dem einst die Ahnen der Herren von Hanstein als mainzische Vicedomini (Amtmänner) gewaltet, die Blicke an, an seinem Abhange liegt der freundliche Ort Marth. Zwischen dem Rusteberg und Hengstenberg erhebt, als gewaltiger Hintergrund, der Brocken sein ehrwürdiges Haupt, bei hellem Wetter spiegeln die Fenster des Brockenthurmes herüber; die anderen Berge des Harzes bis zu dem Ravenskopf schließen sich ihm an.

Gegen Osten öffnen sich zwei Thäler, das eine nördlichere mit dem Dorfe Bornhagen unmittelbar vor uns und den weiteren sieben Sitzen der Familie am Stein ꝛc. in der Richtung nach Heiligenstadt und dem Duengebirge, das andere südlichere, in dessen Eingang sich das Dorf Gerbershausen befindet, schmiegt sich zwischen Hennefeste und Höheberg hindurch.

Im Süden wird die Aussicht von dem nahen mit prächtigem Buchenhochwald bestandenen Höheberg begrenzt, zur Seite steigt der sagenberühmte Helfensberg mit seiner Wallfahrtskapelle empor, und der zackige Rücken mit der ehemaligen Reichsveste Boyneburg weckt die Erinnerung an das Geschlecht, dem der Landsknechtoberst Karl's V., Kurt von Boyneburg (Bemelberg), „der kleine Heß"*), der 1527 die ewige Stadt Rom erstürmte, entsprossen ist. In blauer duftiger Ferne ist der Inselsberg mit den anderen Höhen des Thüringer Waldes sichtbar. In der Tiefe blinkt der Werrastrom; über ihm lagert der stolzeste Berg im Hessenlande, der Meißner.

Aber der alte Bekannte zeigt uns hier ein neues Gesicht, statt des einzigen Plateaus erheben sich zwei übereinander, das eine als Eckpfeiler vorspringend: die Kalbe, das andere uns nähere und höhere: die Kasseler Kuppe.

Nach Westen schließt sich die Bergkette des Kaufungerwaldes in mannigfachen Erhebungen, wovon der Bilstein die höchste ist, an. Zwischen ihm und den Ausläufern des Eichsfeldes, dem Hohen Hagen und der spitzen Pyramide der Brackenburg, glitzert die Werra gleich einem silbernen Bande, das gegenüber den Rivalen, den Ludwigsstein, umschlingt und weiter hinab das freundliche Städtchen Witzenhausen umzieht. Sehr hübsch unten in der Schlucht eingebettet liegt das Dorf Werleshausen.

Wenden wir uns nun zurück zu unserem Standpunkte; welchen Gegensatz zu dem lebensvollen lachenden Bild, das wir eben beschrieben, bilden die um uns befindlichen grauen Trümmer der Vergangenheit; die dachlosen zerbröckelnden Mauern sprechen eine beredte Sprache von der Vergänglichkeit aller Menschenwerke. Wo sind die eisenbekleideten Ritter, deren Auge vor Kampfslust blitzte, deren Mund mit hellem Kriegsruf den Feind herausforderte? Starr und stumm sind sie, die im Leben keine Ruhe kannten, auf den Kirchhöfen hier unter uns zu ewigem Frieden gebettet. — Tiefe Stille, das Schweigen des Todes, umfängt uns, nur unterbrochen von dem Heulen des Sturmes, der an den Mauern rüttelt, sich in den Ecken und Winkeln fängt, bis das Zerstörungswerk vollendet ist. Lichtscheue Vögel, Eulen und Dohlen, erheben sich aufgescheucht aus ihren Schlupfwinkeln und umkreisen schreiend den einsamen Besucher. —

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Aufsatz v. E. Stendell, „Hessenland" 1889, S. 2 ff.

Die Wintersbraut.

Von Firnenglanz und Aetherwellen sanft umblaut,
Träumt einsam in dem Eispalast die Wintersbraut.

Ein blitzend Diadem umstrahlt das schöne Weib,
Und weißer Hermelin umschmiegt den zarten Leib.

Doch fröstelnd zuckt zum Herzen ihre kalte Hand, —
Da flattern Stäublein rings vom flock'gen Pelzgewand.

Sie seufzt und schaut erwartungsvoll in's Thal,
Ihr wird so bang! — Wann holt er sie als traut Gemahl?

Und spähend streift ein Mövenschwarm das Thal entlang,
Und ladend ruft zum Fest Lawinendonnerklang. —

In Lichtesschimmer gleißt wie Gold der schmucke Saal,
Es blinkt der Gletscherwein im grünen Eispokal. —

Am Thore lauscht die Braut von Hoffnungsdrang beseelt,
Der Elfenreigen wogt, — — doch einer, — einer fehlt!

— Im Eispalast von Aetherwellen sanft umblaut
Träumt einsam klagend die verlass'ne Wintersbraut.

Und wenn das erste Veilchen lugt aus blinkem Schnee,
Zerfließt in hellen Thränen sie vor Leid und Weh.

Franz M. Litterscheid.

Das Schiller-Geheimniß.*)

Von Wilhelm Bennecke.

Vor einigen Tagen saß ich in der „Kutscherstube zu Kassel, einem der originellsten Clubs der hessischen Residenzstadt, und betheiligte mich an einem Gespräch, welches sich über die Existenz Shakespeare's entsponnen hatte. Einige der anwesenden „Kutscher" waren für die völlige Unantastbarkeit des göttlichen William, wie er uns seither durch die Literaturgeschichte überliefert worden ist, anderere dagegen schlossen sich der Meinung Edwin Bormann's an, daß nicht der armselige Londoner Komödiant des Globetheaters, sondern der hochstehende, gelehrte Bacon von Verulam der alleinige Verfasser der unsterblichen Dramen gewesen sei. Wie bei allen derartigen Kontroversen wurde etwas laut gesprochen, und so mußte es gekommen sein, daß von diesem Meinungsaustausch auch im Nebenzimmer — die „Kutscherstube" befindet sich in einem Restaurant an dem berühmten Friedrichsplatz — Notiz genommen wurde, denn am andern Morgen erhielt ich das nachfolgende Schreiben, welches ein ganz neues Licht auf die Werke unserer großen deutschen Dichter-Dioskuren, Schiller und Goethe, wirft, und welches aus diesem Grunde dem sich mit literarischen Fragen beschäftigenden Publikum nicht vorenthalten bleiben darf. Das Schriftstück lautet wörtlich:

„Mein Herr! Durch einen günstigen Zufall bin ich gestern unabsichtlicher Zuhörer einer Unterhaltung geworden, in welcher Sie sich entschieden dafür aussprachen, daß Shakespeare als Person an und für sich nicht existirt habe, sondern mit Baron Verulam identisch sei. Dies hat mich sehr erfreut, da auch ich mich dieser Anschauung ganz und gar anschließe. Als Gesinnungsgenossen in dieser so überaus wichtigen Angelegenheit will ich Ihnen nun das Ergebniß einer anderen Forschung mittheilen, die ich in der deutschen Literatur gemacht habe und welche Friedrich Schiller betrifft. Nach meiner Ueberzeugung ist derselbe eben so wenig der berühmte Dichter gewesen, als welcher er gefeiert wird, wie der sogenannte William Shakespeare der Verfasser der ihm untergeschobenen herrlichen Dramen. Wie Baron von Verulam die Shakespeare'schen Trauerspiele gedichtet hat, rühren auch Schiller's sämmtliche Werke von niemand Anderem her, als von Herrn Geheimrath Johann Wolfgang von Goethe. — — Sie erstaunen, aber hören Sie mich an.

Bekanntlich kam der Herzog Karl August von Weimar mit Geheimrath von Goethe anno 1779 auf der Rückreise von der Schweiz nach Stuttgart, wo Seine hochfürstliche Durchlaucht der Herzog Karl Eugen die hohen Reisenden zu der Jahresprüfung der Karlsakademie einlud. Bei dieser feierlichen Gelegenheit wurden einem der Eleven vier Preise zuerkannt, wodurch die Aufmerksamkeit Goethe's auf denselben gelenkt wurde. Dieser Eleve hieß Friedrich Schiller. Goethe erkundigte sich über ihn und erfuhr, daß er himmelstürmende Gedichte mache. Daraufhin trat der Herr Geheimrath mit dem jugendlichen Akademieschüler in Verbindung und übermittelte ihm das Manuskript der wahrscheinlich mit dem „Götz von Berlichingen" zugleich entstandenen „Räuber". Goethe hatte dieses Werk aus Verehrung Shakespeare's englisch geschrieben und ihm den Titel „Life of Moor" gegeben, als Autor aber einen Mister Krake vorläufig dafür verantwortlich gemacht. Auf diese Weise wird es auch einzig und allein erklärlich, daß der Eleve Schiller in seiner dem Herzog von Württemberg eingereichten Abhandlung „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" die erste Szene des 5. Aktes der „Räuber" als dem „Life of Moor, tragedy by Krake" entnommen, anführen konnte. Es ist gar nicht denkbar, daß der Eleve Schiller die Kühnheit gehabt haben soll, sich auf ein Werk zu beziehen, das er dem gestrengen Herzog bei etwaiger Nachfrage nicht hätte vorlegen können. Geht man nun näher auf die „Räuber" ein, so findet man sofort, daß der genannte Schiller unmöglich der Verfasser sein kann, wie aus Nachfolgendem zur Evidenz hervorgeht.

Schiller ist, wie bereits erwähnt, in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen worden, einem Institut, welches durch die in ihm herrschende Strenge hauptsächlich bekannt war. Schiller konnte also keine Idee von dem lockeren Leben haben, wie es auf wirklichen deutschen Universitäten geführt wurde. Wie sollte er also dazu kommen, das Lotterleben, welches der fränkische Freiherr Karl

*) Wie uns unser geschätzter Mitarbeiter mittheilt, ist ein Aufsatz im „Berliner Börsen-Courier", der dieselbe Idee behandelt, seiner obigen, schon vorher selbständig unternommenen und vollendeten Arbeit in Bezug auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung zuvorgekommen. Wir glauben trotzdem unsern Lesern gerade augenblicklich die humorvollen Ausführungen nicht vorenthalten zu sollen.
D. Red.

von Moor als akademischer Bürger auf der hohen Schule zu Leipzig führte, in so charakteristischer Weise darzulegen? Ganz erklärlich erscheint es aber, wenn Goethe als Verfasser der „Räuber" angesehen wird. Dieser studirte in Leipzig, dieser gab sich daselbst einem ziemlich ungebundenen Leben hin, und wenn er auch nicht alle die „Räubereien" ausübte, welche dem jungen Herrn von Moor auf das Kerbholz gesetzt werden, so scheint er doch oft genug in finanziellen Kalamitäten gewesen zu sein. Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig stürzte Goethe, mit Respekt vor dem späteren Herrn Geheimrath zu sagen, sich in den Strudel und liebte nichts mehr als Gesellschaften, Gastereien und Abendessen. „Ha! das ist köstlich!" schreibt er in jener Zeit an einen ebenso lustigen Bruder Studio mit Namen Riese in Marburg. „Aber auch köstlich kostspielig! Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst Du sie nicht mehr fliegen? Da marschiren zwei Louisdor. Helft! da ging einer! Himmel! Schon wieder ein Paar. Groschen sind hier, wie bei Euch Kreuzer draußen im Reiche." Muß man nicht bei dieser Schilderung der leichtsinnigen Geldvergeudung an die 40000 Dukaten Schulden denken, welche Karl von Moor in Leipzig gemacht haben soll? Bruder Franz spielt auf den zerrütteten Gesundheitszustand Karl's, nachdem dieser sechs Jahre in Leipzig studirt, an, Goethe hatte zwar nur drei Jahre dort verbracht, war aber ebenfalls körperlich sehr herunter gekommen. „Eins der letzten Erlebnisse Goethe's in Leipzig war ein Studententumult gewesen, der von den üblichen Exzessen begleitet war", schreibt Herr Hofrath Friedrich Förster in seiner gewiß sehr wohlwollenden Lebensgeschichte des Herrn Geheimrath von Goethe, „er indessen durch seine noch nicht überwundene Krankheit und doch bisweilen ungeregelte Lebensweise angegriffen und zum Trübsinn geneigt, glaubte in jenem wüsten Lärm und in dem Klirren der eingeworfenen Fensterscheiben ein Bild seiner zertrümmerten Hoffnungen zu erkennen." Wem kommt aber nicht bei dem Leipziger Studentenkrawall die Erzählung Spiegelberg's von der großen Hundsleiche in die Erinnerung: „wir Bursche frisch heraus zu siebzehnhundert, und du an der Spitze, und Metzger und Schneider und Krämer hinterher" u. s. w.? Dabei sei auch bemerkt, daß die Schilderung dieses groben Unfugs in der zweiten Ausgabe der „Räuber" weggeblieben ist, wahrscheinlich weil die Verherrlichung solcher Exzesse Herrn von Goethe später selbst unangenehm berührte. Goethe kehrte von Leipzig also in sein väterliches Haus nach Franken — Pardon! nach Frankfurt zurück und sein Vater war nicht allein darüber verstimmt, daß sein Sohn in so verkümmertem Zustande heimgekehrt war, sondern auch, daß er „bis jetzt nichts geleistet habe, was der Rede werth war". Unter diesen Verhältnissen ist es leicht erklärlich, daß Goethe die Idee zu den „Räubern" faßte. Er selbst war der leichtsinnige und doch von dem edelsten Feuer beseelte Karl von Moor, der in Leipzig mehr den Umgang mit Menschen, wie das corpus juris studirt hatte, er selbst kehrte krank und zerknirscht in das Vaterhaus zurück —, was lag nun näher; als daß er seine eigene Studentengeschichte dramatisch zuspitzte, sich einen jüngeren bübischen Bruder, sowie eine um seine Verirrungen trauernde Amalia zulegte und seinen Vater zum alten Reichsgrafen erhob? Ein freies Räuberleben zu führen und alten Filzen die Kassette zu erleichtern, mochte dem jungen Goethe während seiner Leipziger Studienzeit bei der Punschterrine wohl hin und wieder als ein romantisches Phantasiestück vorgeschwebt haben, wie er sich in seiner Jugendzeit überhaupt von dem Räuberwesen angezogen fühlte, denn der hochberühmte Ritter Gottfried von Berlichingen in und auf Jaxthausen hat doch ebenfalls etwas von einem Raubritter, wenn auch in veredelter Form an sich, weswegen er auch von Seiner Majestät Kaiser Maximilian I. in die Acht erklärt wurde.

Aber auch noch in späteren Jahren huldigte Herr Geheimrath von Goethe der Räuberromantik, indem er die Schwester des Herrn Hofbibliothekars Vulpius, Verfassers des berühmten Räuberromans „Rinaldo Rinaldini", heirathete, wozu ihn höchst wahrscheinlich die Lektüre dieses Epoche machenden Werkes veranlaßt haben dürfte.

Nach seinem Leipziger Aufenthalt schrieb Goethe in Frankfurt also in englischer Sprache „Life of Moor", übergab dies Werk später in Stuttgart dem Eleven der Karlsschule Friedrich Schiller, dessen unreife, aber himmelstürmende Gedichte ihn als eben diejenige Persönlichkeit erscheinen ließen, welcher er für die Folge benöthigte, und autorisirte ihn das Drama unter dem Namen Schiller in deutscher Uebertragung herauszugeben. Dies die Entstehungsgeschichte der „Räuber".

Durch das ihm von Herrn Geheimrath Goethe geschenkte Vertrauen in den siebenten Himmel gehoben, beschloß der Eleve Schiller, sich zu revanchiren und brachte eine Aufführung des „Clavigo" zu Stande, in welcher er selbst die Titelrolle übernahm und damit glänzend durchfiel, wie er auch später mit dem Vortrag des ihm von Goethe untergeschobenen „Fiesko"

Fiasko machte. Große Dichter sind aber in der Regel auch treffliche Lehrer in der Kunst des Vortrags und der Darstellung, so in erster Linie Herr von Goethe selbst; in Anschluß an Seine Excellenz können aber auch noch die Herren Tieck, Laube, von Dingelstedt und Richard Wagner genannt werden. Auch in dem Mangel Schiller's an jedweder schauspielerischen Begabung ist für den unparteischen Beurtheiler ein Grund enthalten, daß er nicht der große Dichter war, für welchen er gehalten wird.

(Schluß folgt.)



Weidmannslied.

Die Bärte behangen mit Eis und Reif,
Die Ohren erfroren, die Finger steif,
Und doch sich dem Weidwerk fügen:
Das nennen die Jäger, wenn's friert und schneit,
Zur nordwind-pustenden Winterzeit,
Noch edeles Jagdvergnügen.

Das kann ein Philister nun nicht verstehen,
Dieweil er noch niemals den Wald gesehen
In silbernem Wams und Hosen,
Dieweil er nicht weiß, wie das Herz uns lacht,
Wenn rings um das Treiben es donnernd kracht
Und laut wird in's Horn gestoßen.

Und klingt erst der Hornruf: Trara, trara.
Zusammen ihr Jäger, die Rast ist da,
Schon prasseln die Feuergluthen, —
Wer weiß dann von Frost noch am Flammenherd,
Der uns aus der Asche das Mahl bescheert,
Und raucht durch die trock'nen Ruthen.

Dann brodelt der Kessel in rother Gluth,
Es dampft schon und duftet des Punsches Fluth
Und strömt uns durch Leib und Seele;
Zum Teufel nun fahre der wilde Frost,
Was scheert uns die Luft noch aus Nord und Ost,
Netzt dampfende Fluth die Kehle!

Die Bärte behangen mit Eis und Reif,
Die Ohren erfroren, die Finger steif,
Und doch sich dem Weidwerk fügen,
Das Blei für den Fuchs, doch das Naß im Glas
Für Jäger, im Lager auf weißem Gras:
Hurrah! Das ist Jagdvergnügen.

Carl Preser.



Aus alter und neuer Zeit.

Ordnung zu Franckenbergk anno 1687, wie es in 24 Stunden allen Tag und Nacht sol und mus gehalten werden: Erstlich, wan deß Morgens die Klocke III schlägt, so soll der Opfermann in der großen Kirche zwey Klocken, die kleine vor und die Johannes Klock nach läuten, und hierauff der Tormman soll selbdritte mit Zinken und Posaunen einen Psalmen, oder sonst ein geistlich Lied musiciren.

Um V Uhr soll deß Sontags undt Werktags auf bestimmte Ordnung in die Kirche geleudet werden und soll Jedermann den Gottesdienst fleisig besuchen, und nach Ausgang der Predig sol der Tormman wie vor musiciren.

Um VI Uhr sol der Tormman die große Uhr schlagen bis des Abends um 6 alle Stund.

Um VII Uhr wan deß Werktags Predig gehalten worden, sol der Tormman abblasen.

Um VIII Uhr sol deß Werktags die Johannes Klocke geleut werden, und darauf mit Zincken und Posaunen musiciret. Deß Sontags aber wird in die Hochpredig geläudet. Erstlich mit der kleinen Klock, darnach mit 3 Klocken und noch mit einer Klocken in der reformirten Kirchen und sollen beids Kirchen fleisig besucht werden.

Um VIIII Uhr schlagt der Tormman die große Uhr, wie vor gemeld.

Um X Uhr deß Sontags, wan die Predigen in beiden Kirchen zu Ende, sol der Tormman musiciren, wie gemeld, deß Werktags aber, sol zum Gebet geleudet werden.

Um XI Uhr sol die große Klocke zum Türkengebed 3 mahl geleudet werden, und hört auff, so bald der Tormmann ein Psalmen musiciret.

Um XII Uhr wird mit der Johannes Klocke 3 mahl geleutet.

Um I Uhr sol der Sontag mit 3 Klocken in der großen Kirche, und in der reformirten Kirchen mit einer Klocke angezeigt werden deß Sonnabends.

Um II Uhr schlägt der Tormmann die große Uhr.

Um III Uhr sol mit zweyen Klocken eine vor die andere nach geleudet werden.

Um IIII Uhr wirdt die grose Klocke geschlagen.

Um V Uhr sol mit 3 Klocken zum Gebed geleutet werden.

Um VI Uhr sol mit der grosen Klocke 3 mahl zum Türkengebed geleutet werden.

Um VII Uhr sol der Tormman mit Zinke und Posaune musiciren.

Um VIII Uhr sol den Solthaten der Zapfe zugeschlagen werden deß Winters.

Um IX Uhr sol die Haubtwacht auf dem Torm antreten, mit dem grosen messingen Horn, die Uhr abblasen, und alle mahl um den Torm gehn, und sehen, daß kein Feier in Stadt und Umgegend aufgeht. Wann aber, da Gott vor sey, ein Feier in der Stadt sollte aufgehn, so sol er sobald die grose Klocke gantz geschwindt schlagen und Alarm machen. Wofern aber im Ambt sollte Feier endstehen, sol er daß Horn gantz geschwind blasen, hiernach sich die Bürgerschaft thut richten.

Es sollen auch die zwey Stadtwechter diese Stunde leuten, damit den Bürgern auch der Zapf zugeschlagen wirdt, und hernach durch die gantze Stadt gehn und die Uhr anzeigen, und singen: Hört ihr Herrn nun laßt euch sagen: Die Klocke hatt 9 geschlagen. Verwahrt daß Feier und das Licht, daß meinen Herrn kein Schaden geschiht und lobet Gott den Herrn.

Es sollen auch diese beide Nachtwechter gut Acht haben, wofern ein Feier in der Stadt entstinde, daß einer sobald nach der Sturmklock, der andere in der Stadt Alarma in allen Gassen mache, damit die Bürger dem Unglück desto eher wehren und steuern können.

Um X Uhr deß Nachts sol die Wacht uffen Torm, wie auch in der Stadt fleisig versehen werden.

Um XI Uhr deßgleichen an beiden Orden.

Um XII Uhr sol dergleichen geschehen, und dann nach Hauß gehn.

Um I Uhr sol der Tormman antreten nach Mitternachts und mit der Trompete die Uhr abblasen und auf's Feier in Stadt und Ambt Acht haben, die Stadtwechter sollen deßgleichen thun, so die Vorigen abgelöst haben.

Um II Uhr sollen beide Wachten auf dem Torm und Straffen wohl Umsehen halten.

Um III Uhr dergleichen, und sollen die Stadtwechter, wan sie die 3 Uhr in allen Straffen angezeigt, rufen und singen: Hört ihr Herrn und laßt euch sagen: die Klocke hat 3 geschlagen, der Tag vertreibt die finster Nacht, ihr lieben Christen, seid munter und wacht, und lobet Gott den Herrn. Und geht hierauff nach Hauß.

Diese Ordnung muß durchs gantze Jahr, wie vorgeschrieben täglich fleisig exerciret und gehalten werden. Anno 1687.

(Einer handschriftlichen, alten Urkunde entnommen.)

Gleiche Einrichtungen bestanden in vielen Städten Deutschlands, speziell aber in Hessen; es haben sich dieselben aber wohl in keinem Ort so lange erhalten, als gerade hier in Frankenberg. Ein von der Stadt bestellter Stadtmusikus fungirte gleichzeitig als Thurmwächter, derselbe hatte als solcher die Ausführung obiger Ordnung ausschließlich zur Aufgabe. Selbstverständlich wurden die einzelnen Bestimmungen im Laufe der Zeit etwas verändert und in einer mehr zeitgemäßen Weise ausgeführt. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Zeit gab, in welcher sich der Unfug eingeschlichen hatte, daß am Mittag statt eines Chorals eine lustige Tanzweise vom Thurm zu hören war, bei welcher Gelegenheit die um die Kirche versammelten Konfirmanden es sich nicht versagen konnten, ein kleines Tänzchen zu machen. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts wurde diese Profanation durch einen hiesigen Geistlichen beseitigt, und statt eines Galopps wurde wieder ein Kirchenlied geblasen. Seitdem wurden die alten Bestimmungen folgendermaßen gewahrt: Um 8 Uhr Morgens, 11 Uhr Mittags und 7 Uhr Abends wurde vom Thurmwächter und einem seiner Angehörigen zweistimmig vom Thurm der großen Kirche ein Choral geblasen. Dies geschah an allen Werktagen, an Sonn- und Festtagen jedoch nur einmal, und zwar mit Schluß des Morgengottesdienstes. — Ferner wird an Werktagen um 9 Uhr Morgens, 1 Uhr Mittags und 4 Uhr Nachmittags vom Thurmwächter die große Glocke angeschlagen. Um 10 Uhr Morgens und um 9 Uhr Abends wird geläutet. Außerdem verrichtet der Thurmwächter einen Nachtdienst, und zwar von 10 Uhr Abends bis zum Morgen, in der Weise, daß er jede Viertelstunde anmeldet und bei einem eintretenden Brand die Feuerglocke läutet. Diese ganze Einrichtung habe ich in unveränderter Form fast 30 Jahre lang hier beobachtet; Erst seit dem Tode des im Jahre 1894 verstorbenen alten Thurmwächters Theiß, welcher in der treuesten Pflichterfüllung und in der gewissenhaftesten Weise eine lange Reihe von Jahren seines Dienstes waltete, ist der musikalische Theil unserer Stadtordnung in Wegfall gekommen.

Frankenberg. Sanitätsrath **Dr. Lissard.**

Der in unserem vorigen Heft von Professor Dr. P. Weinmeister besprochene Ortsthaler des Landgrafen Karl war auch Gegenstand eines Aufsatzes des gleichen Verfassers im „Numismatisch-sphragistischen Anzeiger". Durch die freundliche Gefälligkeit des Herausgebers dieses Anzeigers, des Herrn Friedrich Tewes in Hannover, sind wir in den Stand gesetzt, unseren Lesern heute nachträglich eine Abbildung des seltenen Stückes nach dem für jene Fachzeitung gefertigten Holzschnitte zu bieten.





Aus Heimath und Fremde.

Taufe. Die am 6. November v. J. dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen und seiner Gemahlin Margarethe, geb. Prinzessin von Preußen, geborenen Zwillingssöhne empfingen bei der in Folge einer Erkrankung des Vaters erst am 28. Januar zu Rumpenheim stattgehabten Taufe die Namen Philipp und Wolfgang Moritz.

Geschichtsverein zu Marburg. Im Geschichtsverein zu Marburg, der am 29. Januar Sitzung hielt, sprach Archivar Dr. Ribbeck über „Brautwerbungen des Landgrafen Wilhelm IV., Philipp's des Großmüthigen ältesten Sohnes". Nach den Ausführungen des Vortragenden blieb Landgraf Wilhelm lange Zeit dem Ehestande abgeneigt, weshalb eine Reihe von Eheprojekten, die an ihn herantraten, ergebnißlos verlief. Von Angehörigen fürstlicher Häuser, mit denen Verbindungen geplant waren, aber nicht zu Stande kamen, wurden genannt: eine pommerische Prinzessin, eine Dame aus der Umgebung des Prinzen von Oranien, ferner Renate von Lothringen, eine Gräfin von Rietberg und Marie Eleonore von Jülich, durch welche später ein Theil der Jülich'schen Erbschaft an das Haus Hohenzollern fiel. Wilhelm's endgültige Wahl fiel schließlich 1565 auf Sabine von Würtemberg. Aus dem Briefwechsel mit dieser und ihren Eltern wurden kulturhistorisch bemerkenswerthe Proben mitgetheilt. 1581 löste der Tod Sabinens eine 15jährige glückliche Ehe. Kurze Zeit darauf versuchte man sächsischer Seits Wilhelm zu einer zweiten Verbindung mit einer braunschweigischen Prinzessin zu bewegen, doch ging der alternde Landgraf nicht darauf ein. Kleinere Mittheilungen machten Konservator Dr. Bickell über Holzarchitektur im Hennebergischen, Rittmeister a. D. Freiherr Rabe von Pappenheim über die kriegsgerichtlichen Verhandlungen vom 30. Juli 1584, die wegen der Ermordung Georg's von Pappenheim im Lager von Deventer eingeleitet worden waren. Archivassistent Dr. von Petersdorff verlas sodann aus den Aufzeichnungen des badischen Stadtvikarius Rinck über seine Studienreise in den Jahren 1783 und 1784 einige Stellen über Kassel, Marburg und Hanau. Den Schluß bildete die Besprechung der von Professor Thudichum in Tübingen bearbeiteten Gau-Karte des Archivraths Dr. Reimer, welcher die Weiterführung dieser die Kraft eines Einzelnen übertreffenden wichtigen Arbeit für sehr erwünscht erklärte, worauf auf Antrag des Vorsitzenden, Archivraths Dr. Könnecke, beschlossen wurde, sich mit dem Hauptvorstande des Geschichtsvereins in Beziehung zu setzen und die Kommunalstände um Bewilligung eines Beitrags zu den Kosten dieser Arbeit anzugehen, um so deren Vollendung zu ermöglichen.

Schloßbibliothek. Die Ueberführung der Schloßbibliothek von Wilhelmshöhe in die Räume der Landesbibliothek zu Kassel ist mit dem 11. Februar vollendet worden. Die Aufstellung der Schloßbibliothek erfolgt vorläufig im großen Saale derselben, also keineswegs „in von der Landesbibliothek getrennten Räumen", wie die Zeitungen berichteten. Von der gleichfalls berichteten „Anstellung eines besonderen Bibliothekars, die für die Ordnung derselben bestimmt nothwendig werden würde," ist bislang nicht das Mindeste bekannt geworden.

Kasseler Grimm-Gesellschaft. — Vortrag. Der große Ausschuß zur Förderung der Kasseler Grimm-Sammlung hat in seiner Sitzung vom 28. Januar beschlossen, eine Kasseler Grimm-Gesellschaft zu bilden und den engeren Ausschuß mit der Ausarbeitung und Vorlage der Satzungen zu betrauen. — Ende Februar wird der Oberbibliothekar an der Ständischen Landesbibliothek und Vorsitzende des Ausschusses Dr. Edward Lohmeyer mit einem öffentlichen Vortrag über die Brüder Grimm hervortreten.

Universitätsnachrichten. Bei dem anläßlich Kaisergeburtstags in der Kaiser-Wilhelms-

Universität zu Straßburg stattgehabten feierlichen Festakt, an welchem sich der Fürst-Statthalter betheiligte, redete unser hessischer Landsmann Professor Dr. Georg Gerland über das Thema: „Die Erfolge und Ziele der Polarforschung." Die „Straßburger Neuesten Nachrichten" berichten über diese Festrede Folgendes: „Die gesammte Zuhörerschaft war dem Vortrage Dr. Gerland's mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Wußte er doch das überaus zeitgemäße Thema in knappen Zügen so geistvoll und leichtfaßlich zu behandeln, den Stoff so geschickt zu gruppiren, daß er auch für weitere Kreise anregend und verständlich ward und dabei das wissenschaftliche Moment mit der eigentlichen Bedeutung des Tages in schönsten Einklang gebracht wurde. Der Statthalter unterließ es nicht, dem Redner in liebenswürdigen Worten das hohe Interesse zu erkennen zu geben, mit dem er den Ausführungen gefolgt sei."

Künstler-Konzert. Mittwoch, den 17. Februar giebt unser Landsmann, der großherzogliche Hofschauspieler Albert Wolf aus Schwerin i. M. im Verein mit seiner Gattin, der Opern- und Konzertsängerin Minnie Wolf-Hangs, im Hanusch-Saal zu Kassel ein Konzert, auf das wir alle Freunde des Gesangs und der Rezitation aufmerksam machen. Das interessante Künstlerpaar hat bei seinem Auftreten sowohl in Deutschland wie in Amerika rauschenden Beifall errungen.

Bilderausstellung. Im Kunsthause zu Kassel hatten wir in letzter Zeit Gelegenheit, einen interessanten Einblick in das künstlerische Schaffen unseres hochgeschätzten Landsmannes Adolf Lins zu thun. Der rührige Kunstverein hatte den Künstler zur Veranstaltung einer umfangreichen Ausstellung von ihm geschaffener Werke und Studien daselbst veranlaßt.

Adolf Lins, bekanntlich ein geborener Kasselaner, der auch seine ursprüngliche Ausbildung der Kunstakademie seiner Vaterstadt verdankt, lebt seit langen Jahren in der Kunstmetropole Düsseldorf, zu deren hervorragenderen Vertretern er mit Recht gezählt werden darf. In ihm verkörperte sich die spezifisch Düsseldorfer Schule, wie sie sich auf dem Gebiet der Genre- und Landschaftsmalerei herausgebildet. Begabt mit einem offenen Blick für die Schönheiten der Natur, einem ursprünglichen Empfinden für den wechselvollen Zauber derselben, versteht es Adolf Lins, ihr die Geheimnisse abzulauschen und in überraschend wahren Schildereien wiederzugeben. Dabei verfügt der Künstler über eine hochentwickelte Technik, eine virtuose Beherrschung der Fläche und unfehlbare Sicherheit der Zeichnung. Mit besonderer Vorliebe hat er sich das Studium des dörflichen Lebens angelegen sein lassen, und eben diesem verdanken wir die zahlreichen humorvollen Bilder, welche ihm vor allem einen Namen in der Künstlerwelt gemacht haben. Lins beobachtete unsere Bauern bei der Arbeit auf dem Felde, auf dem Hofe, bei der Muße im engen Zimmer, wie im trauten Verein vor ihren Behausungen. Und die gleiche Liebe, welche er den Menschen bei diesen Beobachtungen schenkte, widmete er auch ihrem Vieh. Am bekanntesten sind wohl seine Gänsebilder geworden, von denen auch in Kassel im Laufe der Zeit eine Anzahl zur Ausstellung gelangte. In den kürzlich zur Ansicht gebrachten Studien wie in den fertigen Gemälden („Gänseweide" 2c.) waltet ein so herzerquickender Humor, entzückt uns eine so packend naturwahre Auffassung und echt künstlerische Wiedergabe, daß wir uns nur schwer von ihnen trennen können. Vorzüglich gelungen ist die Stimmung in den Landschaften mit und ohne Thierstaffage. Auch als Porträtist versuchte sich Lins mit Glück, wie das Bildniß des Düsseldorfer Musikdirektors Zeller (Kniestück) und das eines Kunstkollegen beweisen.

Das schon vor längerer Zeit im Kunsthause ausgestellt gewesene lebensgroße Bildniß (Kniestück) unseres beliebten Mitarbeiters Ludwig Mohr, welches Johannes Kleinschmidt gefertigt, war jetzt einem größeren Publikum zugänglich gemacht worden, indem es hinter dem Schaufenster der Hühn'schen Hofbuch- und Kunsthandlung erschien. Dasselbe darf in der That zu den ausgezeichnetsten Bildnißschöpfungen dieses hochbegabten hessischen Künstlers gezählt werden, zeichnet es sich doch durch charakteristische, lebensvolle Auffassung, Plastik und feines Kolorit aus. M. M.

Todesfälle. Am 28. Januar verschied zu Hünfeld nach langem Leiden der dortige katholische Stadtpfarrer und Kreisschulinspektor Dechant Koch, 1863—1866 Kaplan daselbst, dann Reallehrer, bezw. Seminarlehrer in Fulda, von 1882—1887 Strafanstaltsgeistlicher in Wehlheiden, seit dem 25. Mai 1887 Stadtpfarrer in Hünfeld. Der Verstorbene, der auch Abgeordneter zum preußischen Landtage gewesen ist, hatte Aussicht die erledigte Domherrnstelle in Fulda zu erhalten, weshalb mit der Vornahme der Wahl gezögert wurde, bis keine Genesung Koch's mehr möglich war. — Am 8. Februar entschlief zu Göttingen im 79. Lebensjahre der Geh. Oberjustizrath Adolf Etienne, ein bedeutender Jurist. Etienne, ein geborener Kurhesse, war Obergerichtsrath zu Kassel und Hilfsarbeiter im hessischen Justizministerium, nicht

wie die Neue Preußische (†) Zeitung nach der M. Ztg. (wohl Magdeburger Zeitung) berichtet, der letzte kurhessische Justizminister. Nach der Einverleibung in Preußen wurde er an das Obergericht (Landgericht) in Göttingen versetzt, wo er bis zu seiner Pensionirung thätig war. — Am 9. Februar wurde der Landrath a. D. Geheimer Regierungsrath Kröger zu Rinteln zur letzten Ruhe geleitet. Geboren zu Rinteln am 16. Dezember 1824 als Sohn des dortigen Metropolitans war der Verblichene nach Beendigung seiner Studien und Ablegung seiner Prüfungen als Regierungsassessor in Kassel, Fulda und seiner Vaterstadt thätig. Vom 10. September 1866 bis zum 1. März 1895 hat er daselbst als Landrath gewirkt, im Nebenamte außerdem als Brunnendirektor des Bades Nenndorf und Stiftshauptmann des Stiftes Obernkirchen, ein Beamter von treuer Pflichterfüllung, reger Schaffensfreudigkeit, hervorragender Arbeitskraft und wohlwollender Menschenfreundlichkeit. — Am 9. Februar erlag der Justizrath Ignaz Rang zu Fulda im 64. Lebensjahre einem langwierigen Unterleibsleiden. Der Verstorbene, ein vielgesuchter Rechtsanwalt, hat jede Gelegenheit benutzt, um für die Interessen seiner Vaterstadt einzutreten, so namentlich auch als Mitglied der städtischen Körperschaften, denen er zuletzt als Vorsitzender des Bürgerausschusses angehörte. — Am gleichen Tag verschied zu Münster i. W. im 67. Lebensjahre der dortige Regierungspräsident Hermann Schwarzenberg, ein geborener Kurhesse, der schon in seiner früheren Stellung als Oberregierungsrath (Stellvertreter des Präsidenten) und Mitglied der Regierung zu Kassel in weiten Kreisen als Beamter und Mensch besonders hochgeschätzt wurde.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrath Dr. Rohde in Rotenburg a. F. (nicht, wie berichtet, Landgerichtsrath Dr. R. in Fulda) und dem Fabrikanten Kehl in Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Kreisphysikus Dr. Reip in Schlüchtern der Charakter als Sanitätsrath.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrath Goebell zu Stettin zum Senatspräsidenten des Oberlandesgerichts zu Kiel; Seminardirektor Dr. Martin zu Eisleben zum Regierungs- und Schulrath in Merseburg; Seminarlehrer Dr. Lewin zu Schlüchtern zum Direktor des Lehrerseminars zu Usingen; die Pfarrer Hoffmann in Lichtenau zum Pfarrer in Nentershausen; Dithmar in Vernawahlshausen zum reformirten zweiten Pfarrer in Schmalkalden; Eigenbrodt in Eimelrod zum Pfarrer in Hassenhausen und die Pfarrverweser Braun in Vöhl und Weber in Hettenhausen zu Pfarrer in Eimelrod, bezw. Dahlherda; der Hülfspfarrer Fürer in Frankenhain zum Pfarrer in Ehringen; der Pfarrer Habicht in Dalherda zum Pfarrer in Hettenhausen; der Gerichtsassessor Böse in Kassel zum Staatsanwalt in Trier; der Referendar Jordan zum Regierungsassessor; die Referendare Richard, Wagner, Hengsberger und Sondheimer zu Gerichtsassessoren; der Katasterlandmesser Hosbach zum Katasterkontroleur zu Nienburg; der Leihhausverwalter Wißner in Hanau zum Vorstand der Landeshauptkasse in Kassel; der Landesrentmeister Krück in Schlüchtern zum Verwalter der Leihbank in Hanau; der Kassirer Conze bei dem Leihhause in Kassel zum Verwalter dieser Anstalt.

Gewählt: Professor Dr. Arenhold zu Fulda zum Domkapitular daselbst.

Geboren: eine Tochter: Lehrer Louis Heimel und Frau (Hanau, 1. Februar); Buchhändler Reinhard Altmannsperger und Frau (Hanau, 2. Februar); Oberlehrer Tiemann und Frau Anna, geb. Möser (Hersfeld, 9. Februar).

Verlobt: Postsekretär Karl Fenner mit Fräulein Anna Pinkert (Berlin, Februar).

Vermählt: Kaufmann Oskar Theodor Glöckler mit Fräulein Susanne Louise Zimmermann (Hanau, 3. Februar).

Gestorben: Kaufmann Ferdinand August Michel, 35 Jahre alt (Hanau, 25. Januar); Dechant Koch, (Hünfeld, 28. Januar); Amtsgerichtsrath Karl Graf (Arolsen, 28. Januar); Schlachthofkassirer Georg Hohmann, 61 Jahre alt (Kassel, 29. Januar); Privatmann Nikolaus Gillé, 85 Jahre alt (Kassel, 1. Februar); verwittwete Frau Anna Sauer, geb. Gerlach, 63 Jahre alt (Glimmesmühle, 31. Januar); Fräulein Emilie Boehm, 73 Jahre alt (Hanau, 2. Februar); Kaufmann Wilhelm Nagell, 46 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); Architekt Wilhelm Koch, Majorkommandant des Feuerlöschkorps a. D., 77 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); Landeskreditkassenbuchhalter a. D. Wilhelm Hieronymus 79 Jahre alt (Dortmund, 3. Februar); Geheimer Regierungsrath a. D. Karl Kröger, 72 Jahre alt (Rinteln, 6. Februar); Amtsgerichtsrath a. D. Theodor Amelung, (Abterode, 8. Februar); Geheimer Oberjustizrath Adolf Etienne, 78 Jahre alt (Göttingen, 8. Februar); Güterexpedient August Kühne, 66 Jahre alt (Kassel, 8. Februar); Regierungspräsident Hermann Schwarzenberg, 66 Jahre alt (Münster i. W., 9. Februar); Justizrath Ignaz Rang, 63 Jahre alt (Fulda, 9. Februar); Wilhelm Bene, 45 Jahre alt (Oberweimar, 9. Februar); verwittwete Frau Helene Schirmer, geb. Neumann, 80 Jahre alt (Kassel, 10. Februar).

Briefkasten.

J. B. in Zehlendorf. Freundlichen Gruß. Das Manuskript wird in ihre Hände gelangt sein. Die Biographie ist nach wie vor erwünscht.

H. B. in Ravolzhausen. Zu gelegentlicher Verwendung zurückgelegt.

F. W. in Berlin. Besten Dank und Gruß.

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgeg. von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V, Heft 1, Januar 1897. Inhalt: Der Normannstein. (Mit Abbildung.) Der Solling in Sage und Geschichte von Forstmeister Ziegenmeyer. Statistische Uebersicht der Betheiligung an den von der Sektion Kassel des N. H. T. V. im Jahre 1896 unternommenen Ausflügen. Berichte.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. XI. Jahrgang. Kassel, 1. März 1897.

Besuch.

Du kommst zu mir im Traum der Nacht,
Als hätte Dich nie geküßt der Tod;
Dein güt'ges Auge grüßt und lacht,
Du fragst nach meines Lebens Noth.

Du sprichst zu mir im alten Ton
Und beugst Dich liebend zu mir her,
Und die Erinn'rung ist gefloh'n
An all' Dein Leiden dumpf und schwer.

Du athmest, lebst — mich faßt kein Grau'n.
Du bist noch der, den wir gekannt
In Freud' und Leid, den voll Vertrau'n
Den treusten Freund wir stets genannt.

Wir wandern durch das grüne Feld —
Du vor mir her im Sonnenschein,
Und hoch vom Berge — eng gesellt —
Schau'n wir in Lenz und Duft hinein.

Nur manchmal kommst Du müd' und krank,
Das Auge fremd — das Haar verwirrt, —
So angstentstellt, so blaß und schwank
Wie jemand, der im Finstern irrt,

Wie jemand, der in Einsamkeit
Vergessen und begraben liegt,
Und dessen Seele flehend sich
An's warme Herz Lebend'ger schmiegt.

T. Keiter-Kellner.





Melsungen 1359—1394.

(Im Zusammenhang mit der hessischen Landesgeschichte.)

Von Dr. L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

1375 rückte hessisches und thüringisches Kriegsvolk gegen Otto den Quaden aus, der zum Frieden und zum Verzichte auf die Erbfolge in Hessen gezwungen wurde. Auch Erzbischof Adolf erlitt eine Niederlage, der Kaiser vermittelte jedoch einen Vergleich. Diese Feldzüge erhöhten die Schuldenlast der hessischen Landgrafen bis zu einem bedenklichen Grade. Hermann entschloß sich daher, eine Steuer auf Lebensmittel, Zeuge und Metallwaaren auszuschreiben, während die außerordentlichen Beden, so lange die Steuer dauerte, in Wegfall kommen sollten. Diese neue Abgabe traf besonders Kaufleute und Handwerker und entfremdete den Landgrafen nun auch ihre treuesten Helfer, die Bürger. Die Vertreter der niederhessischen Städte, unter ihnen die Melsungens, versammelten sich im Anfange des Jahres 1377 auf dem Rathhause in Kassel und faßten hier den Beschluß, das Ungeld nicht zu bezahlen und gemeinsam für die Folgen ihrer Weigerung einzustehen. Die Vereinigung der Städte wurde gewiß hauptsächlich von der Noth des Augenblicks veranlaßt, indessen wehte damals durch das ganze deutsche Bürgerthum ein frischer Hauch, der dem Fürstenstande und dem Adel entgegen war. Den letzteren suchte die Stadt Melsungen zur Bezahlung des Geschosses heranzuziehen, also zu einer bürgerlichen Pflicht, und schloß deswegen mit einzelnen Mitgliedern des Ritterstandes besondere Verträge; 1366 mit Gerwig von Bischoferode, 1375 mit den Burgmanne Hermann von Wolfershausen und mit der Burgfrau Elsa von Leimbach und deren Söhnen Werner, Gerold, Lotze und Burghard, 1384 mit Werner von Schlutwinsdorf und seiner Gattin Lutgart. Es handelte sich bei diesem Geschosse der Adligen meistens um liegende Güter, die sie käuflich erworben hatten. Vorher waren Bürger die Besitzer gewesen, und die Stadt konnte doch nicht auf das ihr gebührende Geschoß verzichten, nur weil der neue Besitzer von Adel war. Die Wolfershausen hatten vom Obermelsunger Zehnten Geschoß zu entrichten; denn achtzig Jahre früher war derselbe zur Hälfte im Besitze des Melsunger Bürgers Gotzwin gewesen. In den betreffenden Urkunden erklären die Ritter sich einverstanden mit der Erhebung des Geschosses. Bei dem Gegensatze, in dem die Städte jetzt zum Landgrafen standen, fand sogar eine bedeutende Annäherung zwischen ihnen und der Ritterschaft statt. Nach dem Tode Heinrich's II. schlossen die niederhessischen Städte, darunter auch Melsungen, mit ihren Burgmannen einen förmlichen Bund, dessen erstes Ziel war, alle Mißhelligkeiten friedlich beizulegen. Streitigkeiten zwischen Burgmannen und Bürgern und Zwistigkeiten der Städte unter einander sollte nach dieser Verabredung vom Neujahrstage 1378 der Landgraf entscheiden. Thäte dieser es aber nicht binnen vier Wochen, so wollte man, wie es auch sonst üblich war, fünf Schiedsrichter wählen. Bürger, die unter einander haderten, hatten nach der bisherigen Gewohnheit ihr Recht zu suchen. Auf die Verhältnisse im landgräflichen Hause wirft es ein eigenthümliches Licht, daß den Burgmannen und Bürgern von Spangenberg die Vertheidigung der Landgräfin Elisabeth, der Wittwe Otto's des Schützen, ausdrücklich übertragen wurde. Der Ritter Walter von Hundelshausen der Aeltere und die Räthe von Kassel erhielten Vollmacht, einen geschäftsführenden Ausschuß von fünf Männern zu ernennen. Der Bund richtete seine Spitze gegen den Landgrafen Hermann, der fremde Ritter zu Amtleuten eingesetzt und dadurch unter dem einheimischen Adel und den Bürgern böses Blut gemacht hatte. Es kam zu einer Schilderhebung, das Kasseler Schloß fiel in die Hände der Aufständischen, während gleichzeitig die Sterner einen vergeblichen Anschlag auf Hersfeld ausführten. Landgraf Hermann sah sich zum Nachgeben und zur Entlassung der ausländischen Beamten genöthigt, sein Bundesgenosse Balthasar von

Thüringen übernahm die Vermittlung (1. Mai 1378). Am 12. Mai erhielt Melsungen mit den übrigen niederhessischen Städten eine Bescheinigung der drei thüringischen Landgrafen über die Aussöhnung mit dem Landesherrn und die Auflösung der Vereinigung vom 1. Januar. Wenige Tage später, am 15. Mai, bestätigte Landgraf Hermann die Stiftung von vier bis fünf Messen wöchentlich, die der Melsunger Burgmann Wigand Riedesel der Georgskapelle vor dem Rotenburger Thor überweisen wollte; das Patronatsrecht über die Stiftung wurde dem Pfarrer Johannes Nymph zu Melsungen übertragen.

Scheinbar war das gute Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Unterthanen wiederhergestellt. Allein schon im folgenden Jahre änderte sich das Bild. Der Burgmann Wigand Riedesel hatte für seine Stiftung, deren Bestätigung damals vor der eigentlichen Begründung erfolgen mußte, wohl nicht genügend Vermögen und verband sich darum mit dem Fritzlarer Priester Konrad Steyde, dem Sohne eines Melsunger Bürgers. Als für diese Neuordnung der Stiftung, die am 7. November 1379 erfolgte, im Voraus die fürstliche Genehmigung eingeholt wurde, verfügte Hermann der Gelehrte am 8. Juli 1379, daß die Stiftung zwar auch in dieser Gestalt erlaubt wäre, behielt sich diesmal aber das Vorschlagsrecht vor. Dadurch wurde das Patronatsrecht des Pfarrers stark beschränkt. Am 18. Februar 1380 wurde die Riedesel-Steyde'sche Stiftung von Hermann von Bechstete, dem geistlichen Vertreter des Mainzer Erzbischofs, bestätigt.

Die Theilnehmer an der Vereinigung vom 1. Januar 1378 und an dem späteren Aufstande fühlten sich im Lande nicht mehr sicher. Kasseler Bürger flohen nach Thüringen, Walther von Hundelshausen begab sich zu Otto dem Quaden. In einer Urkunde vom Frühlinge des Jahres 1379 wird er von Otto und dem Herzoge Friedrich von Braunschweig und Lüneburg „unser Getreuer" genannt.

Eine scharfe Maßregel ergriff der Landgraf in demselben Jahre gegen Melsungen. Die Schöffen, die in bürgerlichen Angelegenheiten Recht zu sprechen hatten, und aus deren Zahl der Bürgermeister genommen wurde, waren bisher von den Bürgern, wie es scheint, alljährlich gewählt. Hermann glaubte sich nun der Stadt für immer zu versichern, wenn er zwölf neue Schöffen auf Lebenszeit ernannte.

Im nächsten Jahr (1380) mehrten sich die Anzeichen dafür, daß unruhige Zeiten heranahten. Siegfried von Bulzingsleben, der mainzische Amtmann des Eichsfeldes, der auf dem Rusteberge saß, erlitt erst vor Melsungen Verluste und darauf im fuldischen Gebiet. Erzbischof Adolf von Mainz entschädigte ihn. Dieser Kirchenfürst hatte sich jetzt in seinem Sprengel so befestigt, daß er eifrig an eine Demüthigung Hessens dachte. Er näherte sich darum dem Landgrafen Balthasar, der 1382 durch die Erbtheilung der Wettiner in den alleinigen Besitz Thüringens gelangte. Da Hermann der Gelehrte den von Balthasar gestifteten Vergleich offenbar als eine drückende Last betrachtete, und der thüringische Landgraf die flüchtigen Kasseler bereitwillig aufgenommen hatte, bestanden mancherlei Streitpunkte zwischen Hessen und Thüringen. So zerfiel das Bündniß zwischen beiden Ländern. Hermann warf sich darauf seinem alten Widersacher Otto dem Quaden in die Arme und schloß mit ihm am 2. Oktober 1381 eine Erbverbrüderung, die sich allerdings nur über Niederhessen erstreckte. Melsungen ward im Vertrage mit angeführt, aber das landgräfliche Schloß fand keine Erwähnung. Am 26. Juli 1382 leisteten Burgmannen, Bürgermeister, Schöffen und Bürger von Melsungen dem Herzoge Otto die Erbhuldigung und empfingen dafür die Versicherung, daß beim Anfalle Niederhessens an Braunschweig alle ihre Freiheiten und Rechte gewahrt bleiben sollten. Die den Thüringern geleistete Erbhuldigung war damit für ungültig erklärt.

Da also doch schon ein Kriegsfall mit Thüringen vorlag, nöthigte Hermann im Herbste 1389 die niederhessischen Städte sammt und sonders, die von Balthasar und dessen Brüdern ausgestellten Versöhnungsurkunden, die er für ungültig erklärte, auszuliefern und in einem an jene Fürsten gerichteten Schreiben sie von ihren Verpflichtungen loszusprechen. Auch Melsungen folgte dem Befehle und betheuerte, daß der Brief vom 12. Mai 1378 keine Gültigkeit mehr haben sollte. Darauf erneuerte Balthasar am 21. Februar 1385 sein bereits zwei Jahre früher mit dem Erzbischofe von Mainz abgeschlossenes Bündniß. Sie versprachen sich gegenseitig Hilfe in einem ausbrechenden Kriege und gleichmäßige Theilung der Eroberungen. Der staatsmännischen Kunst des Erzbischofs gelang es auch, Otto den Quaden wieder mit dem Landgrafen Hermann zu verfeinden und zu sich hinüberzuziehen. Eine Reihe von hessischen Rittern schloß sich ebenfalls der mainzischen Fahne an, unter ihnen Walter von Hundelshausen, derselbe, der an der Spitze des Städte- und Burgmannenbundes gestanden hatte.

Im Juli 1385 fielen die Verbündeten mit großer Macht in Hessen ein. Nach vergeblichen Stürmen auf Kassel, verbrannten sie Immenhausen. Diese That beugte das Gemüth des Landgrafen, er erkannte den Erzbischof wieder als seinen Lehnsherrn an. Schon am 22. Juli fand der Friedensschluß statt, den Balthasar von Thüringen nicht sofort annahm. Auch der Name Walter's von Hundelshausen fehlt unter den Rittern, die in den Frieden eingeschlossen wurden. Uebrigens hatte der letztere nicht ohne Erfolg gekämpft. Der Melsunger Burgmann Lotze von Leimbach wurde von ihm gefangen genommen und mußte sich mit drei Pferden loskaufen.

Wie ehrlich der Erzischof es mit dem Frieden meinte, zeigte er zu Fritzlar in denselben Tagen, als Landgraf Hermann ihm die Dienste eines Lehnsmannes erweisen mußte. Adolf nahm sich dort Helfrich's von Schwarzenberg an, der vom Landgrafen in seinem Besitze geschädigt sein wollte. Der Erzbischof ernannte Helfrich zu seinem Burgmanne auf Bischofstein und bestimmte ihn, diejenigen der Schwarzenbergischen Güter, die Adolf dem Landgrafen mit bewaffneter Hand abnähme oder auf anderer Weise erwürbe, dem Mainzer zu Lehen aufzutragen. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um die Kirche in Schwarzenberg bei Melsungen, die einige Jahre früher vom Landgrafen dem Martinsstifte in Kassel geschenkt war. Am 5. Januar 1392 untersiegelte Helfrich in dem eroberten Melsungen eine Urkunde. Vielleicht war er dort mainzischer Amtmann geworden. Ende Oktober 1385 schlossen Mainz und Thüringen ein neues Bündniß gegen Hermann den Gelehrten. Trotzdem kam es zunächst zu einem Waffenstillstande zwischen Balthasar und dem hessischen Fürsten bis zum 14. April 1387.

(Fortsetzung folgt.)



Geschichte der Burg Hanstein.

Nach den vorhandenen Quellen von Adolph Fey.

(Fortsetzung.)

Ehe wir zu der Geschichte der Burg und ihrer Besitzer übergehen, berichten wir eine Sage, die sich, wie in Bezug auf andere Burgen, so auch hier noch im Munde des Volkes erhalten hat.

Zur Zeit, als die Mauern noch unter Dach, das Schloß aber unbewohnt war, sah man oft nächtlich Licht in den Räumen, und man redete allgemein davon, daß in den Kellern noch große Schätze vergraben lägen. Der damals in Bornhagen wohnende Baron v. Hanstein bot dem, der im Schloß eine Nacht wachen wollte, eine gute Belohnung. Doch niemand hatte Lust, sich diese zu verdienen, nur ein kleiner Knabe, Hänschen, der einzige Sohn einer armen Wittwe, zeigte sich beherzt genug, um Wache zu halten. Seine Mutter hatte ihm eingeschärft, niemandem zu folgen, es sei denn „in Gottes Namen“. Um Mitternacht, als Hänschen in der Halle allein saß, stieg aus einer Fallthüre ein großer Mann mit langem Kleide, ein Licht und einen Schlüsselbund in der Hand. Er bedeutete Hänschen, mit ihm zu gehen, dieser aber fragte erst, ob es „in Gottes Namen“ sei. Der Geist bejahte es und stieg viele Treppen hinab, Hänschen hinterher bis zu einer großen Halle, an deren Wänden große Truhen mit Gold und Silber standen. Er gebot ihm, „in Gottes Namen“ davon zu nehmen, sagte auch dabei, daß der Schatz für den bestimmt sei, der das Schloß wieder aufbaue und darin wohne. Hänschen füllte seine Taschen und stieg wieder hinauf. Da schlug es 1 Uhr vom Dorfe herauf. Der Knabe fiel in tiefen Schlaf und erwachte erst Morgens, als der Baron, hocherfreut ihn lebend wieder zu sehen, kam. Natürlich ließ er sich von Hänschen nach den unterirdischen Räumen führen, sie fanden aber die Halle nicht, statt dessen aber einen engen Gang. In diesen stieg Hänschen hinein und war bald verschwunden, alles Rufen brachte ihn nicht zurück. Nach einiger Zeit kam ein Bote, der die erfreuliche Meldung brachte, der Knabe wäre im Dorfe durch den Gang in einem bekannten Keller wieder zu Tage gekommen.

Der Baron gab es auf, den Schatz zu finden, da er auch keine Neigung zum Aufbau hatte, und schenkte dem Knaben das Geld, wofür er sich ein Bauerngut kaufte.

F. Wiesenthal hat einen Roman, von dem ein Exemplar in der Wilhelmshöher Schloßbibliothek vorhanden ist, geschrieben, betitelt: „Friederich von Hanstein, oder Mönchslist und Pfaffentrug . . .“ Mainz 1800. Die Handlung spielt zur Zeit des zweiten Kreuzzuges,

1147—1149, der Schauplatz ist das Schloß Hanstein, ferner die Igelsburg, als Sitz des Vehmgerichts, und Damaskus. Die Hauptpersonen sind Friedrich von Hanstein (einen solchen hat es aber damals nicht gegeben) und Ritter Erich von Ringelrode, dessen Heirath mit Friedrich's Tochter Kunigunde das Kloster zu hintertreiben sucht, was ihm nicht gelingt.

Nun zu der Geschichte der Burg, über welche sich die Besucher derselben gewiß gern unterrichtet sehen.

Im siebenten und achten Jahrhundert bildete die Gegend des Hansteins die nördliche Spitze des thüringischen Gaues Germaramark, hier stießen die Grenzen von drei kriegerischen mächtigen Völkern, den Thüringen, Sachsen und Franken, auf einander. Diese Nachbarschaft bot den Anlaß zu beständigen Reibereien und Kämpfen. Um ihren Besitz, namentlich gegen die Sachsen, zu schützen, legten die Thüringe eine Befestigung an, konnten sich aber trotzdem nicht behaupten, denn nach dem Corveyer Güter-Register befand sich zwischen 826 und 853 der Hanstein als Haanstedihus in sächsischem Besitze. Es sei gleich bemerkt, daß der Name in verschiedenen Zeiten verschieden geschrieben wird, bald Hanenstein, Hansteyn, Hanichstein, Haynenstein, bald wie oben ꝛc. Er wird danach auch verschieden abgeleitet, einmal von hano (gallus) = Hahn im Gegensatz zu dem gegenüberliegenden Berg Hennefeste, dann von hagan (indago) = Hagen, d. h. ein mit Gräben und Wall umgebener Ort. Von mancher Seite wird die erste Burganlage als auf dem Höheberg (alte Burg) befindlich angenommen, doch ist dies unerwiesen, vielmehr erscheint die jetzige Lage so geeignet dafür, daß kaum daran zu zweifeln ist, daß sie von jeher hier gewesen.

Im 11. Jahrhundert war in der Nachbarschaft des Hansteines ein Grafengeschlecht angesessen, mit dem sich kein anderes der Gegend an Macht und Einfluß messen konnte, zog sich doch sein Güterbesitz durch das Sachsenland bis nach Thüringen. Sein damaliger Vertreter war der berühmte Graf Otto von Nordheim; 1070 wird die Burg Hanstein als ihm gehöriges Allodium erwähnt. Als Otto noch das Herzogthum Baiern erwarb und dazu die höchste Gunst König Heinrich's IV. genoß, war er auf dem Höhepunkt seines Ansehens. Weil er so mächtig groß dastand, wurde er von Neid und Eifersucht der anderen Grafen, namentlich deren sächsischer Abkunft, verfolgt. Man beschuldigte ihn, nach dem Leben des Königs getrachtet zu haben, er wurde zur Verantwortung vorgeladen, und da er in Ermangelung freien Geleites nicht kam, wegen Hochverraths verurtheilt. Der König selbst zog gegen ihn aus, nahm 1070 die Burg ohne Widerstand ein und zerstörte sie bis auf den Grund. Lange kann die Burg jedoch nicht in Trümmern gelegen haben, wahrscheinlich ist sie von Otto selbst wieder erbaut worden. Nach seinem Tode theilten sich seine drei Söhne in das väterliche Erbe, und wahrscheinlich erhielt Heinrich (der Dicke) den Hanstein, durch dessen Tochter er an das welfische Haus kam. Von Heinrich dem Löwen, Schwiegersohn dieser letzteren, erhielt die Burg dessen Sohn, der deutsche Kaiser und König Otto IV., und von ihm der Erzbischof Siegfried von Mainz, der schon länger Ansprüche darauf erhoben haben muß. Ob der Kaiser dem Erzbischof die wichtige Grenzfeste wirklich übertragen hat, oder ob der letztere die günstige Gelegenheit der Niederwerfung der welfischen Macht infolge des Erscheinens des jungen Friedrich II. in Deutschland benutzte, sich der Burg zu bemächtigen, muß dahingestellt bleiben; fest steht nur, daß Otto IV. am 20. November 1209 dem Erzbischof verhieß, die Ansprüche desselben auf den Hanstein einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Jedenfalls blieb die Burg dann Eigenthum des mainzischen Rades.

Der geistliche Herr bedurfte zur Bewachung der wichtigen Grenzfeste Burgmänner von erprobter Tapferkeit; solche Männer wählte er am besten aus seinen Ministerialen, die schon wegen ihres eigenen Güterbesitzes in der Nähe der Burg an der Erhaltung derselben Interesse hatten. Keine Familie eignete sich dazu besser, als diejenige, welche eine lange Zeit schon das Vicedom-Amt auf dem nahen Rusteberg verwaltete. Das waren die Vorfahren der von Hanstein, wenn sie auch diesen Namen noch nicht führten, und zwar Heidenricus (od. Idenricus) auf dem Rusteberge von 1162—1193, Helwicus von 1193—1196 und Dietrich von 1205—1239. Dieser letztere war sicher schon Burgmann.

Der Forschung ist es nun gelungen, noch einen Vorfahren der Genannten zu entdecken, und zwar Theodericus de Apolda, er kommt in einer Urkunde vom Erzbischof Christian, datirt von Erfurt 1171, vor, worin es heißt: praesentibus ministerialibus Moguntinis ecclesie Theoderico vicedomino in Apolda et filiis ejus Heinderico vicedomino in Rusteberc. . . .

Hieraus ersehen wir mit Gewißheit, daß der Vater des Heidenricus der Vicedom Theodor von Apolda war, und daß also die v. Hanstein aus Apolda abstammen. Die Ahnenreihe noch weiter rückwärts zu vervollständigen, ist bis heute nicht möglich gewesen, denn ein Comes Boppo de Hanenstein, der in einer Urkunde von Kaiser

Friedrich I. am 25. Juli 1171 vorkommt, läßt sich als solcher nicht ansprechen, da eine Zusammengehörigkeit mit diesem Grafen nicht nachweisbar ist.

Im Jahre 1205 kommt Theodoricus (Dieterich) vicedominus de Rusteberg zuerst als solcher in einer das Kloster Bursfelde betreffenden Urkunde vor, und in einer 1236 in Hasungen ausgestellten Urkunde des Erzbischofs Siegfried von Mainz kommt der Name Hanstein zuerst als Geschlechtsname vor, der Bruder Theoderich's, Vicedoms von Rusteberg, wird als Heidenricus de Hanenstene, frater ejus, aufgeführt. Natürlich rührt die Bezeichnung von der Burg her, wo er und seine Verwandte schon Burgmänner waren. Dieser Heidenricus, der von 1239—1256 erscheint, erhielt einen besonderen Beweis des Wohlwollens seines geistlichen Landesherrn, indem ihm und seinen ehelichen Erben das Vicedom-Amt Rusteberg als wahres Lehen auf ewige Zeiten unter der Bedingung, daß stets der Aelteste das Lehen erhalten sollte, verliehen wurde.

Wir begegnen weiter Vicedom Heidenrich dem Jüngeren, 1256—1290, und Heinrich, 1297 bis 1325.

Mit diesem letzten verschwindet in dem Geschlecht die Amtsbezeichnnng Vicedominus, und sie nennen sich fortan Dominus oder Miles bezw. Famulus von Hanstein, da Heinrich, der kinderlos war, das Lehen von Rusteberg dem Erzbischof Mathias 1323 verkauft hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Das Schiller-Geheimniß.

Von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

Nach den „Räubern" erschien angeblich von Schiller „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua", ein republikanisches Trauerspiel. Schon der etwas gesuchte Titel „republikanisches Trauerspiel" deutet weit mehr auf Goethe, welcher aus der freien Stadt Frankfurt stammte, deren Verfassung eine ziemlich republikanische Grundlage hatte, als auf den nach Absolvirung seiner Schulzeit zum Regimentsfeldscheer ernannten Schiller, welcher unter einer monarchischen Regierung aufgewachsen war und die Unzuträglichkeiten eines republikanischen Gemeindewesens gar nicht so genau kennen lernen konnte, wie aus eigener Anschauung der Frankfurter Patriziersohn. Außer Fiesko in Genua werden Schiller u. A. noch „Die Braut von Messina" und das novellistische Fragment „Der Geisterseher", welches vorwiegend in Venedig spielt, zugeschrieben. Genua, Messina, Venedig! Besonders in der „Braut von Messina" und dem „Geisterseher von Venedig" macht sich ein solch' wunderbares Lokalkolorit bemerklich, daß daraus klar und deutlich hervorgeht: Der Dichter muß an Ort und Stelle gewesen sein. Noch größeres Gewicht muß man auf diesen Umstand bei Beurtheilung des „Wilhelm Tell" legen, in welchem Schauspiel die Schweiz weit besser geschildert ist, als in den gepriesensten Reisehandbüchern. Nun ist aber erwiesenermaßen weder der württembergische Regimentsmedicus Schiller, noch der sachsen-weimar-eisenach'sche Professor Schiller jemals in Italien oder in der Schweiz gewesen, während Geheimrath von Goethe sowohl Italien wie die Schweiz aus eigener Anschauung kennen gelernt hat und somit auch in der Lage war, die dortigen Sehenswürdigkeiten und inneren Verhältnisse in so trefflicher Weise dem geneigten Leser vor Augen führen zu können. In geschichtlicher Beziehung scheint Schiller überhaupt nicht sehr bewandert gewesen zu sein, denn obwohl ihm der gewaltige Geheimrath von Goethe die Stelle eines Professors der Geschichte in Jena verschafft hatte, um, wie gesagt, die Arbeiten, welche er nicht unter seinem Namen herausgeben wollte, unter Schiller's Deckung zu veröffentlichen, so hatte dies doch seinen Haken, denn in richtiger Würdigung der Sachlage, duldeten es die Jenenser Gelehrten nicht, daß Schiller sich „Professor der Geschichte" nannte. Danach ist auch klar, daß Schiller die Geschichte von dem „Abfall der Niederlande" nicht geschrieben hat, vielmehr ist es völlig einleuchtend, daß dieses Werk von dem Dichter des „Egmont" herrührt, welcher die niederländische Geschichte vor Abfassung des genannten Trauerspiels gründlich studirt hatte, seine Aufzeichnungen aber Schiller überließ, um diesen in den Augen der Welt wenigstens etwas geschichtsverständig erscheinen zu lassen. Die Anhänger Schiller's haben geltend gemacht, daß in „Wallenstein's Lager" nur die beiden Zeilen

„Ein Hauptmann, den ein Anderer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach —"

von Goethe seien, obgleich die weitere Forschung es noch klar stellen wird, daß gerade diese Verse die einzigen in dem genannten Vorspiel sind, welche von Schiller herrühren, da sie einestheils mit seiner amtlichen Beschäftigung als Feldscheer (der erstochene Hauptmann), andererseits aber mit seiner Neigung zum Glücksspiel harmoniren, während Herr von Goethe selbst in seiner Lebensgeschichte gesteht, daß er im Spiel ein Stümper geblieben sei, trotz der Mühe, welche die freundlich gesinnte Frau Professor Böhmer in Leipzig sich mit ihm gegeben habe. Die Knittelverse in „Wallenstein's Lager" sind so prächtiger Natur, daß sie sich denen des unvergleichlichen Dichters des „Faust", der Tragödie erster Theil, getrost an die Seite stellen können. Die Aehnlichkeit in dieser Knittelsprache ist so groß, daß auch von den Uneingeweihten der angebliche Schiller häufig mit dem thatsächlichen Goethe verwechselt wird. So hat z. B. erst kürzlich ein großes politisches Berliner Blatt die Verse

„Die Kirche hat einen großen Magen u. s. w."

Schiller zugeschrieben, weil sie, selbst fortschrittlich gesonnen, wahrscheinlich unter den klassischen Autoren den als Fortschrittsmann bekannten „Schiller" als passenden Urheber annahm, während die Verse doch gerade von dem konservativen Geheimrath von Goethe herrühren, denn zwei Seelen wohnten auch in seiner Brust und für die eine derselben hatte er sich, wo sie in größerem Maßstab literarisch zum Durchbruch gelangte, den Professor Schiller als Deckung ausgewählt. So hatte dieser auch seinen Namen zu dem Angriff gegen den Amtmann und Dichter Bürger leihen müssen, welcher hauptsächlich darin seinen Grund haben dürfte, daß von Goethe dem Verfasser der „Lenore" 65 Louisdor übersandt worden waren, um seine Uebersetzung des Homer mit der nöthigen Muße betreiben zu können, der leichtlebige Bürger aber nahm das Geld, ohne sich daraufhin weiter noch mit dem Vater Homer zu beschäftigen, was den Herrn Geheimrath natürlich sehr verdroß. Dazu kam noch, daß Bürger sich sehr tadelnd über das „Adeln der Gelehrten" ausgesprochen hatte, wodurch der anno 1782 geadelte Goethe, nicht aber der erst nach Bürger's Tod in den Adelstand erhobene Schiller sich gekränkt fühlen konnte. Zwar ist bekannt, daß die Rezension über Bürger zuerst anonym erschien, und daß Goethe gesagt hat, „er wünschte, daß er sie geschrieben hätte," — derartige Aeußerungen aber werden von verkappten Autoren häufig gemacht, um den Verdacht von sich abzulenken. Unter den wilden „Xenien" befindet sich auch eine an Bürger gerichtete, welche „Schiller" nicht zugetheilt wird, demnach also von Goethe herrühren muß und ihn deutlich genug als Verfasser der Rezension kennzeichnet, denn sie lautet:

„Ajax, Telamon's Sohn! So mußtest Du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Rezension?"

Um noch weitere Gründe für die Annahme, daß nicht Schiller, sondern Goethe die dem ersteren angedichteten unsterblichen Dramen geschrieben hat, vorzubringen, verweise ich einfach auf die in „Don Carlos, Infant von Spanien" und in „Maria Stuart" so detaillirt geschilderten Hofverhältnisse, besonders weil diese Höfe — der spanische und der englische — doch bekanntlich ein sehr umfassendes Zeremoniell besitzen. Wo hatte Schiller, der Regimentsfeldscheer, die Kenntniß des Hoftons her? Der richtige Einblick in die Art und Weise, wie man sich am Hofe benimmt, konnte dagegen Herrn von Goethe nicht abgehen, der bei Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach in hoher Gunst stand und sogar nicht verfehlte, sich mit Höchstdemselben stundenlang auf offenem Marktplatz in der Residenzstadt Weimar im Peitschenknallen zu üben. Als herzoglicher Staatsminister lag es Goethe nahe, die Figur des Marquis Posa zu schaffen, welcher ja auch bei König Philipp von Spanien eine wichtige ministerielle Stellung bekleidete. Da der große Dichter indessen mit Recht befürchtete, in Mißkredit bei Hofe zu gerathen, wenn er die Worte: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" von einem ihm im Range gleichstehenden spanischen Granden aussprechen lasse, so gab er das Stück unter Schiller's Namen heraus. Ebenwohl mochte ihn auch die heikle Affaire mit der Prinzessin Eboli Durchlaucht dazu bestimmen, denn die Weimarer Hofdamen würden es Seiner Excellenz niemals vergeben haben, wenn er eine ihre Kolleginnen in dieser Weise kompromittirt hätte.

Nun zum Schluß! Daß Schiller schon bei seinen Zeitgenossen, von welchen der wahre Sachverhalt wohl schon geahnt werden mochte, nicht für ein bedeutendes Licht, vielweniger für den Dichter des „Wallenstein" und des „Wilhelm Tell" gehalten wurde, geht klar und deutlich aus der Art und Weise hervor, wie er begraben wurde. Es ist erwiesen, daß ihn bei Nacht und Nebel eine Anzahl Schneidergesellen zur letzten Ruhe tragen sollte und nur durch einen Zufall Solches von einigen seiner Freunde abgewendet wurde. Nur eine einzige, in einen Mantel tief verhüllte Person folgte in gemessener Entfernung dem Sarge, und es wird vermuthet, daß dies

Excellenz von Goethe gewesen sei, was sehr wahrscheinlich ist, da Hochderselbe doch ein gewisses Interesse daran haben mochte, denjenigen, welcher Jahre lang für ihn mit seinem Namen eingetreten war, auch zu Grabe zu geleiten. Wäre Schiller aber wirklich der Dichter all' jener großartigen Schöpfungen, welche als Schiller's gesammelte Werke die ganze Welt in Entzückung und Begeisterung versetzen, wie würde es möglich gewesen sein, daß ein so vergötterter Mann ganz ohne Sang und Klang, ganz ohne Theilnahme des Weimarer Hofes, der Weimarer Bürgerschaft und der Universität Jena in einem Drei Thaler-Sarg beerdigt werden konnte? —

Sie sehen, die Sache ist klar! Man wußte schon damals im Stillen, daß Geheimrath von Goethe der Verfasser der Schiller'schen Werke war und ließ es deshalb bei dem Begräbniß des irrthümlich Gefeierten bis zu den Schneidergesellen kommen.

Es grüßt Sie

Servilius Ernstvogel,
Wirklicher Geheimer Literaturforscher.

See höt en grisse lässe.

(Schwälmer Mundart.)

Dr Halme Hännes wor net domm,
Wößt sich zerächtzefenge.
Wor immer lostig, nomm nechts kromm,
Konn renge, schlenge, senge [1]),
Dobei met jerem Mäje dahnze
Ö güll [2]) äs Vollblüt so im Gahnze.

„Dü müßt mich namme, bie ich seng!"
Säht hä zü jerem Mänsche,
Doch docht hä stets: „Ee aner Deng
Es, bie ich brüch meng Hänsche. [3])
Bän ich kann brüche, läß ich gälle. [4])
Nür Weeß [5]) es Weeß. Ich brüch kee Mälle [6])."

Nü wor do Späckhäuts Annegel,
Die riche, sengesgliche. [7])
Die harr met em scho lang ehr Speel.
Doch Hännes woll net wiche.
Hä ment: „Ich well see scho noch kreihe,
Bann ich eemol em see därf freie!"

Ezt lüß hä dorch in Freierschmann [8])
Die Annegel mol grisse;
Do führ hä ob: Kin Dahnk — ee Schann —
Die Gel net ze genisse! — —
Zum Frengd [9]) doch säht hä: „Dü sallst's wesse,
Meng Mäje höt mich grisse lässe." —

[1]) Konnte ringen, schlingen fingen, [2]) galt, [3]) Handschuhe; [4]) Wen ich kann brauchen, lasse ich gelten, Weizen, [6]) Melde (Atriplex hastatum) = Unkraut,

[7]) Nun war da Speckhauts Anna Gela, die reiche, seinesgleichen, [8]) Heirathsvermittler, [9]) Freund.

Kurt Kuhn.



Aus alter und neuer Zeit.

Jakob Schumann. Am 17. Februar d. J. sprach im Niederhessischen Touristen-Verein zu Kassel Herr Dr. med. Lange über „Jakob Schumann", einen jener Hessen, welche bei den Soldatenaufständen im Jahre 1806 eine führende Stellung inne hatten und ihre Liebe zu dem angestammten Fürsten mit dem Tode besiegelten. Redner schilderte eingehend die damalige politische Lage, die Entwickelung, den Fortgang und das Ende der Revolte in Eschwege, deren Hauptführer und eigentliche treibende Kraft der Fourier vom Regiment Wurmb, Schumann war; der Vortrag wies besonders darauf hin, daß die ganze Bewegung sich von ihren ursprünglich reinen Motiven stets weiter und weiter entfernt hatte und schließlich in Excesse, Gewaltthätigkeiten und völlige Anarchie ausgeartet war. So kam es, daß, wie überall in Hessen, so auch in Eschwege die Bürger sich selbst erhoben und unter dem Druck der anrückenden westfälischen Truppen die Insurgenten entwaffneten. Den Hergang der Exekution schilderte Redner, wie folgt:

Schumann hatte sich zur rechten Zeit, als die Bürger in Eschwege die Oberhand über die Soldaten wieder gewonnen, nach Mühlhausen geflüchtet und dort in dem Hause seines Schwagers verborgen, aber er wurde verrathen. Französische Husaren, welche überall die Gegend abstreiften, ergriffen ihn, auf dem Kornmarkt vor dem Gasthof zum Schwan wurde er gefesselt und auf einen

Wagen gesetzt; man brachte ihn nach Kassel, wo er bis zum 16. Februar im Kastell saß. An diesem Tage sprach das Kriegsgericht über ihn, „als einen der ersten Anstifter der Revolte zu Eschwege und in der Umgegend," das Todesurtheil aus. Von dem Urtheil wurden 600 Exemplare gedruckt und eins zu Eschwege angeschlagen. Am folgenden Tage, in der Frühe des 17. Februar 1807 — es werden heute also 90 Jahre, wurde er hier im Irrgarten erschossen. Ein Augenzeuge der Exekution hat über das traurige Ereigniß mehreren noch lebenden Kasseler Herren, darunter Herr Auegärtner Vogt, das Folgende erzählt. Von genanntem Herrn, sowie von Herrn Dr. med. Knierim wurde mir das nachstehend benutzte Material gütigst zur Verfügung gestellt.

Der damalige sogenannte Berggarten, also die Fläche rechts der Affenallee nach der Bellevue, war zu jener Zeit längs der Allee durch einen Lattenzaun begrenzt, der an dieser Seite vier bis fünf Eingänge hatte. Die mittlere Brücke über die kleine Fulda, welche direkt zum Haupteingang der Aue, zum Bowlingreen führt, ist erst später, um den Zugang zur Aue vom Berggarten aus zu erleichtern, angelegt worden und zwar von König Jerome. Im Berggarten direkt an der Affenallee und zwar, wenn man von der Aue über diese Jeromebrücke kommt, standen zwei kleine Phantasiehäuschen und zwischen beiden ein Brunnen. Hier befand sich am frühen Morgen des 17. Februar der Gärtnerlehrling Müller aus Harleshausen, der ältere Bruder des alten Kasselanern noch bekannten Gärtners Amschel-Müller, dessen Wittwe später in der Mittelgasse nahe am Pferdemarkte einen Obst- und Gemüsekram „die Apotheke" betrieben hat. Der junge Mann war gerade mit seiner primitiven Morgentoilette beschäftigt, als er militärischen Taktschritt vernimmt; er sieht wie ein Kommando Soldaten, Italiener, (nicht Gensdarmen, wie Professor Müller berichtet,) heranmarschiren, in ihrer Mitte einen Delinquenten, Schumann. Durch die nächste Thür zieht der Trupp in den Berggarten und begiebt sich zu jener Stelle, welche links von dem graden Wege — von der Jeromebrücke direkt auf den Bergabhang — und rechts von dem Lindenrondel, dem jetzigen Kinderspielplatz, gelegen ist. Das Peloton nimmt dem Hessen gegenüber Aufstellung, der kommandirende Offizier hebt ein weißes Tuch in die Höhe und durch den Wintermorgen krachen die Schüsse, Schumann bricht zusammen, richtet sich jedoch gleich wieder auf und greift in den Rasen, da springt ein Unteroffizier herzu, hält das Gewehr direkt gegen die Schläfe des Verwundeten, ein Schuß und ein braver Hesse hatte geendet. Während bis zu diesem Augenblick kein Mensch außer den betheiligten Soldaten sich in der Nähe zu zeigen gewagt, überkletterten jetzt, sobald das Kommando den Rücken gewandt, hunderte das Gitter oben in der Bellevue und an der Affenallee und stürzten nach dem Platze, wo die Exekution stattgefunden. Auch der damalige Garteninspektor im Bellevue- und Orangerie-Garten Wilhelm Mohr, dem der blutige Vorgang von seinen Leuten gemeldet war, erschien und schlug an dem Kopf und den Füßen des Todten einen Pflock in die Erde, um auf diese Weise den Platz kenntlich zu machen, wo Schumann geendet. Natürlich konnte dies Vorgehen Mohr's bei der Menge Menschen, welche zugegen waren, nicht unbeachtet bleiben, gewisse Schurken, an denen es hier in Kassel nie gefehlt hat, verriethen ihn und am andern Tage saß der wackere Hofgärtner im Kastell, um erst nach Monaten seine Freiheit wieder zu erlangen, da man weiter keine Schuld ihm nachweisen konnte. Wie die Tradition weiß, war die Gattin Mohr's inzwischen in Folge ihres Weinens um den Gefangenen erblindet. Die Leiche Schumann's blieb bis zum Abend an Ort und Stelle liegen, — die Militärbehörde kümmerte sich nicht um die Beerdigung, bis ein braver Bürger, der Großvater des Herrn Holzhändlers Prévôt, einen Sarg herbeischaffte und Schumann auf der Stätte seines Todeskampfs begrub. Doch sollte der Arme auch hier noch keine Ruhe finden. Einige Jahre nachher, bei Herrichtung von gärtnerischen Anlagen, wenn ich nicht irre, wurde ein jetzt wieder verschwundener kleiner Teich dort gegraben, — kamen die Reste des Gemordeten wieder an's Tageslicht und man begrub ihn endgültig dort, wo die Affenallee auf die Hofbleiche stößt. Rechts von der Allee, dicht unter dem Felsen bezeichnet ein Kranz von Trauerpappeln den Platz, kein Grabhügel aber erhebt sich dort über den Gebeinen des Hessen Schumann, um dessen Namen wir nur im Geiste den Cypressenkranz winden, auf dessen Grab wir nur im Geiste den Lorbeer legen können, der dem gebührt, der treu seinem Fürsten, treu seinem Hessenlande gestorben ist. —

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel. Die diesmonatliche Versammlung des Geschichtsvereins zu Kassel fand am Abend des 22. Februar statt. Nach dem Referat des Vorsitzenden Bibliothekars an der Landesbibliothek Dr. Brunner hat der Verein

im Laufe des Monats sieben neue Mitglieder gewonnen, während ein Abgang von nur zwei Mitgliedern zu verzeichnen ist. An Geschenken ging u. a. ein: vom Posthaltereibesitzer F. Nebelthau eine Facsimile der Ansprache, welche Kaiser Friedrich als Kronprinz bei dem Einzuge der Truppen in Kassel im Jahre 1871 gehalten und auf Bitte des damaligen Ortsbürgermeisters Nebelthau, des verstorbenen Vaters des Schenkgebers, für denselben eigenhändig aufgeschrieben hat. Ferner zeigte Dr. med. Schwarzkopf zwei von Photograph Seitz angefertigte Photographieen vor, welche die Portale des Kasseler Zeughauses darstellen. Sodann ließ der Vorsitzende eine Reihe von Tafeln zirkuliren, welche in ganz vortrefflicher Weise die hessischen Münzen in Tusche und Farbe gezeichnet, bezw. gemalt, vor Augen führte. Diese als wirkliches Kunstwerk zu bezeichnende Münzsammlung ist vor einigen Jahrzehnten von Henri Suchier in Karlshafen, dem Großvater des Dr. Brunner, angefertigt und bereits vor Jahren von dem hessischen Numismatiker Hoffmeister auf das Günstigste besprochen worden. Nachdem hielt Geh. Regierungsrath a. D. Fritsch den angekündigten Vortrag „über die Geschichte des Forstes bei Kassel", welcher eine Fülle von interessanten Einzelheiten vorführte und mit großem Beifall entgegengenommen wurde.

300jährige Jubelfeier der Stadt Hanau. Am 1. Juni 1597 wurde von aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen Hugenotten die Neu-Hanauer Kirchengemeinde gegründet und die Erbauung einer neuen Stadt begonnen. Zum Gedächtniß an diese Zeit wird am 1. Juni d. Js. kirchliche Feier mit Enthüllung des Denkmals des Grafen Philipp Ludwig II. von Hessen — des Schützers der Vertriebenen — und Pfingsten weltliche Feier stattfinden. Der Glanzpunkt der letzteren wird ein historischer Festzug sein, den die kunstsinnigen Bewohner von Hanau unter Leitung des Schöpfers des Denkmals, Professor M. Wiese, durch Vorführung von Gruppen aus der reichen geschichtlichen Vergangenheit Hanaus veranstalten.

Universitätsnachrichten. Am 20. Februar habilitirte sich an der Universität Marburg der von dort gebürtige Dr. phil. Schaum für physikalische Chemie durch eine Antrittsvorlesung über „die Theorie der Lösungen und ihr Verhältniß zu den exakten Wissenschaften". — Zu außerordentlichen Professoren der Universität Marburg wurden zwei Berliner Gelehrte ernannt: Gerichtsassessor Dr. Traeger in der juristischen, Stabsarzt Professor Dr. Wernicke in der medizinischen Fakultät. — Anläßlich der Melanchthonfeier verlieh die theologische Fakultät in Gießen dem Geheimen Hofrath Professor Dr. Gelzer zu Jena die Würde eines Dr. honoris causa.

Ernennung. Freiherr Volprecht Riedesel zu Eisenbach auf Schloß Ludwigseck bei Bebra ist zum Oberhofmeister der Großherzogin von Hessen ernannt. Er stand in den 70er Jahren bei den Garde du Corps zu Potsdam, von wo er seinem Regimentskameraden, dem verewigten Prinzen Alexander von Battenberg, nach Bulgarien folgte. In Sofia bekleidete er bis zur Abdankung des Fürsten, das Amt des Hofmarschalls.

Künstlerkonzert in Kassel. Einen interessanten Abend verschaffte uns am 17. Februar das Künstlerpaar Albert Wolf und Frau Minnie Wolf-Hangs. In Ersterem begrüßten wir ein Kasseler Kind. Albert Wolf, jetzt Großherzoglicher Hofschauspieler zu Schwerin, ein Schüler des früheren Kasseler Hofschauspielers Gustav Thies, ist in seiner jetzigen Stellung eine hochgeschätzte Kraft. Seine dramatische Begabung erwies sich besonders in dem Vortrag des Wildenbruch'schen „Hexenliedes", das sich zu einem Gemälde ergreifender Seelenmalerei gestaltete. Ein klangvolles, modulationsfähiges Organ und vollendete Deklamationskunst offenbarte Herr Wolf ferner im „Seegespenst" von Heine; in dem Freiligrath'schen: „Aus dem schlesischen Gebirge" und in den humorvollen Baumbach'schen Dichtungen: „Liebchen", „Wo der Weg zum Liebchen geht" und „Der schlaue Abt". Als Zugabe erfreute der Künstler noch mit dem Lied von „Fichte und Palmbaum" von Heine, nach berühmten Meistern variirt, welches große Heiterkeit erregte. In Frau Minnie Wolf-Hangs aus Amerika lernten wir eine hervorragend geschulte, stimmbegabte Sängerin kennen. Sie hat einen Mezzosopran von bedeutendem Umfang und großem Wohllaut, eine staunenswerthe Kehlfertigkeit und gediegenen künstlerischen Vortrag. Die Künstlerin sang die „Cavatine" aus der Oper „Der Barbier von Sevilla" von Rossini, „Litanei" von Schubert, „Rose" von Spohr, „Wie leis' die Linde rauschte" von unserem heimischen Johann Lewalter, „Nun die Schatten dunkeln" von Doppler, „Widmung" von Schumann, „La Foletta" von Marchesi, „Nur ein Viertelstündchen" von Hildach und „Variationen über ein Thema von Rode" von Moreau, auch gewährte sie eine neckische Zugabe. Das zahlreich erschienene Publikum gab dem Künstlerpaar seinen Dank durch lebhaften Beifall zu erkennen. G. F.

Todesfälle. Am 4. Februar verschied zu Gießen der Vorsitzende des dortigen Geschichtsvereins, Realgymnasiallehrer a. D. Professor Dr. Otto Buchner, der beste Kenner von Land und Leuten in der Provinz Oberhessen (geboren zu Darmstadt am 22. Mai 1828). Der Verstorbene, eine der volksthümlichsten Personen der Stadt, war auf verschiedenen Gebieten literarisch hervorragend thätig. Schrieb er naturwissenschaftliche Abhandlungen über „Feuermeteore" (1859), „Meteoriten in Sammlungen" (1863), „Mineralöle" (1864), „Blitzableiter" (1866, 3. A. 1886), so war er andererseits auch Verfasser geschichtlicher Aufsätze über „Gießen vor 100 Jahren" (1879), „Gießen und seine Umgebung" (1880), „Aus Gießens Vergangenheit" (1885). Recht brauchbare Führer durch das Lahnthal (1891) und durch den Vogelsberg (1894) hat er herausgegeben. Nicht lange vor seinem Tode war Buchner in Beziehungen zum „Hessenland" getreten, wie unsere Leser aus seinem Aufsatze in Nummer 20 bis 23 des vorigen Jahrganges ersehen. Wir werden ihm ein freundliches Andenken bewahren. Friede seiner Asche! — Am 8. Februar verstarb zu Abterode der Amtsgerichtsrath a. D. Theodor Amelung. Am 16. Januar 1829 zu Rotenburg a. F. als Sohn des Assessors Daniel Amelung geboren, hat er seit seinem zweiten Lebensjahre mit verhältnißmäßig geringen Unterbrechungen in Abterode seinen Wohnsitz gehabt, wo sein Vater bis zu seinem im Jahre 1860 erfolgten Tode das Amt eines Gerichtsaktuars bei dem dortigen kurfürstlichen Justizamte bekleidete. Nach Gymnasialbesuch in Kassel und Universitätsstudien in Marburg, wo er ein eifriges Mitglied der Burschenschaft war, Heidelberg und Berlin, trat Amelung in den juristischen Vorbereitungsdienst seines Vaterlandes. 1864 wurde er Justizbeamter in Abterode, wo er auch als Oberamtsrichter und Amtsgerichtsrath blieb. 1894 schied er aus dem Staatsdienste. Stets gerecht und auf das Beste seiner Amtseingesessenen bedacht, auch streng, wo es ihm noth schien, hat er seines Richteramtes gewaltet, und alle, die bei ihm ihr Recht suchten, durften darauf vertrauen, nicht nur einen mit hervorragenden Kenntnissen ausgestatteten, sondern auch einen solchen Richter zu finden, der ernstlich bestrebt war, der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Auch öffentlichen Interessen und gemeinnützigen Zwecken versagte er seine Dienste nicht, wie seine langjährige Thätigkeit als Kirchenältester und seine Theilnahme an den Kreissynoden, sowie seine Wirksamkeit als Vorsitzender der Sektion Meißner des Werrathalvereins beweisen. Für die Erschließung seiner engeren Heimath sorgte er durch Herausgabe des „Meißner-Führers", Eschwege 1886. — Mit dem am 24. Februar im 78. Lebensjahre zu Kassel verschiedenen Privatmann, früheren Kaufmann Ferdinand Hentze ist eine allseitig hochgeschätzte, um das Gemeinwohl vielfach verdiente Persönlichkeit dahingegangen. Ein ehrendes Andenken ist ihm sicher.

Hessische Bücherschau.

Die evangelisch-reformirte Gemeinde in Marburg. Ein Rückblick auf ihre Entstehung und Entwickelung seit 250 Jahren. Von W. Wolff, Pfarrer und Superintendent in Eschwege. Kassel (Druck und Verlag von Ernst Röttger). [1896.] (36 S.) 8°. Preis 75 Pf.

Die schweren konfessionellen Wirren und Streitigkeiten, die unsere Heimath in den mittleren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts durchmachen mußte, haben, so viele unerfreuliche Bilder sie auch bieten, doch das Gute gehabt, daß sie zu einer ernsten wissenschaftlichen Beschäftigung mit der hessischen Kirchengeschichte angeregt und unsere Kenntniß von der Entwickelung der kirchlichen Verfassung und kirchlichen Lehre in Hessen bedeutend gefördert haben. Leider hat sich später das Interesse für dies Forschungsgebiet wesentlich verringert, und so bleibt an dem Ausbau des einst so eifrig aufgerichteten Hauses noch genug zu thun übrig. Freudig muß deshalb ein Beitrag wie der oben angeführte begrüßt werden. Wolff's Schriftchen verräth überall die aus den besten Quellen schöpfende Sachkenntniß und ist zugleich mit einer wohlthuenden Wärme geschrieben; in anschaulicher Weise schildert es, immer im Zusammenhang mit den allgemeinen maßgebenden Strömungen, die äußeren Schicksale und inneren Wandlungen einer Gemeinde, die mit Recht als eine der interessantesten in Hessen bezeichnet wird.

In Folge einer Nothlage hat die reformirte Kirche in schwerer Kriegszeit in dem lutherischen Marburg Fuß gefaßt. Das kirchliche Bedürfniß der 1646 in die Stadt eingerückten Truppen, die reformirt waren, war der Anlaß, daß für diese und einige wenige dem reformirten Bekenntniß zuneigende Bürger seit dem Herbst d. J. ein reformirter Gottesdienst eingerichtet wurde, für den die Landgräfin die Schloßkapelle, in der einst auch Luther gepredigt hatte, zur Verfügung stellte. Reichlich und des öfteren hat die Gemeinde auch

späterhin der hessischen Fürsten Fürsorge erfahren. Wilhelm VI. räumte ihr 1650 die Kugelkirche und einige Jahre später, als die Zahl ihrer Mitglieder stark wuchs, die ehemalige Dominikanerkirche zur Benutzung ein. Damals wurde auch die Verbindung mit der Universität, deren theologische Fakultät bis zum Jahre 1822 ihren reformirten Charakter beibehalten hat, eine engere; nachdem die Hochschule der Gemeinde geradezu inkorporirt worden war, wurde die reformirte Kirche mit der Zeit zur Universitätskirche. Dem Landgrafen Karl gelang, was sein Vater vergeblich erstrebt hatte, die Einsetzung eines Presbyteriums, welches das kirchliche und sittliche Leben zu überwachen hatte. Dies straffe Kirchenregiment zeitigte in Verbindung mit den Einflüssen einer ernstchristlichen reformirten Geistesrichtung und der Einwirkung pietistischer Gemüthstiefe eine hohe Blüthe der Gemeinde. Sie zeigt sich in eifrigem Besuch des Gottesdienstes, für dessen Abhaltung drei Prediger nöthig waren; sie spricht sich aus in der hohen Opferwilligkeit der Mitglieder; sie kommt zum Ausdruck in den Schenkungen kostbarer Altargeräthe, die angesehene und wohlhabende Familien vollziehen. Hand in Hand hiermit gehen Werke christlicher Liebesthätigkeit und erziehlicher Fürsorge; so die Einrichtung eines Waisenhauses, das sich besonders der Unterstützung der Familie Vultejus zu erfreuen gehabt hat, die Gründung einer reformirten Schule, stattliche Spenden für arme und bedrängte Glaubensgenossen daheim und in der Ferne u. a. m.

Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt der Rückgang des religiösen Lebens, wie er ein allgemeiner ist, so auch in Marburg sich bemerkbar zu machen; die Sätze der aus der neuen Philosophie abgeleiteten natürlichen Theologie und die Lehren einer von ihr beeinflußten popularisirten Moral erschienen als hinlänglicher Ersatz für den Glauben der Väter.

Von diesem tiefen Niedergange, der bis in unser Jahrhundert andauert, erholt sich das religiöse Leben erst allmählich wieder seit den Befreiungskriegen und seit der Jubelfeier der Reformation im Jahre 1817. Seitdem ist auch von einem Erwachen und starken Wachsen kirchlichen Sinnes in der reformirten Kirche in Marburg wieder zu berichten. Das Gefühl der evangelischen Zusammengehörigkeit, das anderwärts so mächtig durchdrang, hat ja freilich in Hessen, wo die Vorbedingungen für Vereinigung so günstig lagen, nur in Hanau zum vollen Erfolge geführt; in Marburg gerade, wo die einzige Errungenschaft der zwanziger Jahre ein gemischtes Presbyterium war, sind später die konfessionellen Gegensätze mit rücksichtslosester Heftigkeit aufeinandergeplatzt. Gottlob ist der Rückblick auf die jüngste Vergangenheit unserer hessischen Kirche nach dieser Richtung hin ein freundlicher und wird hoffnungsverheißend für die Zukunft.

Wir empfehlen die kleine, vom Verleger geschmackvoll ausgestattete Schrift Wolff's auf's beste; sie verdient auch außerhalb des Kreises der Marburger Gemeinde, für die sie zunächst als Jubelgabe bestimmt ist, von Vielen gelesen zu werden. Möchte der Herr Verfasser bald Zeit und Muße finden, uns aus seinen offenbar reichen Sammlungen noch weitere Beiträge zu schenken. Sch.

Personalien.

(Beamten-Personalien folgen im nächsten Heft.)

Geboren: ein Knabe: Amtsgerichtssekretär C. Mohrmann und Frau Ottilie, geb. Höhne (Kassel, 12. Februar); Landrath Heino von Bischoffshausen und Frau Lenka, geb. von Eickstedt (Witzenhausen, 20. Februar); Premierlieutenant von Jeinsen und Frau, geb. Weidemann (Hanau, 21. Februar); ein Mädchen: Schulvorsteher Dr. Fr. Schaumburg und Frau Emmy, geb. Sachs (Kassel, 12. Februar); Oberlehrer R. Beinhauer und Frau, geb. Has (Kassel, 13. Februar); Dr. med. Krause und Frau, geb. von Hartmann (Kassel, 18. Februar); Zwillinge (Mädchen): Oberlehrer Heydenreich und Frau (Kassel, 14. Februar); (Knabe und Mädchen): Lehrer Bückert und Frau Anna, geb. Hoffmann (Kassel, 22. Februar).

Verlobt: Lieutenant a. D. Karl von Oertzen zu Boyerode bei Solz mit Fräulein Martha Pockels (Räbke bei Frellstedt, Februar); Lieutenant Edgar von Hirschfeld zu Potsdam mit Valeska Freiin von Berlepsch (Berlin, 23. Februar).

Vermählt: Hauptmann Paul Winiker zu Straßburg mit Fräulein Anna von Mills (Kassel, Februar).

Gestorben: Professor Dr. Otto Buchner, 68 Jahre alt (Gießen, 4. Februar): Fräulein Karoline Hunrath, 64 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); verwittwete Frau Appellationsgerichtspräsident Marie von Meißner, geb. Winter, 77 Jahre alt (Kassel, 12. Februar); verwittwete Frau Bürgermeister Eva Katharina Heyer, geb. Heyer, 73 Jahre alt (Kalkobes, 13. Februar); Stationsvorsteher Friedrich Harries, 56 Jahre alt (Marburg, 13. Februar); Rechnungsrath a. D. Eduard Schmidt, 53 Jahre alt (Kassel, 14. Februar); Fräulein Marie Karoline Steinweg, 26 Jahre alt (Hersfeld, 14. Februar); Fräulein Elise Sophie von Trümbach, 61 Jahre alt (Hersfeld, 15. Februar); verwittwete Frau Lehrer A. B. Knoch, geb. Webert, 61 Jahre alt (Rhina, den 16. Februar); Schuldirektor z. D. Dr. Otto Kares, 59 Jahre alt (Marburg, 16. Februar); Rechnungsrath Karl Eugen Geiger, 63 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Schreinermeister Friedrich Crede, 72 Jahre alt (Marburg, 17. Februar); Katasterzeichner Bernhard Specht 51 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Sekretariatsassistent Karl Schleich, 40 Jahre alt (Kassel, 20. Februar); Schlossermeister Georg Haltaufderheide, 92 Jahre alt (Kassel, 20. Februar); Kanzleirath Chr. Albrecht, 64 Jahre alt (Kassel, 20. Februar); Kaufmann Gustav Faillard, 39 Jahre alt (Kassel, 23. Februar); Privatmann Ferdinand Hentze, 77 Jahre alt (Kassel, 24. Februar.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. XI. Jahrgang. Kassel, 17. März 1897.

Barbarossa-Hymne.



Welche gewaltige Kunde durchzittert die Lande,
Welches Hosianna entheiligt die Klage der Wehmuth!
Jubelnd verkündet es Rom: Barbarossa ist todt,
Todt — der Rom mit Feuer und Schwert einst besiegte!
Doch von den Ufern des Tigris bis hin an die Nordsee
Rauscht es in Klängen hochheiliger, schmerzlicher Wehmuth:
Todt ist der mächtige Schirmer des deutschen Reiches,
Todt der gottbegnadete,
Sieggewohnte, herrliche Herrscher der Deutschen!

* * *

O deutsches Volk, vernimm der Klage Ton,
Dein Heldenkaiser starb, der Staufensohn,
Verschlungen von des Kalykadnus Wogen.
Vor dem der Orient gezittert hat,
Als er hinzog zur heil'gen Grabesstadt,
Ihn hat die Fluth hinab in's Grab gezogen.

Du Alpenhochland, das er überstieg,
Sein Heer zum Kampf zu führen und zum Sieg,
Ihr weißen Firnen kleidet euch in Trauer,
Und schleudert je, auf wildbewegtem Föhn,
Sturmwetter ihr in's Reich von euren Höh'n,
So laßt die Klage sein voll Weh und Schauer.

Ihr deutschen Wälder, rauscht wie Grabgesang;
Du, deutscher Rhein, o trag der Trauer Klang
Hinaus in's Tosen von des Nordmeers Branden;
Verloren hat das Reich den mächtgen Aar,
Das Volk den Kaiser, der sein Schirmherr war,
Und tiefes Leid liegt über allen Landen.

* * *

So geht in Schmerz und Trauer die Botschaft durch das Reich,
Es beben und es zittern viel Helden schreckensbleich.
Denn wer wird kühnlich schwingen fortan sein Heldenschwert,
Wer wird die Schlachten schlagen, wenn Neid am Reiche zehrt?

Wer wird des Hochmuths Tücke mit erzner Faust zerhau'n,
Wer wird mit Geistes Schärfe der Zwietracht Trotz durchschau'n?

Wer wird, wie er, dem Reiche so Glanz wie Macht verleih'n
Und doch im Kaiserpurpur dem Volk ein Vater sein!

Und gleich als ständ's geschrieben im ew'gen Sternenzelt,
Daß mit dem Tod des Staufen des Reiches Kraft zerschellt,
So trauern und so klagen in ihrem Heldenthum,
Die mit dem Kaiser fochten für Deutschlands Glanz und Ruhm.

Allein das Volk, das treue, es glaubt an keinen Tod,
Ihm kann kein Heldenkaiser hingeh'n wie Abendroth,
Hinsterben und erlöschen in Erden-Sturmesweh'n
Und in gemeinem Tode versinken und vergeh'n.

Was will der Tod auch werben? Wer hier in schwerer Zeit
Gekämpft in Riesenkämpfen für eine Ewigkeit:
Der ist im Geist des Volkes, dem seine Sorge galt,
Unsterblich wie der Gottheit urheil'ge Allgewalt.

Und ob die Zeiten schwanden in stetem Wechselgang,
Und ob des Reiches Hoheit mit tausend Feinden rang,
Im Grunde des Kyffhäuser, von Helden treu bewacht,
Lebt fort dem Volk der Kaiser in alter Kaiserpracht.

Hier webt und und wirkt sein Wille am Webstuhl aller Zeit,
Daß sich in Eintracht wandelt der Fürsten Zwistigkeit,
Daß durch der Eintracht Stärke das Volk in heil'ger Lust
Sich fühlt als eine Seele, ein Herz und eine Brust.

Und endlich — welches Brausen, durchhallt den Felsensaal? —
Es ist als ob die Berge bewegten sich zu Thal,
Als kläng' es aus dem Donner, der jetzt die Felsen traf:
Wach auf, wach auf, o Kaiser, wach auf aus Deinem Schlaf!

Da reckt der Hohenstaufe vom Hochsitz sich empor
Und seiner Wappner Kunde schlägt an sein Kaiserohr:
„Das ganze, ganze Deutschland, ein Arm und eine Brust,
Zieht hin vom Rhein durch Frankreich in alter Siegeslust. —

Verschwunden ist am Berge der Zwietracht Rabenschaar,
Statt ihrer wiegt im Aether sich Deutschlands stolzer Aar,
Und an des Heeres Spitze, auf schaumbedecktem Roß,
Glänzt, wie dereinst der Staufe, ein Hohenzollernsproß.

Schon sinken Frankreichs Waffen, schon schwindet Frankreichs Macht,
Schon strahlt in alter Schöne die deutsche Kaiserpracht;
Jahrhunderte vergingen, doch was Dein Geist gesät,
Das glüht nun wie der Sonne erhab'ne Majestät."

„Wohlan," rief drauf der Kaiser freudüberströmend aus,
„Es ist vollbracht! Nun traget das Reichsschwert mir hinaus
Und drückt's dem Hohenzollern, der Frankreichs Heere schlug,
So fest in seine Rechte, wie's einst der Staufe trug.

Und stark, wie meine Liebe das ganze Volk umfing,
So stark nun sei's umschlossen von seiner Eintracht Ring.
Du aber, Gott der Gnade, laß nun zur Ruh mich geh'n,
So lange Zollerns Fahnen um meine Felsgruft wehn."

Er sprach's und neigte nieder sein Kaiserhaupt zur Ruh,
Er sprach's und schloß beseligt die Wimpern wieder zu.
Und Deutschlands Ruhm und Würde, und Deutschlands Glück und Glanz,
Sie stehn ihm Ehrenwache hoch auf dem Felsenkranz.

* * *

Welche gewaltige Kunde durchzittert den Erdkreis!
Welches Hosiana nun heiligt das Jauchzen des Volkes!
„Deutschland ist wiedergeboren im Geist Barbarossa's,
Wiedergeboren dem Reich ist ein mächtiger Schirmherr",
Rauscht's von den Alpen bis hin zum Gestade der Nordsee,
Rauscht es in Klängen hochheiligen Schauers der Wonne.
Auf denn, o Volk, begnadetes,
Lobe und preise den Herrn, der dich führte zum Siege!



Geschichte der Burg Hanstein.

Nach den vorhandenen Quellen von Adolph Fey.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war die zweite Burg, die aus den Trümmern vom Jahre 1070 vermuthlich nur durch einen Oberbau von Holz errichtet worden, innerhalb zweier Jahrhunderte so zerfallen, daß ein neuer Aufbau nothwendig erschien.

Dem Erzstifte fehlte es damals erwiesenermaßen an Hilfsmitteln, und so schloß Erzbischof Peter von Aspelt zu Fritzlar am Franziskustage (Freitag den 4. Oktober) 1308 mit den beiden Brüdern Heinrich und Lippold von Hanstein, einen Vertrag, durch welchen sich die



Burgruine Hanstein von der Südseite.
Nach einer Aufnahme von F. Tellgmann, Eschwege.

Brüder zur Erbauung einer neuen Burg verpflichteten. An ihr sollten sie für sich und ihre männlichen Erben das Recht haben, immer Amtleute und Burgmänner zu sein, dagegen versprach der Erzbischof jährlich 10 Mark feines Silbers zur Unterhaltung ꝛc. der Burg anzuweisen.

So können die Nachkommen sich rühmen, daß die Burg, von der das weitverzweigte Geschlecht den gemeinsamen Namen entlehnte, ihr eigenes Werk ist. Wie lange der Bau gedauert, ist nicht zu ermitteln, aber die Verschiedenheit des Stiles zeigt, daß er gegen 100 Jahre gewährt hat. Von der Festigkeit der Bauart zeugt es, daß die Grundform bis jetzt unverändert geblieben ist und daß sie allen Stürmen des Krieges getrotzt hat. Die hauptsächlichen Reparaturen geschahen nach dem 30jährigen Kriege, außerdem im Jahre 1608, wo ein eingestürztes Stockwerk, 1655 und 1658, wo einige Thore und Mauern und im Jahre 1673, wo die Brücke wieder gebaut wurde. Die Herstellung des neuen Saales

geschah 1838—1840, wozu 1300 Thaler im Ganzen bewilligt wurden.

Im Jahre 1476 finden sich als Bewohner der Burg: Ritter Werner mit seinen Söhnen und seinem Bruder Hans und dessen Söhnen und die Nachkommen Lippold's; alle Glieder hatten also noch eine gemeinschaftliche Behausung.

Im Laufe der Zeit wurde aber der Raum in der Burg den Familien zu eng, dazu kam noch, daß die Bewirthschaftung der Güter eine größere Nähe wünschenswerth machte, sie bauten sich also inmitten ihrer Besitzungen an.

Schon im Jahre 1567 kommt in einer Urkunde vor, daß das Schloß von einigen der von Hanstein nicht mehr bewohnt wird und daß die ersten Ansitze außerhalb der Burg: Unterstein im Jahre 1544, Werleshausen 1556 und 1565 und Oberstein 1582 waren. Alle übrigen sind erst in dem folgenden Jahrhundert eingerichtet, wie Hohengandern 1619, Besenhausen 1690, Wahlhausen 1693, Rotenbach 1719 und 1725, ferner Bornhagen, Ershausen, Oberellen, Henfstädt, Geismar, Töpfer.

Seit 1683 ist die Burg ganz unbewohnt, mit Ausnahme des dicht darunter befindlichen einstöckigen Hauses, das früher der Gefangenwärter, dann der Gerichtsbote und jetzt noch der Burgaufseher bewohnt.

Im Anfang und Verlauf des 14. Jahrhunderts finden wir das Geschlecht von Hanstein in seinen Gliedern und Besitzungen schon sehr ausgebreitet, wohlhabend und eifrig beschäftigt mit Verkauf, Austausch und Ankauf von Dörfern und Gütern. Es erwarb 1315 Arenshausen, Wüsthäuterode, Arnstein (das Jahr dieses Erwerbes, der nur vorübergehend war, ist unbekannt), 1348 die Hälfte von Gerbershausen, 1373 das halbe Dorf Fretterode, das Dorf Steina, 1377 Schloß Züschen, 1376 Lindenwerra. In dieser Zeit hatten sie auch in Hofgeismar Besitz.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Personen zurück. Des Erbauers Lupold Sohn, Heinrich, Oberamtmann zu Schöneberg, hinterließ zwei Söhne, Lippold und Dittmar, als Stifter der beiden Linien, die nach ihnen so genannt wurden, später aber auch als die Besenhäuser- und Ershäuser Linien bezeichnet werden.

Das weitere Leben der Bewohner beschreiben, heißt ihre Kriege berichten, denn die Ritter von Hanstein hatten in jener fehdereichen Zeit hinreichende Gelegenheit, ihre Kampflust zu bethätigen. Wir finden zuerst die von Hanstein in der Nachbarschaft mit den Herren von Salza im Streit, dann aber mit der Stadt Mühlhausen in einer ganzen Reihe von Jahren, 1334, 1354, 1371 und 1384. Auch das folgende Jahrhundert brachte noch keinen Stillstand.

Mit der Stadt Mühlhausen verbanden sich sämmtliche Städte des Eichsfeldes, denen durch die Streifereien der von Hanstein aller Handel mehr oder minder empfindlich geschädigt wurde, und außerdem noch Graf Heinrich VI. von Hohnstein. Vereint zogen die Verbündeten vor die Burg Hanstein, der sie nichts anhaben konnten, dafür entschädigten sie sich aber durch Verwüstung der ganzen Gegend; mehrere Dörfer, wie Hottenrodt, Fredegershausen und Steina sind damals vollständig untergegangen. Dann zogen sie ab, die Vergeltung ereilte sie aber, denn Herzog Otto von Braunschweig, von dessen Neutralität sie sich vorher versichert hatten, überfiel sie trotz des gegebenen Versprechens (weshalb er der Quade [Malus] genannt wurde) und brachte ihnen mit Hülfe der Hansteiner eine schwere Niederlage bei.

Eine große Anzahl Gefangener wurde gemacht, die nach Münden, Friedland und der Brackenburg gebracht wurden und ihre Freiheit nur durch großes Lösegeld erkaufen konnten.

Aber wichtiger und folgenreicher als die Fehden mit den benachbarten Städten waren die mit dem fürstlichen Nachbarn, dem Landgrafen von Hessen, dessen Gebiet von Allendorf bis Wendershausen an das ihre grenzte und nicht überall durch die Werra davon geschieden war. Das Verhältniß, in dem die Landgrafen zu dem Erzstift Mainz durch die Lage von dessen Besitzungen in Amöneburg, Fritzlar, Hofgeismar, dem Reinhardswald und auf dem Eichsfeld standen, mußte nothwendig auf die dort ansässigen Ritter zurückwirken. Man sieht deshalb die Ritter von Hanstein auch oft gegen Hessen kämpfen. Erzbischof Matthias hatte schon mit dem Landgrafen Otto und 1323 mit dessen Sohne, Heinrich dem Eisernen, Krieg geführt, und Lupold von Hanstein in demselben seinem Lehns- und Landesherrn beigestanden. Auf diese Feindschaft zwischen dem Erzstift und Hessen folgte unter Erzbischof Gerlach von Nassau gute Freundschaft. Wie so oft im Mittelalter zwischen Parteien, die kurz zuvor verfeindet im Kriege gewesen, nach Beilegung des Zwistes ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen wird, so auch hier. Die Freundschaft des Landgrafen und des Erzbischofs erstreckte sich auch auf die Hansteiner und hatte sogar ein Bündniß zwischen Landgraf Heinrich und Heinrich von Hanstein, Amtmann von Schöneberg, und dessen Söhnen,

Lippold und Burghard, zur Folge. In der Urkunde vom 16. Januar 1357 ertheilt der Landgraf ihnen 15 Mark Goldes, halb zu Burglehen, halb zu Mannlehen, und verspricht ihnen eine Hofstatt in der Vorburg zu Ziegenberg, „sie sollen darauf des Landgrafen Burgmänner sein und durch Niemandes Willen seine Feinde werden, es wäre denn durch unseres Herren Willen von Mainz, das Gott nicht wolle". Diese Klausel, daß eine Verbindung gegen Mainz ausgeschlossen, findet sich in fast allen Verträgen gewissenhaft ausgedrückt.

Heinrich von Hanstein machte seine dem Landgrafen hierbei 1357 gethane Zusage, das erhaltene Geldlehen in seine Güter zu verwenden, erst 1362 wahr, indem er das Dorf Hathewarterode (Wüsthäuterode) mit der Wüstung Reckerode für 50 Mark kaufte und mitsammt der Wüstung Rodebach und dem Gut zu Besenhausen dem Landgrafen und dessen Sohne Otto zu Lehen darbot.

So wurden die von Hansteins Lehensleute der Landgrafen von Hessen. — Im Jahre 1364 erhielten sie auch eine Belehnung über das Dorf Schwobfeld von dem Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen und gelobten ihm dafür, ihr Haus zu Hanstein zu öffnen, wofür ihnen außerdem noch 100 Schock breiter Groschen bewilligt wurden. Aus dieser Vereinbarung ist ersichtlich, daß sie schon auf dem Hanstein seßhaft sind, dessen Bau doch erst vor 56 Jahren angefangen war.

Wenige Jahre später, in der Fehde Landgraf Heinrich's von Hessen mit dem Sternerbund (s. Nr. 4 des laufenden Jahrgangs vom „Hessenland" S. 42) verband sich Werner der Aeltere von Hanstein am 4. Juni 1373 „für ewige Zeiten" mit dem Landgrafen Hermann gegen Otto den Quaden, den Anstifter und Genossen der Sterner, obgleich dieser den Hansteinern vorher Beistand geleistet, ebenso standen Heinrich und Burghard 1367 dem Landgrafen gegen Hermann von Hertingshausen bei.

Aber schon zwei Jahre später vereinigte sich Landgraf Hermann, des ewigen Bündnisses mit den von Hanstein von 1374 uneingedenk, mit dem Grafen von Hohnstein und von Schwarzburg gegen sie. Auch diese, wenngleich kurze Fehde, die schon am 1. Oktober 1377 beigelegt wurde, fiel für die Familie von Hanstein, wie das Verzeichniß der Kriegsschäden, das Ritter Thile von Hanstein dem Landgrafen einreichte, zeigt, sehr unglücklich aus, indem ihre Dörfer argen Verwüstungen ausgesetzt waren. Ueberhaupt wurden damals Kriege weniger in bedeutenden Schlachten, als durch Streifereien, verbunden mit Raub, Plünderung und Brandschatzung, geführt. Daneben wurden möglichst viele Gefangene gemacht, um durch deren Lösung Geld zu erpressen.

Auffallend ist nur, daß die von Hanstein sich bei dieser Gelegenheit dem Feinde nicht offen entgegenstellten, es muß sich also um einen Streifzug des Landgrafen gegen sie in Abwesenheit ihrer reisigen Mannschaft gehandelt haben, die anderweitig beschäftigt gewesen sein wird. Und das war auch der Fall. Während die Landgräflichen vor dem Hanstein einen Besuch abstatteten, hatten die von Hanstein das Schloß Altenstein unweit Allendorf überfallen und eingenommen. Durch Friedensvertrag vom 1. Oktober 1377 wurde alles wieder geordnet, das Schloß Altenstein den Dalwigks vorläufig übergeben und die Versöhnung mit Hessen herbeigeführt. Zwei Jahre später (unter dem 18. November 1379) wurde dies gute Verhältniß durch Uebergabe eines rechten Mannlehens von jährlich 12 Mark seitens des Landgrafen an Ditmar von Hanstein, Lippold's Bruder, noch befestigt, wie sich bald zeigen sollte. Als im Jahre 1380 Markgraf Balthasar, der in Thüringen zur Regierung gekommen, Hessen mit Krieg überzog, verpflichtete sich Werner der Aeltere, ein Sohn Ditmar's, die Nachbarstadt Allendorf gegen jenen zu schützen. Allendorf blieb dadurch unversehrt. Auch an einer Fehde des Landgrafen mit dem Cistercienserstift Heida nahm er Theil, wurde aber dafür in Acht und Bann gethan. Darin starb er 1387 und hinterließ eine Wittwe, Kunne (Kunigunde) geborene von Pappenheim, und drei Söhne Hans, Werner und Heinrich den Jüngeren. Die beiden Ersteren, Hans und Werner, waren beschuldigt, an dem Morde des Herzogs von Braunschweig am 5. Juni 1400 (s. in dieser Nr. 6 S. 78) betheiligt gewesen zu sein. Zugegen gewesen bei dem Angriff auf den Herzog und seine Begleitung ist wenigstens Werner von Hanstein allerdings, doch wußte er sich mit seinem Bruder von dem schwer auf ihnen lastenden Verdacht zu reinigen, sodaß König Ruprecht sie im Jahre 1403 öffentlich davon freisprach. (Fortsetz. folgt.)



Melsungen 1359—1394.

(Im Zusammenhang mit der hessischen Landesgeschichte.)

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

Die Feindseligkeiten zwischen Mainz und Hessen hörten unterdessen nicht auf. Das Kloster Heida bei Altmorschen behauptete von landgräflichen Mannen Schaden erlitten zu haben. Erzbischof Adolf beeilte sich, den Dekan Ludwig von Binsfört zu Rotenburg und einen Fritzlarer Domherrn mit der Untersuchung zu betrauen. Die Verhängung des Bannes über den Landgrafen Hermann und 39 seiner Knechte war das Ergebniß dieser Untersuchung. Unter den Gebannten befanden sich auch zwei Melsunger, nämlich Albert von Melsungen, über dessen Persönlichkeit weiter nichts bekannt ist, und Heinrich Smet (auch Sluch genannt) der als landgräflicher Parteigänger noch öfter hervortritt.

Ende März 1387 schlossen Adolf, Balthasar und Otto auf Lebenszeit einen Angriffsbund gegen Hermann den Gelehrten. Die Bestimmungen dieses Vertrages wurden für Melsungen besonders wichtig. Von den voraussichtlichen Eroberungen sollte das Erzbisthum Mainz ein Viertel erhalten, Erzbischof Adolf persönlich ein zweites Viertel mit dem Rechte, dasselbe zu veräußern, die letzten beiden Viertel wurden für Thüringen bestimmt. Der Erzbischof trat den Theil der Eroberungen, der ihm persönlich zufallen würde, an Otto den Quaden ab, der den Vorwurf vermeiden wollte, als unternähme er einen Eroberungskrieg. Ein siegreicher Feldzug der Göttinger gegen Herzog Otto hielt die Verbündeten noch auf, dann aber erklärten sie dem Landgrafen den Krieg. Ihr Heer sammelte sich an der Fulda südlich von Rotenburg; es führte Büchsen, aus denen Steine geschossen wurden, und Brandpfeile mit sich. Die Stadt Rotenburg fiel schon am 26. August 1387 in die Hände der Feinde, auch das feste Schloß erlag. Dienstag den 27. August erschienen sie vor Melsungen. Brandpfeile sausten durch die Luft, und ehe man sich's versah, lohte es hier und da auf, der Brand ergriff die Kirche des heiligen Nikolaus. Sie wurde ein Raub der Flammen. Nur der Thurm blieb stehen. Der Feind besetzte die Stadt. Die Hauptmacht drang am folgenden Tage weiter vor, sie bestürmte vergeblich Kassel, verbrannte Gudensberg, dessen obere Burg von Eckbert von Grifte heldenhaft und erfolgreich vertheidigt wurde, und gewann Niedenstein. Das Unglück seines Landes erschütterte den Landgrafen Hermann, er ließ sich in Verhandlungen ein, die am 10. September 1387 zu einem Waffenstillstande führten. Rotenburg, Melsungen und Niedenstein blieben in der Gewalt der Verbündeten. In deren Hände war auch der Melsunger Bürger Heinrich Smet gerathen, der früher an der Schädigung des Heidaer Klosters Theil genommen hatte. Smet wurde beschuldigt, den Zunftbrief der Schneiderinnung auf die Seite geschafft zu haben. Allein er leugnete und betheuerte auch, nicht zu wissen, wo die städtischen Urkunden sich befänden; man hatte diese offenbar beim Anrücken der Feinde in Sicherheit gebracht. Ritter Hermann von Wern (Wehren), der die Untersuchung führte, sah von einer Bestrafung ab. Er ließ den verdächtigen Bürger dem Erzbischofe, dem Markgrafen Balthasar, dem Herzog Otto und der Stadt Treue geloben und nöthigte ihm das Versprechen ab, daß er keinem etwas nachtragen wollte. Dies geschah am 29. November 1387. Wahrscheinlich entfernte sich Heinrich Smet dann aus Melsungen, denn 1392 muß ein Henrik Schmet, Knappe der Herren von Orosa, unter Andern auch Otto dem Quaden noch einmal Urfehde schwören.

Im Anfange des Jahres 1388 befanden sich noch andere Gefangene in Melsungen, die vermuthlich als Anhänger des Landgrafen Hermann eingekerkert waren: Heinrich Jacob, Christian Heintze von Rieden, Heintze Rupenstörz und der Opfermann von Waldau. Am Sonntage vor Lätare, also einige Wochen vor Ostern, wurden diese von dem Amtmanne Eckhard von Hundelshausen bedingungslos aus dem Gefängnisse entlassen. Eckhard war vom Landgrafen Balthasar von Thüringen zum Amtmanne in Melsungen eingesetzt, führte aber kein eigenes Siegel, sondern benutzte das des vorher erwähnten Burgmanns Wigand Riedesel, den wir also mit Hermann von Wehren und Helwig von Tabelshausen (Dagobertshausen) im feindlichen Lager finden, während Werner Lotze und Burghard von Leimbach wieder auf hessischer Seite standen. —

Die Verbündeten suchten die Verhältnisse ihres gemeinsamen Besitzes auf Grund ihres Bundesvertrages (vom März 1387) zu ordnen. Am

16. Juni 1388 kam es in Vacha zu einer Vereinbarung. Von einer Theilung der Eroberungen sah man auch jetzt ab, die Bewohner von Melsungen, Niedenstein und Rotenburg wurden mit einer dreifachen Obrigkeit beglückt. Burgfriede und Burghut sollten gehalten werden innerhalb der Ringmauern und außerhalb derselben, soweit sich die Flur der drei Städte erstreckte. Die Flurgrenzen wurden genau bezeichnet. Die Melsungens gingen vom Rodensteine (Pfiefraine) bis an den Heckenweg über Obermelsungen, von da bis Stunchinrode (Verwechselung statt Berterode, zwischen der Ellenberger Pforte und dem Melgershäuser Wege), dann weiter nach dem Steinboel (Steinwaldsköpfchen, Steinwelle über Röhrenfurt), darauf bis zur Wallstraße auf dem Karlshagen und endlich zurück nach dem Rodensteine. Der Wald auf dem Schöneberge wird dadurch von der Melsunger Feldmark ausgeschlossen. — In diesem Umkreise galten dann besondere Gesetze. Niemand durfte des Anderen Feinde dort aufnehmen, zwischen den Amtleuten und Dienern der drei Fürsten versprach man allen Zwist friedlich beizulegen. Jedem der Verbündeten stand es frei, in den eroberten Städten je einen besonderen Amtmann zu ernennen. Ob dies in Melsungen geschah, ist unsicher. Nur Eckhard von Hundelshausen wird 1388 ausdrücklich Amtmann des Landgrafen Balthasar genannt. Hermann von Wehren, der im November 1387 und im Januar 1392 in der Stadt nachweisbar ist, und Helfrich von Schwarzenberg (1392) können wie Wigand Riedesel und Helwig von Tabelshausen auch Burgmannen gewesen sein. Doch die Einsetzung von Schultheißen, Rathsherren, Schöffen, Thorwärtern, Wächtern und anderen Beamten erfolgte gemeinschaftlich, ebenso die Ausführung von Bauten. Burgmannen, Bürger und die übrigen Einwohner brauchten nur die herkömmlichen Abgaben zu bezahlen.

Unter diesen Umständen fügten sich die Melsunger, wie es scheint ohne Murren, der Fremdherrschaft. Das kann man schon daraus schließen, daß die verbündeten Fürsten bei den späteren Friedensschlüssen wiederholt Straflosigkeit für die Bürger der Stadt forderten. Uebrigens heißt es in einer Urkunde ausdrücklich, daß die Unterthanen sich an die fremden Herren (Otto den Quaden) angeschlossen hätten. Die Melsunger Urkunden dieser Zeit athmen tiefsten Frieden und zeigen besondere Fürsorge für die kirchlichen Verhältnisse. Am 19. November 1388 schlossen Bürgermeister und Schöffen mit dem Pfarrer Nymphe einen Vertrag über die Besetzung des Frühmeßamtes. Darnach sollte dem Bürgermeister und Rathe das Vorschlagsrecht zustehen und dem Pfarrer das Ernennungsrecht. Konrad Langermann beschenkte am 5. Januar 1392 das Georgshospital mit Ländereien am Giesengraben und auf dem Wengesberge, und im September des folgenden Jahres versprach der Heiligenmeister (Verwalter des Kirchenvermögens) Kurd Fynne, für die Erhaltung der ewigen Kerze in der Pfarrkirche sorgen zu wollen. Für das zerstörte Gotteshaus war wohl ein Nothbau errichtet.

Mittlerweile wurden die Verhältnisse im Lande friedlicher. Am 1. August 1389 kam ein elfmonatlicher Friede zwischen dem Landgrafen Hermann und dem Herzoge Otto von Braunschweig zu Stande. Otto schloß besonders die drei Städte Melsungen, Rotenburg und Niedenstein nebst ihren Bewohnern in diesen Frieden ein. Das nächste Jahr befreite Hessen von seinem gefährlichsten Widersacher, dem Erzbischofe Adolf, der am 6. Februar 1390, noch nicht 40 Jahre alt, das Zeitliche segnete. In einem neuen Vertrage (vom 3. Juni 1390) versprach dann Otto der Quade für die Rückgabe der Städte Melsungen, Rotenburg und Niedenstein zu sorgen; als Entschädigung forderte der Herzog 5000 Goldgulden, und zwar 2500 für das ihm gehörige Viertel von Rotenburg, 1500 für den vierten Theil von Melsungen und 1000 für Niedenstein.

Die Ausführung dieser Friedensbedingungen scheiterte wohl an dem Widerspruche Balthasar's von Thüringen, denn 1391 schritt noch Landgraf Hermann gegen dessen Anhänger unter der Kasseler Bürgerschaft mit grausamen Strafen ein. Unter den Verfolgten befand sich auch ein Werner Tucker. Eine Familie dieses Namens gab es zu derselben Zeit in Melsungen. Gerlach Tucker war 1384 Schultheiß von Melsungen und läßt sich hier 1379 bis 1389 nachweisen; von da ab verschwand der Name Tucker gänzlich aus der Stadt.

Landgraf Hermann wandte sich nun an Konrad, den neuen Erzbischof von Mainz. Dieser war geneigt, die Eroberungen herauszugeben, machte aber das Einverständniß Balthasar's und Otto's, und, wie es schon Otto der Quade gethan, unbedingte Straflosigkeit der Einwohner zur Bedingung. Der Markgraf war jetzt gleichfalls versöhnlicher gestimmt. Allzu großen Werth konnte er auch nicht auf die abseits liegenden Besitzungen im Fuldathale oder noch weiter im Westen legen. Darum versetzte er Melsungen, soweit es ihm gehörte, am 18. Juni 1392 an Struße von Binsförth für 100 Schock Groschen.

Bereits drei Wochen später, am 9. Juli, erneuerte er mit Hermann die Erbverbrüderung von 1373. Zugleich verhieß er die Rückgabe von Eschwege und Sontra, die er seit 1385 im Besitze hatte, und auch von Melsungen, Rotenburg und Niedenstein, sobald der Erzbischof und Herzog Otto ihre Zustimmung gäben. Da Otto ja aber zu allererst seinen guten Willen zur Herausgabe der Eroberungen bekannt hatte, waren die hauptsächlichsten Schwierigkeiten beseitigt. Hermann stand mit den drei Fürsten jetzt in so guten Beziehungen, daß er im Februar 1393 mit ihnen einen Landfriedensbund schloß. 1394 gelangte er endlich wieder in den Besitz von Melsungen, Rotenburg und Niedenstein. Eckehard von Röhrenfurth, Melsunger Burgmann und nachmals hessischer Marschall, war gewissermaßen die erste Schwalbe, die den Melsungern den neuen hessischen Lenz verkündete. Sicherlich nur kurze Zeit nach seiner Rückkehr, am 1. April 1394, bestätigte er dem Georgshospitale eine Schenkung seines Vaters. Am 14. Juli desselben Jahres schloß der Landgraf mit dem Erzbischofe Konrad in Frankfurt eine Reihe von Verträgen, die ihm die Rückgabe von Melsungen, Rotenburg und Niedenstein endgültig sicherten. Der Erzbischof trat die drei Städte an Burkhard von Schonenberg und Kunzmann von Falkenberg ab mit dem Auftrage, diese Plätze an Hermann zu übergeben, sobald er die mainzischen Lehen in Empfang genommen hätte. Durch besondere Briefe befreite Konrad den Herzog Otto und den Markgrafen Balthasar von den Verpflichtungen, die sie der drei Orte wegen übernommen hätten, besonders auch von den Bestimmungen des Burgfriedens von 1388. Der Landgraf wurde noch einmal zu dem Versprechen genöthigt, daß er die Unterthanen weder richten noch beargwöhnen, sondern getreulich beschirmen und vertheidigen wolle. So wurden denn Burgmannen und Bürger Melsungens und der anderen beiden Städte von ihrem Huldigungseide, den sie den drei verbündeten Fürsten hatten leisten müssen, von Thüringen am 12. und von Mainz am 23. September 1394 befreit und als hessische Unterthanen wieder aufgenommen. Kurze Zeit darauf, am 6. Dezember, endete Otto der Quade sein bewegtes Leben. Hessens Beziehungen zu Braunschweig blieben in der nächsten Zeit freundlich. Eine Heirath zwischen einer Tochter Hermann's und dem jungen Herzoge Otto wurde sogar verabredet. Als Pfand für die Mitgift stand es dem Landgrafen frei unter Anderm auch Stadt und Schloß Melsungen dem Herzoge zu übergeben. Allein dazu kam es nicht.

Die ersten Jahrzehnte der neuen hessischen Herrschaft wurden für Melsungen bedeutungsvoll. Eine steinerne Brücke erleichterte den Verkehr nach und von dem rechten Fuldaufer, auf der alten Brandstätte erhob sich ein neues und würdiges Gotteshaus, und die grundbesitzlosen Einwohner erhielten in dem Gemeindevormunde (Gemeindebürgermeister) nicht nur ein Oberhaupt, sondern auch Antheil an der städtischen Verwaltung.



Freund Harriot.

Eine Episode von Carl Preser.

Sind zwei Menschen in der Heimath auch noch so oberflächlich bekannt, sobald sie sich, fern der heimathlichen Kirchthürme, in weiten fernen Landen begegnen, so überkommt sie ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und sie grüßen sich, wie es nur alte Freunde zu thun pflegen. So erging es einst auch mir auf einer italienischen Reise, als ich in Florenz, beim Besuche des Palazzo Pitti, im Saale des Saturn mit einem Bekannten, Dr. Glattau, zusammentraf, der daheim bei einer Justizbehörde seine staatsdienstliche Laufbahn begonnen hatte. Wir begrüßten uns, als wären wir, wer weiß wie lange, die besten Freunde, und freuten uns dieser Begegnung. Da ich jedoch schon an die Weiterreise dachte, während Glattau erst eben angekommen war, so ließen sich unsere Interessen nicht vereinigen, und ich schlug deshalb vor, uns in Mellini's berühmter Weinstube in der Via Calzajuoli wieder zu treffen, wo sich Abends, wenn die Tagesgluth einer angenehmen Kühle gewichen war, eine interessante Gesellschaft zusammenfand.

In dieser Weinstube war ich von den italienischen Gästen vom ersten Abend an als ein deutscher Trinker angesehen worden. Hier wurde nämlich, was mir ungemein komisch vorkam, der herrliche Chianti dem Gaste in der Flasche auf einer kleinen, eleganten Dezimalwaage zugewogen; die Italiener tranken dann diesen Himmelstrank mit

schlechtem Erdenwasser vermischt und gaben den Rest des Weines in der Flasche zurück, worauf der Kellner diese wieder abwog und die Differenz zwischen Soll und Haben einkassirte. Mir kam es wahrhaft sündhaft vor, solch' köstliches Getränk zu verwässern; ich labte mich vielmehr am ungetauften Weine und ging „nicht erst vom Platze heim", bis meine Flasche leer war, denn das Zurückwiegen eines noch so großen oder kleinen Restes wollte mir nicht behagen. Als Abends mein neuer Freund mit mir bei Mellini zusammentraf, dessen Haus überdies die für uns ominöse Paragraphennummer 11 trug, fand er ebenfalls mein Verhalten, schon vom nationalen Standpunkte aus, ganz in der Ordnung, ja — er ging sogar so weit, nach bewältigter Flasche, die anheimelnde Frage an mich zu richten: „Wie wär's, noch eine zusammen?" Und da es an Unterhaltung nicht fehlte, ich auch kein Spielverderber war, so gab ich alsbald dem Kellner den Auftrag, uns noch einen Trunk zu verabreichen. Natürlich allgemeines Erstaunen über diese Nationaltugend; indessen — so war es jeden Abend, so lange wir uns hier trafen, und das wird auch keinem Deutschen auffällig sein, der mit dem köstlichen toskanischen Chianti nähere Bekanntschaft gemacht hat.

Am letzten Abend meines Aufenthaltes in Florenz brachte Glattau eine Neuigkeit aus der Heimath mit. „Sie sind ja befreundet mit Dr. von Harriot," begann er, „wissen Sie schon, daß er sich verlobt hat? Man theilte mir die Nachricht heute als Neuestes von zu Hause mit."

„Ich weiß noch nichts davon," erwiderte ich, „werde auch Briefe erst in Livorno finden, wohin ich eigentlich schon gestern abreisen wollte, um mich von da nach Genua einzuschiffen. Und mit wem hat sich Harriot verlobt? Etwa mit Anna Wallot?"

„Ganz recht, mit Fräulein Wallot. Ich kenne das Fräulein nur aus der musikalischen Welt, ich hörte sie mehrmals in Konzerten."

„Nun denn," fiel ich ein, „so lassen Sie uns ein Glas auf das Glück und das Wohl meines Freundes Harriot und seiner Braut trinken." Die Gläser gaben hellen Klang und wurden bis auf die Neige geleert. Doch ob damit nun auch das Glück der Brautleute besiegelt war? Ich konnte nicht umhin, meine Bemerkungen darüber zu machen, sodaß Glattau fragte: „Was läßt Sie zweifeln? Obgleich ich noch keine Gelegenheit hatte, an mir selbst eine Probe zu machen, so meine ich doch, Brautleute müßten immer glücklich sein?"

„Brautleute gewiß," gab ich ihm zur Antwort, „aber das Glück junger Ehegatten hat zuweilen keine längere Dauer, als die frischen Myrthenblüthen des Brautkranzes, und es giebt Menschen, die davon eine Vorahnung haben. Doch fort mit den Grillen, und nochmals: auf ein ungetrübtes Glück der Verlobten!"

Dr. Glattau sah mich mit einem fragenden Blicke an, indessen suchte ich der Unterhaltung rasch eine andere Wendung zu geben, und erst spät in der Nacht — denn die Nacht ist ja hier in den Frühlings- und Sommermonaten die Zeit der Erholung — trennten wir uns mit einem „auf Wiedersehen in der Heimath!"

Anderen Tages reiste ich nach Livorno ab, wo ich richtig die Verlobungsanzeige meines Freundes fand und sofort telegraphisch die üblichen Glückwünsche abgehen ließ. Die üblichen! Was man doch im Leben alles thut, ohne daß die Seele dabei ist! Was man doch für Wünsche ausspricht, ohne daß sie mit den Gefühlen harmoniren wollen! Herr Gott, ist es denn so schwer, sich klar zu werden, warum man selbst nicht glaubt an das, was man thut? Mein Freund von Harriot war in seinem pechschwarzen Vollbart ein bildschöner Mann, er war ein ebenso gutmüthiger als geistreicher Mensch, eine vornehme Erscheinung, ein munterer Gesellschafter, er stammte aus einer sehr wohlhabenden Familie und war endlich ein sehr gesuchter Advokat. Seine Braut, die ich bereits persönlich kennen gelernt hatte, konnte sich gleichfalls über Mangel an Schönheit gerade nicht beklagen, sie war sogar interessant durch ihre hohe Gestalt, und man liebte sie wegen ihres meisterhaften Pianospiels. Sie war nicht nur Virtuosin auf ihrem Instrumente, sondern ihr Spiel war durchdacht und zeigte so viel Verständniß und Gefühlstiefe, daß es alle Hörer wahrhaft entzückte. Das war alles ganz gut, aber — — ich suchte mehr und konnte dies Mehr nicht entdecken. Und da lag der Mangel an Harmonie zwischen Wünschen und Empfinden.

Harriot mußte allerdings gefunden haben, was ich vermißte, denn als ich von meiner Reise nach Hause zurückkehrte, traf ich ihn überglücklich, sodaß er kaum die Zeit erwarten konnte, bis er sein Heim eingerichtet hatte, in dem er sich das Leben schon in den rosigsten Farben ausmalte.

Und doch, trotz alledem, tauchte immer wieder die Frage in mir auf, ob Harriot's Glück von langer Dauer sein werde? Ich konnte diese Frage durch nichts betäuben; sie wurde zur Ursache, daß ich dem Freunde eigentlich mit dem Gefühle des Mitleids gegenüberstand, und das

peinigte mich um so mehr, als ich mir sagen mußte, daß ich kein Recht hatte, aus diesem Gefühl ein Urtheil über das Wohl oder Wehe eines anderen Menschen herauszugrübeln.

Endlich änderten sich die Verhältnisse. Der Tag der Hochzeit rückte heran, und mit der Einsegnung des jungen Paares verschwand auch plötzlich mein peinigendes Gefühl.

Die neu Vermählten machten ihre Hochzeitsreise nach Italien. Ich empfahl dem guten Harriot noch in fröhlicher Laune sehr eindringlich, in Florenz auch meinem Tischchen in Mellini's Weinzimmer einen Besuch zu machen, und mit glückstrahlender Miene sah ich ihn und seine junge Frau die Heimath verlassen, um den schönen Herbst in dem reizenden Südlande, in dem Lande der Sehnsucht aller Nordländer, in der stolzen Heimstätte aller Künste zu verleben.

Daß sie bei ihrer Rückkehr nach etwa fünf Wochen noch glückstrahlender waren, fand ich natürlich. Mit der ganzen Poesie der Flitterwochen in Kunst und Natur schwelgen und Chianti dazu trinken, — wie wenig Sterblichen ist das beschieden! Ebenso natürlich schien es mir auch, daß im folgenden Winter Harriot's Haus der Mittelpunkt angenehmster Geselligkeit für den Kreis seiner Freunde und Bekannten wurde. Waren das reizende Abende! Frau Anna war die liebenswürdigste Hausfrau, sie entzückte durch ihr seelenvolles Spiel, und manche Männerhand wagte kaum, während ihres Vortrags das Weinglas zu berühren, um nicht das Gefühl zu profaniren, das Anna von Harriot willenlos mit ihrem Spiel in Fesseln schlug. Was Wunder, daß in dem befreundeten Kreise sich allgemeines Bedauern aussprach, als der Frühling die Fenster öffnete und der schönen Geselligkeit Feierstunde gebot. Doch nur nicht undankbar! Wenn der Lenz seine von Rosenduft gefüllten, prachtvoll geschmückten Salons öffnet, in denen er Lerche, Drossel und Nachtigall und Gott weiß wen sonst noch konzertiren läßt, dann halten uns unsere gaserleuchteten oder elektrisch durchsonnten schwülen Salons doch nicht mehr. Hinaus also, bis die kühlen, feuchten Spätherbsttage in unseren Anschauungen und Empfindungen es wieder vermitteln, daß wir an den geheizten Salons von Neuem eine Annehmlichkeit entdecken.

Der dazwischen liegende Sommer brachte übrigens in Harriot's Haus eine Einquartierung, die, bei allem Mangel an musikalischer Befähigung, doch im Konzertiren Großartiges leistete. Ein kleiner Weltbürger ließ eine wahre Löwenstimme ertönen, und Harriot der Vater war außer sich vor Freude. Wie konnte ich nur dereinst so dumm sein, nicht an das Glück meines Freundes zu glauben? Und ist es nicht ein geradezu wonniges Glück, als junger Ehemann ein Söhnchen auf dem Arm zu wiegen, das die junge Mutter, verklärt wie das Antlitz einer Madonna, entgegen reicht? Dies Hochgefühl hatte ich übersehen und das war — dumm von mir.

So kam der nächste Winter und mit ihm Freund Harriot wieder eben so oft in mein Haus, als vor seiner Verheirathung. Warum? Ich hatte keine Erklärung dafür. Eines Tages jedoch erzählte er mir kleinlaut, daß er seine Geschäftskanzlei von der Wohnung trennen und in ein anderes Haus verlegen müsse, denn das Ueben seiner Frau während des ganzen Tages auf dem Flügel sei doch auf die Dauer zu störend, und zwar nicht nur für ihn selbst, sondern namentlich für seine Leute. Das fand ich erklärlich, denn mit Prozeßparteien verhandeln oder Prozesse instruiren, während zu gleicher Zeit Beethoven's oder Schubert's, Chopin's oder Wagner's Geist Einlaß begehrte, das mochte wohl keine Annehmlichkeit sein für die Kanzlei eines vielbeschäftigten Juristen. Weniger erklärlich aber war es mir, daß Harriot's kleinlautes Wesen bald in stilles Hinbrüten ausartete, daß er in der Unterhaltung oft starr vor sich hin sah und dadurch nur zu deutlich zeigte, wie wenig seine Gedanken bei der Sache waren. Dennoch wagte ich nicht, daran zu rühren. Seine Verschlossenheit hatte eine, wie soll ich sagen, so vornehme Form angenommen, daß sie unwiderstehlich jede Frage nach dem Grunde seiner Verstimmung auf den Lippen erstickte.

Der erste gesellige Winterabend war diesmal in meinem Hause. Auch Dr. Glattau nahm daran Theil. In der heitersten Stimmung wechselten, nach dem Abendessen, musikalische wie poetische Vorträge, und Glattau war bezaubert von Frau von Harriot, deren persönliche Bekanntschaft er diesen Abend machte und deren Liebenswürdigkeit er, neben ihren herrlichen künstlerischen Leistungen, heute genügend Gelegenheit hatte zu bewundern. Es war schon spät geworden, als Glattau an mich herantrat, über diese Bekanntschaft seine hohe Befriedigung aussprach und dann leise hinzufügte: „Wäre ich vom Neide besessen, wahrhaftig, ich könnte Dr. von Harriot um sein Glück beneiden."

„Wissen Sie, mein lieber Doktor, daß mir diese Worte ein Stich in's Herz sind?" erwiderte ich eben so leise. „Sehen Sie doch da drüben Harriot an. Steht er nicht da, als ginge ihn die ganze Welt nichts an? Sieht so ein Glücklicher aus im Kreise fröhlicher Bekannten?"

Unsere weitere Unterhaltung wurde unterbrochen. Unter der sicheren Begleitung von Frau von Harriot sang man eben das reizende Rubinstein'sche Lied „Es blinkt der Thau in den Gräsern der Nacht"; und die Töne der Schlußworte:

Und fest zu glauben im thörichten Traum,
Daß es ewig, ewig so bliebe —

waren kaum in dem Zimmer verhallt, so trat Harriot auf uns zu und reichte mir mit den Worten die Hand: „Genug für heute, habe herzlichen Dank für den schönen Abend; der nächste also ist bei uns." Dabei nahm sein Gesicht einen fast wehmüthigen Zug an; wie ein Gespenst traten die alten Zweifel vor meine Seele; mit schmerzlicher Theilnahme wurde mir klar: die Sonne seines Glückes verhüllten trübe, schwere Wolken; mir war's, als müßte ich ihm helfen; aber — wie und wo sollte ich einsetzen? Gewiß war mir nur das Eine: ihm entging es nicht, in welcher Stimmung ich ihm gute Nacht sagte, ich fühlte das an dem Drucke seiner Hand. Der Aufbruch der Gesellschaft verhinderte es, mit Glattau noch einige Worte zu wechseln, und es war für mich ein arger Mißton, als man sich in der fröhlichsten Weise gegenseitig verabschiedete, in der ausgesprochenen Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehn bei Harriots.

Auf ein baldiges Wiedersehn bei Harriots! — In den Sternen stand es anders geschrieben. Die Einladung blieb aus. Phili, der kleine Harriot, war erkrankt. Mama Anna saß zwar den ganzen Tag am Flügel, aber das entzückende Spiel wollte den kleinen Phili nicht fieberfrei machen. Erst als wir ihn eines Tages draußen unter die weiße Decke des Friedhofs einbetteten, war er frei von seinem Fieber, mein armer Freund aber wie tiefsinnig. Wenn er zu mir kam, drehten sich die wenigen Worte, die er sprach, um die Nichtigkeit des Lebens. Er ließ mich dabei endlich doch in die Tiefe seines gequälten Herzens sehen, und als einer dieser Besuche mich selbst förmlich aufregte, da faßte ich rasch den Entschluß, Frau von Harriot einen Besuch zu machen und ihr meine Besorgnisse um ihren Mann klar vorzutragen. Harriot hatte mich eben verlassen, um, wie er sagte, sich nach seiner Kanzlei zu begeben, so war ich auch schon auf dem Wege nach seiner Wohnung. Wirr durcheinander kreuzten die Gedanken in meinem Hirn, als ich mir zurecht legen wollte, was ich zu sagen hatte. Ganz klar wurde ich mir schon vor lauter Aufregung nicht, doch ich rechnete darauf, daß im rechten Augenblicke sich schon das rechte Wort finden werde, und — ich zog die Schelle.

„Die gnädige Frau zu Hause?" — Die Frage wurde vom Hausmädchen bejaht, und als ich angemeldet worden war, trat mir Frau von Harriot schon in der Thür ihres Zimmers entgegen, um den Freund des Hauses in der gewohnten Weise zu begrüßen. War es nun der Eindruck, den ihr ungewohnter schwarzer Anzug machte, oder war es eine mir zu anderen Zeiten nicht aufgefallene kühle Gemessenheit, oder war es gar eine gewisse Voreingenommenheit, mit der ich der jungen Frau heute entgegentrat, kurz: ihre Freundlichkeit kam mir so kalt, so gemacht, so eckig vor, daß mir der Weg für mein heikles Thema bald geebnet war. Ich kam Schritt für Schritt weiter, und je kühler mir Frau Harriot erschien, desto wärmer wurde ich und hatte endlich die Empfindung, als ginge in ihr eine mächtige Veränderung vor, so daß ich schon den stillen Wunsch hegte: wenn doch nur jetzt dein armer Freund plötzlich hier eintreten könnte. Die junge Frau schien jedes meiner Worte eifrig zu erhaschen, und als ich es wagte, das veränderte Wesen ihres Mannes mit dem richtigen Namen zu belegen, da brach sie in lautes Schluchzen aus und konnte vor Weinen und Zittern kein Wort erwidern. In höchster Aufregung ergriff sie jetzt krampfhaft meine beiden Hände, mit schmerzverzogenen Lippen stammelte sie noch das Wort „Tiefsinn" hervor, da plötzlich fiel sie mit einem lauten Schrei ohnmächtig in das Sopha zurück, denn in diesem Augenblicke dröhnte es wie ein Donnerschlag durch die mit Portieren verhängten Zimmer, und offenbar hatte sie dieselbe böse Ahnung von der Bedeutung dieses Schlages befallen, wie mich selbst. Ich stürzte durch die Stubenreihe nach dem Arbeitszimmer Harriot's, öffnete die geschlossene Thür, — der, den ich auf seiner Kanzlei wähnte, lag hier am Boden, blutend aus einer klaffenden Stirnwunde und die Schußwaffe noch fest in seiner Rechten haltend. Sein Auge war noch nicht gebrochen, doch ob er mich erkannte? Ich weiß es nicht; ich strich ihm nur noch das schwarze Haar aus der Stirn und wußte nichts mehr zu sagen, als: Du armer, armer Freund!

Der unglücklichen jungen Frau konnte ich jetzt nichts nützen; ich überließ sie den Frauen, die aus dem Hause herbeieilten und schied, tief erschüttert, von einer Stätte, wo das Glück die Myrthenblüthen des Brautkranzes nur so kurz überdauert hatte.

Als ich auf die Straße hinaustrat, begegnete mir Dr. Glattau. Mir mußte das Drama im Gesicht zu lesen sein, denn seine ersten Worte

waren: „Sie sehen ja schrecklich verstört aus, was ist Ihnen?"

„Was mir ist? — Eilen Sie, lieber Doktor, auf Ihr Bureau, das Gerichtspersonal wird gleich in Anspruch genommen werden, Freund Harriot hat sich eben erschossen."

Glattau stand sprachlos vor mir. Dann drückten wir uns stumm die Hände und gingen auseinander. Ob er jetzt an die Bemerkungen dachte, die ich an unserem letzten Abend bei Mellini in Florenz machte?

Seid deutsch!

Das war ein Kampf, ein heißes, schweres Werben,
Als unsre Helden einst durch Feindes Hand
Für Deutschlands Größe durften bluten, sterben
Den Opfertod für Gott und Vaterland.
Noch lebt ihr Deutschen, die ihr mitgestritten,
Noch lebt ihr, die ihr saht, wie sie gelitten.

Ja, es ist groß, was sie und ihr errungen
Und all des teuren Heldenblutes wert.
Ihr habt den übermüt'gen Feind bezwungen,
Das Deutsche Reich gebaut mit eurem Schwert.
Heiß war der Kampf; ihr wißt, was sie gelitten!
Groß war der Preis, den sie und ihr erstritten.

Das Reich ist da. Vereint sind Deutschlands Gauen.
Der Fremde achtet Deutschlands Söhne jetzt.
Des Reiches Bau, von außen stolz zu schauen,
Habt ihr als Denkmal damals euch gesetzt.
Kein äußrer Feind kann diesen Bau zerstören,
Wenn seinen Fall nicht Deutsche selbst beschwören.

Ihr Deutschen all', die damals mitgestritten,
An diesem Denkmal damals mitgebaut,
Die tapfer mitgeblutet, mitgelitten,
O, schlaft ihr denn? wacht auf! wacht auf und schaut:
Von innen will die Strömung unterwühlen
Den stolzen Bau und von der Erde spülen.

Ihr Helden, die ihr Väter seid geworden,
Die ihr für euer Liebstes habt gekämpft,
Ihr Deutschen, Väter, Mütter allerorten,
Wacht auf! wacht auf! damit den Strom ihr dämpft.
Das scharfe Schwert des Geistes nehmt zu Handen
Und dämpft den Geist der Zwietracht, der entstanden!

Ihr Deutschen alle, lehret eure Söhne
Und Töchter: deutsch zu denken, deutsch zu sein!
Begeistert sie für alles Wahre, Schöne,
Und ist der Sproß zu knorrig — schneidet ein!
Dem Reich, das ihr geschaffen, zu Gefallen
Nehmt es doch ernst mit euren Kindern allen!

Habt alle lieb, laßt keinen Deutschen darben,
Reicht jedem Deutschen brüderlich die Hand,
Und dankt damit den Helden, die da starben
Für deutsche Einigkeit im fremden Land.
Seid alle deutsch und einig allerwegen,
Dann blüht uns Deutschen Gottes reichster Segen.

Kurt Nuhn.



Aus alter und neuer Zeit.

Ordnung gegen die Entheiligung der Bet-, Fest-, Feier-, Sabbath- und Sonntage vom 26. Mai 1683. Neuerdings werden in den Blättern sehr ausführliche Polizeiverordnungen bezüglich der Sonntagsruhe veröffentlicht. Auch in althessischen Zeiten hat es an solchen nicht gefehlt, so giebt es deren allein aus den späteren Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts mehrere, nämlich vom 28. April 1649, 25. Juli 1651, 28. September 1672 und 21. Mai 1683, abgesehen davon, daß innerhalb des gleichen Zeitraums die Heilighaltung des Sonntags betreffende Bestimmungen sich auch sonst, so in der Reformationsordnung Landgraf Wilhelm's VI. vom Jahre 1656 und in dessen Kirchenordnung vom 12. Juli 1657 finden. Darnach legte man damals ganz besonderes Gewicht auf Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung.

Wenn wir nachstehende Ordnung des Landgrafen Karl vom 21. Mai 1683 (Sammlung Fürstlich Hessischer Landesordnungen und Ausschreiben III,

S. 242 f.) zur Kenntniß unserer Leser bringen, so geschieht es in der Absicht, denselben Gelegenheit zu bieten, die Verordnungen der Gegenwart mit denen der Vergangenheit zu vergleichen.

In der Verordnung Landgraf Karl's heißt es: „Von Gottes Gnaden Wir Carl ꝛc. Obwohl wegen Begeh- und Heiligung der zu Gottes Ehren geordneten Bet-, Fest- und Feiertage, sonderlich aber der Sonntage in Vorjahren nach und nach allerhand heilsamer und guter Verordnungen ergangen und publicirt, darinnen das unziemliche Fressen und Saufen, Spielen, Kaufen und Verkaufen, Aus- und Einführen oder Tragen und sonsten eine und andere Handthierungen, wie auch Anstellung der Jahrmärkte, Kirmessen und Tänze, zumal auf obberührten Tagen zum höchsten und bei namhafter Strafe verboten: So müssen wir doch zu unserem nicht geringem Mißfallen vernehmen, daß denselben dergestalt, wie es wohl billig sein sollte, nicht nachgelebt noch darübergehalten sein solle. Wann aber dadurch Gott im Himmel höchlich erzürnt, der Nächste geärgert und das obrigkeitliche Amt nicht wenig vernichtet wird, als haben wir Nothdurft befunden, oberwähnte Ordnungen hiermit nochmalen zu erneuern und darauf ein ernstes Einsehen zu thun. Allermaßen wir demnächst hiermit befohlen und von Neuem konstituirt und verordnet haben wollen, daß jedermann auf die Sonn- und Festtage, es sei Vor- oder Nachmittag, wie auch auf die ordentlichen Bettage Vormittag, aller Gerichtshändel, Handthierung, Haus- oder Feldarbeit und Geschäfte, item des Aus- und Eingehens, Tragens, Fahrens oder Reitens, öffentlichen Kaufens und Verkaufens, Scheibenschießens, Kegeln und dergleichen, wie auch Gäste setzen in Bier-, Brannt- und Weinhäusern, Saufens, Fressens und Spielens, desgleichen des Wasserholens, Hin- und Herlaufens oder Sitzens vor den Thüren, auch Stehens auf dem Kirchhofe und in den Gassen unter währenden Predigten, über Feldlaufens und Schuldeinmahnens, Viehkaufens und Treibens, Schafezählens, Dienstheißens, Gehens oder Fahrens, zumal auch der Jahrmärkte und Kirmeßhaltung und was dergleichen unziemliche Dinge sein, dadurch der Sabbath entheiligt wird, wie auch aller Ueppigkeit und Saufens, so auf den Samstag und andern vor den Feiertagen hergehende Tage gegen den Abend vorzugehen pflegen, sich enthalten, sondern den Predigten des göttlichen Wortes, Catechismo und dem Gottesdienst mit seinen Hausgenossen, soviel deren gesund und durch andere nothwendige christliche Verhinderung nicht abgehalten werden, mit Fleiß abwarten soll.

Denn welcher die zu Gottes Ehre angeordnete Sonn-, Fest-, Feier- und Bettage obbeschriebenermaßen entheiligen wird, der soll entweder mit Geld oder Gefängniß unnachläßig gestraft und die Strafe zu zweien Theilen dem Gottes- und Armenkasten jedes Orts, der dritte Theil aber denen, welche die Verbrecher anzeigen werden, sammt den Beamten und Obrigkeiten, wie auch Bürgermeistern und Rath auf dem Land und in den Städten, welche solche Strafe einbringen, gelassen werden.

Was aber aus- und eingetragen oder geführt, desgleichen wider dies Verbot verkauft wird, dasselbe soll verfallen sein und davon zwei Theile den Armen gereicht, der dritte Theil aber denen, die solches wie gedacht anzeigen und exequiren, zukommen.

Doch werden hierdurch keineswegs verboten die Noth- und Werke der Liebe (so nicht Verzug leiden) auch vor und nach den Predigten und geendigtem Gottesdienst (unter welcher Verrichtung alles still sein und außer der Noth nichts vorgenommen werden soll) allerhand Essensspeiß und Getränk in den Häusern zu verkaufen und zu kaufen, wie auch Wasser zur Tränkung des Viehes und nothwendigem Kochen zu holen, desgleichen gegen Abend nach gehaltener Vesperpredigt Essensspeiß zur Nothdurft abzulangen und hinauszubringen.

Und damit diese unsere Verordnung um soviel steifer gehalten werden möge, so ist unser ernster Befehl hiermit, daß in allen Städten unseres Fürstenthums und Lande die Thore an solchen (Gott zu Ehren) angeordneten Tagen von früh Morgens bis um 10 Uhr zugehalten, alsdann, um das Vieh an die Weide zu lassen, geöffnet, wann das Vieh alle hinaus ist, wieder zugemacht und sonst niemand, sonderlich die umb Handthierung oder Saufens willen hinaus in die Gärten und Dörfer laufen wollen, herausgelassen, nach völlig geendetem Gottesdienst und Vesper sollen die Thore wieder geöffnet werden. Da aber einige Städte wären, dahin die nächstgelegenen Ortschaften in die Kirchen zum Gottesdienst zu gehen hätten und darin mehr denn eine Predigt gehalten würden, so mögen zwar die Thore denselben zum Besten vor und nach der Predigt geöffnet bleiben, unter der Predigt aber sollen sie jeder Zeit verschlossen und niemand unterdessen ein- und auszugehen verstattet werden.

Sonsten sollen auch an jedem Ort von der Obrigkeit daselbst gewisse wohlberüchtigte Personen verordnet werden, welche an solchen Tagen vor, unter und nach der Predigt die Plätze, Gassen und Häuser unvermuthet visitiren und wen

sie antreffen oder finden werden, so dieser unser Ordnung zuwiderhandelten, solche aufmerken und notiren, fürders der Obrigkeit anzeigen, damit sie nach Befindung obiger Verordnung gemäß gestraft werden mögen, wie denn weniger nicht die Presbyterien, oder, wo keine sich befinden, die Aeltesten ihr Amt hierbei zu thun, unvergessen sein sollen und werden."

Weiter wird den Beamten und Ortsobrigkeiten eingeschärft, die Verordnung jährlich einmal unter Glockenschlag bekannt machen zu lassen, während die Pfarrer sie alle Jahr zu Trinitatis von der Kanzel verlesen sollen, „auch dieselbe festiglich handhaben, auch selbst halten und dabei nicht faul sein und niemandem durch die Finger sehen, auch selbst gute Exempel geben. Geben in unser Stadt und Festung Cassel, den 21. Mai im Jahre unseres Erlösers 1683."

Der Tod Herzog Friedrich's von Braunschweig bei Kleinenglis. In mehreren Zeitungen lesen wir Folgendes: „Jesberg. Dicht an der alten Frankfurt-Kasseler Heerstraße, die von Napoleon 1809 in der jetzigen Richtung und Breite hergestellt wurde, befindet sich in der Nähe des Dorfes Englis auf einer kleinen Anhöhe ein altes eisernes Kreuz. Es ist mit einem eisernen Gitter umgeben und mit Bäumen umpflanzt. Kunst und Zierrathen finden sich an ihm nicht, jedoch Zeichen roher Zerstörung, angebracht, seinen Zweck zu vernichten. An dem Kreuze stehen, außer anderen, nur schwer zu entziffernden Worten, leserlich folgende: . . wart der . . von brunswig lunburg . . . . Das Kreuz war errichtet zum Gedächtniß an den Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, der, von dem Frankfurter Reichstage 1366 zurückkehrend, hier von einem Gewaltthätigen erschlagen wurde."

Die Thatsache selbst, welche der Errichtung dieses Denkmals zu Grunde liegt, ist in obiger Mittheilung höchst ungenau und entstellt wiedergegeben, obschon eine reiche Literatur darüber vorhanden ist. U. a. hat Bibliothekar Dr. Brunner zu Kassel am 28. April 1890 in einem Vortrage im Geschichtsverein daselbst über „die Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig" den Gegenstand nach allen Richtungen hin erschöpfend behandelt, s. Heßler, Geschichte von Hessen-Kassel, 1891, S. 190—195.

s. Berichtigung S. 96;

Darnach erfolgte die Ermordung des auf der Heimkehr von dem Frankfurter Reichstage, auf welchem die Absetzung König Wenzel's verhandelt war, begriffenen Herzogs Friedrich am 5. Juni 1400 Mittags unter Graf Ernst von Hohenstein. Ueber die näheren Umstände der Mordthat genüge an dieser Stelle Folgendes: „der Herzog ritt mit zahlreicher und vornehmer Begleitung wahrscheinlich auf dem nach Wabern zu führenden Zweige der Frankfurter Straße auf Fritzlar zu, doch hatte sich die große Kolonne der Reisigen in einzelne kleine Haufen aufgelöst, die nichts ahnend ihres Weges zogen. Plötzlich brach etwa unter der Hundsburg eine Schaar Reisiger unter der Führung des Grafen Heinrich von Waldeck, bei welchem sich die Ritter Friedrich von Hertingshausen, Kunzmann von Falkenberg, von Padberg, von Löwenstein und von Hanstein, sowie Bürger der Stadt Hofgeismar befanden, aus dem nahen Walde hervor und griff die herzoglichen Haufen an. Der Herzog wandte sich in der oben angegebenen Richtung zur Flucht, wurde aber von den beiden erstgenannten Rittern verfolgt, eingeholt und niedergemacht."

Den eigentlichen Ursachen des Ueberfalls kommen wir durch folgende Erwägung auf die Spur: Erwiesen ist, daß der Graf von Waldeck eine noch von seinem Vater aus dessen verwandschaftlichen Rechtsansprüchen auf die Hälfte des in braunschweigischen Besitz übergegangenen Lüneburgischen Landes herrührende und nach erfolglosen Klagen in Verjährung begriffene hohe Schuldforderung hatte. Daß man zur Fehde griff, wenn die Klage nicht zum Ziele führte, war in jenen Zeiten eines unsicheren Rechtszustandes gewöhnlich, zu beachten ist aber, daß der Graf versäumt hatte, die Fehde vorher offen anzukündigen. Bei dem Grafen von Waldeck kam als Grund seiner Handlungsweise noch hinzu seine Feindschaft mit dem Grafen Ernst von Hohenstein. Diese Beweggründe giebt Graf Heinrich von Waldeck selbst nach dem Ueberfall in einem (im 19. Bd. der Neuen Folge der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte S. 81 fg. inhaltlich wiedergegebenen) Schreiben an verschiedene braunschweigische Städte als die an, aus welchen er dem Grafen von Hohenstein und den Lüneburger Herren, die sich bei dem Herzog befanden, aufgelauert habe. Herzog Friedrich selbst sei auf der Flucht erschlagen, ohne daß es von jemand beabsichtigt worden. — Diesen Angaben zu mißtrauen, fehlt jede Veranlassung. Die oben erwähnte Inschrift des „Kaiserkreuzes", wie es auf den Generalstabskarten bezeichnet ist, das beiläufig bemerkt übrigens nicht aus Eisen, sondern aus Stein besteht, ist leider längst erloschen und nicht mehr zu entziffern.

Aus Heimath und Fremde.

Aus Anlaß der bevorstehenden Feier des 100. Geburtstags Kaiser Wilhelm's I. bringen wir die schwungvolle „Barbarossa-Hymne" unseres hochgeschätzten Mitarbeiters und Landsmannes Carl Preser zum Abdruck, die dessen Buche „Heimathliche Bilder und Gestalten", Marburg (Oskar Ehrhardt), 1892 entnommen ist. Wir unterlassen nicht, dazu zu bemerken, daß es der Redaktion wohl bekannt ist, wie sich die Kyffhäusersage nicht der früheren Annahme entsprechend auf Kaiser Friedrich I. (1152—1190), sondern auf dessen Enkel Kaiser Friedrich II. (1212 bezw. 1215—1250) bezieht.

Philippsdenkmal zu Kassel. Kaiser Wilhelm II. hat für die Errichtung eines Denkmals Philipp's des Großmüthigen in Kassel den Betrag von 10 000 Mark bewilligt, wodurch die zu diesem Zwecke bereits angesammelten Mittel auf 55 000 M. angewachsen sind. Der Denkmals-Ausschuß hat in seiner Sitzung am 26. Februar nunmehr beschlossen, der Ausführung des Denkmals, welches auf der Südseite des St. Martinsplatzes zur Aufstellung kommen wird, näher zu treten. Auf Antrag des Oberbürgermeisters Westerburg wurde dem engeren Geschäftsausschuß bestehend aus den Herren: Generallieutenant z. D. von Schmidt, Excellenz, Amtsgerichtsrath F. A. Köhler, Bibliothekar Dr. Scherer, Architekt Schmidtmann, Schriftsteller Treller und Superintendent Wissemann (Hofgeismar) bezüglich aller bis zur Aufstellung des Denkmals erforderlichen Schritte unumschränkte Vollmacht ertheilt.

Vortrag über die Brüder Grimm. Am Abend des 26. Februar hielt Oberbibliothekar Dr. Edward Lohmeyer, Vorsitzender der Kasseler Grimmgesellschaft, zu deren Vortheil im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses daselbst einen sehr anregenden, mit lebhaftem, andauernden Beifall aufgenommenen fünfviertelstündigen Vortrag über: „die Brüder Grimm in Kassel bis zum Jahre 1812 (dem Märchenjahre)".

Universitätsnachrichten. An die Stelle des verstorbenen Professors Dr. Naudé ist Professor Dr. Georg von Below (geboren zu Königsberg in Preußen am 19. Januar 1858), bislang Professor der Geschichte an der Akademie zu Münster, als ordentlicher Lehrer der mittleren und neueren Geschichte an die Universität Marburg berufen worden. Professor von Below, der im Jahre 1883 auf Grund einer Abhandlung über „die Entstehung des ausschließlichen Wahlrechts der Domkapitel" in Leipzig den Doktorgrad erlangte, hat sich in der wissenschaftlichen Welt durch eine Reihe von gediegenen Arbeiten auf dem Gebiete der Territorialgeschichte früh einen geachteten Namen erworben, dahin gehören u. A. folgende Werke, bezw. Aufsätze: „Die landständische Verfassung in Jülich und Berg." 2 Thle. 1885/1886. „Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts" in Mauerbrecher's histor. Taschenbuch. 1886. „Geschichte der direkten Staatssteuern in Jülich und Berg." I. 1890. II. 1891; ferner verfassungsgeschichtliche Studien über „die Entstehung der deutschen Stadtgemeinde" 1889, und über „den Ursprung der deutschen Stadtverfassung" 1892. In Kassel bei Max Brunnemann erscheinen unter seiner Leitung „Beiträge zur Territorial- und Städtegeschichte". Neuerdings haben seine Veröffentlichungen gegen das Duell viel Aufsehen erregt. v. Below's Bedeutung gerade auf dem Gebiet territorialgeschichtlicher Forschungen läßt uns seine Berufung besonders freudig begrüßen. — Der Privatdozent Sanitätsrath Dr. von Heusinger zu Marburg ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

Todesfälle. Am 4. März verschied zu Wehlheiden Professor Dr. Christian Prätorius, Oberlehrer am Wilhelmsgymnasium zu Kassel, im 54. Lebensjahre. Der Verstorbene, der am Wilhelmsgymnasium seit dessen Bestehen und vorher am Friedrichsgymnasium daselbst thätig war, erfreute sich bei seinen Kollegen wie Schülern gleicher Beliebtheit und galt als ein besonders tüchtiger und gewissenhafter Lehrer. — Am 3. März starb zu Leipzig der 1893 in den Ruhestand getretene Senatspräsident am Reichsgericht Dr. Friedrich von Hahn, der Verfasser des bekannten in mehreren Auflagen erschienenen „Kommentars zum deutschen Handelsgesetzbuch", geboren zu Homburg vor der Höhe am 7. Juni 1823. 1850 wurde Dr. v. H. außerordenlicher Professor in Jena, nahm von 1857—1861 als Kommissar der thüringischen Regierungen an den Berathungen der Kommission zur Entwerfung eines Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches in Nürnberg Theil, wurde 1862 ordentlicher Professor und Oberappellationsrath in Jena, 1872 Rath am Oberhandelsgericht, von dem er 1879 an das Reichsgericht überging. Hier wirkte er zunächst als Rath, seit

1891 als Senatspräsident. — Am 21. Februar erlag den Folgen eines Schlaganfalls der Oberbürgermeister a. D. Heinrich Hünersdorf zu Gotha, einer jener ehemaligen kurhessischen Beamten, welche im Jahre 1850 ihr Amt ihrer Ueberzeugung zum Opfer brachten. Geboren zu Zierenberg im September 1817, wurde H. nach Vollendung seiner Studien und Zurücklegung der juristischen Vorbereitungszeit 1844 Obergerichtsassessor in Fulda, 1848 Obergerichtsrath in Hanau. Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst infolge der Septemberverordnungen von 1850 arbeitete er mehrere Jahre bei einem Marburger Rechtsanwalte, bis er im Jahre 1854 zum Bürgermeister (später Oberbürgermeister) der Stadt Gotha gewählt wurde, wo er bis zum Jahre 1890 höchst segensreich wirkte. Die Jahre seines Ruhestandes brachte er ebenfalls dort zu. Der Verewigte genoß in Gotha große Verehrung.

Unter dem Titel: „Das Lingg-Denkmal zu Hersfeld“, eine Beschreibung der Veranlassung, der Entstehung und der Enthüllung des Denkmals, ist von der Redaktion der „Hersfelder Zeitung“ zum Preise von 1 Mark ein Büchlein herausgegeben, in welchem eine Anzahl Urkunden und sonstige Schriftstücke aus dem Nachlasse des Oberstlieutenants Lingg enthalten sind, welche auf die vor 90 Jahren erfolgte Errettung der Stadt Hersfeld Bezug haben. Es sei diese Lingg-Schrift bestens empfohlen. (S. auch „Hessenland“ 1896, S. 166, 305, 310 ff. und 322 ff.)

Personalien.

Verliehen: dem Generalsuperintendenten Fuchs zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse; dem Konsistorialpräsidenten von Altenbockum und den Generalsuperintendenten Werner und Lohr in Kassel der rothe Adlerorden 3. Klasse; den Superintendenten Pfeiffer in Hanau und Hebel in Felsberg sowie dem Pfarrer Chelius in Ebsdorf der rothe Adlerorden 4. Klasse; den Fabrikbesitzern Wegmann in Rothenditmold und Berta in Fulda der Titel Kommerzienrath; dem Hofgärtner Fintelmann in Wilhelmshöhe der Charakter als Garteninspektor; dem Lehrer Fenner in Loßhausen der Kantortitel.

Ernannt: Gerichtsassessor Beckmann zum Amtsrichter in Hilders; Referendar Martin zu Kassel zum Gerichtsassessor; Seminaroberlehrer Dr. Lincke zu Erfurt zum Direktor des Lehrerseminars zu Schlüchtern; Pfarrer Schmitt in Quentel zum Pfarrer in Albungen; Pfarrer Ritter in Raboldshausen zum Pfarrer in Quentel; Pfarrer Scherp in Schemmern zum 2. Pfarrer in Hess. Lichtenau; Stadtbaumeister Fabarius zu Kassel zum Stadtbauinspektor.

Versetzt: Landrichter Schwarz in Meiningen nach Marburg; Amtsrichter Dr. Habicht zu Rüdesheim als Landrichter nach Kassel; Katasterlandmesser Suabedissen zu Kassel nach Münster i. W.; Kreis- und Departementsthierarzt Tietze zu Lüneburg nach Kassel.

Ueberwiesen: Gerichtsassessor Hellwig der Staatsanwaltschaft in Hanau.

Verlobt: Stadtmissionar Pfarrer Ernst Wittekind mit Fräulein Anna Lohr (Kassel, März).

Vermählt: Gerichtsassessor Rudolf Spennemann zu Battenberg mit Fräulein Auguste Krug (Kassel Februar); Kaufmann Heinrich Heusohn mit Fräulein Ottilie Endler (Hanau, 6. März); Gerichtsassessor Gustav Wilhelm Reinhard zu Wildungen mit Fräulein Emily Mary Grandefeld (Kassel, März).

Geboren: ein Sohn: Amtsrichter Dr. Karl Köhler und Frau Elfriede, geb. Weise (Arolsen, 25. Februar).

Gestorben: Oberbürgermeister a. D. Heinrich Hünersdorf, 79 Jahre alt (Gotha, 21. Februar); Ernst Freiherr von Dörnberg (Hof-Fremersberg, 22. Februar); Baurath Karl Hinkelbein, 63 Jahre alt (Hanau, 24. Februar); Pfarrer a. D. Ludwig Simon, 64 Jahre alt (Kassel, 26. Februar); Frau Anna Eitelbach, geb. Wille, 29 Jahre alt (Kassel, 26. Februar); verwittwete Frau Major Augustine Mehlburger, geb. Boedicker, 83 Jahre alt (Kassel, 26. Februar); verwittwete Frau Apotheker Bender, 95 Jahre alt (Spangenberg, 27. Februar); Frau Betriebssekretär Elisabeth Beau, geb. Vogelbein, 57 Jahre alt (Kassel, 2. März); Frau Stationsvorsteher Auguste Croll, 70 Jahre alt (Gensungen, 2. März); verwittwete Frau Bürgermeister Siebald, geb. Fehl, 70 Jahre alt (Spangenberg, 2. März); stud. jur. Ernst Momm, 21 Jahre alt (Sensburg 3. März); Senatspräsident des Reichsgerichts a. D. Dr. Friedrich von Hahn, 73 Jahre alt (Leipzig, 3. März); verwittwete Frau Oberst Wilhelmine von Eschstruth, geb. Koch, 79 Jahre alt (Kassel, 3. März); Professor Christian Prätorius, 53 Jahre alt (Wehlheiden, 4. März); Zeichenlehrer Oskar Pavel, 24 Jahre alt (Kassel, 4. März); verwittwete Frau Oberstlieutenant Friederike Luise Kellermann, geb. Lohrmann, 85 Jahre alt (Kassel, 5. März); Oberst z. D. Wilhelm Martelleur, 85 Jahre alt (Marburg, 11. März); Bankbuchhalter a. D. Heinrich Karl Thomas (Kassel, 12. März); Frau Rechtsanwalt Emma Wenning, geb. Hattenbach, 56 Jahre alt (Kassel, 15. März).

Briefkasten.

C. P. in Wächtersbach. Freundlichen Gruß. Senden den Bericht über die Versammlung vom Montag unter Kreuzband.

K. N. in Kesselstadt. Besten Dank und Gruß. Wird gern Verwendung finden.

G. S. in Hess. Lichtenau. Mit vielem Dank sei der richtige Empfang bescheinigt. So gewinnt der Gegenstand ganz erheblich an Interesse. Freundliche Grüße.

K. W. in Marburg. Die betreffenden Sachen sind richtig eingetroffen. Rücksendung soll zeitig erfolgen.

W. G. in Ludwigshafen. Sababurg ist bereits im „Hessenland“ behandelt und zwar von F. Zwenger im 11. Jahrgang S. 323 u. s. w. mit Abbildung auf S. 322.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. XI. Jahrgang. Kassel, 1. April 1897.

Morgenthau.

Fern im West die Sonne sank,
  Wo die Schatten weben,
Und ein goldner Streifen trank
  Bald ihr schwindend Leben.

Von der Mutter, die verschied
  In den duft'gen Fernen,
Singt der goldne Streif ein Lied
  Rings den hellen Sternen.

Dunkel wird's, sie lauschen still
  In den Wolkenkähnen,
Was kein Sternlein sagen will,
  Fällt hinab in Thränen.

Tropfen glänzen klar und licht
  Früh an jeder Blüthe,
Was die Lippe nimmer spricht,
  Perlt mir im Gemüthe.

Elisabeth Menzel.

Victoria regia.

(Königin der Blumen und der Nacht.)

Der laufesmüde Tag verschied
  In weichem Arm der Meeresbraut,
Ein leichtes Schaudern ging durch's Ried
Beim sanft gehauchten Sterbenslaut.

Da hebt im stillen Traumesreich,
Umwoben von Lianenpracht,
Ihr weites Auge feucht und bleich
Die stolze Königin der Nacht.

In ihrer Thränen Perlenthau
Erklingt's wie stillverschwiegnes Weh,
— So trübe starrt das Dämmergrau
Aus spiegeltiefem Waldessee. —

Die Königin der Blumenpracht
Hat nie den Tag — den Lenz geseh'n,
Muß tragen Leid in düstrer Nacht,
In Nacht erblühen und vergeh'n!

F. M. Litterscheid.



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

Die vorliegenden Blätter sind schon vor vielen Jahren geschrieben worden. Sie waren anfänglich dazu bestimmt, am zehnten Jahrestage der darin geschilderten Ereignisse veröffentlicht zu werden. Mancherlei Rücksichten bestimmten mich, die Herausgabe noch hinauszuschieben. Jetzt, wo ein Menschenalter seit dem Jahre 1866 vergangen ist, bestehen diese Rücksichten nicht mehr, und ich brauche meine Aufzeichnungen nicht länger zurückzuhalten.

Inzwischen ist die treffliche Arbeit Sr. Excellenz des Herrn Generals z. D. von Schmidt erschienen. Diese giebt eine genaue aktenmäßige Darstellung dieser Ereignisse unter kritischer Beleuchtung von militärisch-politischem Standpunkte aus.

Der Zweck meiner Arbeit ist ein ganz andrer. Ich will nur im Plaudertone von jener bedeutungsvollen Zeit erzählen und meine persönlichen Erlebnisse schildern, die, wenn sie auch nichts weiter sind, als ein winziger Bruchtheil des Ganzen, doch manche Erinnerung an Geschehnisse wecken, die jetzt fast vergessen sind, damals aber nicht nur für die zunächst Betheiligten von Interesse waren.

Daneben will ich über die Eindrücke berichten, die diese Geschehnisse auf diejenigen Kreise des kurhessischen Offizierscorps machten, denen ich damals angehörte, die Kreise der jungen Offiziere, denen die Vorgänge, die sich beim Kommando abspielten, zum größten Theile unbekannt blieben, und die diese Ereignisse demzufolge auch manchmal in einem andern Lichte, als die höhern Offiziere, einem nicht immer richtigen Lichte, sahen, während die dadurch hervorgerufenen Eindrücke sehr wirklich waren.

Meine Darstellung, die auf in jener Zeit gemachten, allerdings sehr knappen Aufzeichnungen beruht, stimmt auch in einigen thatsächlichen, aber doch unwesentlichen Punkten nicht ganz mit der Sr. Excellenz überein, allein ich habe mich trotzdem nicht veranlaßt gesehen, Aenderungen vorzunehmen; nicht etwa, weil ich meine Darstellung für richtiger hielte, sondern nur weil ich lediglich Eignes und nichts Fremdes geben wollte. Wenn meine Blätter in denen, die jene trübe, aber jetzt glücklich überwundene Zeit miterlebt haben, deren Reihen jetzt freilich schon sehr gelichtet sind, die Erinnerung an ihre Dienstzeit unter den altehrwürdigen, glorreichen kurhessischen Feldzeichen wachruft, dann haben sie ihren Zweck erfüllt.

I. Der Ausmarsch.

Einem warmen, aber regnerischen Tage war ein schöner Abend gefolgt, und die Lindenalleen, die den herrlichen Friedrichsplatz in Kassel umgeben, waren am Freitag, dem 15. Juni 1866, wie gewöhnlich von zahlreichen Spaziergängern belebt. Einem aufmerksamen Beobachter aber konnte es nicht entgehn, daß das äußere Bild, das die Menge bot, anders war, als sonst. In ruhigen Zeiten suchten an schönen Sommerabenden die guten Kasseler hier Erholung von des Tages Last und Hitze und schlenderten mit Weib und Kind unter den schattenspendenden Bäumen auf und ab, hier Bekannte begrüßend, dort bei andern stehen bleibend, um sich mit ihnen über die letzte Theatervorstellung oder die neuste Verlobung zu unterhalten. Heute war das anders. Das schöne Geschlecht war nur in geringer Zahl unter den Spaziergängern vertreten, und den Männern sah man an, daß sie unter der Wirkung tief erregender Nachrichten standen. Immer neue Gruppen bildeten sich und sprachen mit lebhaftem Geberdenspiel über das, was so augenscheinlich alle bewegte.

Und in der That, es war eine Zeit, wo jeder denkende und sein Vaterland liebende Mann von ernster Sorge erfüllt sein mußte, besonders in Kurhessen.

Die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen war auf dem Punkte angelangt, wo nur noch die Berufung an's Schwert übrig zu bleiben schien. Was würde die Rolle Kurhessens in dem bevorstehenden Kampfe sein? Auf welcher Seite würde es stehen? Das waren die Fragen, die

sich jeder unwillkürlich vorlegte und die auch an jenem Freitag Abend am Friedrichsplatze zu Kassel so lebhaft erörtert wurden. Eingekeilt zwischen den beiden Hauptheilen der preußischen Monarchie, schienen Natur und Interesse nur einen Weg für den kleinen Kurstaat offen gelassen zu haben: den des engsten Anschlusses an seinen mächtigen Nachbarn. Denselben Weg wiesen auch die geschichtlichen Ueberlieferungen, denn Hessen hatte in den Kriegen der vergangenen Jahrhunderte fast stets an der Seite, niemals aber unter den Gegnern Preußens gestanden. Das kam auch in mancherlei den entsprechenden preußischen nachgebildeten Einrichtungen, namentlich im Heerwesen zum Ausdruck, zum Theil freilich nur in Aeußerlichkeiten, wie z. B. der mit der preußischen ganz übereinstimmenden Uniformirung — eine Aeußerlichkeit, deren Bedeutung indessen nicht unterschätzt werden darf —, theils aber betrafen sie auch organisatorische und das Wesen der Sache berührende Einrichtungen. Auch die Sympathien des überwiegend größten Theils der intelligenten Bevölkerung, namentlich nicht zum wenigsten die des Offizierscorps, waren auf Preußens Seite.

Und doch schien die Politik des kurhessischen Ministeriums andre Wege wandeln zu wollen, als den von der Natur vorgezeichneten. Die Hinneigung des Kurfürsten und seiner Regierung zu Oesterreich war während der letzten Monate in mancherlei Anzeichen zu Tage getreten. Ich selbst sollte einen kleinen Beweis dafür erhalten.

Alljährlich wurden dem Kurfürsten Probeuniformen vorgestellt. Die Kleiderkasse des Regiments hielt im Frühjahr bei den Offizieren Umfrage, was für Uniformstücke sie sich neu zu beschaffen gedächten. Sodann wurden so viele ausgewählt, daß deren Neuanschaffungen eine vollständige Uniformirung bildeten. Die Stücke wurden durch die Kleiderkasse des Regiments beschafft und sodann die Besteller, mit den neuen Sachen bekleidet, dem Kurfürsten vorgestellt. Erst wenn dieser die Proben genehmigt hatte — was übrigens stets geschah — durften weitere Beschaffungen vorgenommen werden.

Im Jahre 1866 traf mich das Loos, wie schon öfter, als „Kleiderstock“ vorgestellt zu werden.

„Wir werden die Uniform wohl ändern müssen“, sprach der hohe Herr, nachdem er uns eingehend gemustert hatte.

„Aendern, Königliche Hoheit?“ fragte der Regimentskommandeur, der uns vorstellte.

„Nun, daß wir den Preußen nicht so ähnlich sind. Das könnte im Kriege zu unangenehmen Verwechslungen führen“, antwortete der Kurfürst.

Wir hielten das damals für einen allerhöchsten und allergnädigsten Scherz und gestatteten uns ein allerunterthänigstes Lächeln. Später aber ist mir der Vorfall wieder in's Gedächtniß gekommen, und ich habe ihn in einem andern Lichte betrachtet.

An ernsteren Anzeichen sollte es bald auch nicht fehlen.

In der Zeit vom 27. Mai bis 4. Juni fuhr eine Division des preußischen VII. Armeecorps, die später einen Theil der Elbarmee bildete, auf der Eisenbahn von Warburg durch Kassel. Die Transporte dauerten mehrere Tage, oder besser, Nächte lang, denn es war, jedenfalls absichtlich, so eingerichtet worden, daß der erste Zug jeden Abend um ½ 7 Uhr in Kassel eintraf, und obgleich ein offizieller Empfang nicht befohlen worden war, so fanden sich, wenigstens zu diesem ersten Zuge, doch immer zahlreiche Offiziere der Kasseler Garnison am Bahnhofe ein, um die preußischen Kameraden, unter denen viele von uns Freunde und Bekannte hatten, zu begrüßen.

An einem dieser Abende hatte ich bei Gelegenheit meiner Anwesenheit am Bahnhofe eine nicht uninteressante Begegnung.

Auf welche Weise ist mir jetzt nicht mehr erinnerlich, genug, ich war mit dem preußischen Gesandten, General von Roeder, näher bekannt geworden, sodaß er mich bei Begegnungen auf der Straße oder in der Gesellschaft oft anredete und längere Zeit mit mir sprach. Natürlich war auch er bei der Durchfahrt der preußischen Truppen durch Kassel stets auf dem Bahnhofe anwesend, und so geschah es eines Abends, daß ich mit ihm in ein Gespräch über die Zeitverhältnisse kam. Gegen Ende Mai und Anfang Juni hielt man den Krieg zwischen Oesterreich und Preußen im großen Publikum noch nicht für unbedingt unvermeidlich, und auch in Betreff der Hinneigung der kurhessischen Regierung zu Oesterreich waren noch keine so deutlichen Merkmale zu Tage getreten, daß man sich ernstliche Gedanken darüber gemacht hätte.

Unter anderm kamen wir auch auf die vor einigen Monaten von Preußen erhaltenen gezogenen Vierpfünder zu sprechen, und ich lieh meiner Verwunderung Ausdruck, daß uns das preußische Kriegsministerium die schon lange versprochene Munition für diese Geschütze nicht liefere, da wir natürlich ohne Munition keine Schießübungen halten könnten.

„Nun,“ erwiderte der General, „Sie erwarten doch nicht, daß wir Ihnen die Granaten liefern sollen, womit Sie uns in ein paar Wochen beschießen werden?“

Natürlich war ich sehr betroffen und sprach meine Ueberzeugung dahin aus, ich hielte es für unmöglich, daß Kurhessen jemals Preußen feindlich gegenüberstehen könne.

„Qui vivra, verra", entgegnete der General sehr ernst.

Das war der erste, bedenkliche Hinweis auf die Möglichkeit einer Theilnahme Kurhessens an einem Kriege gegen Preußen. Sehr bald darauf erhielten wir eine weitere Andeutung, aus welcher Ecke der Wind in den höhern Regionen wehte.

Als am 13. Juni die österreichische Brigade Kalick aus Holstein zurückkehrte, die, um preußisches Gebiet zu vermeiden, über Hannover, Kassel und Frankfurt a. M. nach Baiern geschafft wurde, war großer Empfang befohlen worden, und wir mußten uns alle im Paradeanzuge auf dem Bahnhofe einfinden.

Irgend eine amtliche Kundgebung, woraus man hätte schließen können, wie sich das Züngelein der Waage neigen werde, wenn die Stunde der Entscheidung schlüge, war jedoch noch nicht erschienen. Am 2. Juni waren die Landstände auf den 11. einberufen worden, aber nicht etwa deshalb, weil die Regierung das Bedürfniß gefühlt hätte, bei der gesammten politischen Lage die Vertreter des Volkes um sich zu versammeln, sondern weil die Ständekammer am 14. März vertagt worden war und die Verfassung deren Wiederzusammentritt binnen drei Monaten, also spätestens am 14. Juni, forderte. Den österreichischen Gesandten am kurhessischen Hofe, Grafen Paar, sah man während dieser verhängnißvollen Wochen vielfach geschäftig hin und her eilen und eifrig mit allen Persönlichkeiten verkehren, die auf den Kurfürst Einfluß hatten, und viele wollten aus seinen zufriedenen Mienen schließen, daß seine Angelegenheiten nicht schlecht stünden. Aber nichts geschah, das der herrschenden Ungewißheit ein Ende hätte machen können. Namentlich in militärischer Hinsicht wurde nicht die geringste Maßregel getroffen, die als Vorbereitung auf eine demnächstige Mobilmachung hätte gedeutet werden können. Durch nichts wurden die in der Jahreszeit nach alter Gewohnheit vorgenommenen Uebungen unterbrochen. „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" ging ihren ruhigen Gang, wie im tiefsten Frieden, mit einem Worte, es war, als ob Kurhessen von einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich ebenso wenig betroffen würde, als etwa die Sandwich-Inseln. Gerade dieses Unterlassen jeder militärischen Vorbereitung hatte in weiteren Kreisen die Ueberzeugung wachgerufen, daß Kurhessen in dem bevorstehenden Kampfe, wenn es überhaupt dazu käme, völlige Neutralität beobachten werde.

So traf die Entscheidung Bürger und Militär — außer die wenigen Eingeweihten, zu denen übrigens die Offiziere des Kriegsministeriums, deren Aufgabe in erster Linie die Vorbereitung der Mobilmachung gewesen wäre, nicht gehörten — völlig unvorbereitet und wirkte fast verblüffend. Am Donnerstag, den 14. Juni, Abends war die Nachricht über die verhängnißvolle Sitzung des Bundestages eingetroffen, die an demselben Morgen stattgefunden hatte, und man wußte auch, daß der kurhessische Bundestagsgesandte mit der Mehrheit für den österreichischen Antrag auf Mobilisirung des Bundesheeres gegen Preußen gestimmt hatte. Am folgenden Tage, Freitag den 15. Juni, fand eine Sitzung der am 11. zusammengetretenen Ständekammer statt. Die von der Regierung eingebrachten Vorlagen betrafen ausschließlich innere Verwaltungsangelegenheiten und wurden den betreffenden Ausschüssen überwiesen. Sodann stellte der Vizepräsident von Bischoffshausen den Antrag: „Die Staatsregierung aufzufordern, den Bundesbeschluß, dem sie gestern zugestimmt habe, nicht zur Ausführung zu bringen und den Boden der unbedingten Neutralität nicht zu verlassen." Auch solle der Landtag im voraus erklären, daß ständischerseits kein Geld zu einer Mobilmachung, die dem Interesse des Landes so schnurstracks zuwiderlaufe, aus Staatsmitteln gegeben und die Minister für alle möglichen Folgen der gestrigen Abstimmung verantwortlich gemacht werden würden. Nach sehr erregtem Redekampfe wurde der Antrag Bischoffshausen mit großer Mehrheit angenommen, d. h. also: jede Geldbewilligung zu einem Kriege gegen Preußen verweigert, und hierauf die letzte Sitzung, die die kurhessischen Stände halten sollten, geschlossen.

Das war die Sachlage am Abend des 15. Juni, und ich nehme nunmehr den Faden der Erzählung wieder auf.

Die Menge auf dem Friedrichsplatze war immer größer geworden, aber die auf- und abwogende Bewegung hatte mehr und mehr abgenommen, und die Zahl der stehen bleibenden und sich erregt unterhaltenden Gruppen vermehrte sich von Minute zu Minute. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der preußische Gesandte, General von Roeder, habe der Regierung ein Ultimatum überreicht, wodurch ein Bündniß mit Preußen, oder wenigstens unbedingte Neutralität gegen Gewährleistung des Besitzstandes gefordert und im Falle der Ablehnung dieser Forderungen mit sofortiger Kriegserklärung gedroht werde. Zur Beantwortung dieses Ultimatums sei bis Mitter-

nacht Frist gelassen worden, und eben fände im Residenzpalais des Kurfürsten unter dessen persönlichem Vorsitz eine Ministerberathung statt, die die Entscheidung treffen solle. Das Gerücht fand seine Bestätigung dadurch, daß an den jedem Kasseler wohlbekannten Fenstern im ersten Stock des Palais, wo sich das Arbeitszimmer des Kurfürsten befand, die Läden geöffnet waren, während sie überall sonst fest geschlossen blieben, da der Hof schon auf Wilhelmshöhe wohnte. Vor dem Palais an der Nordwestecke des Platzes strömte die Menge allmählich zusammen und bildete hier einen dichten Knäuel, verhielt sich jedoch vollkommen ruhig und begnügte sich damit, die erwähnten Fenster zu beobachten. Auch zahlreiche Offiziere, darunter ich, befanden sich auf dem Platze. Die Beziehungen zwischen Militär- und Zivilbevölkerung von Kassel waren zu jener Zeit außerordentlich gemüthlich. Versetzungen kamen in Hessen verhältnißmäßig wenig vor, weil über die Hälfte der Truppen in Kassel und dessen nächster Umgebung in Garnison lag. Infolge des langjährigen Aufenthaltes an dem doch ziemlich kleinen Orte kannten sich alle, die auf gleicher Bildungsstufe standen, mehr oder weniger genau. Die auf dem Friedrichsplatze versammelte Menge gehörte durchweg den bessern Ständen an, und wir Offiziere hatten natürlich zahlreiche Freunde und Bekannte darunter. Jedoch hielten wir uns mehr an den Grenzen des Platzes auf und zogen uns schließlich in die dem Palais gerade gegenüberliegende Wulp'sche Konditorei zurück, um dort den weiteren Verlauf der Dinge zu beobachten.

Eine geraume Zeit blieb die Sachlage so, wie ich sie eben geschildert habe. Dann schickte die am Auethor gelegene Schloßhauptwache eine aus einem Unteroffizier und einigen Mann bestehende Patrouille, die anscheinend den Auftrag hatte, die Menschenmenge zu zerstreuen. Das war natürlich ein vergebliches Bemühen. Zwar stieß sie nirgends auf Widerstand, aber die Gruppen, die auf ihre Aufforderung aus einander gingen, fanden sich rasch wieder an anderer Stelle zusammen. Auch der Offizier der Hauptwache, der, wie wir deutlich sehen konnten, vom Waffenplatz aus die Bemühungen seiner Patrouille beobachtete, mochte das nutzlose eines solchen Vorgehens wohl einsehen, denn er kam nach einiger Zeit selbst an der Spitze des größten Theils seiner Wachtmannschaft anmarschiert, um seine Patrouille zu unterstützen. Aber auch das war der großen Menge gegenüber noch immer eine recht geringe Machtenfaltung, und der Verlauf war deshalb ganz derselbe, wie vorhin. Die Leute, an die er die Aufforderung richtete, auseinanderzugehen, befolgten diese lachend oder mit einem freundschaftlichen Witzwort und traten an andrer Stelle wieder zusammen. Die vollkommen ruhige und anständige Haltung der Menge bot nicht die geringste Veranlassung zu gewaltsamem Auftreten. Man konnte doch schließlich den Leuten nicht verbieten, sich auf dem Friedrichsplatze aufzustellen und sich mit ihren Freunden zu unterhalten, um so weniger, als die Ansammlung der Menge an einer Stelle stattfand, wo der öffentliche Verkehr nicht im Geringsten dadurch gestört wurde. Der wachthabende Offizier, Lieutenant von Roques, nebenbei der jüngste Offizier des Leibgarderegiments, gab denn auch seine Bemühungen nach kurzer Zeit auf und begnügte sich damit, vor dem Palais Aufstellung zu nehmen und die dort vorbeiführende gepflasterte Fahrstraße frei zu halten. Etwa eine halbe Stunde lang blieb jetzt alles in statu quo; dann hörte man den Tritt einer heranrückenden größern Truppenmenge, und bald schwenkte die Spitze eines Bataillons des 1. Infanterieregiments, das den Befehl erhalten hatte, das Palais zu decken, um die Ecke der Königsstraße. Die Gefahr eines ernsten Zusammenstoßes zwischen den Truppen und der Menge lag jetzt nahe, wenn nicht beide Theile ihre Ruhe und Besonnenheit behielten. Oberstlieutenant von Sturmfeder, der Kommandeur der Truppen, faßte indessen seine Aufgabe sehr richtig auf, indem er sein Bataillon vor dem Palais einschwenken ließ, sodaß es in Linie mit Front nach dem Platze auf der erwähnten Fahrstraße stand. Solange die Menge die bisher beobachtete ruhige Haltung bewahrte, glaubte Oberstlieutenant von Sturmfeder keine Veranlassung zum Einschreiten zu haben, und beschränkte sich ebenfalls darauf, die Fahrstraße freizuhalten. Drängte die Menge zuweit vor, überschritt sie namentlich die Grenze des Friedrichsplatzes, indem sie das Pflaster betrat, so ließ er sein Bataillon vorgehen. Dann folgte ein Zurückfluthen der Menge, bis das Bataillon kehrt machte und in seine alte Stellung zurückkehrte. Nun begann ganz allmählich wieder ein Vordringen des Publikums, bis sich dasselbe Spiel wiederholte. Alles verlief dabei völlig friedlich und gemüthlich, und nirgends kam es zu Widersetzlichkeiten und unangenehmen Auftritten.

(Fortsetzung folgt.)



Geschichte der Burg Hanstein.

Nach den vorhandenen Quellen von Adolph Fey.

(Fortsetzung.)

In den Beziehungen zu Hessen muß vorübergehend wieder eine Erkaltung eingetreten sein, denn die Chronisten melden, daß der Nachfolger von Hermann, Landgraf Ludwig I., im Jahre 1415 den Ludwigstein als „Trutzhandstein" erbaut habe, um die Bewohner des Hansteins besser beobachten zu können. Daß der Bau kein freundnachbarliches Werk war, läßt sich schon daraus ersehen, daß die erste Anlage unter dem Schutze eines hessischen Heeres geschah. Dessenungeachtet bekennen aber die von Hanstein schon am 24. April 1430 von Neuem, daß sie sich für ewige Zeiten mit Hessen verbinden.

Der jüngste Sohn Werner's des Aelteren, Heinrich der Jüngere genannt, starb 1467 und wurde der Stifter von beiden noch heute bestehenden Zweigen der Familie, indem von seinem Sohne Hans (dem Lahmen) die jetzigen Besitzer der Rittergüter Wahlhausen=Oberhof, Bornhagen=Unterhof, Oberstein, Ershausen und Töpfer, von seinem anderen Sohne Ritter Werner die von Unterstein, Bornhagen, Steinisch Hof und Wahlhausen=Unterhof abstammen.

Mit diesem Werner beschäftigen sich alle Chroniken eingehender, weshalb wir bei ihm etwas länger verweilen müssen. Sein Bild ist in den zeitgenössischen Quellen mit solcher Treue gezeichnet, daß er uns, wie er leibte und lebte, vor Augen tritt. Er erscheint uns darnach als ein ritterlicher Held, als ein wahrer Bayard, ebenso gefürchtet von seinen Feinden wie beliebt bei den Umwohnern, dabei als Günstling des weiblichen Geschlechts. Freilich ist nicht zu verschweigen, daß er nach unsern heutigen Begriffen eine äußerst gewaltthätige Natur besaß, die indeß in den damaligen Verhältnissen ihre Erklärung findet.

Zwei tödtliche Feindschaften sind es, die wie ein rother Faden sein ganzes Leben durchziehen, und seine Gegner sind keine geringeren, als der berühmte Hofmeister Hans von Dörnberg und Graf Heinrich von Schwarzburg. Hans von Dörnberg erfreute sich bei Landgraf Heinrich III. von Oberhessen hoher Gunst und ist später als Regent von ganz Hessen bekannt geworden. Landgraf Ludwig soll gesagt haben: „Wir sein nicht weise genug zu wissen, ob Hans von Dörnberg Landgraf an der Lahn, oder unser Bruder." Dagegen genoß Werner von Hanstein bei Landgraf Ludwig II. großes Ansehen, erhielt auch am 26. Juni 1465 von ihm das Dorf Wahlhausen wieder zu Händen und ein Geldlehen von 40 fl. Manngeld. Man weiß nicht genau, wie der Zwist zwischen Werner und Hans von Dörnberg begonnen. „Hunninga" sagt, daß er durch die Länderstreitigkeiten, die zwischen den beiden fürstlichen Brüdern 1467 am Spieß ausbrachen und wobei Dörnberg und Hanstein eifrig ihrer Herren Partei ergriffen hätten, entstanden wäre.

Es fanden nachher Scharmützel zwischen beiden statt. Einstmals zog Werner von Hanstein mit 60 Mann vor Frankershausen, das Stammhaus seines Feindes, und beschoß es mit einer Steinbüchse. Werner von Hanstein, der bei der Rückkehr vorausgeritten war, wurde bei der Folgung, einem Walde, der noch jetzt so benannt wird, von Landgräflichen unter Gilbert von Nordeck, oder nach „Hunninga's" Angabe von Bernd von Dörnberg ergriffen und gefangen genommen. Er mußte sich in Homberg vor den Fürsten Ludwig und Heinrich stellen, wo Hans von Dörnberg ihn als den Gefangenen seines Bruders in Anspruch nahm. Werner erwiderte darauf zornig: „Ich bin deines Bruders Gefangener nicht, und wer es von mir sagt, der lügt's; wiewohl du mir nicht gut genug bist, daß ich mich mit einem Bauern schlagen soll wie du bist, doch will ich's dir mit der Hand beweisen", wüthend sprang er über eine Bank auf Hans zu mit den Worten: „Bist du nun fromm von Art, so komm her." Der Landgraf hetzte, Hans verweigerte es aber, sich mit einem Gefangenen zu schlagen. — Der Streit wurde von den Landgrafen 1472 einstweilen dadurch geschlichtet, daß Werner 100 Thaler und sein bestes Roß an Hans geben mußte; die Feindschaft glimmte aber unter der Asche weiter, bis sie später wieder zur hellen Flamme angefacht wurde.

Die nächste Gelegenheit fand sich, als ein gewisser Hans von Storndorf aus Neid gegen Hans von Dörnberg mit vier Pferden von Burg Hanstein aus in das Dörnberg'sche Gebiet einfiel, was Hans von Dörnberg durch einen Raubzug auf Hanstein'sches Gebiet erwidern ließ. Nach vorübergehender Beilegung dieser Fehde im Jahre 1500 zu Homberg durch Kurfürst Hermann von Köln brach alsbald eine neue aus, in der sich noch ein zweiter Feind hinzugesellte. Den Anlaß bot hier ein bildschönes Weib. Vom

Erzbischof Adolf von Nassau war ein Graf Heinrich von Schwarzburg zum Provisor zu Erfurt, Hauptmann des Eichsfeldes und Amtmann auf dem Rusteberg bestellt worden. Anfänglich war er mit den von Hanstein befreundet, sie leisteten ihm sogar in seiner Fehde mit dem Herzog von Braunschweig-Grubenhagen 1420 Beistand und empfingen von ihm den Gleichenstein als Pfand. Die Freundschaft nahm jedoch ein jähes Ende, als der Graf, ein sehr eigenmächtiger und ungebundener Mann, die wunderschöne, aber leichtsinnige Frau des blinden Ritters Hans von Hein (Hagen), eine geb. von Wildungen, entführte, die Werner von Hanstein ebenfalls gefiel. Dieser nahm ihm den Raub ab. In der Chronik heißt es: „Da war Herr Werner von Hanstein, ein junger stolzer Ritter, dem gelüstet auch des Huhnes und das Weib that dem Habicht gleich und geredt . . ., und versaget dem Ritter nicht einen (Stein) Streich.“ Darüber entbrannte der Provisor in hellem Zorn, löste die Pfandschaft von dem Gleichenstein ab und vereinigte sich mit Hans von Dörnberg, Thilen von Westhausen und den Heiligenstädtern. Vereint zogen sie vor den Hanstein, raubten das Vieh und brandschatzten die Umgegend.

Werner war nicht der Mann, sich das gefallen zu lassen, er bewarb sich um die Hilfe des Herzogs Wilhelm von Sachsen und nahm 300 Paderborn'sche Reisige an. Mit diesen zog er im Jahr 1473 vor Heiligenstadt und trieb von dort das ganze Vieh (etwa 1100 Stück Rindvieh) zur Burg. Darauf zog dann wieder der Provisor mit den Heiligenstädtern, Duderstädtern und dem ganzen Eichsfeld vor den Hanstein und beschoß ihn mit Karthaunen und Steinbüchsen. Herr Werner zeigte sich ihnen aber auch in der List überlegen, er band die von ihm gemachten 14 Gefangenen, die Freunde des Provisors, zu seinem Schutze auf das Dach. Was blieb da dem Gegner anderes übrig, als unverrichteter Sache wieder abzuziehen! So endete die Fehde im Jahr 1474, nachdem sie acht volle Jahre gedauert und wie immer Verwüstung und Elend angerichtet hatte.

Hans von Dörnberg wurde durch den Kölnischen Krieg so sehr in Anspruch genommen, daß er Werner vorerst in Ruhe lassen mußte, nach seiner Rückkehr aber ergriff er sofort Maßnahmen, seinen Gegner zu schädigen. Er verbot den Bewohnern der umliegenden Ortschaften, Allendorf, Witzenhausen 2c., irgend etwas, dessen Werner zu seiner Nothdurft gebrauchte, an ihn zu verkaufen. Es half ihm aber nicht viel, das ganze Volk war dem Ritter geneigt und trug ihm alles heimlich zu. „Er that“, wie es in der Chronik heißt, „wie der Adler, der, wenn er etwas erworben hat, es theilt und mit sich essen läßt alle ihm treuen Vögel.“ Freilich, wenn er nichts hatte, dann griff er alle an, mochten es nun Braunschweiger, Stolberger Landleute oder Städter aus Goslar, Einbeck, Northeim sein, das galt ihm gleich.

Um sein Verbot wirksamer zu machen, bewirkte es Hans von Dörnberg sogar, daß ein kaiserlicher Befehl in gleichem Sinne erlassen wurde, ja, wie man sagt, auch eine Achtserklärung. Unter solchen Umständen mußte Wernern der heimathliche Boden zu heiß werden, er verließ das Eichsfeld. Der Ruf von seinen Thaten war bis hoch zum Norden gedrungen, so daß die Stadt Lübeck ihn zu ihrem Feldhauptmann erwählte, der er „viel schwere Arbeit“ that, wie es heißt, und wo er sein thatenreiches Leben gegen 1485 beschloß, nachdem er zuvor noch dem Bischof von Hildesheim gegen Herzog Friedrich von Braunschweig geholfen und den Bundesgenossen des Provisors, Graf Sigismund von Gleichen, bekriegt.

Nach Werner's Abzug nahm sein Bruder Hans den Fehdehandschuh auf, sowohl gegen den Provisor, dem er mitsammt seinem Verbündeten, dem Asmus Keudel, zwischen Martinfelde und Gleichenstein eine Niederlage beibrachte, als auch gegen Hans von Dörnberg. Die feindliche Begegnung mit letzterem geschah 1460 in der Schlacht bei Pfeddersheim auf dem Boden der Pfalz. Hanstein kämpfte auf der Seite seines Lehnsherrn Erzbischof Diether gegen den Pfalzgrafen Friedrich und den Landgrafen, in dessen Gefolge Dörnberg war. Sie trafen im Handgemenge aufeinander, Hanstein warf Dörnberg zu Boden und setzte ihm den Dolch auf die Brust. In diesem entscheidenden Augenblick wurde Hanstein von einem Sachsen, der mit den Hessen war, durch einen Stich in's Bein verwundet. Daß er von dem Stiche für immer gelähmt wurde, hielt ihn nicht ab, den Krieg noch weiter als Feldhauptmann mitzumachen. Mit der Rache aber war es vorbei. Hans von Dörnberg überlebte seine Gegner; der Provisor wurde durch einen Büchsenschuß vor Immelnhorst getödtet, nachdem er zuvor durch den Erzbischof vom Eichsfeld entfernt worden war, weil die ganze Bevölkerung gegen ihn aufstand.

Wir haben diese Vorgänge nach den ältesten Quellen: „Chronika und altes Herkommen der Landgraven von Doringen“ sowie der Chronik von Lauze 2c. wiedergegeben, auch die „Urkundliche Geschichte des Geschlechts der

von Hanstein", den Aufsatz: „Hessen und die Mainzer Stiftsfehde" von Franz Gundlach und das „Stammbuch des Geschlechts dero von Doringenbergk.. von Johann Hunninga (Huningha) (1610)", dessen Einsicht uns der Besitzer, Herr Kammerherr und Obervorsteher Freiherr von Dörnberg, gütigst gestattete, benutzt.

Auf Landgraf Ludwig folgte in Hessen Landgraf Wilhelm I., mit dem die Familie in gutem Einvernehmen stand. Derselbe belehnte 1492 den ältesten Sohn Werner's, Ritter Kersten (Christian), mit einem Geldlehen von 40 Gulden. Christian wurde später auch Statthalter von Kassel und starb 1506. Sein Bruder Thile trat in nahe Verbindung mit Landgraf Wilhelm III., dessen Hofdiener er 1498 wurde; der erste derartige Fall in der Familie. Auch erhielten die von Hanstein in demselben Jahre von dem Landgrafen leihweis Kriegsmaterial zu ihrer Vertheidigung.

Am 19. Juni 1546 wurde durch Schiedsgericht bestimmt, daß die von Hanstein das seit 1362 nicht gemuthete Lehen über Wüsthäuterode, Rodenbach, Reckerode und Besenhausen wieder von Hessen empfangen sollten. Der zur Zeit abwesende Kurt von Hanstein verweigerte die Anerkennung dieses Schiedsspruches und erhob bei Kaiser Karl Beschwerde dagegen. Dies, sowie die geforderte Rückgabe des Kriegsmaterials gab zu vielem Aergerniß und Weiterungen Anlaß. —

Gehen wir von der Linie Dittmar's zu der Linie Lippold's über, so sind mehrere Angehörige derselben zu nennen, die sich als Kriegs- und Staatsmänner, bezw. Geistliche ausgezeichnet haben.

Von Kurt's (des älteren) Söhnen ist Kaspar, 1492, als Drost von Lüneburg bekannt geworden, er ist, da die Nachkommen seiner Brüder später ausgestorben sind, der Stammvater dieser noch blühenden von Hansteinischen Linie geworden. Er machte 1505 den Krieg in der Pfalz mit. Sein Sohn Burchard war Kanonikus des Stifts zu Fritzlar, sein zweiter Sohn Konrad oder Kurt war ein berühmter Kriegsheld und kaiserlicher Oberst. Im Schloß Hanstein und zwar in dessen südlicher Abtheilung nach 1500 geboren, machte er als Hauptmann des Landgrafen Philipp 1532 den Feldzug in Würtemberg mit, und wurde dann dem König Christian III. von Dänemark mit einem Geschwader Reiter und vier Fähnlein Knechte zur Hilfe geschickt. Nach Beendigung dieses Feldzuges trat er als Hauptmann in den Dienst des Kaisers Karl. Zu gleicher Zeit erwarb er das Manngutlehen Ober-Ellen bei Eisenach sowie das Dorf Sieckenrode auf dem Eichsfelde. Im Jahre 1544 ernannte ihn Landgraf Philipp zu seinem Feldmarschall gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig. Kurt besiegt ihn bei Nordheim 1545 und nahm ihn gefangen. Einen neuen Feldzug vorbereitend, reiste er im Januar des Jahres 1550 mit Wilhelm v. Grumbach, der durch sein „Händel" bekannt geworden, im Eichsfeld umher, um ein Kriegsheer für den Markgrafen Albrecht von Brandenburg anzuwerben, das England zur Hilfe gegen Frankreich geführt werden sollte. Noch ehe die geworbenen Truppen sich in Bewegung gesetzt, war zwischen den beiden Mächten bei Boulogne ein Friedensvertrag unterzeichnet worden. So war es Kurt für dieses Mal nicht vergönnt, neuen Ruhm einzuernten. Doch nur kurz war seine Rast, denn, nachdem Landgraf Philipp vom Kaiser in die Acht gethan war, trat er zum Kaiser über und vertheidigte als sein Feldoberster Frankfurt gegen die verbündeten Sachsen und Hessen, was ihm eine poetische Verherrlichung eintrug.

„Herr Konrad von Hanstein, ein Edeler Held,
Dem war die Stadt anheimgestellt,
Zu frommen trewen Handen,
Der hielt sich wohl, trum wird er bilch
Gepreist in allen Landen."

Er starb am 23. März 1553, wahrscheinlich in Mainz, seine Gebeine ruhen in der St. Katharinenkirche in Oppenheim, wo sein Bild in Marmor aufgestellt ist. Mit ihm ging ein tapferer, edelmüthiger Mann aus dem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Schwalbe.

Kommt des Glückes erste Schwalbe
Zu dir her nach trüber Zeit,
Weht ihr erstes, leises Zwitschern
An dein Herz nach dumpfem Leid.
O wie zagend, bangen Auges
Folgst du ihrem schnellen Flug.

Schwalbe — ist's der Ruf der Sonne,
Der dich wieder zu mir trug?
Schwalbe, darf ich dir vertrauen?
Daß mein Herz voll Glauben lacht?
Oder Schwalbe — bist du jene —
Die noch keinen Sommer macht?

T. Keiter-Keßner.

Zu spät.

Aus dem Leben erzählt von Jean Voigt.

Im wunderschönen Monat Mai, wenn die Maiglöckchen läuten, die Knospen springen und die Vögel singen, dann fühlt das empfängliche Menschenherz sich so glücklich, und es ist ihm dann gewöhnlich eine Freude, zu beglücken.

Und einst im Mai kam der Herr Prokurator Konrad Römer, der einzige Rechtsanwalt im Städtchen, vom Gericht und ging seiner vor'm Thor in voller Maien- und Blüthenpracht gelegenen Wohnung zu. Aber es mußte heute wohl nicht nach seinem Wunsche gegangen sein im Gerichtszimmer, denn er sah so stolz und verdrießlich aus, der Herr Prokurator, und der Mai mit all' seiner Pracht schien ihn kalt zu lassen. Er beachtete kaum die ehrfurchtsvollen Grüße, welche die begegnenden Ackerbürger an ihn richteten, und kopfschüttelnd sah ihm ein altes verschrumpeltes Männchen nach, das sonst einen Gegengruß gewöhnt sein mochte und deshalb jetzt vor sich hinknurrte, als ob es fragen wollte: „Was denn wohl dem in die Krone gefahren sein mag, daß er so ganz der schönen Maiensonne zuwider unfreundlich ist.“

Zu Hause, — und der Prokurator besaß ein sehr freundliches Zuhause, ein Haus ganz für sich allein, — hellte sich sein „verdrießliches Amtsgesicht“, wie es sein 18jähriges Töchterchen, seine stattliche Erstgeborene, sonst sein goldblondes Sonnenscheinchen, schmollend nannte, noch lange nicht auf; der Herr Prokurator zog sich alsbald in seine Amtsstube zurück und grübelte. — Aber weder sein altes Faktotum in der Schreibstube nebenan, noch seine Gattin, noch seine Tochter wagten zu fragen, — wenn man indeß warten wollte, bis er ihnen von selbst mittheilen würde, worüber er grübelte und was ihn verdroß, dann kannte man den stolzen Herrn schlecht. Ja, er war stolz, der Rechtsbeistand der Bürger und Bauern im Amtsbezirke Trübenau, und eigentlich hätte für ihn ein Mensch ohne akademische Bildung gar keine Existenzberechtigung gehabt, wenn nicht gerade die auf Universitätsbildung verzichtenden Leute vorzugsweise seine Klienten ausgemacht hätten. Stammte er doch aus einer alten Pfarrersfamilie, in der seit unvordenklichen Zeiten alle Jungen, ob sie begabt waren oder nicht, ganz selbstverständlich, ausgerüstet mit Stipendien, auf die Hochschule geschickt wurden. So begegnete man in den Annalen der Familie Römer nur studierten Leuten, würdigen Pfarrherren, Konsistorial-, Gerichts- und anderen Räthen, denn wenn es auch bei einzelnen langsam und schwerfällig von Statten gegangen war, „durch“ waren sie schließlich alle gekommen; der eine hatte dem anderen fortgeholfen. —

Augenblicklich war der Herr Prokurator unnahbar, und offenbar wollte er einen schweren Verdruß mit sich allein verwinden, da er sich jede Störung verbeten und auch Luise, seinen sonst alles vermögenden Liebling, wiederholt abgewiesen hatte.

Vorsichtig ging Luise dann auf Entdeckungsreisen, denn der Vater in seiner unnahbaren Verschlossenheit machte sie ängstlich und besorgt. Sie schob sich leise in die Schreibstube hinein, in welcher Herr Plettenberg, Papa's Buchhalter, Bureauchef und Faktotum, mit seinen Schreiberjünglingen oder, wie sie gewöhnlich meinte, „Papa's Federvolk“ hauste. Mit Herrn Plettenberg, der schon zwei Jahre vor ihrer Geburt in diese Stube als 30jähriger, gut empfohlener Mann aus der nahen Hauptstadt eingerückt war, sich nun 20 Jahre lang dort behauptet, aus dem Städtchen ein Weib genommen und auch längst Sitz und Stimme im Bürgerausschuß erworben hatte, stand sie „reizend“.

Wie konnte das auch anders sein, denn er war ihr Vertrauter gewesen in allen ihren kleinen und großen Kindergeheimnissen, und jetzt sah der einfache treue Mann mit der großen Hornbrille oft viel schärfer, las viel sicherer im Herzen der erblühten Jungfrau und hatte viel mehr Verständniß für ihre Leiden und Freuden, als ihr stolzer guter Vater und ihr liebes, argloses Mütterchen. So wußte er auch schon lange, daß Fräulein Luischen trotz Vaters strengem Verbot und ungeachtet der dringenden Bitten ihrer Mutter nicht von „ihrem Theo“ lassen konnte, daß sie immer noch mit dem Forstkandidaten Theodor Ritter Briefe wechselte, und wenn er in den Ferien hier zu Hause bei seinen Eltern verweilte, auch Zusammenkünfte mit ihm zu Stande zu bringen keinen Anstand nahm. Aber er wußte auch, daß der Herr Prokurator niemals seinen Widerstand gegen dieses Liebesverhältniß seiner Tochter aufgeben würde. Er hatte zwar an dem jungen Ritter nichts weiter auszusetzen, als daß er im Oberförster-Examen durchgefallen war, aber das hätte er ihm schließlich verziehen; nur daß er der Sohn seines Vaters war, würde er ihm niemals vergeben. Denn Ritter, der Vater, welcher Jahre lang auf dem Gerichte geschrieben hatte, besaß neben einer tüchtigen Portion Dreistig-

keit einen ziemlich scharfen Mutterwitz, Geschicklichkeit im Schreiben und im Reden und war schon lange ein vielbegehrter Winkeladvokat für Stadt und Amt Trübenau. Schon wiederholt hatte er gegen den studierten Herrn Rechtsanwalt Römer kleine Rechtshändel ausgefochten und in seiner gründlichen, oft recht sachkundigen Art Erfolge erzielt, die den Stolz des studierten Herrn schwer gekränkt, den Herrn Ritter senior dagegen stolz gemacht hatten. Mit einem steten Lächeln auf den Lippen, gelassen und ruhig, aber hartnäckig und rücksichtslos, hatte er den Herrn Prokurator gar oft hineingelegt, und es genirte den Herrn Ritter senior ganz und gar nicht, daß er damit seines Sohnes schönsten Herzenswünsche erbarmungslos der Vernichtung aussetzte. „Fiat justitia et pereat mundus“ sagte er, denn er konnte etwas lateinisch, dem Sohne einstmals, als dieser Vorstellungen wagte, und so waren auf beiden Seiten dem Liebespärchen die Väter fortgesetzt entgegen.

Drum, als Fräulein Luise jetzt voll namenloser Besorgniß ihren alten, lieben Vertrauten über Väterchens muthmaßlichen Verdruß aushorchen wollte, sagte dieser fast traurig: „Wir hatten heute die Wegestreitigkeits-Sache: Domeier contra Piepenbrink, und den Letzteren hat, so viel ich weiß, Ritter berathen; — der soll den Herrn Papa aber wohl wieder einmal geärgert haben.“

„O, ich habe es geahnt, ich habe so etwas gefürchtet, Herr Plettenberg, Daher meine Angst, meine Unruhe! Und doch, — nun Sie meine unbestimmte Ahnung in eine bestimmte Vermuthung kleiden, erschreckt es mich, als fiele der Himmel ein.“

Traurig fuhr das gequälte Mädchen, während die beiden jungen Schreiber, ihre Mittagspause beginnend, sich entfernten, fort: „Ach, Herr Plettenberg, wenn sich die Gegensätze der Väter immer auf's Neue verschärfen, dann ist für die Kinder alle Hoffnung hin. Theo geht ja nun morgen fort in einen neuen Wirkungskreis, er wird in den Freiherrlich von M***'schen höheren Forstdienst treten, wohin ihn der Direktor der Forstakademie warm empfohlen hat. Er wird dort neue Eindrücke, neue Reviere, neue Pflichten und neue Amtsgenossen finden. Ihn wird die Hoffnungslosigkeit unseres Herzensbundes daher lange nicht so schwer treffen, als mich, die ich hier tagtäglich mit ansehen muß, wie die Kluft sich immer mehr erweitert. Ich trage sehr, sehr schwer für meine schwachen Kräfte, und fürchte, bald ist das Maß voll. Sie sollen sehen, Sie Guter, es bricht mir das Herz.“

Das sonst so muthige Mädchen war ganz muthlos. Sie nickte ihrem Freunde zu und verließ das Zimmer. Plettenberg aber sah noch lange ihren namenlos traurigen Blick vor Augen, doch trösten konnte er das liebe Fräulein nicht, denn auch ihm schien es längst hoffnungslos, daß jemals so schroffe Gegensätze ausgeglichen werden könnten.

Auf dem Wege nach seiner Wohnung erfuhr er denn auch nicht nur die Bestätigung seiner Vermuthung, sondern die Einzelheiten der heutigen Gerichtsverhandlung, die man ihm erzählte, übertrafen seine Befürchtung sogar noch weit. Denn da war der rechtsgelehrte Herr Prokurator von dem Winleladvokaten wieder einmal so empfindlich getroffen worden, daß für den Herzensbund der Kinder die letzten schwachen Hoffnungsfunken erlöschen wollten.

Es hatte sich darum gehandelt, daß ein kleiner Zufuhrweg, den nur Domeier und Piepenbrink benutzten, von Beiden als Eigenthum beansprucht wurde, ohne daß in Flurkarte oder Grundbuch etwas zu finden war. Da Beide den Weg doch nicht ganz besitzen konnten, beide aber, um zu ihren Wiesengrundstücken zu gelangen, auf den Weg angewiesen waren, so hatte Römer den Streitenden einen Vergleich vorgeschlagen, nach welchen beiden Parteien der Weg je zur ideellen Hälfte zugeschrieben werden sollte. Der Rechtsanwalt hatte Einigung zuvor erzielt und solches dem Richter eben vorgetragen, wodurch der Rechtsstreit erledigt gewesen wäre, wenn nicht plötzlich Ritter sich erhoben und mit seinem mokantesten Lächeln laut Generalvollmacht für Piepenbrink Einsprache erhoben hätte. Er habe sämmtliche Familienpapiere seines Auftraggebers durchstöbert, und gestern Abend spät sei er so glücklich gewesen, verschiedene Quittungen aufzufinden, wonach der Vater des Domeier an den Vater des Piepenbrink für Mitbenutzung eines Zufuhrweges im Krankenhagen früher, vor etwa 20 Jahren, Rekognitionsgebühr gezahlt und dadurch das Eigenthumsrecht des Piepenbrink anerkannt habe. Er könne daher wenn sein Auftraggeber auch der einfacheren Rechtsanschauung des Herrn Prokurators nicht widersprochen habe, jetzt nicht zustimmen, daß aus der Unkenntniß Piepenbrink's für Domeier Kapital geschlagen werde, Er beantrage deshalb Termin-Verlegung, damit Herr Römer zuvor erst noch gründlicher die Sachlage zu prüfen vermöge. —

Die überlegen hämische Art und Weise, wie der Winkelkonsulent so sein Rechtsexposé zum Besten gab, war aber empörend gewesen. So sagte man, und wer Ritter kannte, glaubte es anstandslos.

„Die Streitsache selbst ist ja eine Bagatelle, und wird auch ohne Zweifel mit dem vorgeschlagenen

Vergleiche dennoch enden", dachte Plettenberg. „Aber, aber, daß sie solche gehässige Blasen treiben konnte, ist ein Zeichen unserer Zeit. Es ist eben keine Liebe mehr unter den Menschen.

Wenn dann aber einmal", so philosophirte Plettenberg weiter, „zwei brave Menschenkinder in selbstloser Liebe treu ausharren, ohne daß der Mammon oder sonstige Berechnung oder irgendwelche Hintergedanken im Spiele sind, dann läßt man das nicht zu, denn es ist nicht zeitgemäß, und die eigenen Herren Papas nehmen gar keinen Anstand, auf den Herzen ihrer Kinder herumzutrampeln, wenn die Liebe der Kinder in ihren Kram nicht passen will. Arme Luise! Dir ist schwerlich das geträumte Glück beschieden!"

Luise hatte inzwischen am Halse ihres guten Mütterchens sich ausgeweint, doch wenig Trost gefunden, denn so lieb Mama auch war, und so gern sie den jungen Ritter als Schwiegersohn aufgenommen hätte, gegen Papas Widerstand zu kämpfen, dazu fühlte sie sich zu schwach, und Papa Römer hatte ihr durch seine diktatorische Art das Kämpfen auch längst abgewöhnt.

Das gemeinsame Mittagsmahl verlief still und schweigsam; jeder beschäftigte sich mit seinen Gedanken und die Stimmung blieb gedrückt. Nur die zehnjährige kleine Lotte, ein Ebenbild ihrer Schwester Luise, ein liebes Kind, konnte das Plappermäulchen nicht halten, sie fragte viel, bekam aber nur halbe Antworten, und als sie Luise ausfragte, weshalb sie so blaß aussähe und warum sie geweint habe, erhielt das Kind zur Antwort, Luise habe Migräne.

Der Vater warf einen forschenden scharfen Blick zu seiner Erstgeborenen hinüber, sagte aber nichts. Bevor er sich in sein Zimmer zurückzog, theilte er mit, daß die Jungen geschrieben hätten und daß klein Lottchen mit ihm hinüber kommen und den Brief holen solle.

Und Lolla kam alsbald zurückgesprungen und brachte von ihren Brüdern Willy und Hans, die das Wilhelmsgymnasium in der Hauptstadt der Provinz besuchten, liebe Briefe. Willy, der Sechszehnjährige, war Obersekundaner, und der 14jährige Hans saß in der Obertertia. Beide blonde und blauäugige, herzige Knaben liebte man im Prokurator-Hause sehr, und ein Brief von ihnen war dort stets ein freudiges Ereigniß.

Deshalb, als die Mutter den Brief zu lesen begann, wurde sie rechts und links von ihren mitlesenden Töchtern innig umschlungen. Denn die Briefe galten den geliebten Eltern und den lieben, lieben Schwesterchen zugleich, enthielten Berichte über die gute Pension bei Frau Pfarrer Werner, über die bevorstehenden Klassen-Spaziergänge und deren muthmaßlichen Kosten, sowie sonst über ihre kleinen Sorgen, Bedürfnisse und Wünsche. Sie fragten nach Diesem und Jenem, was sie in der Heimath interessirte, sandten Grüße und Küsse in Menge und fügten auch für Tante Line herzlichen Gruß hinzu. Luise, welche den Brüdern sehr zugethan war, schien von ihrem Herzeleid so einmal abgelenkt zu sein, denn aus Willy's Briefe las sie sogar eine Stelle wiederholt und laut vor sich hin.

„Was unsere beiderseitigen Aktien in der Penne betrifft, so stehen diese meines Dafürhaltens ganz famos. In unseren Heften finden sich eigentliche Negativ-Noten nicht vor, und man kann sogar mitunter beim Durchblättern einem kleinen Plus, als da ist mehr als ‚genügend', begegnen. Kurz und gut, Ihr Lieben, ich bin in der angenehmen Lage, von uns zu berichten, daß wir zur Zeit durchweg den Anforderungen der Klasse genügen.

Du, lieber Papa, wünschest zwar noch bessere Resultate, das weiß ich. Indeß kannst Du glauben, was ich Dir schon öfter sagte, cher père, es ist heutzutage bei allem Büffeln für einen mäßigen Hirnkasten recht herzlich schwer, mehr als Genügend zu erreichen. Der Komiker, der hier im Theater jüngst sang: Was früher vorzüglich war, ist jetzt kaum genügend! hat deshalb die Wahrheit gesungen."

Lottchen sprang, als sie einen Blick auf die im Zimmer pendelnde Kuckucksuhr geworfen hatte, auf, gab rasch Mutter und Schwester einen Adieukuß und lief davon, denn sie hatte noch Unterricht.

„Und Du, liebe Luise," hub das besorgte Mütterchen an, „Du wirst Dich jetzt auf Dein Zimmer zurückziehen und eine Stunde ruhen. Dann aber gehst Du in der herrlichen Maienpracht erst spazieren und besuchst hernach Tante Line einmal wieder. Vielleicht kann *sie* Dich aufrichten, denn Du siehst wirklich angegriffen und trübselig aus, Du armes Kind! Widersprich nicht, Mädel, und thue so, wie ich Dir sage; die unglückselige Liebe zehrt Dir auch am Körper. Gott sei es geklagt, daß ich Dir nicht helfen und daß man so, wie die Verhältnisse liegen, auch sonst nur schwache Hoffnung haben kann. Aber laß Dich nicht ganz unterkriegen. Du warst doch sonst immer so ein muthiges, fröhliches Mädel, halte den Kopf hoch, Kind, vielleicht wird ja Alles, Alles zuguterletzt doch noch gut."

„Du bist lieb, Du meinst es so gut, liebe Mama, aber ich kann mir nicht helfen, *ich* habe das Gefühl, als ob ich nichts mehr zu hoffen habe," entgegnete Luise, reichte der Mutter die Hand und fiel ihr dann laut aufschluchzend um

den Hals. Dann aber drängte die Mutter sie hinaus.

Lange hielt es das Mädchen auf seinem Zimmer jedoch nicht aus, seine Ruhe war ja hin und sein Herz so schwer.

Und als die Frau Prokurator sich eben anderen Mutterpflichten hingegeben hatte und beschäftigt war, die Packetsendung für die Jungen vorzubereiten, wobei ihr die alte treue Magd Annlies mit Rath und That zur Seite stand, rief Luise schon „Adieu“ und nahm einen Gruß für Tante entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



Lenz und Liebe.

Als ein wilder Knabe liebt' ich
Nur den Herbst, den blüthenlosen,
Mit der Wälder bunten Farben
Und der Stürme tollem Tosen.

Doch den Frühling, doch den Frühling
Hab' ich damals nicht verstanden:
Anders ist es, meine Liebe,
Seit sich unsre Herzen fanden.

Gern nun überließ den Herbst ich
Jungen oder alten Knaben:
Gebt den Frühling frischen Herzen,
Die wie wir so lieb sich haben.

F. A. Lange.



Aus alter und neuer Zeit.

Wie das Erbmarschallamt an die Freiherrn Riedesel zu Eisenbach kam. Nach einer Sage. Im 15. Jahrhundert lebte am Hofe Landgraf Ludwig's I. von Hessen Ritter Hermann Riedesel von der Brakenburg. Der Ritter liebte ein schönes Fräulein, die ihm nicht minder zugethan war, Margarethe, die Tochter des im Jahre 1432 verstorbenen Erbmarschalls Röhrig von Röhrenfurth. Obgleich Riedesel alles aufbot, um den Vater Röhrig zu gewinnen, ja, obwohl der Landgraf selbst oft als Fürsprecher der Liebenden auftrat, so blieb der Erbmarschall doch unerbittlich. Aber es sollte anders kommen. Einst jagte Hermann in einem dichten Walde, als er plötzlich jemand um Hilfe rufen hörte. Seiner Ritterspflicht eingedenk, eilte er dem Rufen entgegen. Wenige Schritte nur, und er erblickte den Vater seiner Geliebten von Räubern niedergeworfen, in der äußersten Gefahr ermordet zu werden. Rasch stürzt er auf die Uebelthäter los, haut wacker um sich und zwingt sie zu eiliger Flucht. „Unbekannter Mann,“ sprach der Erbmarschall, „fordere von mir, was du willst, kein Lohn wird mir zu groß sein, um Dir Deine Bruderthat zu vergelten.“ Er kannte nämlich Riedesel nicht, weil dieser geharnischt war, und in Folge dessen der Helm sein Antlitz verbarg. „Meine Bitte ist kühn,“ erwiderte der junge Ritter, „aber Du wirst sie mir nicht versagen. Ich bitte Dich um die Hand Deiner Tochter!“ „Du sollst sie haben,“ sprach der Greis, „so Du anders von edlem Blute bist.“ „Das bin ich“, versetzte Riedesel, schlug das Visir auf und warf sich dem staunenden Röhrig in die Arme. Freudig zogen sie an das Hoflager des Landgrafen zurück und brachten Margarethe die frohe Kunde, daß alle ihre Wünsche erfüllt seien. Soweit die Sage. — Thatsache ist, daß aus der Ehe Hermann Riedesel's und Margarethens von Röhrenfurth die ganze jetzt noch blühende Familie der Freiherren Riedesel zu Eisenbach stammt, Thatsache auch, daß Hermann Riedesel im Jahre 1429 für sich und seine Leibeslehnserben die Anwartschaft auf das Hessische Erbmarschallamt und die ansehnlichen Mannlehen der Röhrenfurthischen Familie erhielt, welch' letztere ihm im Jahre 1432 nach dem Tode Röhrig's wirklich zufielen, und daß Hermann im Jahre 1459 bei dem Regierungsantritt Landgraf Ludwig's II. mit dem Erbmarschallamt feierlich belehnt wurde.

Die vorstehend erzählte Sage scheint übrigens erst neueren Ursprungs zu sein. Sie findet sich nach K. W. Justi in seinen Denkwürdigkeiten IV,

Abth. 2, S. 403, zuerst in einer vor etlichen Jahren (also vor 1805, dem Erscheinungsjahr des vorliegenden Bandes des Werkes) in Wittenberg herausgekommenen kleinen Sammlung von Erzählungen, Einfällen u. s. w. unter der Aufschrift: „Die gekrönte Liebe". Schade, daß von Justi der Titel des Buches, dem er die Anekdote entnommen hat, nicht genauer angegeben, dann wäre es vielleicht möglich, weitere Nachforschungen nach ihrem Ursprung anzustellen. Daß sie nicht älterer Herkunft ist, dürfte schon daraus zu ersehen sein, daß Hermann Riedesel darnach in voller Eisenrüstung auf die Jagd geht, während man doch auch schon im Mittelalter in der Regel in leichter Ausstattung dem edlen Waidwerk huldigte.

Lyceum Fridericianum. Als 1779 das vormals Zanthier'sche Haus in der oberen Königsstraße zu Kassel zum Schulhaus angekauft und eingerichtet wurde, versah man dessen Balkon mit zwei allegorischen Steinstatuen, der Religion und dem Fleiß, und brachte darüber eine Tafel aus grauschwarzem Marmor zu einer Inschrift an. Ueber die Schreibart der beiden dazu bestimmten Wörter: „Lyceum Fridericianum" entspann sich unter den Gelehrten in Kassel ein langer Streit, der noch dazu unrichtig entschieden wurde, indem die Tafel die aus vertieften Buchstaben bestehende und daher unverbesserliche Inschrift: „Lyceum Friedericianum" erhielt. Man hatte sich sogar nach Berlin gewendet, um zu erfahren, ob König Friedrich der Große sich in lateinischer Form Fridericus oder Friedericus schrieb. Die Antwort lautete, Friedrich unterzeichne sich stets in der französischen Form Frédéric, und so fühlte man sich bewogen die Form Fridericianum mit ie anzubringen.

Kurfürst Wilhelm I. als Drechsler. Kurfürst Wilhelm I. war noch in seinen späteren Jahren ein leidenschaftlicher und wirklich geschickter Drechsler, der künstliche Holzbecher herstellte und namentlich auch das schwierige Flachdrehen verstand. Er hinterließ bei seinem Tode sieben verschiedene Drehbänke, welche damals in Privathände kamen und in den Schubladen noch verschiedene Gegenstände enthielten, welche der Kurfürst angefertigt hatte, Rosetten von Elfenbein u. s. w. Das Zimmer, in welchem der Kurfürst in schlichter Kleidung seinen Drechslerarbeiten obzuliegen pflegte, lag im Bellevueschloß zu ebener Erde nach der Frankfurter Straße zu. Eines Tages bemerkte nun ein vorübergehender Bauer den ihm unbekannten Drechsler, trat ein und bat ihn um Anfertigung eines Knopfes auf seinen Stock. Der Kurfürst, welcher ein besonderer Freund der biederen Landleute war, erklärte sich gern bereit und drehte dem Bauersmann unverzüglich einen schönen großen Knopf von Elfenbein auf dessen Stock. Als derselbe die Größe des Knopfes bemerkt, wird er bedenklich, in der Befürchtung, er werde für die Arbeit schweres Geld bezahlen müssen. Wie erheitert sich aber sein Antlitz, als er erfährt, der Knopf koste nur einen guten Groschen, den er selbstverständlich bereitwillig erlegt, um sich dann zu entfernen. Der Kurfürst hat den verdienten hessischen Löwengroschen noch lange aufbewahrt und vielen Personen seiner Umgebung vorgezeigt.

Aus Heimath und Fremde.

Monatssitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel. — Am Abend des 29. März hielt der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel an gewohnter Stelle seine Monatssitzung. Neben den üblichen geschäftlichen Mittheilungen, mit welchen der Vorsitzende Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner sie eröffnete, ist die abermalige Zuwendung werthvoller Geschenke zu erwähnen. An Druckschriften gingen u. a. ein von dem Herrn Professor Lenz Bekanntmachungen aus dem Jahre 1813, von Professor Dr. Edward Schröder (Marburg) „Urkundenstudien eines Germanisten", von dem Vorsitzenden seine Schrift über „General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel (1806—1807) und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes", Kassel 1897, welche, aus einem im Geschichtsverein gehaltenen und nachher im „Hessenland" Jahrgang X (1896), Nr. 1—4, abgedruckten Vortrage erwachsen, diesem gegenüber wesentlich erweitert ist. Ferner legte Dr. med. Schwarzkopf, nachdem noch der Säbel eines Dorfschulzen der westfälischen Zeit (Maire) als Erinnerungsstück an dieselbe herumgereicht war, als Geschenk für den Verein einen Theil der Originallisten vor, welche im Jahre 1813 von den Franzosen im Kastell zu Kassel über die dort in Gewahrsam befindlichen Gefangenen geführt wurden. Sie sind zumal wegen der beigefügten genauen Signalements der Häftlinge bemerkenswerth, unter denen eine Anzahl bekannter Kasseler Namen aufstoßen, wie Arnold, Mensing, Werner, Gieseler,

Wetzel, Heinrich, Grau, Steitz, Avenarius, Gläßner 2c. Unter den darin verzeichneten Namen befinden sich auch die einer großen Anzahl Frauen und Mädchen, deren Taillenweite somit der Nachwelt aufbewahrt worden ist. Zum Schluß hielt Gymnasialdirektor Dr. Heußner den angekündigten sehr anregenden Vortrag über die „Charakteristik der Brüder Grimm", der höchst beifällig aufgenommen wurde.

Universitätsnachrichten. Zu Lausanne verstarb am 24. März Professor Hermann Wiener aus Darmstadt im Alter von 82 Jahren. Wiener war 1834 als politischer Flüchtling nach dem Waadtland gekommen und 1848 zum Professor der griechischen Sprache und Litteratur an der Akademie ernannt worden. 1877 legte er sein Amt nieder. Von ihm stammt der große Katalog der waadtländischen Kantonatsbibliothek. (Frankf. Ztg.) — Der Abgeordnete Professor Dr. Paasche, welcher der Universität Marburg als ordentlicher Professor der Nationalökonomie angehört, ist seit längerer Zeit zur technischen Hochschule in Charlottenburg beurlaubt und wird, wie wir aus guter Quelle hören, bald ganz dorthin übersiedeln. Um die durch seinen Fortgang aus Marburg entstehende Lücke auszufüllen, ist der Berliner Privatdozent Dr. Karl Oldenberg (geboren zu Berlin 1864) zum außerordentlichen Professor in Marburg ernannt worden. Oldenberg, ein Schüler von Gustav Schmoller und Adolf Wagner, hat sich bestrebt, die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen dem großen Kreise der Gebildeten zugänglich zu machen, er schrieb u. A. über den russischen Anarchismus und die Ziele der Sozialdemokratie. In den letzten Jahren ist er besonders durch seine Theilnahme an evangelisch-sozialen Bestrebungen hervorgetreten. — Als außerordentlicher Professor für die Pflege der Grammatik der beiden klassischen Sprachen, für welche bisher in Marburg kein Lehrstuhl vorhanden war, ist Privatdozent Dr. Paul Kretschmer in Berlin dorthin berufen. Geboren 1866, hat er 1889 den Doktorgrad erworben und sich 1891 als Privatdozent habilitirt. — Der Professor der Philosophie Dieterich in Marburg wird an Stelle des nach Straßburg berufenen Professors Schwartz nach Gießen übersiedeln.

Todesfälle. Am 18. März verschied zu Kassel im 70. Lebensjahr ganz plötzlich Amtsgerichtsrath Friedrich Wilhelm Seelig, ein in allen Klassen der Bevölkerung hochgeachteter und beliebter Beamter. Der Verstorbene entstammt einer althessischen, in Kassel und Hersfeld angesessenen Familie. Er trat im Jahre 1849 als Unterprokurator in den kurhessischen Staatsdienst, aus diesem 1866 in den preußischen. Als Richter wirkte er an den Amtsgerichten zu Felsberg und namentlich lange Jahre in Kassel, wo er Vorsitzender der Abtheilung VIII (Grundbuchwesen betr.) war. Außer in seiner richterlichen Thätigkeit erwarb sich der Verblichene als langjähriger Vorsitzender des westdeutschen Fischereiverbandes besondere Verdienste. In den Kriegsjahren 1870 und 1871 entfaltete er daheim eine rege Wirksamkeit für das Lazarethwesen. Auch als Schriftsteller ist er hervorgetreten, so vornehmlich als Herausgeber von Sammlungen polizeilicher Vorschriften und von gerichtlichen Entscheidungen auf dem Gebiete des Fischerei- und Wasserrechtes. Ein zahlreiches Trauergefolge, unter welchen Oberpräsident Magdeburg, Excellenz, Landgerichtspräsident von Stockhausen, viele Angehörige des Richterstandes und sonstige höhere Beamten, erwies dem Verstorbenen die letzten Ehren. — Am 20. März verstarb zu Kassel der Major a. D. Freiherr Adolf von Oeynhausen im 79. Lebensjahr. Mit ihm schied wieder ein tüchtiger ehemals kurhessischer Offizier aus dem Leben. von Oeynhausen trat 1866 als Hauptmann und Compagniechef im 3. hessischen Infanterieregiment Nr. 83 in den preußischen Dienst über, wurde jedoch kurze Zeit nachher krankheitshalber mit dem Charakter als Major pensionirt. Unter den den Sarg schmückenden Kränzen befand sich ein solcher von den in Kassel wohnhaften Offizieren des früheren 3. kurhessischen Infanterieregiments, in welchem von Oeynhausen gestanden hatte. — Am 27. März raffte der Tod den ehemals kurhessischen Oberstabsarzt, Sanitätsrath Dr. Konrad Rosenkranz zu Kassel im hohen Alter von nahezu 80 Jahren dahin. Nach seinem Austritt aus dem Militärdienst war Rosenkranz bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand im Jahre 1887 als Dirigent des Landkrankenhauses zu Bettenhausen thätig. In dieser Stellung hat er 27 Jahre lang segensreich gewirkt, sodaß sein Andenken in hohen Ehren bleiben wird

---

Mittel zur Förderung familiengeschichtlicher Forschung in Hessen? Einer unserer Abonnenten schreibt uns Folgendes: „Wohl vielen Ihrer hessischen Leser wird, so wie mir, daran gelegen sein, Kenntniß über die Geschichte ihrer Familien zu erhalten. Da diese mit wenigen Ausnahmen bis in die Mitte dieses Jahrhunderts nur aus Kirchenbüchern geschöpft werden kann, so ist jeder Interessent auf die Hilfe der Herren Pfarrer angewiesen. Diese gehören, wie ich weiß, in stattlicher Anzahl zu den Lesern Ihrer Zeitschrift. Bei ihrer regen Antheilnahme an allem, was geschichtliche und insbesondere

familiengeschichtliche Forschungen betrifft, werden manche unter ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach gern bereit sein, Anfragen in Sachen familiengeschichtlicher Forschung, die zu ihrer Kenntniß gelangen, nach Kräften zu beantworten. Es würde nach meiner Ansicht die hessische Familiengeschichtsforschung wesentlich fördern, wenn Sie in Ihrer Zeitschrift den Interessenten ein Eckchen vorbehalten wollten, in dem die Namen der Familien bezeichnet würden, über die Auskunft erwünscht ist. Es müßte allerdings möglichst genau der Ort, mindestens aber die Gegend angegeben werden, aus welcher die betr. Familie stammt. Die Herren Pfarrer würden dann in der Lage sein, in den Registern der Kirchenbücher nach den in Frage stehenden Namen zu suchen, um Auskunft zu ertheilen. Es würde dadurch viel vergebliches Briefschreiben fortfallen, auch würden die Kosten auf die Auszüge aus den Kirchenbüchern beschränkt werden."

Indem wir diesen Vorschlag unsern Lesern, namentlich den Herrn Geistlichen, unterbreiten, sehen wir Aeußerungen über denselben entgegen. Selbstverständlich wird für etwaige Anfragen im Sinne des Herrn Einsenders im „Hessenland" bereitwilligst Raum zur Verfügung gestellt werden, doch verhehlen wir uns nicht, daß der Durchführung des Vorschlages auch nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Vor allem dürfte in's Gewicht fallen, daß wohl schwerlich zu allen Kirchenbüchern Register vorhanden sind, die bis in die älteren Zeiten zurückgehen, häufig beschränken sich die Register doch nur auf die letzten Jahrzehnte.

Hessische Bücherschau.

Oberhessisches Wörterbuch. Auf Grund der Vorarbeiten Weigand's, Diefenbach's und Hainebach's sowie eigener Materialien bearbeitet im Auftrag des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Wilhelm Crecelius. Darmstadt (Selbstverlag des Vereins). [Band I. 1. Lieferung 1890.] 2. Lieferung 1897.

Durch den Tod des oben genannten Bearbeiters des Oberhessischen Wörterbuchs (12. Dezember 1889) ist die Fortführung dieses trefflichen, als Vereinspublikation erscheinenden Werkes auf geraume Zeit unterbrochen worden, doch ist nunmehr dessen schleunige Beendigung gesichert. Gerade für das „Hessenland" besteht umsomehr Anlaß, seinen Lesern von dieser freudigen Kunde Nachricht zu geben, als das Oberhessische Wörterbuch nicht lediglich für die Kreise der Schriftgelehrten berechnet ist, sondern seitens des die Veröffentlichung betreibenden historischen Vereins im Gegentheil beabsichtigt wird, in ihm etwas wahrhaft Volksthümliches zu schaffen. Dementsprechend wird die Kritik schwerlich in die Lage kommen, sich darüber zu ereifern, daß das Buch in altmodisch-umständlicher Methode gearbeitet, daß eine knappe, fest durchgeführte Technik und besonders die heutige Kunst der Lautbezeichnung und der Druck in Antiquaschrift zu vermissen sei. Sie wird vielmehr dankbar anzuerkennen haben, daß der Sprachwissenschaft mit der Veröffentlichung des Oberhessischen Wörterbuches ein wesentlicher Dienst geleistet wird. Unsere Leser werden die dem Vorwort der ersten Lieferung beigefügten Proben von Weigand's mundartlicher Poesie und Prosa als äußerst angenehme Zugabe begrüßen. „Die Mundart im lexikalischen Herbarium gewinnt in der That sogleich an Leben und Interesse, wenn man sie daneben wie durch ein Guckfenster auf grüner Aue kann wachsen sehen." Die Gegenwart ist vollauf berechtigt, an derartige Aufgaben heranzutreten, da wir raschen Schrittes einer Zeit entgegengehen, in der die Volksmundart im alten Sinne über kurz oder lang etwas Veraltetes geworden sein wird, und man sich dieselbe nur noch aus Aufzeichnungen wird vergegenwärtigen können, wie es sich mit Sagen und Märchen, Volksliedern und Volkssitten nicht anders verhält. Verhältnißmäßig am lebendigsten aber ist die Freude an der Erhaltung der heimischen Mundart noch bei den Hessen, Nieder- wie Oberhessen, vorhanden, und an diese Thatsache dürften wir wohl die Hoffnung knüpfen, daß die vorliegende werthvolle Arbeit im Hessenland und darüber hinaus, überall, wo rechte Heimathsliebe gepflegt wird, fleißig gelesen und nicht minder eifrig gekauft werden möge.

W. S.

Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen. Neue Folge. 3. Vierteljahrsheft. Jahrgang 1896. II. Band. Nr. 3.

Das vorliegende Heft der vorgenannten Blätter bringt Manches, dessen Kenntnißnahme bei den Lesern des „Hessenlandes" Interesse erwecken wird, so einen Bericht über einen Ausflug von Mitglieder des Vereins nach Oberhessen über Friedberg-Assenheim-

Ilbenstadt-Niederweisel-Friedberg, wo sich kürzlich ein Geschichts- und Alterthumsverein gebildet hat, ferner Mittheilungen des Dr. August Roeschen über „die Drangsale des Amtes Nidda und die Zerstörung Lißberg's vor hundert Jahren", desgleichen von Dr. Eduard Otto solche „über bürgerliche Wehrpflicht in alter Zeit", sowie Fundberichte und kleinere Mittheilungen in reicher Zahl. Gegen Schluß des Heftes finden sich mehrere eingehende Bücherbesprechungen, unter denen namentlich auf zwei hier verwiesen sei: erstens, eine solche über das verdienstvolle Werk „Burgenkunde, Forschungen über gesammtes Bauwesen und Geschichte der Burgen innerhalb des deutschen Sprachgebietes" von Otto Piper, mit zahlreichen eingedruckten Abbildungen. (Münster [Theodor Ackermann] 1895, XV, 830 S., Preis 28 Mark), und zwar besonders deshalb, weil darin dem den 2. Theil des Buches bildenden Burgen-Lexikon, in Bezug auf Hessen, Unvollständigkeit und verschiedentlich Ungenauigkeit nachgewiesen werden, ohne aber dessen sonstigem Werth Abbruch zu thun. An zweiter Stelle nennen wir die Schrift „Verhaftung und Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen 1547—1550" von Dr. Gustav Turba (Sonderabdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 83, 1. Hälfte, S. 107 ff.), Wien 1896, 126 S., Preis 2,70 Mark. Der nicht genannte Kritiker weist nach, daß Abschnitt 9 des Buches, betitelt „Geheime Verfügung über die Dauer der Haft" wesentlich Neues bringt, dieselbe sollte nämlich, wie in einem geheim gebliebenen Patente des Kaisers vom 12. Februar 1550 gegenüber einer milderen Bestimmung vom Jahre 1549, endgültig festgesetzt wurde, vom Tage der Ausstellung des Patents an sich auf 15 Jahre erstrecken. Diese Verfügung, deren Inhalt auch dem Landgrafen selbst nie bekannt geworden ist, wurde durch die Staatskunst und Klugheit seines Schwiegersohnes bereits 1552 hinfällig.

Personalien.

Verliehen: dem Generallieutenant z. D. Julius von Schmidt, zuletzt Kommandeur der 37. Inf.-Brigade, aus Anlaß der Centenarfeier der Charakter als General der Infanterie und der Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern, der letztere ebenfalls dem Generalmajor z. D. von Heydwolff in Germershausen bei Marburg; dem Pfarrer Paul zu Mardorf (Kreis Kirchhain) der rothe Adlerorden 4. Klasse, desgl. dem Beigeordneten Lotz zu Homburg v. d. Höhe, sowie dem Studiendirektor Klingender am Predigerseminar zum Gesundbrunnen bei Hofgeismar.

Uebertragen: dem Oberpostdirektionssekretär Friedrichs in Kassel die Kassirerstelle bei dem Postamte 6 in Düsseldorf; dem Oberpostdirektionssekretär Goudefroy in Kassel die Kassirerstelle bei dem Postamt zu Kolberg.

Entlassen: der Gerichtsassessor Sondheimer aus dem Justizdienst infolge Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgericht in Gelnhausen.

Zugelassen zur Rechtsanwaltschaft in Fulda: Rechtsanwalt Rang, bisher in Gudensberg; desgl. in Kassel Gerichtsassessor Martin II.

Vermählt: Rittergutspächter Karl August Heinrich Albert von Campe zu Rittergut Vogelsang mit Ida Karoline Haas (Kassel, März); Regierungsbaumeister und Ingenieur Karl Wilhelm Leopold Schmidt zu Mannheim mit Wilhelmine Auguste Elisabeth Ella Briede (Kassel, März); Kaufmann Knut Holmqvist aus Halmstad mit Marie Ebers (Kassel, März).

Geboren: ein Sohn: Hauptmann Georg von Tschudi (Hanau, März); Dr. Brensell und Frau geb. Hochapfel (Bad Wolfsanger, 14. März); eine Tochter: A. Zickendraht und Frau Hedwig, geb. Marquardt (Rittergut Kirchberg, 15. März); Hauptmann Freiherr von Dalwigk-Lichtenfels und Frau Elisabeth, geb. von Knobelsdorff-Brenkenhoff (Kassel, 17. März).

Gestorben: Lehrer a. D. Georg Giesler (Großalmerode, 13. März); Privatier Julius Herold, 61 Jahre alt (Hanau, 16. März); Amtsgerichtsrath Friedrich Wilhelm Seelig, 69 Jahre alt (Kassel, 18. März); Major a. D. Adolf Freiherr von Oeynhausen, 78 Jahre alt (Kassel, 20. März); Fräulein Wilhelmine von Ochs, 97 Jahre alt (Kassel, 23. März); Frau Louise Martha Mohr, geb. Jenuit, 64 Jahre alt (Wehlheiden, 24. März); Frau Katharine Hallmeyer geb. Pohl, 74 Jahre alt (Kassel, 24. März); Professor Dr. Hermann Wiener, 82 Jahre alt (Lausanne, 24. März); Kurfürstl. Oberstabsarzt a. D. Sanitätsrath Dr. Konrad Rosenkranz (Kassel, 27. März).

Berichtigung.

In Nr. 6 muß es auf S. 78 Spalte links unten und Spalte rechts oben folgendermaßen heißen: „Darnach erfolgte die Ermordung des auf der Heimkehr von dem Frankfurter Reichstage, auf welchem die Absetzung König Wenzel's verhandelt war, begriffenen Herzogs Friedrich am 5. Juni 1400 Mittags und zwar wahrscheinlich an dem nach Wabern zu führenden Zweige der Frankfurter Straße. Ueber die näheren Umstände der Mordthat genüge an dieser Stelle Folgendes: der Herzog ritt mit zahlreicher und vornehmer Begleitung, worunter Graf Ernst von Hohenstein, auf Fritzlar zu," ꝛc.

Briefkasten.

F. v. Tr. in Gießen. Mit bestem Dank erhalten. Mit allem einverstanden. Korrektur wird Ihnen demnächst zugehen.

W. Sch. in Marburg. Gedicht leider nicht geeignet. Auf die erste Einsendung ließ sich im Briefkasten nicht antworten, da die Redaktion sich nicht für berechtigt hält, die Namen der Verfasser von pseudonym gebrachten Artikeln zu nennen.

Direktor H. in Wiesbach. Für Ihre freundliche Zusendung, die mich sehr interessirte, vielen Dank. W. G.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. XI. Jahrgang. Kassel, 17. April 1897.

Zu Ostern.

Osterglanz umstrahlt die Welt:
Jesus Christus ist erstanden!
Von des finstern Todes Banden
Macht uns frei der Siegesheld.

Nimmer schreckt uns Grab und Tod,
Hin zum Leben führen beide;
Thränensaat schafft Himmelsfreude,
Ew'gem Heil weicht uns're Noth.

Wie der Hoffnung lichtes Grün
Die Natur auf's Neue kleidet,
So soll jedes Herz, das leidet,
Frisches Hoffen nun durchziehn.

In der Vöglein Lobgesang
Soll der Menschheit Lied erklingen
Und zu Gottes Herzen dringen
Wie ein voller Jubelklang.

Segensreiche Osterzeit!
Möchte jeder dich genießen
Und die Botschaft freudig grüßen:
Christus ist erstanden heut'!

Leicht wird uns der schwerste Gang,
Wissen wir den Himmel offen.
Frommes Glauben, Lieben, Hoffen
Ist des Christen Osterdank.

F. G.





Geschichte der Burg Hanstein.

Nach den vorhandenen Quellen von Adolph Fey.

(Schluß.)

Kaspar's Sohn Lippold war Hofmeister der Herzogin Elisabeth von Braunschweig und starb auf Hanstein oder Bornhagen im Jahre 1575. —

Müssen wir es uns wegen des beschränkten Raumes versagen, alle bedeutenden Männer der Familie aufzuzählen, so dürfen wir doch noch die berühmten Kriegshelden der Lippold'schen Linie keinesfalls übergehen.

Es sind dies:

1. Rudolf, geb. am 25. September 1661, gest. am 9. Juli 1720. Eine gedruckte Leichenrede des Pfarrers Joh. Mart. Nattermann, betitelt: „Sermon . . . die Freudigkeit im Tode, als der weyland Herr Rudolf v. H. auf Ober Ella, Mackenrode u. Bornhagen, Hochfürstl. Hess.-Cass. General-Major, seelig eingeschlaffen, Eisenach 1721", geschmückt mit dessen Porträt in Kupferstich, giebt über seine Heldenthaten genauen Aufschluß. Er machte den französischen Feldzug von 1689 mit, kämpfte ferner bei Venlo in den Niederlanden 1702, bei Speyer 1703, bei Hochstedt 1704, in Brabant 1705, bei Castiglione in Italien 1706 und hat 1708 in den Niederlanden viele Festungen erobern helfen, auch in der Schlacht bei Malplaquet und bei Harlebeck 1711 Heldenmuth gezeigt. Er hinterließ keine männlichen Erben.

2. Karl Erdmann, geb. 1727, gest. 1804. Auch er war frühzeitig in hessische Dienste getreten, hatte nach der „Hessischen Militärgeschichte" schon 1789 ein eigenes Regiment, das seinen Namen führte, und den Feldzug 1792 gegen Frankreich mitmachte. Er kommandirte die hessischen Truppen 1794 bei der Einnahme von Mainz und zog mit ihnen nach Flandern. Dort befehligte er die hessischen Garde-Grenadiere am 18. Mai bei Tourcoin in ruhmvollster Weise. Der österreichische Feldmarschall Kinsky sprach ihm und den Hessen seinen Dank aus, indem er am Schlusse sagte: Ich werde es mir stets zur besonderen Ehre anrechnen, daß ich Augenzeuge der übrigens weltbekannten Standhaftigkeit und Bravour der hessischen Truppen gewesen bin. Sogar von gegnerischer Seite wird dies von „Jomini", V. S. 94 mit den Worten anerkannt: „Wie granitne Säulen standen diese beiden Regimenter (Garde-Grenadier- und Leib-Regiment) bei Lannoy und Leers, während zwischen ihnen hindurch die Fluth der Flüchtlinge (Engländer und Oesterreicher) sich verlief. Mitten in der Auflösung standen diese Hessen allein unerschüttert." Karl Erdmann starb 1804 als Generallieutenant und Gouverneur von Kassel.

Wir erwähnen noch als Militärs: Dietrich von Hanstein, Generalmajor, Kommandant in Rinteln, gest. 1716, zu dessen Söhnen Landgraf Karl Pathe war; Hans Reinhard v. Hanstein, kaiserl. General-Kommandant von Philippsburg, gest. 1719; Ernst Friedrich, kaiserl. Oberstlieutenant im 30jähr. Kriege, gest. 1670; und als Staatsmann Karl Philipp Emil von Hanstein, kurhessischen Staatsminister, gest. 1861.

Von den Würdenträgern der Kirche zeichneten sich besonders aus: Ludwig, Thilo's Bruder. Er war Abt des Benediktinerklosters in Helmarshausen und gelangte sogar 1515 zur Abtei Hersfeld, nachdem er seinen Mitbewerber, den Abt Hartmann von Fulda, der ihn durch Meuchelmord zu beseitigen getrachtet, siegreich überwunden hatte. In hohen Ehren stand auch Wilhelmine Phil. Friderike von Hanstein, geb. 1769, als Aebtissin des Stiftes Obernkirchen, und Kaspar, als Domherr des Stifts Merseburg, gest. 1713.

Ehe wir uns von dem Geschlechte der Hansteiner verabschieden, müssen wir in Kürze der kirchlichen Verhältnisse noch gedenken, die für das Geschlecht von Wichtigkeit waren. Im Anfange des 16. Jahrhunderts brachte die Reformation im Eichsfeld und namentlich bei der Ritterschaft große Bewegung hervor. Die von Hanstein schlossen sich der lutherischen Kirche mit ganzer Ueberzeugung an. Mannhaft, wie wir sie im Felde mit dem Schwerte gesehen haben, traten sie mit Schrift und Wort für ihren Glauben ein, den sie in erbittertem Kampf gegen die Kurie zu vertheidigen hatten. Schritt für Schritt mußte ihnen diese jede Position abringen. Der Erfolg war ihnen weniger hold, als im Felde, sie müssen

sich damit trösten, daß: In magnis voluisse sat est. Es erscheint auffallend, daß die damalige neue Lehre unter der Ritterschaft in dem Lande eines katholischen geistlichen Landesherrn so viel Beifall fand, und die von Hanstein die ersten waren, die der Neuerung des Wittenberger Mönches anhingen. Die Anregung hierzu geschah wohl hauptsächlich durch die Verbindung mit den benachbarten Lehnsherren, dem von Braunschweig und besonders dem von Hessen. Als Anfangsjahr der Reformation für die von Hanstein kann wohl das Jahr 1542 gelten, an dessen 11. Mai Christian, der Sohn des Statthalters Christian, den Lehnseid an Fulda ohne Anrufung der „Heiligen" schwur, während er dies 1534 noch in herkömmlicher Weise gethan hatte. Im Jahre 1554 erstand in Unterstein die erste evangelische Kapelle, die noch jetzt vorhanden ist. Es war natürlich, daß bei den bekannten Grundsätzen ihrer Gerichtsherren, welche auch Lehnsherrn der Pfarreien und Kirche waren, die neue Lehre auch bei dem Volke Eingang fand. Außerdem lebte in Witzenhausen der Reformator Anton Corvin und lehrte daselbst. Die meisten der von Hanstein zeigten sich als eifrige Anhänger der Reformation, so Jobst von Hanstein, der Hofmeister Lippold, der in Gemeinschaft mit seiner hohen Herrin, der Herzogin Elisabeth von Braunschweig, dafür thätig war, und der Propst Burghard, der zum neuen Glauben übertrat.

Wenn auch Erzbischof Albrecht, gest. 1545, anfangs Nachsicht geübt, so trat doch schon Kurfürst Sebastian schärfer auf, indem er die von Hanstein ermahnte, von der Neuerung abzustehen und nur katholische Pfarrherrn zu präsentiren. Hieraufhin sprachen sich die Prediger, denen das Schreiben mitgetheilt war, fest und deutlich aus, daß sie ihre Lehre vor dem Richterstuhle des allmächtigen Gottes verantworten wollten, dazu hielten sie auch den ehelichen Stand, den Gott selbst eingesetzt, für gut und billig. Nach dem Tode des Kurfürsten Sebastian im Jahre 1555 mehrten sich die Bedrückungen von Seiten des Nachfolgers Daniel, des Beschützers der Jesuiten. 24 Mitglieder der Ritterschaft sandten am 1. März 1575 eine Beschwerdeschrift an den Kurfürsten, die aber am 21. März desselben Jahres abschläglich beschieden wurde. Der Nachfolger Daniel's (gest. 1582) Wolfgang von Dalberg verfügte am 4. August 1585, daß die Ritterschaft für ihre Person und bei verschlossenen Thüren nach ihrem Glaubensbekenntniß sich verhalten könne, den Gerichtsunterthanen könne er das Exercitium der Augsburgischen Konfession nicht gestatten. In vielen Bezirken wurde mit Gewalt vorgegangen und alle Proteste dagegen waren fruchtlos. Im Jahre 1600 hatten die Anhänger der römischen Kirche sowohl in Gerbershausen als in Hohengandern die Kirchen wieder im Besitz, in Hottenrode wurde dagegen noch, weil auf Braunschweigischem Gebiete, evangelischer Gottesdienst gehalten. Im Jahre 1631 besetzte der schwedische Oberstlieutnant Georg von Uslar das Land, welches die folgenden Jahre im Besitze der Evangelischen blieb. Die Anhänger der neuen Lehre schöpften damals wieder Athem, aber noch vor Ende des Jahres 1635 sollte bei dem Abzuge alles wieder vergehen. Die Reaktion begann und bewirkte, daß alle Pfarreien, außer den an der Werra gelegenen, an katholische Priester kamen. Im Friedensvertrag vom 24. Oktober 1648 blieb das Eichsfeld dem Krummstabe zugetheilt. Es blieben nur noch 6 Dörfer und Rittersitze bei ihrem evangelischen Bekenntnisse, die 15 übrigen aber mußten sich dem Papstthum wieder unterwerfen.

Die schweren Kriegsläufe, die kirchlichen Wirren und die Gütervertheilungen hatten oft Zusammenkünfte der Familienglieder nothwendig gemacht; diese wurden später dann ständig eingeführt und werden noch heute, jedesmal am Freitag nach Pfingsten, unter Vorsitz des Familien-Aeltesten abgehalten.

Der 30jährige Krieg hat den von Hanstein'schen Besitzungen schwere Wunden geschlagen. Von den vor dessen Ausbruch vorhandenen mehr als 20 Rittersitzen der Familie waren nach dessen Ende nur drei übrig, nämlich, wie die an den Thüren befindlichen Jahreszahlen beweisen, Unterstein (1544), Werleshausen (1565) und Oberstein (1582), alle anderen, nämlich 2 in Ershausen, je 1 in Wiesenfeld, Geismar, Schwobfeld, 3 zu Wahlhausen, 7 zu Bornhagen, je 1 zu Rothenbach, Rommerode und Besenhausen waren zerstört, verbrannt oder so zerfallen, daß sie neu gebaut werden mußten.

Nach des letzten Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph's, Tode 1802 wurde das Eichsfeld zum Königreich Preußen gezogen, und nach einem siebenjährigen westfälischen Interregnum 1813 wieder damit vereinigt.

Die Lehngüter sind allodifizirt und verkauft mit Ausnahme einiger wenigen im Hannöverschen. Außer diesen besteht das gemeinschaftliche Familienvermögen aus einigen Landgütern in Hofgeismar, Rengelrode und bei Heiligenstadt, einigen Grundstücken innerhalb der Burgmauern, und in den aus den Ablösungen hervorgegangenen Geldern, welche als Stammgut betrachtet werden.

Der Herausgeber der Familiengeschichte „Geschichte des Geschlechts der von Hanstein" schreibt in sehr bezeichnender Weise:

So sind im Laufe von Jahrhunderten, durch den ewigen Wechsel der Zeiten, den v. H. von der stolzen Burg ihrer Väter nur deren romantische Ruinen — von der freundlichen und gegenseitigen hilfreichen Verbindung mit ihren fürstlichen Nachbarn nur deren Erinnerung — von ihrer Macht nur ein bescheidener Mittelstand — von ihrem bedeutenden Vermögen nur dessen Trümmer — von ihren ehemaligen Unterthanen aber, mit denen sie jetzt in gleichen bürgerlichen Verhältnissen sich befinden, noch treue Freunde und Anhänger zurückgeblieben. Dies Wenige, was ihnen eine gewaltige Zeit hinterlassen, mit dem aber Genügsamkeit zufrieden sein kann, ihren Nachkommen zu erhalten und zu übergeben, mag ferner ihre Sorge sein! —

Das Geschlecht blüht noch in zwei Linien, die sich viel verzweigt haben. Es sind dies:

1. Lippold's Linie. Sie besteht nur noch aus dem älteren Zweige, von Kaspar (s. o.) abstammend, auf Hennstädt, Ober-Ellen, der jüngere, von Melchior in Besenhausen (s. o.) abstammend, ist im Jahre 1896 erloschen.

2. Dittmar's Linie. Sie besteht ebenfalls aus zwei Zweigen; der erste Zweig wurde später in zwei Aeste getheilt, der eine, von Jobst Dieterich stammend, besitzt Unterstein, Bornhagen und die Hälfte des Steinischen Hofes, der andere, von Georg Burghard, besitzt Wahlhausen, Unterhof, Bornhagen und die andere Hälfte des Steinischen Hofes.

Der zweite Zweig war in drei Aeste geschieden, wovon der erste, von Otto abstammend, auf Wahlhausen Oberhof, Bornhagen Unterhof, Geismar ansässig ist, der zweite, von Werner, auf Ershausen und der dritte, von Heinrich, auf Oberstein. Außerdem sind Glieder begütert in Meiningen, Koburg, Weimar, Anhalt, Pommern, Ostpreußen und im Hannöverschen.

Der Freiherrenstand war von dem früheren Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz, unbestritten anerkannt, das Gesammtgericht von Hanstein über 23 Dörfer und Höfe führte das Familienwappen als „von Hansteinsches Gesammtgericht". In Preußen wurde die Freiherrnwürde 1840 dem Senior für sich und seine Nachkommen verliehen.

Daß sich der kriegerische Geist des Geschlechts auch in der Jetztzeit erhalten hat, zeigt schon die preußische Armee-Rangliste, es findet sich da der Name 22 mal verzeichnet in allen Graden, voran Carlo Fr. A. Freiherr von Hanstein, Oberstlieutnant des 3. Garde-Regiments.

Auch im preußischen Staatsdienste sind jetzt zwei Glieder in angesehenen Stellungen, der Senior Forstmeister C. von Hanstein in Siemerode und der Geheime Regierungsrath Landrath von Hanstein in Heiligenstadt. —

Mögen auch die Nachkommen so auf der Höhe des Lebens stehen, wie ihre Stammburg sich über die Ebene erhebt, möge auch diese noch lange den Stürmen trotzen, wie es ihre Besitzer gethan, als hochromantisches Bild, dem Wanderer zur Augenweide, dem Geschichtskundigen zum Gedächtniß an das ruhmreiche Geschlecht derer von Hanstein!



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

So war es 1/2 10 geworden, als die lebhafte Bewegung von Schatten hinter den inzwischen erleuchteten Fenstern des Palais der Vermuthung Raum gab, daß die Sitzung beendet, die Entscheidung gefallen sei. Dies fand nach einigen Minuten Bestätigung, indem der wohlbekannte, mit zwei Isabellen bespannte Wagen des Kurfürsten aus der Einfahrt in der Königstraße hervorkam und in raschem Trabe die Königstraße hinauf, dem Wilhelmshöher Thore zufuhr. Das Pfeifen und Johlen einiger Gassenjungen wurde von den nächststehenden Herrn rasch und sehr energisch zum Schweigen gebracht. Gleich darauf marschirten die Truppen nach der Kaserne ab, und auch die Menge begann, sich allmählich zu verlaufen.

Damals war ich Mitglied der „Namenlosen Gesellschaft", die ihre Räume in einer kleinen Wirthschaft am Steinweg hatte, und zwar im Hinterhause, eine Treppe hoch. Die Zimmer sahen nach der Straße „Unter den Colonnaden", und der davor gelegene breite Altan bot eine herrliche Aussicht über den damals wüsten Schloßplatz und die Aue nach der Söhre hin. An

warmen Frühlingsabenden dort zu sitzen und dem Gesang der unzähligen Nachtigallen in der Aue zu lauschen, war ein hoher Genuß.

Freitags Abend pflegten sich die Mitglieder besonders zahlreich einzufinden, weil das der sogenannte „offizielle Abend“ war, wo die allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft, wie Vorstandswahlen, Besprechungen zu veranstaltender Festlichkeiten und Ausflüge 2c., erledigt wurden und nach Beendigung des „geschäftlichen Theiles“ in der Regel sehr gute humoristische oder musikalische Vorträge ausgezeichnete Unterhaltung gewährten. Dorthin lenkte ich zunächst meine Schritte, traf aber erst wenige Herren anwesend, die natürlich von mir die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten erwarteten. Erst allmählich fand sich die Gesellschaft zusammen, da die Mehrzahl auch auf dem Friedrichsplatze gewesen war. Selbstverständlich war an diesem Abend von „geschäftlichen Mittheilungen“ keine Rede. Nur eine Frage beherrschte die Unterhaltung: „Was wird werden? Wie ist die eben getroffene Entscheidung ausgefallen?“

Ein ziemlich spät eintreffendes Mitglied brachte die Nachricht mit, es sei die Absicht der Regierung, in der Nacht den Staatsschatz fortschaffen zu lassen.

Bei allen ernstern Streitfällen zwischen Regierung und Land war der Staatsschatz stets der erste Gegenstand der Sorge der öffentlichen Meinung Kassels gewesen, immer wollte eines der ersten Gerüchte, die ja bei solchen Gelegenheiten in großer Zahl aufzutauchen pflegen, wissen, die Regierung beabsichtige den Staatsschatz „in Sicherheit zu bringen“, d. h. der Ueberwachung des ständischen Ausschusses zu entziehen.

Daß dieses Gerücht auch jetzt sofort auftrat, hatte demnach nichts Ueberraschendes, um so mehr, als man doch ziemlich allgemein die Empfindung hatte, daß sich die Stände durch Nichtbewilligung der Mittel zu einer vom Bunde angeordneten Mobilmachung formell in’s Unrecht gesetzt hatten, mochte man ihre Haltung vom rein praktischen Standpunkt aus auch für richtig halten. Dazu kam ferner, daß bereits in der Sitzung der Ständekammer am 14. Juni eine Interpellation angekündigt worden war, ob es wahr sei, daß die Regierung den Staatsschatz von Kassel zu entfernen gedenke; und da sich niemand verhehlen konnte, daß die Lage in der That so ernst als möglich sei, so hatte auch die weitere Mittheilung des betreffenden Herrn, daß der Schützen- und der Turnerverein die Bewachung des Staatsschatzes übernommen hätten, nichts innerlich Unwahrscheinliches. Als sich daher gegen ½12 Uhr unsre Gesellschaft zu trennen begann, schloß ich mich einer Anzahl näherer Bekannter an, die sich mit eignen Augen davon überzeugen wollte, wie Schützen und Turner den Staatsschatz bewachten.

Dieser wurde in dem Flügel des Bellevue-Schlosses an der Fünffensterstraße aufbewahrt, der südlich des die beiden Theile dieses Schlosses vereinigenden Zwischenbaues liegt, worunter der die Verbindung der Bellevue mit der Fünffensterstraße vermittelnde Thorweg durchführt. Der eigentliche Aufbewahrungsort war ein zu dem kleinern südlichen Theile des Schlosses gehöriges Hintergebäude, das durch ein auf die Fünffensterstraße mündendes Thor zugänglich war.

Die Straßen waren schon sehr still geworden, und man merkte in diesem Stadttheil wenigstens nichts davon, daß wir „am Vorabend großer Ereignisse“ standen. Fast ohne einem Menschen zu begegnen, gelangten wir über den Friedrichsplatz, die Bellevue hinauf nach der Fünffensterstraße. Aber auch diese dehnte sich völlig öde und menschenleer vor uns aus. Da war weit und breit kein Turner, kein Schütze zu sehen. Als einige von uns unserm Gewährsmann gegenüber spöttische Bemerkungen nicht ganz zu unterdrücken vermochten, meinte dieser ganz gelassen:

„Anwesend sind die Turner und Schützen schon; sie sind nur nicht zu sehen, weil sie sich in den Hausfluren der benachbarten Privathäuser versteckt haben.“

Mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht betrachteten wir die schmale Hausthür, wohinter gewiß ein enger, kleiner Hausflur lag, des einen Privathauses, das sich in dem Theil der Fünffensterstraße zwischen Bellevue und Frankfurterstraße befand, zogen es aber doch vor, den kritischen Augenblick, wo der Staatsschatz „geraubt“ werden sollte und seine Beschützer aus dieser kleinen Thür „hervorströmen“ würden, nicht abzuwarten, sondern setzten unsern Weg fort.

So gelangten wir über den Meßplatz in die obere Königstraße, aber auch hier war alles stille, und nichts ließ auf ungewöhnliche Vorgänge schließen. In der an der Ecke des Friedrichsplatzes und der Königstraße gelegenen, von Offizieren viel besuchten Bohné’schen Weinstube ging es jedoch noch lebhaft zu, und in der Hoffnung, dort noch etwas Zuverlässiges zu erfahren, trat ich ein, während meine Freunde ihren Heimweg fortsetzten.

Gleich im ersten Zimmer traf ich einen nähern Bekannten, den Lieutenant von Uslar-Gleichen vom Leibgarde-Regiment, der an einem Fenster saß, das Aussicht nach dem gegenüberliegenden Theaterplatz hatte. Als ich mich zu ihm setzte,

lenkte er meine Aufmerksamkeit sogleich auf das an dem genannten Platze gelegene, jetzt verschwundene Dienstgebäude des Generalstabes, und was wir dort sahen, war in der That auffallend genug. Wir wußten nämlich ganz genau, daß das Haus nur im Dachstock eine kleine Wohnung für einen Unteroffizier enthielt, während sich im ersten und zweiten Stock nur Diensträumlichkeiten des Generalstabes, wie Bibliothek, Plankammer, Arbeitszimmer für die Offiziere u. s. w., befanden. Jetzt waren sämmtliche Fenster erhellt, und man konnte wahrnehmen, daß dahinter eine geschäftige Thätigkeit herrschte. Als sich mein Auge erst etwas an das Sehen aus dem Hellen in's Dunkle gewöhnt hatte, gewahrte ich auch einige Gruppen schwarzer Gestalten auf dem Theaterplatz, die gesattelte Offizierspferde hielten. Auf meine Frage, was das alles bedeute, entgegnete mir Lieutenant von Uslar, Preußen habe den Krieg erklärt, und wir (d. h. die Truppen der Garnison Kassel) würden voraussichtlich noch im Laufe der Nacht alarmirt werden, um sofort abzumarschiren. Der Generalstab sei zum Kurfürsten nach Wilhelmshöhe befohlen worden, um diesem Vortrag über Richtung und Anordnung des Marsches zu halten und seine entscheidenden Befehle entgegenzunehmen. Lieutenant von Uslar rieth mir, seinem Beispiel zu folgen und mich marschfertig zu machen, einen Rath, den ich als zweckmäßig anerkennen mußte und zu befolgen beschloß.

Der Weg nach meiner in der Nähe der Artilleriekaserne gelegnen Wohnung führte mich an dem Hause vorbei, worin meine Eltern wohnten. Als ich mich ihm näherte, trat mir mit einem Mal das Trostlose der ganzen Lage vor die Seele. Wenn das, was mein Freund Uslar mir gesagt hatte, begründet war — und an innerer Wahrscheinlichkeit fehlte es ihm gewiß nicht —, so konnte ich vielleicht in einigen Stunden von Kassel abmarschiren müssen, ohne zu wissen, ob es eine Wiederkehr für mich gab. Einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen, ohne meine Eltern noch einmal gesehen zu haben, konnte ich nicht über's Herz bringen. Einen Schlüssel zum Hause und zur Wohnung meiner Eltern führte ich bei mir, sodaß ich ohne Schwierigkeiten hineingelangen und sie wecken konnte. Allein meine Nachrichten fanden wenig Glauben, und es zeigte sich auch hier, wie schwer es namentlich ältern Leuten wird, den Gedanken zu fassen, daß der alltägliche Verlauf der Dinge einmal durch ungewöhnliche Ereignisse unterbrochen werden könne. Es werde sich schließlich noch alles in letzter Stunde in befriedigender und friedlicher Weise lösen und für uns alles beim Alten bleiben, meinten sie. Zum Abschiednehmen sei es jedenfalls noch zu frühe.

(Fortsetzung folgt.)



Zu spät.

Aus dem Leben erzählt von Jean Voigt.

(Fortsetzung.)

Einige Häuser weiter stand Luise's intime Freundin, Doktors Emmy, wartend am Fenster, da die fürsorgliche Mutter diese hatte ersuchen lassen, sich ganz zufällig der Freundin anzuschließen. Ein Jahr älter als Luise und mit einem jungen Assessor in Kassel „mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß", wie sie sagte, verlobt, hatte die weichmüthige, kluge Brünette für das Leid der Freundin Gefühl und Verständniß, und da sie wußte, daß der Forstkandidat morgen in der Frühe Trübenau verließ, so hielt sie sich gerade heute an der Seite ihrer Freundin sehr am Platze.

Die beiden jungen Mädchen spazierten über die sogenannte Promenade um die Stadt herum, und die erquickende Frühlingsluft und das hoffnungsvolle Tröften ihrer lieben Emmy thaten gute Dienste. Als sich die Beiden am Marktplatze vor dem Hause, in dem die Tante wohnte, trennten, war auch Luise ruhiger geworden, aber ihr Aussehen mochte doch wohl noch die Spuren ihrer Gemüthsbewegung zur Schau tragen, denn die Tante, die auf ihrem Pritschenplatze am Fenster saß, schaute das Mädchen über ihre Brille hinweg erstaunt an, um nach der ersten Begrüßung sie geradezu zu fragen: „Aber Kind, ist Dir die Petersilie verhagelt, oder bist Du krank, oder hat Dir jemand etwas gethan? Komm', setz' Dich her und beichte!"

Und sie beichtete, auf der Pritsche hockend an Tantchen gelehnt und das Gesicht in ihren Schooß vergraben, ihr ganzes großes Herzeleid. Tante hielt in ihrer Näharbeit inne, streichelte dem schluchzenden Mädchen beschwichtigend über das reiche goldblonde Haar und schaute lange, lange stumm hinaus in die Ferne. Was sollte sie dem Kinde

zum Troste auch sagen, sie kannte ja ihren starrköpfigen Bruder nur zu gut, und deshalb hatte sie selbst nur schwache Hoffnung.

Doch Fräulein Karoline Römer, bei der so Mancher aus dem Städtchen in den verschiedensten Lebenslagen Rath, Trost und Hilfe suchte und fand, mochte ihr geliebtes Nichtchen nicht ungetröstet ziehen lassen, und aus diesem Grunde versprach sie ihm, sie werde es heute noch versuchen, den Vater in seiner Unzugänglichkeit milder zu stimmen. „Aber, liebe Nichte, es ist immerhin ein Wagniß, Deinen Vater so direkt zu bestürmen, denn wenn er bei seinem Widerstand bleibt — und das fürchte ich —, dann wird er, wie ich ihn kenne, von da ab noch unerbitterlicher sein und wird das schroffer noch zum Ausdruck bringen als bisher. Und wir dürfen auch nicht übersehen, daß seine Abneigung gegen eine verwandtschaftliche Verbindung mit der Familie Ritter immerhin gewisse Berechtigung hat, liebes Kind, weil der alte Ritter derjenige ist, welcher immer wieder geflissentlich daran erinnert, daß Dein Theo Vater, Mutter, Bruder, Schwester hat, die so gar nichts mit uns gemein haben, so gar nicht zu uns passen. —

Weine nicht, Luise, wir dürfen aber doch Deinen Vater nicht allein verantwortlich machen, wo der alte Ritter nicht nur nicht im Interesse seines Sohnes, sondern ganz offenkundig gegen seines Sohnes Wünsche zu Felde zieht. — Am besten wäre es, wenn Ihr für jetzt, — Ihr seid ja beide noch jung, — gar keinen Anlauf mehr wagen und Eure Herzenswünsche bis auf bessere Zeiten, bis sich die Dinge vielleicht glücklicher für Euch gefügt haben würden, ruhen lassen wolltet. Es wäre besonders für Dich, die Du Dich in Kummer und Sorgen augenscheinlich verzehrst, gewißlich eine wohlthätige Ruhepause."

„Aber, liebe Tante," entgegnete rasch aufspringend das junge Mädchen, „das ist ja rein unmöglich! Die Liebe läßt sich so doch nicht gebieten, und wie wahre Liebe nimmer aufhört, so kann man sie auch nicht aus Vernunftgründen in einen zeitweisen Ruhestand versetzen. Wie ich nicht von ihm lassen kann, so kann ich auch nicht aufhören, an ihn zu denken, für und um ihn zu kämpfen! — Es ist mir ganz unmöglich, auch wenn es wirklich zu unserer aller Besten wäre. Ich kann nicht, liebes Tantchen!"

„Ja, die Jugend will stets mit Gewalt in allem glücklich sein", erwiderte die Tante, „und doch, mein Kind, muß man still halten, wenn der Traum einer glücklichen Jugend durch ein widriges Geschick schnöde zerstört wird. Des Geschickes Mächte sind eben stärker als die Liebe und ihre Träume und Wünsche; ich habe das selbst bitter empfunden.

Du horchst erstaunt auf, und denkst vielleicht, die alte Tante, die das halbe Säkulum schon überschritten hat, will wie so manche andere alte Jungfer renommiren von Jugendglück und nie dagewesenen Verehrern. Aber, liebes Kind, ich habe nicht immer hier meine freundliche Klause mit meinem fidelen Piepmatz und meiner gemüthlich schnurrenden Mieze still und friedlich getheilt. Auch ich war einmal jung und, wenn es wahr war, was die Leute mir nachsagten, auch passabel hübsch.

Mein guter Vater, Dein Großvater, war, wie Dir bekannt, Pfarrer in Großendambach. Mit verschiedenen eingepfarrten Dörfern und zwei Filialen war sein geistliches Amt recht groß und schwer, aber die Pfründe war eine gute, und da mein zartes, ätherisches Mütterchen selten gesund und auch die Sorge für unsere drei Jungen, von denen Dein Vater der jüngste war, mitsprach, meldete er sich nicht von Großendambach fort, zumal er offenbar ganz in seinem dortigen Seelsorgerberufe aufging. So lagen mir schon frühzeitig in unserem großen Hauswesen schwere Pflichten ob. Doch einmal im Jahre erhielt ich einen mehrwöchigen Urlaub, um mir Abwechslung und freudige Erholung zu gewähren. Dann durfte ich um die Zeit der akademischen Wintervergnügungen zur Tante Professor nach Göttingen fahren und dort als sogenannte Wintercousine die Studenten-Bälle und sonstige Festlichkeiten mitmachen. Und das waren schöne köstliche Zeiten, die das Pfarrertöchterchen vom Lande immer für des langen Jahres Einsamkeit mächtig aufkratzten.

Aber dann, als „Er", der Student der Medizin, mit dem ich in den Vorjahren schon immer so gern getanzt, dessen Worten ich so gern gelauscht und der die schönsten, treuesten Augen hatte, mir auf dem sogenannten Abschiedsballe gestanden, daß ich sein Ein und Alles wäre, daß er mir gut sei und daß er mich noch lieber habe, als seine gute Mutter daheim, da habe auch ich ihm glückstrahlend Herz und Hand versprochen, ihm, der ja längst all' meine Träume verherrlicht hatte.

Alsbald nach bestandenem Staatsexamen war mein Geliebter zu den Eltern gekommen, hatte Empfehlungsbriefe von Onkel und Tante aus Göttingen gebracht, und die lieben Eltern hatten Ja und Amen gesagt.

Aber drei Jahre sollten und wollten wir warten, denn zwei Jahre würde er als Assistenzarzt erst seine Kenntnisse praktisch erweitern und befestigen, und ein Jahr wurde dem Herrn Doktor weiter Zeit gegeben, um in einer Landstadt eine lohnende

Praxis zu erringen. Unser Glück war groß, und es ging auch alles nach Wunsch.

Da, eines Tages voll Sturm, Schnee und Regen, — es war im Februar des Jahres, in welchem der Mai den glücklichen Abschluß unserer glücklichen Brautzeit zu bringen bestimmt war, — kam Papa krank und fröstelnd von einem Leichenbegängniß nach Hause und legte sich zu Bett. Der Arzt war gerade im Orte, wurde gerufen und schüttelte bedenklich das Haupt. Andern Tages kam der Sanitätsrath wieder, aber wir meinten, es ginge Vater besser, nur das Husten und Hüsteln bereite ihm Schmerzen. Indeß der Arzt machte sein ernstes Gesicht weiter, kam Tag für Tag und am sechsten Tage sogar in Begleitung eines Kollegen.

Ungeachtet der trüben Mienen der Aerzte fanden wir den Patienten eigentlich doch gar nicht so sehr krank. Vater nahm vielmehr Antheil an allem und sprach sogar vom baldigen Wiederaufstehen. Aber wir ließen den Kranken doch vorsichtigerweise trotz seines Widerspruches nie allein, bei Tage und bei Nacht saß entweder Mutter oder ich oder auch vertretungsweise die ältere von unseren beiden Mägden vor dem Krankenbette.

So ging es bis zu der siebenten Nacht, in welcher ich, als sonst alles in tiefer Ruhe lag, plötzlich fand, daß mit dem guten Vater eine Veränderung vorging. Er wurde ruhiger, und voll froher Hoffnung ruhten meine Augen auf dem jetzt so bleichen, lieben treuen Antlitz. Nun, so hoffte ich, würde alles wieder gut werden, vollends als Vater gar anfing zu sprechen, war ich ganz glücklich. Aber was er sprach, das gefiel mir nicht; er sprach davon, daß sein Haus bestellt und seine Ersparnisse geordnet seien, daß jedoch die schwächliche Mutter, der ich längst alle Pflichten abgenommen habe, die drei Jungen schwerlich durchbringen würde, wenn er jetzt abberufen werden und ich in einigen Monaten dann auch gehen sollte.

Da gab ich dem kranken Vater das Versprechen, daß ich Mutter und Brüder nicht verlassen würde, so lange sie meiner bedürften, und an dem schwachen Druck seiner Hand fühlte ich, daß er beruhigt und mir für dieses Gelöbniß dankbar war. Als er sich darauf zur Seite wandte und gleichmäßig, etwas geräuschvoll athmend schlummerte bis zum frühen Morgen, ging ich dem Arzte freudestrahlend und Besserung meldend entgegen. Aber der Mann der Wissenschaft, den ich in jenem Augenblicke für einen Skeptiker, Pessimisten und Misanthropen hielt, schüttelte ungläubig sein graues Haupt und trat rasch forschend an das Krankenlager.

Ebenso rasch schrieb er eine Verordnung auf und ordnete schleunige Entsendung des Knechtes zur Apotheke an. Und mir gab er die Hand, der Sanitätsrath, und sagte traurig, ich solle mich nicht täuschen lassen, mit Vater sei es nicht besser, er sei im Gegentheil kränker geworden, sei bewußtlos und gebe Anlaß zu den ernstesten Besorgnissen.

Als ich sprachlos und entsetzt, dem Umfallen nahe, den Arzt anstarrte, da hieß es: ‚Liebes Fräulein, Kopf hoch! Sie sind sonst immer so energisch, so thatkräftig gewesen, Sie dürfen uns nicht zusammenknicken. Gehen Sie und seien Sie stark, indem Sie schonend Ihrer kränklichen Mutter die trübe Nachricht beibringen.‘

Nachdem des Mittags gegen 12 Uhr wirklich unser guter, treuer Vater seine freundlichen Augen für immer geschlossen hatte, durften sich alle ihrem Schmerze hingeben, alle im großen Kirchspiel ihr schmerzliches Weh hinausschreien. Nur ich, diejenige, die wohl am meisten getroffen war, mußte stark sein, mußte mich beherrschen und schaffen, denn mir gab man keine Zeit, die Trauer zu pflegen.

Als sie ihn dann zur letzten Ruhe gebettet hatten, da wußte ich, daß sie mir mit dem unvergeßlichen lieben Vater auch meine Hoffnung, mein Lebensglück begraben hatten. Denn was ich dem sterbenden Vater gelobt hatte, mußte ich halten, das war eine heilige Schuld.

Aber nachher, als die auswärtigen Verwandten, die Brüder, die Oheime und auch mein Verlobter zu ihren Berufspflichten zurückeilend das stille Trauerhaus wieder verlassen mußten, da brach das verhaltene Weh sich gewaltsam Bahn, und laut aufschreiend gestand ich in den Armen meines Bräutigams mein Gelöbniß, meinen Entschluß und meine Pflicht. Ich sah ihn bleich werden, den großen, starken, theueren Mann, ich hörte verschleiert, wie er von der Zeit Trost und Besserung erhoffte, aber er, wie ich, wir mußten still halten.

Erst mußte unsere eheliche Verbindung auf unbestimmte Zeit verschoben werden, und hernach gab ich ihm sein Wort zurück, da es nicht abzusehen war, wann ich die Seine werden konnte. War ich doch dem kranken, unselbstständigen lieben Mütterchen im Pfarrer-Wittwenhause nur noch unentbehrlicher geworden als früher, und ‚Er‘, er sollte, so sehr er sich auch sträubte, frei sein und nicht auf Jahre hinaus hoffnungslos an mir eine Kette behalten.

So bin ich eine alte Jungfer geworden, mein Kind, und so sehr ich anfangs auch gelitten habe, so verzweiflungsvoll meine Lage anfangs schien,

die Verhältnisse haben mich nach und nach unter gekriegt, und die Arbeit hat mich allmählich getröstet, so habe ich mein Schicksal getragen und überwunden."

Während dieser Erzählung der Tante hatte das junge Mädchen regungslos gesessen, und ihre Augen hatten starr vor Entsetzen und Theilnahme an den Lippen der Erzählenden gehangen. Nun schmiegte sie sich dichter noch an Tantchen, und vor sich hinstarrend sagte sie fast tonlos: „Solcher Seelengröße, solchen selbstlosen Edelmuthes wäre ich nicht fähig. Mir würde die Kraft fehlen."

Ernst und traurig entgegnete das alte Fräulein: „Wer sagt Dir, Kind, daß es nicht unausgesetzt meiner ganzen Willenskraft bedurfte, um hoch zu bleiben? Wer sagt Dir, daß ich nicht manche Nacht auf meinem Bette weinend gesessen und Gott um Kraft angefleht habe? Drum könnte zu jenem herrlichen tiefempfundenen Dichterworte:

> Anfangs wollt' ich fast verzagen,
> Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
> Und ich hab' es doch getragen, —
> Aber fragt mich nur nicht — Wie?

Deine Tante mit all' ihrem Ringen recht gut Modell gesessen haben."

„Du arme Tante, wie magst Du gekämpft und gelitten haben?! Die dazu nöthige Kraft wird aber gewiß nur selten einer Menschenseele verliehen, mir könnte ich sie wirklich nicht zutrauen", seufzte Luise. „Indeß hier hast Du meine Hand, mein liebes Tantchen, wie es sich auch zum Guten oder Bösen wenden mag, ich will redlich kämpfen, mein armes Herz abzuhärten."

(Fortsetzung folgt.)



Die Keann eann 's Häsi.

(Wetterauer Mundart.)

Ach, Mechilche, läib Mechilche,
Ei, hoill dr[1]) doach Dein Sechilche!
Jungk Heckelaab eann Kälwerkern
Doas hun die junge Hoase gern.
Ach, Bärwilche, läib Bärwilche,
Dou brengst enn aach e Ärwilche[2])!
Krainhäserchen hun spetze Uhrn[3]),
Däi doun schuhnd langk off Fourer luhrn.
— Met Reache, merrem Sechilche
Lääft's Bärwilche eann's Mechilche,
Drahn Läfstercher eann Stall ohm Haus;
D's Häsi, doas kaut Zoacker draus.
— Ach, Mechilche, ach, Bärwilche,
Ach langt emm noach e Ärwilche,
Dann legkt uch aach au[4]) schwoarzer Hoas
Die Uhstern Ajerchen eann's Groas.
Do nommt ihr Zwa e Kärbche,
Die ruhre sein ferr'sch Bärbche,
Dm Mechilche eaß gähl eann blo —
Ferr'sch Broirrerche[5]) eaß aach noach do.
— Seaht all die goure Hoase
Däi leje eann de Roase!
„Ach —, garr[6]) die Klahn, die Annlisbett, —
Ach, wann aich aach e Häsi hätt!"
Do saht ihr Äller[7]): „Hihr mich,
„De goure Keann nadirlich,
Dean legt dr Hoas eann Goarte.
Die bihse musse woarte."

Friedrich von Trais.

[1]) Hole dir; [2]) Aermchen voll; [3]) spitze Ohren; [4]) euer; [5]) für's Brüderchen; [6]) weinte; 7) Aeltermutter.

Aus alter und neuer Zeit.

Die deutsche Kokarde. Zum bleibenden Andenken an die schön verlaufene Centenar-Feier, die 100jährige Geburtstags-Feier des Kaisers Wilhelm I., ist vom regierenden Kaiser und den verbündeten deutschen Fürsten ein Zeichen von hohem Werthe gestiftet worden. Das ganze deutsche Heer trägt jetzt die deutsche Kokarde: schwarz-weiß-roth.

Dies erinnert an einen denkwürdigen Tag in der Geschichte unserer Hauptstadt Kassel. Nachdem von der National-Versammlung zu Frankfurt a. M. Erzherzog Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser ernannt worden war, erfolgte in allen deutschen Bundesstaaten Huldigung für denselben. In Kassel gestaltete sich diese Feier, welcher Unterzeichneter als Augenzeuge

beigewohnt*), zu einem großartigen Feste. Es war an einem heiteren Sonntagmorgen, 6. August 1848, als frühzeitig die Kasseler Garnison mit klingendem Spiele nach der Ebene des großen Forstes ausrückte. Dieselbe bestand aus dem Leibgarde-Regiment zu Fuß zu 2 Bataillonen, dem 1. Infanterie-Regiment (Regiment Kurfürst) zu 2 Bataillonen, Jäger-Bataillon, Schützen-Bataillon, Kurfürst-Husaren (an Stelle der einige Monate zuvor aufgelösten Garde-du-Corps) zu 2 Eskadrons, 2 Husaren-Regimentern, von denen eins in Kassel und Umgegend, das andere in Hofgeismar**) gelegen, zu je 4 Eskadrons, und dem Artillerie-Regimente zu 1 reitenden und 3 Fuß-Batterien.

Die Truppen waren zu dieser Feier in Parade-Uniform ausgerückt und trugen außer der bisher auf der rechten Seite der Kopfbedeckung getragenen hessischen Kokarde roth-weiß auch auf der linken Seite die deutsche Kokarde, schwarz-roth-gold. Sodann waren die Fahnen und Standarten mit schwarz-roth-goldenen Schleifen geschmückt. Als um 9 Uhr der Kurfürst in Begleitung des Landgrafen Wilhelm und mit einem glänzenden Stabe erschien, bildeten die Truppen um ihn ein offenes Viereck und der kommandirende Divisions-General, Generallieutenant Bauer, verlas die Proklamation des Reichsverwesers. Nun übernahm der Kurfürst mit gezogenem Degen das Kommando, ließ die Truppen präsentiren und gab Befehl zur Vollziehung der Huldigung. Der Divisionär machte mit weit vernehmbarer Stimme die Huldigungsformel bekannt und das Militär stimmte durch dreimaliges Hurrah und Hoch auf den Reichsverweser ein, worauf Geschützsalven erfolgten; in gleicher Weise dann Hurrah und Hoch auf den Landesherrn. Die Truppen formirten sich in Linie, der Kurfürst ritt dieselbe entlang mit seinem Gefolge, und mit Vorbeimarsch schloß diese militärische Feier.

Hiernach fuhr der Kurfürst mit dem Landgrafen Wilhelm und der Prinzessin Karoline nach der Karlsaue, woselbst sich auf dem Bowlinggreen die gesammte Bürgergarde, bestehend aus 3 Bataillonen und 1 Eskadron, und die in den unruhigen Tagen des Monats März gebildete, aus mehreren Bataillonen bestehende Schutzwache, insgesammt mit der deutschen Kokarde an den Kopfbedeckungen, sowie die städtischen und Staats-Behörden und außerdem eine große Menge der Bevölkerung der Stadt Kassel und Umgegend eingefunden hatte, zur Einweihung der von Kasseler Damen für das Bataillon junge Schutzwache gestickten Fahne.

Die Festpredigt hielt ein wohlbekannter Kanzelredner der lutherischen Kirche, Pfarrer Meyer, welcher im Anschlusse an Worte aus dem Buche Esra (10 V. 5) in seiner charakteristischen, schwungvollen Weise die Bedeutung des die Einheit, Freiheit und Größe des gemeinsamen Vaterlandes besiegelnden Tages hervorhob. Darauf kam von der Orangerie her eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen, mit Schärpen in den Reichsfarben angethan, und überreichte die im Orangerie-Gebäude niedergelegte Fahne von weißer Seide, wie die Bürgergarde-Fahnen mit schwarz-roth-goldenem Bande geschmückt, zur Einsegnung, welche durch Pfarrer Kraushaar von der St. Martinskirche, einen ebenfalls beliebten Kanzelredner, bewirkt wurde. Der Kommandeur der Bürgergarde, Maurermeister Seidler, nahm die Fahne entgegen, brachte ein Hoch auf den Reichsverweser aus, in das mächtig eingestimmt wurde, und übergab sie dem Kommandeur der jungen Schutzwache, v. Ditfurth, welcher sie mit herzlichen Worten entgegennahm. Mit Vorbeimarsch der Bürgergarde und der gesammten Schutzwache vor dem Kurfürsten, der mit den genannten Fürstlichkeiten von besonders hergerichteter Tribüne in der Orangerie dem Schauspiele zuschaute, schloß die Feier.

Nachmittags fand auf dem Bowlinggreen und beim Rondel, woselbst die Musikcorps der Leibgarde und der Bürgergarde abwechselnd spielten, allgemeine Volksbelustigung statt, Wettlauf, Klettern, Sackhüpfen, Hahnenschlag und dergl., und unter Leitung des Kapellmeisters Spohr ein Instrumental- und Vokal-Konzert, bei dem vaterländische Weisen gespielt und gesungen wurden. Die allerseits gehobene Stimmung erreichte den Höhepunkt, als um 6 Uhr Nachmittags der Kurfürst in der Aue erschien und zwar in schwarzem Anzuge mit der deutschen Kokarde am Hute. Alles stürmte zum Rondel, wo er aus dem Wagen stieg. Den großen Tanzplatz betretend, um welchen Damen und Herren sich im Spalier aufgestellt hatten, wurde ihm von Bürgern, an der Spitze Küfermeister Herbold, in einem Pokale der Ehrentrunk kredenzt. Er nahm denselben freundlich und gerührt entgegen mit den Worten, daß er, obgleich der heutige Tag nur dem großen deutschen Vaterlande gewidmet sei, doch zu den vielen Hochs, die demselben bereits ausgebracht, auch ein solches auf das engere hessische Vaterland ausbringen wolle. Das rief unend-

*) Vgl. auch Fr. Müller: Kassel seit siebzig Jahren, S. 244; Münscher: Geschichte von Hessen, S. 520; Kassel'sche Allgemeine Zeitung Nr. 217 vom 7. August 1848 (S. 1627 fg.); Der Bote aus Kassel Nr. 33 vom 12. August 1848 (S. 313 fg.); Neue Hessische Zeitung Nr. 19 vom 7. August 1848 (S. 499 fg.)

**) Dasselbe machte stets die große Parade zu Kassel mit.

lichen Jubel hervor, die Musik mußte „Heil unserm Kurfürst“ spielen, und alles stimmte in den Gesang des Liedes ein. Hierauf begab sich der Kurfürst wieder zum Konzerte auf den Bowlinggreen, wozu sich inzwischen auch die Prinzessin Karoline (seine Schwester) eingefunden hatte, und verblieb mit dieser bis nach 8 Uhr, wo das Konzert mit Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ abschloß. Unter vielfachen Freudebezeugungen fuhr der Kurfürst zurück nach seinem Hoflager in Wilhelmshöhe. Das Fest endigte mit Feuerwerk, darunter Abbrennen von Brillant-Blaufeuer mit dem Mahnwort „Einigkeit“.

C. N.

Aus Heimath und Fremde.

Grimmsammlung zu Kassel. Der Grimmsammlung zu Kassel in der Ständischen Landesbibliothek daselbst sind bereits zahlreiche Zuwendungen zu Theil geworden, was gewiß freudig zu begrüßen ist. Darunter befinden sich viele werthvolle Zeitungsaufsätze über die Brüder aus älterer und neuerer Zeit, ein japanisches Bilderbuch mit eigener Widmung Grimm's, (letzteres Geschenk des Bibliothekars Altmüller zu Kassel), Photographien von Radirungen L. E. Grimm's, Radirungen desselben, die äußerst seltene erste Ausgabe der englischen Uebersetzung der Märchen von Taylor, prächtige alte Stiche von Wilhelm Grimm, seltene Bilder und interessante Familienbriefe. Hoffen wir, daß die Besitzer von Erinnerungen an das berühmte Brüderpaar mehr und mehr sich zu der Ansicht bekehren, daß sie dem großen Ganzen durch Ueberweisung an die in der Ständischen Landesbibliothek allgemein zugängliche Grimmsammlung einen erheblichen Dienst leisten und andererseits den Werth der Erinnerungen erhöhen. Das gebrachte Opfer wird dann weniger schwer empfunden werden, zumal wenn die Sachen nur leihweise unter Wahrung des Eigenthumsrechtes hergegeben werden, was ja jedermann freisteht.

Grundsteinlegung. Am 31. März fand zu Hanau die feierliche Grundsteinlegung zum Denkmal des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau, unter dessen Regierung die Hanauer Neustadt angelegt wurde, auf der Französischen Allee daselbst statt. Das von den beiden Neustädter Kirchengemeinden gestiftete Denkmal, welches am 1. Juli der Oeffentlichkeit übergeben werden wird, ist von Professor Wiese, dem Direktor der dortigen Zeichenakademie, ausgeführt worden.

Verlobung. Dr. phil. Prinz Franz Joseph von Battenberg, der jüngste Bruder des verstorbenen Fürsten Alexander von Bulgarien (geb. am 29. April 1861), irren wir nicht, ein früherer Schüler des Kasseler Lyceum Fridericianum, hat sich in Cettinje mit der Prinzessin Anna von Montenegro, dritten Tochter des Fürsten Nikolaus (geb. am 18. August 1874), verlobt. Zeitungsnachrichten zufolge soll der Prinz, der sich durch längeren Aufenthalt in Bulgarien an der Seite seines Bruders eingehende Kenntnisse der orientalischen Verhältnisse erworben hat, englischerseits zum Generalgouverneur von Kreta ausersehen sein, ein dornenvoller Posten, um den ihn so leicht niemand beneiden dürfte.

Vortrag. Am Abend des 6. April hielt unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin Frau Elisabeth Mentzel im kaufmännischen Verein ihrer Vaterstadt Marburg einen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag über: „Die Neuberin, ein Kapitel aus der deutschen Theatergeschichte.“

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor der alttestamentlichen Theologie Dr. Wilhelm Lotz zu Wien, geboren zu Kassel 1853, ist nach Erlangen berufen worden, wo er im Wintersemester 1883/84 seine akademische Laufbahn begann. Professor Lotz bekanntestes Werk über „Geschichte und Offenbarung des Alten Testaments“ erschien 1893 in 2. Auflage. Seine Berufung nach Erlangen wird im Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Baiern „auf's beste“ begrüßt.

(N. Pr. (†) Zeitung.)

Todesfälle. Schnell und unerwartet wurde am 31. März der praktische Arzt Dr. Arthur Hartdegen, einer der beschäftigtsten Aerzte Kassels, im kräftigen Mannesalter von 43 Jahren seinem Berufe entrissen. Der Verstorbene, zehn Jahre leitender Arzt der Krankenabtheilung des Diakonissenhauses zu Wehlheiden, erfreute sich auch als Mensch weitgehender Beliebtheit. Als Vorsitzender der Abtheilung Kassel des deutsch-österreichischen Alpenvereins hat er sich um denselben in anerkennenswerthester Weise verdient gemacht. — Am 1. April verschied zu Kassel der Pfarrer der renitenten Gemeinden zu Niedervorschütz und Kassel, Julius Wetzell, im gesegneten Alter von nicht weniger als 83 Jahren, einst Lehrer am Seminar zu Schlüchtern, dann bis zur Einverleibung des

Kurstaates Direktor des Homberger Seminars, hernach Pfarrer zu Grebenstein und Böddiger, bis er seiner Pfarrstelle im Jahre 1874 entsetzt wurde, ein Mann von makellosem Charakter und großem Wissen. — In dem hohen Alter von 80 Jahren verstarb zu Kassel am 2. April der Oberlehrer a. D. Professor Dr. Hermann Keßler, ein unermüdlicher Forscher auf den Gebieten der Pflanzen- und Insektenkunde, auf welchen er sein Können auch schriftstellerisch in hohem Maße bethätigt hat, langjähriger Vorsitzender des Vereins für Naturkunde zu Kassel und Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher und anderer Vereine. Nicht weniger als 56 Jahre, von der Gründung der Anstalt bis Ostern 1889, hat Keßler an der Realschule zu Kassel, jetzigen Oberrealschule, als hervorragend tüchtiger Lehrer für den naturwissenschaftlichen Unterricht gewirkt. Auch als Mensch erfreute sich der Dahingeschiedene allgemeiner Verehrung. Ein selbstloses, bescheidenes Gelehrtenleben hat seinen Abschluß gefunden. — Lebhafte Theilnahme erweckt das am 9. April zu Kassel im 74. Lebensjahre erfolgte Hinscheiden des Geheimen Justizraths Gustav Hupfeld. Gustav Hupfeld, eine Zierde des hessischen Anwaltsstandes, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt Kassel, die ihm nach 25jähriger Thätigkeit als Mitglied ihres Bürgerausschusses, wovon 10 Jahre als dessen Vorsitzender, und als Vertreter im Kommunal- und Provinziallandtag, bei seinem Scheiden aus seinen Ehrenämtern mit dem Ehrenbürgerrecht die höchste von ihr zu vergebende Auszeichnung verlieh, hat sich in seinem nahezu fünfzigjährigen Wirken in ihren Mauern zahlreiche Verdienste um das Gemeinwohl erworben. Geboren am 2. Mai 1823 ließ sich der Verstorbene 1846 nach bestandenem Staatsexamen in Hünfeld als Rechtsanwalt nieder, um schon nach einigen Jahren nach Kassel überzusiedeln und daselbst dauernd zu bleiben. Aeußere Ehren sind dem Verstorbenen in reichem Maße zu theil geworden, so noch bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages die Ernennung zum Geheimen Justizrath und im vorigen Jahre in Veranlassung seines 50jährigen Dienstjubiläums der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife. Die Lauterkeit seines Wesens und sein rastloses Streben im Dienst des öffentlichen Lebens werden ihm ein dauerndes Andenken sichern.

Personalien.

Verliehen: dem Bergwerksdirektor Franke in Obernkirchen der Charakter als Bergrath; dem Leiter des israelitischen Lehrerseminars Dr. Stein zu Kassel bei seinem Uebertritt in den Ruhestand der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Stadtgärtner Eubell zu Kassel die Amtsbezeichnung städtischer Garteninspektor. Die aus den Tageszeitungen auch in die vorige Nummer übergegangene Meldung von der Verleihung des Charakters als General der Infanterie an Generallieutenant z. D. von Schmidt Excellenz zu Kassel beruht auf Irrthum.

Erworben: von dem Apotheker Weber die Apotheke in Windecken, desgl. von dem Apotheker Erdmann die Apotheke in Felsberg.

Verlobt: Hauptmann Friedrich Wilhelm Freiherr Digeon von Monteton zu Kassel mit Fräulein Else von Pappenheim (Stammen, 31. März); Forstreferendar Werner von Raven mit Fräulein Margarethe von Pentz (Marburg, April); Premierlieutenant Gustav von Spangenberg mit Fräulein Elsbeth von Leers (Schönfeld, April).

Vermählt: Oberstlieutenant a. D. Hermann Graf von Reichenbach mit Hildegard Gräfin zu Dohna (Kassel, 30. März); Regierungssekretär Christoph Wilhelm Wimmel mit Fräulein Emma Haustein (Kassel, April).

Geboren: ein Sohn: Pfarrer J. Budde und Frau Lydia, geb. Sabel (Fröbersgrün in Reuß ä. L., 26. März); Regierungsrath Freiherr Schenk zu Schweinsberg und Maude Freifrau Schenk zu Schweinsberg (Kassel, 2. April); Ludwig Schmidt und Frau Sophie, geb. Schäfer (Kassel, 5. April); ein Mädchen: Gerichtsaktuar Fritz Habel und Frau Auguste, geb. Wagner (Kassel, 8. April).

Gestorben: Kaufmann Georg Schreiber, 49 Jahre alt (Eisfeld, 24. März); Buchdruckereibesitzer Fritz Kühn (Buttstädt, 28. März); praktischer Arzt Dr. med. Arthur Hartdegen, 43 Jahre alt (Kassel, 31. März); Steuerinspektor Hermann Genthe, 66 Jahre alt (Kassel, 31. März); Pfarrer Julius Wetzell, 83 Jahre alt (Kassel, 1. April); praktischer Arzt Dr. med. Alfred Schor, 26 Jahre alt (Ospeladetti, 1. April); Major z. D. August von Baumbach, 79 Jahre alt (Kassel, 1. April); Bäckermeister Christian Craß, 58 Jahre alt (Hersfeld, 2. April); Oberlehrer a. D. Professor Dr. Hermann Keßler, 80 Jahre alt (Kassel, 2. April); Bürgermeister Ludwig Braun (Neustadt, 3. April); Schmiedemeister Wilhelm Köhler, 64 Jahre alt (Kassel, 3. April); August Harnickel, 17 Jahre alt (Hof Höhlgans bei Hersfeld, 3. April); Stationsvorsteher Emil Anacker, 68 Jahr alt (Wehlheiden, 3. April); Oberförster Moritz Faller, 40 Jahre alt (Thiergarten, 4. April); Frau Pastor Elisabeth Seidel, geb. Schröder, 35 Jahre alt (Neunischel, Bez. Posen, 4. April); Privatmann Barthold Schroeder, 69 Jahre alt (Kassel, 4. April); Oberamtmann Karl Collmann (Stadtlengsfeld, 6. April); Obergärtner Karl Friedrich Sennholz, 65 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 6. April); Kürschnermeister Friedrich Daniel Schwarz (Kassel, 6. April); Fräulein Ottilie von Schenck (Marburg, 7. April); praktischer Arzt Dr. med. A. Schirling, 83 Jahre alt (Kassel, 7. April); Sanitätsrath Dr. med. Richard Müller, 66 Jahre alt (Kassel, 7. April); verwittwete Frau Franziska Kullmann, geb. Meyer, 72 Jahre alt (Kassel, 8. April); Geheimer Justizrath Gustav Hupfeld, 73 Jahre alt (Kassel, 9. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. XI. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1897.

Die arme Seele.

Seufzt eine arme Seele
In ihrer Höllenpein:
„Dürft ich noch einmal schauen
Den Herzallerliebsten mein!"

Es seufzt die arme Seele,
Ihr dünkt's manch' hundert Jahr,
Bis daß die Zeit der Buße
Endlich verronnen war.

Ihr Schutzgeist nahet freudig
Auf Flügeln weiß wie Schnee, —
Er nimmt sie in die Arme,
Zu heilen all' ihr Weh'.

Er spricht mit weichen Tönen:
„Komm', arme Seele du,
Ich trage dich dem schönen,
Dem goldnen Himmel zu."

Die Seele spricht zum Engel,
Der sie im Arme hält:
„Ach, dürft' ich nur noch einmal
Hinunter auf die Welt.

Will tausend Jahr noch dulden
Die schlimme Höllenpein,
Darf ich noch einmal schauen
Den Herzallerliebsten mein."

Des Engels Auge leuchtet
In heil'gem Liebesstrahl.
Er trägt die arme Seele
Hinab in's Erdenthal.

„Dort unter den grünen Linden,
Da find' ich meinen Schatz,
Ich durft' ihn nimmer finden
An diesem lieben Platz."

Und als den grünen Linden
Sie nahen unsichtbar,
Saß unter ihren Zweigen
Ein glücklich Liebespaar.

Die arme Seele bebet
Und spricht kein einzig Wort,
Da trägt sie stille der Engel
In seinen Armen fort.

Er trägt sie hoch und höher
In blauer Luft empor,
Bis daß sie endlich stehen
Am goldnen Himmelsthor.

Da spricht die arme Seele:
„Ich darf ja nicht hinein,
Muß tausend Jahr noch dulden,
Die schlimme Höllenpein."

Der Engel aber schauet
Sie an mit sel'gem Blick:
„Du littest tausend Jahre
In einem Augenblick."

Luise von Plönnies,
geb. 1803 zu Hanau.

Aus „Neue Gedichte", Darmstadt 1851.



Die ehemalige Burg Wallrab über Schmalkalden.

Von Otto Gerland.

(Nachdruck verboten.)

So stattlich sich die malerisch gelegene Stadt Schmalkalden mit ihrem Schloß Wilhelmsburg auch ausnimmt und wie sie sich auch noch viel stattlicher dargestellt haben mag, als die Wilhelmsburg noch ihre mit Löwen verzierten Giebel gleich dem ihr fast genau entsprechenden Marstall zu Kassel besaß, ein noch viel großartigeres Bild muß die Stadt im Mittelalter gewährt haben, als über ihr, die von einer durch viele Mauer- und Thorthürme unterbrochenen Mauer umgeben war, auf dem vorspringenden Abhang der Queste die in der Blüthezeit der Gotik erbaute Stiftskirche zu St. Egidius und Erhardus thronte und über dieser auf einer nach allen Seiten steil abfallenden Kuppe sich das Schloß Wallrab erhob, dem die damals sicher noch bewaldete Queste und die schön geschwungenen Linien des Thüringer Waldes, „der hohen Loibe", einen schönen Hintergrund gewährten. Von dieser Burg haben sich nur noch geringe Spuren erhalten, weil Landgraf Wilhelm IV., als er seine Lieblingsschöpfung, die Wilhelmsburg, in's Leben rief, selbst den Berg, auf dem die Burg gestanden hatte, anders gestalten lassen mußte, um die nöthige Grundfläche für sein den modernen Ansprüchen angepaßtes Schloß zu erhalten. Er ließ den Burgberg, soweit es nach seinem Plane nöthig war, durch „die Brotteroder Berggesellen"*) abtragen, womit selbstverständlich alle darauf befindlichen Gebäude in Wegfall kamen; die abgetragene Erde wurde nach der Stadt zu aufgeschüttet, wodurch man einen geräumigen, später mit einer Terrassenmauer gestützten Vorhof vor dem Schloß gewann. Deshalb finden wir nur noch den alten Burgbrunnen, einen nach Osten zu gelegenen (1592 umgebauten) Mauerthurm, bis zur Stunde der Wallrabsthurm genannt, und rechts und links von diesem kleine Theile der nordöstlichen und südöstlichen Befestigung. Diese Reste aber und die chronistischen Nachrichten geben uns im Hinblick auf die Grundsätze für die Anlagen von Burgen die Möglichkeit, uns doch ein ziemlich anschauliches Bild des alten Schlosses vor die Augen zu rufen, was im Nachfolgenden versucht werden soll.

Da die Burg 1227 bereits erwähnt wird, so muß sie der ältesten Zeit der Anlagen von Burgen entstammen, also etwa der Zeit des 11. oder 12. Jahrhunderts; ihr Zweck war, abgesehen vom

*) In Laske und Gerland's Werk: „Schloß Wilhelmsburg bei Schmalkalden" (Berlin 1895) befindet sich in dieser Richtung S. 23 Spalte 1 Zeile 12 von unten ein sinnentstellender Druckfehler, in dem dort statt „Brotteroder Berggesellen" gedruckt ist: „Brotteroder Brenzgesellen". Diesen mit meiner Entfernung vom Druckort zu entschuldigenden Fehler will ich wenigstens an dieser Stelle berichtigen.

Schutz der unter ihr liegenden Eisenhütten, wohl die Deckung der von Franken aus dem Werrathal zum Rennstieg führenden Straßen durch die Thäler der Schmalkalde und Stille, von denen die erstere mit ihrer Weiterführung nach Tambach so wichtig war, daß dort im Nesselgrund der Johanniterorden ein Hospiz zur Aufnahme der über den Wald ziehenden und von der Nacht überraschten Wanderer, den Nesselhof, anlegte, das bis in das 16. Jahrhundert wenn auch nur als Herberge in weltlichen Händen bestand. Auch der Name der Burg deutet auf ihr hohes Alter. Sie wird zwar in den Urkunden, nachdem die unter ihr liegende Stadt Schmalkalden die größere Bedeutung erhalten hatte, nach dieser das Schloß Schmalkalden genannt. Wir finden sie aber von den Chronisten als Schloß Wallraff, Wallrab und Walluf bezeichnet, also mit einem Namen, der mit der Stadt, die wiederum ihren Namen von dem vorbeiströmenden Fluß, der Schmalkalde, entlehnt hat, in keiner Weise zusammenhängt. Da nun in der Herrschaft Schmalkalden fast ausnahmslos alle Orte ihre Bezeichnungen von ihrer Lage am Wasser, am Berg oder im Wald erhalten haben und nur sehr wenige nach Personen genannt werden*), so ist nicht anzunehmen, daß die Burg ihren Namen von ihrem etwaigen Erbauer, der vielleicht Wallrab geheißen haben könnte, erhalten hat, da dieser gewiß seinem Namen einen Zusatz wie Burg, Stein u. dgl. gegeben haben würde, sondern daß die Burg nach ihrer Lage im Wald und am Wasser benannt worden ist. Walluf würde aus Waldaffa, d. h. Waldbach, entstanden und Wallraff oder Wallrab als eine Veränderung des ersten Namens anzusehen sein, und es würde dieser Name aus den ältesten Zeiten der germanischen und insbesondere der hessischen Ansiedelungen stammen. Unerklärlich bleibt es freilich dabei, welches Wasser zuerst diesen Namen geführt hätte. Da von den beiden einzigen in Betracht zu ziehenden Flüssen die Schmalkalde bereits 874 unter diesem Namen erwähnt wird, so bliebe also nur übrig anzunehmen, daß die südlich des Schlosses vorbeifließende Stille in ihrem unteren Laufe den Namen Waldaffa geführt habe. Es würde sich dafür anführen lassen, daß der zum Schloß gehörige Wirthschaftshof, der jetzige Meierhof, im Stillerthal, gar nicht weit vom einstigen Bett der Stille steht, daß in der Herrschaft Schmalkalden verschiedene Flüsse an verschiedenen Stellen ihres Laufes abwechselnde Namen führen und daß auch das in das Lahnthal hineinschauende Schloß Marburg von der auf der anderen Seite unter ihm vorbeifließenden Marbach seine Bezeichnung entlehnt hat, — aber mehr als Vermuthungen lassen sich hierüber nicht aufstellen, und es muß uns genügen, daß das Schloß den Namen geführt hat.

Ganz klein muß die Burg nicht gewesen sein; denn hier übernachtete Ludwig II. der Heilige von Thüringen am 24. Juni 1227 vor seinem Kreuzzug mit seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, und deren Kindern, von denen er hier Abschied nahm. Mag auch der größere Theil der Begleitung in der damals noch sehr kleinen Stadt einquartiert gewesen sein oder auf dem Anger vor der Stadt gelagert haben, so muß das Schloß doch genügenden Raum geboten haben, um neben seinen regelmäßigen Bewohnern, dem Burgvogt und dessen Leuten, noch Raum für die gesammte landgräfliche Familie und deren nächste Umgebung zu gewähren. Auch residirte hier öfters der erste gefürstete Graf von Henneberg, Berthold X., der vertraute Rathgeber und Reichskanzler der Kaiser Heinrich VII. und Ludwig des Baiern, der Schwiegersohn Landgraf Heinrichs des Kindes von Hessen (1284—1340), was auch nicht möglich gewesen wäre, wenn die Burg einen entsprechenden Raum nicht geboten hätte. Den neueren Ansprüchen muß sie aber doch nicht mehr genügt haben; denn 1311 baute Berthold einen Bergfried, und 1340 nach Berthold's Tode ließ dessen Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. die Burg erweitern und gänzlich ausbessern. 1360 wurde zwischen den Häusern Hessen und Henneberg, den Eigenthümern des Schlosses, ein Burgfrieden errichtet, der 1413 erneuert wurde. Als Gesammtbesitz weniger gepflegt, wurde die Burg zwar 1517 nochmals ausgebessert, sah auch noch während der Schmalkalder Religionsversammlungen glänzenden Besuch, ging aber immer mehr ihrem Untergang entgegen, so daß, als 1566 der Sturm eine der Giebelwände umwarf, niemand die Kosten zum Wiederaufbau anwenden wollte.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Burg über, so finden wir zunächst, daß eine Kapelle nicht in ihr vorhanden gewesen, als Schloßkapelle vielmehr eine der beiden unmittelbar vor der Burg nach der Stadt zu gelegenen Kapellen: zu St. Jakobus an der Stelle der jetzigen Terrassen-Aufschüttung vor dem Schloß Wilhelmsburg, des sogenannten Exerzierplatzes, und zu St. Marien, etwas südlich von der erstgenannten Kapelle am steilen Bergabhang, etwa wo jetzt das Dienstge-

*) Ich folge hierbei Arnold's Werk über die Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, insbesondere nach hessischen Ortsnamen, Marburg 1875, wo das Erforderliche über die einzelnen Ortsnamen nachzulesen ist.

bäude des Königlichen Bergamts steht, gedient hat. Die erstgenannte Kapelle wich 1320 dem Bau eines Chorherrnstifts, auf das wir gleich zurückkommen werden, die letztgenannte war 1440 noch vorhanden, ist aber seitdem in Folge der Anlage anderweiter Gebäude, einer Stiftsschule und später der Altanen südwestlich des jetzigen Schlosses, spurlos verschwunden.

Das Stift — zu St. Egidius und Erhardus — wurde also 1340 von Berthold X. gegründet und bestand aus einer Reihe uns hier nicht interessirender Gebäude, die als Wohnungen für die Stiftsherren dienten, und einer Kirche, in der, als Berthold am 15. April 1340 auf der Burg Wallrab gestorben war und sein Leichnam in das fürstliche Erbbegräbniß zu Kloster Veßra bei Schleusingen gebracht wurde, das Herz — und die übrigen Eingeweide — Berthold's in goldener Kapsel beigesetzt wurden. Hierin ist aber nicht, wie die Chronisten wollen, ein besonderes Zeichen der Vorliebe des verstorbenen Fürsten für seine Stiftung zu finden, sondern es entsprach dem damaligen Gebrauch, einen in ein entferntes Begräbniß zu bringenden Leichnam zu öffnen, die Eingeweide, nicht blos das Herz, herauszunehmen und am Ort des Todes beizusetzen und nun den dadurch der schnelleren Verwesung entzogenen Leichnam in das Erbbegräbnis zu führen; so werden wir die Sache auch hier aufzufassen haben.

Die Stiftskirche interessirt uns hier besonders. Sie war derart erbaut, daß ihr Chor an der Stelle der jetzigen Aufschüttung des Exerzierplatzes stand, die Kirche selbst aber weiter nach Westen hin vorgebaut war. Der Chor mußte daher alsbald bei Beginn des Baues 1584 abgebrochen werden, um Platz für die Aufschüttung der abgegrabenen Erdmassen zu gewinnen, während die Kirche einstweilen ohne Chor fortbenutzt wurde. Das Schiff der Kirche mag bis in die Nähe des jetzigen Erholungsgebäudes gereicht haben. Nach Geisthirt's Historia Schmalkaldica hatte das „mit schönen Gemälden gezierte" Innere der Kirche bis zum Gewölbe eine lichte Höhe von 11 Klaftern. Einen Thurm — selbstverständlich außer einem Dachreiter mit dem Meßglöckchen — besaß die Kirche nicht, ihr prachtvolles Geläute hing auf einem Thurm in der Nähe der Kirche. Von der Stadt, dem Lutherplatz oder Töpfenmarkt aus, führte, wie man noch jetzt aus der nördlichen Baufluchtlinie des Schloßbergs ersehen kann, ein gerader Weg zum Eingang des die Kirche umgebenden Kirchhofs, neben dem her man zur Burg gelangte. Von Süden her stieß das zu dem dort liegenden Hause gehörige Gartengrundstück daran, von dem ein Theil angekauft werden mußte, um den genügenden Platz zur Abstürzung der überflüssigen Erde und zur Anlage des neuen Schloßweges zu erlangen. Vom Eingang dieses Kirchhofs ist einmal der 1537 verstorbene und in der Stiftskirche begrabene hennebergische Amtmann Ritter Wendel Floß „mit einem Kürraß angethan auf seinem Pferde in vollem Lauf den Berg hinab bis zum Töpfenmarkt zu jedermanns Erstaunen gerannt". Der Kirchhof war mit einer Mauer umgeben, in der sich der Eingang befand. Da dieser Eingang nach Geisthirt's Mittheilungen mit allerhand zierlichen Portalen und Bildern versehen gewesen ist und darüber ein Holzthurm mit Ziegeldach errichtet war, in dem die vier Glocken der Stiftskirche hingen, so muß man annehmen, daß der Eingang aus einem Thorgebäude bestanden hat. Von dem Eingang, der an dem äußersten Ende der Terrasse des Exerzierplatzes gestanden hat, da wo jetzt das oberste Häuschen unter der Terrassenmauer steht, führte eine Treppe zur Kirche hinauf. Weil dieser Glockenthurm nach dem Gesagten auch bei den Erdarbeiten im Wege war, so wurde er Ende 1585 niedergelegt; die drei kleineren Glocken, für welche in dem geplanten Thurm der Schloßkirche Platz vorgesehen war, wurden einstweilen in ein anderes Gerüst gehängt, die größte, die 1555 von Lorenz Reinhardt zu Schmalkalden gegossene „große Oster" wurde der Stadt geschenkt und von dieser auf dem nördlichen Thurm der Stadtkirche aufgehängt. Neben dem Eingang nach der Stadt zu standen zwei große alte Linden, vielleicht die Bäume, unter denen von Altersher das Centgericht abgehalten worden war.

(Schluß folgt.)

Am Abend.

Der Tag vergeht. — Am Himmel bald
Versinken hinter'm Höhenwald
Die goldnen Wolkenkähne.
Durch Föhren fließt das Mondenlicht,
So wie durch dunkle Wimpern bricht
Ganz heimlich eine Thräne.

Die Blümlein in des Traums Gewalt
Sie schlafen fest, die Aehre wallt,
Still ist's im Hain und finster.
Nur unter'm grünen Blätterdach
Ein laues Lüftchen ist noch wach
Und streift durch Kraut und Ginster.

Auch dir, mein Herz, ward's Abend nun,
Viel alte Schmerzen friedlich ruh'n,
Die sonst dir Weh bereiten.
Nur einsam in der Sommernacht
Die Liebe wie das Lüftchen sacht
Berührt des Traumes Saiten.

Elisabeth Mentzel.

Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Damals war ich noch jung, und Krieg ist ja bekanntlich für den jungen Offizier der heißesten Sehnsucht Ziel. Für mich hatte der bevorstehende Ausmarsch zunächst nur die Bedeutung, daß das langweilige Einerlei des Friedensdienstes, wie er sich Tag für Tag, Woche für Woche nun schon seit Jahren ableierte, aufhörte. An dessen Stelle sollte stete Abwechslung und Aufregung treten; wir sollten der Garnisonstadt den Rücken kehren, in der schönsten Jahreszeit in das herrliche Hessenland hinausziehen, jeden Abend gern gesehene Gäste an einem andern Orte und immer in der Gesellschaft fröhlicher Kameraden sein! Freilich, die rechte Freudigkeit wollte doch nicht kommen, denn das, was der Begeisterung des Soldaten erst ihre wahre Weihe giebt, das Bewußtsein, für eine gute und gerechte Sache hinauszuziehen, das fehlte! Dazu war ich doch alt genug, mir zu sagen, daß der bevorstehende Krieg, auf welcher Seite wir auch stehen mochten, unter allen Umständen traurig sei, daß man sich für ihn nicht begeistern konnte. Und das sagte mir meine militärische Einsicht ebenfalls, daß wir bei dem gänzlichen Mangel an Vorbereitungen jedem Kampfe sorgfältig aus dem Wege gehen müßten und daß es sich demnach für uns weniger um einen Feldzug, als um eine Art von — Flucht handle, die ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Feinde leicht in eine sehr ruhmlose Niederlage verwandeln könne.

Das waren allerdings Erwägungen, die die Aufregung des Augenblicks noch nicht recht zur Klarheit kommen ließ, und so wirkte denn die kühle Ruhe, die meine Eltern meiner Erregung entgegensetzten, wie ein kalter Strahl, und ich schlich einigermaßen ernüchtert von dannen.

Neue, aufregende Eindrücke ließen diese Stimmung jedoch nicht von langer Dauer sein.

Mein weiterer Weg führte mich an der Infanteriekaserne vorbei. Während der gewaltige Bau sonst um diese Zeit — vier Stunden nach Zapfenstreich — ruhig und dunkel dazuliegen pflegte, herrschte jetzt Leben und Bewegung. Fast alle Fenster des großen Gebäudevierecks, das an einer Seite von der Königsstraße durchschnitten wurde, waren erhellt, und die Soldaten eilten geschäftig hin und her. Wie ich auf Befragen erfuhr, war ihnen der bevorstehende Ausmarsch mitgetheilt und gerathen worden, ihr in der Kaserne befindliches Privateigenthum Freunden und Bekannten zur Aufbewahrung zu übergeben. Die Leute trugen zum größten Theil, wie ich trotz der Dunkelheit erkennen konnte, ganz neue Anzüge, die „Kriegsgarnitur". Die Kompagnien hatten sie demnach schon von den Kammern ausgegeben. Da hatte ich denn eine beinahe offizielle Bestätigung der Mittheilungen, die mir Lieutenant von Uslar gemacht hatte.

Auch die Fenster der Dienstwohnungen der beiden Bataillonsadjutanten, der Lieutenants Osterwald und von Lorenz, von denen dieser ebenfalls mein Klassenkamerad im Kadettencorps gewesen, also näher mit mir befreundet war, waren noch erleuchtet, und ich beschloß, zunächst einen Augenblick zu ihnen hinaufzugehen, um vielleicht bei ihnen noch etwas Bestimmteres zu erfahren.

In der Stube des Lieutenants von Lorenz fand ich eine größere Zahl von Offizieren versammelt, unter denen auch einige ältere Premierlieutenants waren. Aus der Unterhaltung entnahm ich, daß der Befehl zum Abmarsch allerdings stündlich zu erwarten sei, jedoch schwerlich in der Art erfolgen werde, daß die Garnison alarmirt und dann der Marsch sofort angetreten würde, sondern einige Stunden Zeit zur Vorbereitung würde uns wohl gelassen werden. Der Marsch solle voraussichtlich in zwei Kolonnen stattfinden, wovon die eine, die Hauptkolonne, zum Leipziger Thor hinausmarschiren und die alte Nürnberger Straße über Melsungen, Rotenburg, Hersfeld nach Fulda einschlagen, die zweite, hauptsächlich aus Kavallerie und reitender Artillerie zu bildende Kolonne Kassel durch's Frankfurter Thor verlassen und über Homberg mehr auf Nebenwegen parallel zur Hauptkolonne marschiren werde, um deren rechte Flanke zu decken, da die Preußen von Wetzlar her erwartet wurden. In der Gegend von Hanau solle dann unter dem Schutze der süddeutschen Verbündeten die Mobilmachung ausgeführt und die Armeedivision in Stand gesetzt werden, thätigen Antheil am Kriege zu nehmen.

Im Allgemeinen herrschte unter den Versammelten eine recht gedrückte Stimmung. Die Unterhaltung stockte häufig und wurde nur mit halblauter Stimme geführt. Meist hob sie die weiter oben berührten trüben Seiten unsrer Lage hervor, und daneben machte sich eine gewisse Bitterkeit bemerkbar,

darüber, daß man an maßgebender Stelle eine solche Politik befolgt habe, ohne daran zu denken, die Truppen bei Zeiten in den zu deren Durchführung erforderlichen Stand zu bringen. Daß es möglich sein werde, die Mobilmachung bei Hanau durchzuführen, wurde allgemein bezweifelt, und was das Ende der ganzen Verwickelung sein werde, darüber wagte niemand eine Meinung zu äußern, aber allen sah man an, daß sich ein jeder diese Frage im Stillen vorlegte. Die Ungewißheit in dieser Hinsicht und die Wahrscheinlichkeit, die jeder fühlte, daß wir einem ruhmlosen Ende entgegengingen, war wohl die Hauptursache der herrschenden Niedergeschlagenheit.

Nach kurzem Aufenthalt verabschiedete ich mich von den Kameraden und lenkte meine Schritte unsrer Kaserne zu, um zu sehen, ob man sich auch dort auf die kommenden Ereignisse vorbereite. Zu meiner großen Ueberraschung fand ich alles dunkel und still, wie es in gewöhnlichen Zeiten um diese Stunde ja auch sein mußte. Nach kurzer Erwägung der Frage, ob ich mich darauf beschränken solle, bei meiner eigenen Batterie die Vorbereitungen für den Abmarsch in Gang zu bringen, oder ob ich auch den übrigen Batterien Nachricht geben solle, entschloß ich mich mit Rücksicht auf meine subalterne Stellung, die mir nicht das Recht gab, irgend welche Anordnungen zu treffen, nur dem Feldwebel meiner Batterie von dem Mittheilung zu machen, was in der Infanteriekaserne vorging, damit er die Anweisungen des Batteriechefs einholen könne. Ich dachte mir wohl, daß mein Feldwebel auch die anderen Batterien benachrichtigen und so bald das ganze Regiment erfahren würde, was los war. Diese Erwartung täuschte mich nicht, denn wie ich am nächsten Morgen erfuhr, waren bald nach meiner Anwesenheit in der Kaserne dort bei sämmtlichen Batterien ähnliche Vorbereitungen im Gange, wie ich sie in der Infanteriekaserne beobachtet hatte.

Nunmehr begab ich mich endlich nach meiner glücklicherweise ganz in der Nähe gelegenen Wohnung und packte meinen Koffer. Mittlerweile war es 2 oder ½3 Uhr geworden, und das Bedürfniß nach Ruhe machte sich geltend. Stiefel und Rock abwerfend, legte ich mich halb angekleidet auf's Bett, aber ein eigentlicher Schlaf wollte sich nicht einstellen. Anfänglich war meine Einbildungskraft geschäftig, sich die Ereignisse auszumalen, die uns anscheinend bevorstanden. Diese wurden allmählich immer abenteuerlicher und verworrener, und endlich verfiel ich in eine Art von Halbschlaf. So wenig erquickend ein solcher gewöhnlich ist, so wirkte die körperliche Ruhe doch wohlthuend, und als ich gegen 4 Uhr Morgens wieder völlig wach wurde, fühlte ich keine Spur von Müdigkeit mehr, sodaß ich mir sagen mußte, der Versuch, nochmal einzuschlafen, sei gänzlich aussichtslos. Aber was sollte ich anfangen? Zum Lesen fehlte mir die nöthige Ruhe und Sammlung, und nichts zu thun war fast noch unerträglicher. So beschloß ich denn, mich anzukleiden und die Königsstraße hinaufzugehen. Dort war vielleicht etwas Neues zu erfahren.

Inzwischen war es schon ganz hell geworden, aber allem Anschein nach stand uns ein trüber, regnerischer Tag bevor. In der Infanteriekaserne, woran ich wieder vorbeikam, herrschte jetzt Ruhe. Nur einzelne Soldaten sah man an den Fenstern und auf dem Kasernenplatze. Im Uebrigen waren die Straßen vollständig still und menschenleer, sodaß ich fast ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken konnte. Allein der einsame Spaziergang sollte doch nicht ohne eine Begegnung vorübergehen, die einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Als ich am Königsplatze angelangt war, kam mir von der obern Königsstraße her ein Stabsoffizier entgegen, in dem ich bei weiterer Annäherung den Oberstlieutenant Krupp vom Kriegsministerium erkannte. Dieser wohnte schon seit einer langen Reihe von Jahren mit meinen Eltern in einem Hause und hatte mich gewissermaßen aufwachsen sehen, sodaß er mich auch jetzt noch duzte und ich mit ihm auf weniger förmlichem Fuße stand, als es sonst zwischen einem jungen Lieutenant und einem Stabsoffizier üblich ist.

„F . .! Was soll aus uns werden?“ rief er mir, mich mit meinem Vornamen anredend, zu. „Wie soll das enden? Daß ich das noch erleben muß!“

Dabei liefen dem alten Herrn die hellen Thränen über die Wangen. Als wir zusammentrafen, ergriff er mich bei beiden Händen und gab seinem Schmerze Ausdruck, daß die Armee, der er so viele Jahre angehört hatte und die, so klein sie auch war, doch auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken konnte, allem Anscheine nach einem wenig glorreichen Untergange entgegenging. Der aufrichtige, tiefe Schmerz des braven alten Offiziers erschütterte mich mächtig und ließ den Ernst der ganzen Lage recht lebhaft vor meine Seele treten. Meine Frage, ob der Befehl zur Mobilmachung schon erlassen sei, beantwortete er verneinend, setzte aber hinzu, er sei jeden Augenblick zu erwarten. Mit den Worten:

„Wir“ (d. h. das Kriegsministerium) „können aber die Truppen nicht mobil machen; sie müssen

selbst sehen, wie sie fertig werden", schied er von mir, um sich nach Hause zu begeben.

In recht ernster Stimmung setzte ich meinen Weg fort. Nicht ein Mensch begegnete mir, und als ich auf den Theaterplatz kam, lag das Generalstabsgebäude so ruhig und still da, wie im tiefsten Frieden. Von der Thätigkeit, die im Innern doch wohl herrschen mochte, war von außen nichts wahrzunehmen. Meine Hoffnung, etwas Neues zu vernehmen, war offenbar eitel, und so lenkte ich denn meine Schritte wieder meiner Wohnung zu. Hier angelangt, legte ich mich auf's Sopha, um, wenn möglich, noch etwas Schlaf zu finden.

Eine Stunde mochte ich etwa im Halbschlummer gelegen haben, als ich durch wiederholtes entferntes Hurrahrufen aufgeschreckt wurde. Anfänglich hatte es sich mit meinen Traumbildern vermischt, drang aber endlich mit solcher Deutlichkeit an mein Ohr, daß ich nicht mehr an seiner Wirklichkeit zweifeln konnte. Natürlich eilte ich sofort auf die Straße und folgte der Richtung des jetzt erneuten und näher gekommenen Rufens. Als ich am Kadettenhaus in die Königsstraße gelangte, sah ich vor dem Hause, worin der Ministerpräsident Abée wohnte, eine Menschenmenge versammelt, während vor der Thür eine Hofequipage hielt. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß während der Nacht ganz plötzlich Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, Neffe des Kurfürsten und voraussichtlicher Thronfolger, angelangt sei und sich augenblicklich beim Ministerpräsidenten befinde. Ich wartete seine Rückkehr nicht ab, sondern ging nunmehr zu meinen Eltern, um bei ihnen den Kaffee zu trinken. Es war jetzt etwa 7 Uhr geworden. Mein Vater empfing mich mit ironischer Ueberraschung, daß ich noch nicht abmarschirt sei, wurde aber doch einigermaßen stutzig, als ich ihm meine Erlebnisse während der Nacht, namentlich meine Begegnung mit dem Oberstlieutenant Krupp und die Ankunft des Thronfolgers erzählte. Besonders diese machte einen großen Eindruck auf ihn, da es bekannt war, daß der Thronfolger wegen der in Folge der morganatischen Ehe des Kurfürsten am Hofe herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse nur sehr ungern nach Kassel kam. Sein unerwartetes Erscheinen ließ demnach darauf schließen, daß er die Lage für sehr ernst ansehe.

(Fortsetzung folgt.)



Zu spät.

(Nachdruck verboten.

Aus dem Leben erzählt von Jean Voigt.

(Fortsetzung.)

Damit wurde der Gedanken-Austausch zwischen Tante und Nichte abgebrochen, denn man hörte im Vorflur einen Männerschritt, und als auf ein zaghaftes Pochen die Tante zum Eintreten einlud, trat ein hochgewachsener, breitschulteriger junger Forstmann ein, der bescheiden und augenscheinlich befangen vor die erstaunte Tante trat und — sich als der vielbesprochene Theodor Ritter vorstellte.

„Verehrtes Fräulein werden mir das Wagniß, Ihnen vor meiner Abreise näher zu treten, sicherlich gütigst verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Seelenpein mich gebieterisch zu Ihnen hingewiesen hat. Sie, die Sie sonst so Manchem, der mühselig und beladen zu Ihnen kommt, Trost und Hilfe zu Theil werden lassen, werden gewiß auch Rath wissen, mir einen einzigen freundlichen Gedanken, ein Hoffnungsfünkchen mit auf den Weg zu geben."

Als die Tante durch eine Handbewegung stumm zum Sitzen einlud und dabei die Frage aufwarf, ob Herrn Ritter bekannt gewesen sei, daß sich zur Zeit ihre Nichte bei ihr befinde, schritt der junge Mann auf die gluthübergossene Nichte zu, faßte ihre Hand und entgegnete, daß weder er von ihrem, noch sie von seinem Hiersein vorher eine Ahnung gehabt haben könne.

„Aber ich darf Ihnen nicht verfehlen, gnädiges Fräulein, ich preise mich glücklich, daß ich ihr, die meine ganze Seele erfüllt, auf diese Weise noch einmal in das liebe, treue Auge schauen darf, bevor ich vielleicht auf lange, lange Zeit von hier fort ziehe, um meine Existenz zu begründen und um ein Nestchen zu bauen für sie und für mich.

Wissen und fühlen doch auch Sie, mein Fräulein, längst, daß wir, Luise und ich, uns in treuer Liebe anhängen, und daß ich sie mir erringen will, wenn sich auch alles gegen unseren Herzensbund zu verschwören scheint. Denn kein Mensch wird jemals, weder im Bösen, noch im Guten, uns auseinanderreißen. Und wie ich das meinem Vater erklärt habe, so hätte ich es auch gern Luisens Vater gesagt, indeß fürchte ich, durch solchen vorzeitigen Herzenserguß bei dem Herrn Rechtsanwalt den Widerstand nur zu verschlimmern.

Deshalb komme ich zu Ihnen, verehrtes Fräulein, und flehe Sie an, wachen Sie über unserer jungen Liebe, trösten Sie uns ein wenig und geben Sie mir ein gutes Wort mit auf den Weg. Ich kann's brauchen!"

„Sie bringen mich in Verlegenheit, Herr Ritter, und zweifellos überschätzen Sie meinen Einfluß. Aber wo ich helfen, rathen und vermitteln kann, Kinder, werde ich mich einer so glühenden Herzensneigung beugen und gern für Euch eintreten. Nur bin ich erstaunt, wie sich das gewaltige Liebesfeuer so in aller Stille hat entwickeln können?"

„Wie es kam, Fräulein, fast weiß ich es selbst nicht zu sagen. Es ist eben die alte, einfache Geschichte: Es fällt ein Samenkorn in das Menschenherz, das wächst und wächst, und dann wird, wenn hier und da ein Sonnenstrahl darauf fällt, ein Pflänzchen, eine Knospe, eine Blüthe daraus. Gern hatte ich Luise schon als Kind, und als ich dann das tiefe Gemüth der Jungfrau näher kennen lernte, da war es um mich geschehen. Lange Zeit glaubten wir nur Freunde zu sein und wußten gar nicht, daß wir uns liebten. Wie wir uns dann fanden? Weißt Du es noch, mein Schatz?" fragte er.

„Und ob, Theo! — Ob ich es noch weiß! — Jetzt wird es ungefähr ein Jahr her sein, am dritten Pfingstfesttage war es. Ich war mit Emmy Nachmittags spazieren gewesen, wir saßen ausruhend in den Anlagen auf einer Bank, als ein Kind der dort beschäftigten Arbeitsfrau beim Spielen in das Flüßchen fiel. Man schrie um Hilfe, ein junger Mann stürmte heran, entledigte sich im Laufen seiner Jagdjoppe und seiner Kopfbekleidung und sprang in den durch Gewitterfluthen angeschwollenen Fluß. Wie ich sah, daß Du es warst, fürchtete ich für Dein Leben, schrie entsetzt auf und wurde ein klein wenig ohnmächtig.

Als ich erwachte, hatte die Arbeiterfrau ihr kleines Mädchen lebend, aber sehr naß zurück empfangen und stürzte unter lebhaften Danksagungen eben davon. Und ich —? lag in Deinen nassen Armen, Du lieber, braver Kerl —! Von da ab gehöre ich Dir, wie Du mir. —

Aber, aber, wer lieben will, muß leiden. Was hat man in dem Jahre nicht schon alles angestellt, um uns aus einander zu bringen! Als die großen Ferien kamen, und man Dich erwartete, schickte man mich flugs zu Onkel Ernst nach Berlin, Dir aus dem Wege. Als ob Entfernung der wahren Liebe etwas anhaben könne?"

„Nein, und tausendmal nein, Liebling! Würde Entfernung die Liebe erkalten können, so müßte ich ja jetzt, wo ich auch lange hinaus gehe, sehr um sie bangen. Aber die Liebe hört nimmer auf, mag man ihr noch so sehr nachstellen!" fügte Ritter hinzu.

Dann sprach er davon, wie auch in seinem Elternhause niemand ihrem Herzensbunde freundlich gegenüber stehe, und wenn das ja auch weniger Bedeutung habe, als das kategorische Nein aus Luischens Vaterhause, so habe ihm in den großen Ferien im vergangenen Jahre das unausgesetzte Nörgeln und Sticheln doch alle Ruhe zu den unerläßlichen Repetitionen auf's Examen genommen. Seinen Lehrern und Kommilitonen sei es wohl unbegreiflich gewesen, daß er nicht bestanden habe, er wisse indeß nur zu gut, was Hauptschuld gewesen wäre.

„Daher habe ich mit großer Freude zugegriffen, als mir durch Vermittelung wohlwollender Gönner die Privatstelle unter so günstigen Bedingungen angeboten und dadurch die Möglichkeit gewährt wurde, dem Alten von der Tasche zu kommen, was eine Wiederholung der Prüfung noch für längere Zeit ausgeschlossen haben würde", fuhr der junge Mann lebhaft fort.

„Also ich werde sehr bald auf eigenen Füßen stehen, und wenn ich dann im freiherrlichen Dienste lebenslänglich angestellt sein werde, gedenke ich, bei Vater Römer anzuklopfen. Aber bis dahin — und das kann wohl ein Jahr dauern —"

„Ja, bis dahin, mein Freund," — fuhr die Tante fort, „haben die armen Seelchen Ruhe. Sie bleiben ruhig in Ihrem Walde und verdienen Sich die Freiherrlich von M***'schen Sporen, und Luise bleibt hier. Das fortwährende aufregende Hin und Her von Liebesbriefen unterbleibt wegen der beiderseitigen Seelenruhe einerseits, andererseits wegen des bestimmten väterlichen Verbots, Luise!"

„Aber liebstes, bestes Tantchen," warf das junge Mädchen entsetzt ein. „Emmy wird gewiß auch fernerhin gern die Vermittlerin sein, wie sie es bisher gern gewesen ist."

„O sicherlich!" fügte Ritter bittend hinzu; „Fräulein Emmy spielte immer so fürsorglich nett unsere gütige kleine Vorsehung und hat das auch heute wieder so fein gefügt, denn jetzt verstehe ich erst, weshalb sie mir, als ich im Doktorhause vorhin Abschiedsbesuch machte, dringend angerathen hat, gerade jetzt, in dieser guten Stunde, bei Ihnen, verehrtes Fräulein, die beabsichtigte Visite zu wagen. Zweifelsohne würde sie demzufolge auch fernerhin unsere gütige Mittlerin sein wollen; ein Jahr ist doch auch zu lang, um so jeden Gruß von Herzen zu Herzen entbehren zu können."

Und die Tante sah lange sinnend vor sich hin. Standen die beiden jungen Menschenkinder, die

sich so lieb hatten, doch da vor ihr Hand in Hand bittend und hoffend, so als ob es nur von der alten Tante abhinge, das glückselige Paar allsogleich ganz glücklich zu machen.

Er, groß, breitschultrig, mochte 23 bis 24 Jahre zählen, aber seine dunklen schwermüthigen Augen gaben dem scharf geschnittenen Gesichte einen über diese Jahre hinaus gehenden Ernst. Ein krauser Flaum von Bart umgab Wangen und Lippen, und das braune Haar war kurz und schlicht gescheitelt. Die ganze Männererscheinung trug das Gepräge von Kraft und Entschlossenheit, ließ dabei aber gleichzeitig auch auf ein gutes, braves Herz schließen, und treuherzig bittend schaute er jetzt auf die Tante nieder. Und Luise, eine schlanke, mittelgroße, biegsame Mädchengestalt, halb noch Kind, die kindlichen Lippen zaghaft zitternd halbgeöffnet, das schmale edle Gesichtchen umrahmt von goldblonden Flechten, richtete ihre blauen schönen Augen so sehnsüchtig und zuversichtlich bittend auf die Tante, daß dieser ganz unbehaglich zu Muthe wurde.

Doch nach einer kurzen stillen Pause fuhr sich das alte Fräulein über die Stirn, richtete ihr freundliches Auge auf die jungen Leute und sprach im milden Tone auf sie ein, daß Liebe ein Glück sei und ein Glück bleibe, auch wenn die Liebenden getrennt seien. Die Liebe sei auch eine Brücke, die Vieles überbrücke. Aber wie die Verhältnisse bei ihnen liegen, würde es doch beiderseits noch großen Muthes, mancher Geduldsprobe und diplomatischer Vorsicht bedürfen, wenn ihre Liebe glücklich unter Dach gebracht werden solle.

„Deshalb“, fuhr die Tante fort, „will ich, wo und wie ich kann, Euer Anwalt sein, ich will für Euch ganz methodisch wirken und nichts im Laufe Eures Wartejahres unversucht lassen, um Euch und Eurem Lebensglücke vorzuarbeiten. Aber ich mache zur Bedingung, daß Ihr Eure Idee, Fräulein Emmy zu einem fortgesetzten Liebesbriefwechsel zu benutzen, aus Gründen der Vorsicht aufgebt. Wichtige Geheimnisse, die sich vor Entdeckung fürchten müßten, würden Eure harmlosen Herzensergüsse zwar nicht enthalten, indeß halte ich für Ihre Sporen, Herr Theo, und für Deine Ruhe und Deinen Frieden, liebe Nichte, eine b r i e f l o s e Wartezeit für zweckmäßiger. Und dann ist das auch ein Zugeständniß, das ich Deinem Vater, liebe Luise, dem ich pflichtgetreu von dieser Stunde denkwürdigen Gedanken und Empfindungen berichten muß, machen möchte.

Uebrigens, ganz auf dem Trockenen sollt Ihr so lange doch nicht sitzen bleiben, denn ich erbiete mich, den Postboten gern zu empfangen, wenn der alten Tante ein gewisser Herr Theo etwa hier und da etwas von sich und seinem Fortkommen zu berichten haben sollte, wo zwischen den Zeilen so kleine Herzensgrüße für eine gewisse blaße Maid zu lesen wären. Auch würde ich nicht anstehen, an den jungen Forstmann in den freiherrlichen Wald Bericht zu erstatten, wenn sich etwas ereignen sollte, was die Verhältnisse hier verschiebt, bessert oder sonstwie verändert.

M e h r kann ich allerdings nicht thun und deshalb auch nicht zusagen. Auch kann ich nicht in die Zukunft sehen und Vorsehung nicht spielen. Hoffen wir das Beste!“

Der junge Mann erhob sich, küßte der Tante die Hand, dankte herzlich für ihre wohlwollende Gesinnung und empfahl sich, indem ihm das Fräulein die besten Glück- und Segenswünsche mit auf den Weg gab.

Als sich darauf die Tante diskret in ein Nebenzimmer zurückzog, lagen sich die jungen Leute zehn selige Minuten lang, lachend und weinend, Abschied nehmend und Treue schwörend in den Armen, bis Theo, einen feuchten Blick noch auf sein Lieb und über den traulichen Wohnraum der herrlichsten aller Tanten werfend, langsam und zögernd hinausging.

Dann, als die Vorgangsthür in's Schloß gefallen war, schrie Luise laut auf und weinte still vor sich hin, während die Tante sie ruhig gewähren ließ.

„Sei nicht böse, Tantchen, daß ich Dir etwas vorheule, aber ich k a n n nicht anders. Denn wer kann wissen, wann und wie ich ihn, der eben ging, je wieder sehen werde.“

Während dessen besorgte das Fräulein seine kleinen abendlichen Hausfrauen-Arbeiten, nahm das Bauer des zuthunlichen zahmen Vogels herein und ließ Mieze auf ihr stürmisches Verlangen über die Dächer und über die Bäume hin in's Freie.

Als nunmehr von unten, von Kinderstimmen gesungen, jener herzerfrischende Sang: „Der Mai ist gekommen“ ertönte, da faßte Tante ihr trauerndes Nichtchen unter's Kinn, summte „da bleibe wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus“ mit, trocknete dem Kinde die noch immer kollernden Thränen ab und brachte alsbald ein Glas Wein, das Luise, ob sie wollte oder nicht, trinken mußte. Dann wurden die thränenschweren Augen gekühlt und gewaschen und: „Nun komm, jetzt bringe ich Dich nach Hause!“ Und so geschah es.

(Fortsetzung folgt.)



Dr Ajerboitt.[1]

(Wetterauer Mundart.)

's sein Veijouhn[2]) eann Schlessilblomme
Hamlich iwwer Noacht gekomme.
Off de Wisse groin ds Gräsi[3]) —
„Sucht nooch Ajer! 's Uhsterhäsi[4])
Eaß met Sack eann Pack die Noacht
Häi imm's Oart erimm gemoacht!"

Die Ajer legkt hen, wäi sich's hihrt,
Eann hott se nooch dr Foarb sortirt.
„Die blohe sein ferr läiwe Mahre,
Die ruhre ferr die Buwwe" — sahr e.
Veijounblohe eann sprenkelige,
Däi härr e aach noach eann dr Ziche[5]).

Dr Hoas dr oarm — ach, läiwer Goitt —
Woas schweatzt[6]) hen nurts, dr Ajerboitt!
Wäi eaß hen gleckllich, wann vo fern
Die Keann eann Groas eann Kälwerkern
Saich dommen[7]). — Nurts bei Färschterschhaus,
Do bleir e met de Ajer aus.

's eaß kahn Foacht[8]) näit, ihnder[9]) Zoarn.
Hen säht: do härr e naut verloarrn.
Däi stennig[10]) schäiße, stennig platze,
Däi sölle ihm de Bockel kratze.
Hen ließ sich näit ds Feall vernewe[11]),
Dean söll dr Dreher Ajer drewe[12]).

Die Honn enn Jäjer wehrn sein Duud
Eann breegt enn imm sein Hoasebruud.
Ihr Dank ferr Goutdoat der hiß „baaf";
Eann schreabb sich „naue Schruth eann Laaf";
Hen deht vo wäje deassetwäje
Ferr Jäjerschkeann kahn Ajer leje.

Wenn saich Ahns goar so weit verrgehs
Eann Flaasch vo duure Hoase ehs[13]),
Eann hen wehrsch weiß[14]), off jeren Fall
Wehrsch iwwerhab met Ajer all.
„Gegeben so im grünen Gras.
Der Eierträger Osterhas."

Friedrich von Trais.

[1]) Eierbote. [2]) Veilchen. [3]) Gräschen. [4]) das Osterhäschen. [5]) Bettzüge. [6]) schwitzt. [7]) tummeln. [8]) Furcht, [9]) eher. [10]) beständig. [11]) vernähen. [12]) drehen (Holzeier). [13]) esse. [14]) erführe es.

Aus alter und neuer Zeit.

König Georg von Griechenland. Unsere Leser werden sich entsinnen, daß König Georg von Griechenland, der zweite Sohn des dänischen Königspaares (geb. 24. Dezember 1845), hessisches Blut in seinen Adern hat, da seine Mutter Königin Luise eine Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen und der Prinzessin Luise Charlotte, Schwester Christian's VIII. von Dänemark, ist. Nachstehender genealogischer Auszug ergiebt das Nähere:

reg. Landgraf Friedrich II von Hessen-Kassel, † 1785
- Wilhelm IX., Kurfürst
- Landgraf Karl
- Friedrich, Landgraf*), 1747—1837
  - Wilhelm†), 1787—1867
    - Luise W. Fr., Königin v. Dänemark
    - Friedrich W. G. A., † 1884
  - Marie
  - Auguste

*) In holländischen Diensten, begraben zu Rumpenheim.
†) In dänischen Diensten, lebte zu Kopenhagen.

Der Vater der jetzigen Königin von Dänemark war also ein Enkel des Landgrafen Friedrich II. von Hessen, ein Sohn des dritten Sohnes des genannten Landgrafen.

Urtheil Jakob Hoffmeister's über den „Freischütz" und Operntexte. Der vor einigen Jahren in Kassel dahingeschiedene bekannte Schriftsteller Jakob Hoffmeister hatte 1845 für einige Zeit seinen Aufenthaltsort in Wien genommen und sich dort durch seine literarischen Arbeiten und sein feinfühlendes Urtheil auf dem Gebiete der Musik bald den besten Ruf erworben. Für Otto Nikolai begann er den Text der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" zu schreiben, welcher später von Mosenthal beendigt wurde, und gerieth dadurch in den Geruch eines Librettodichters. Obgleich es Hoffmeister gar nicht darum zu thun war, Opernbücher zu verfassen, so ließ er sich doch durch den damals in der österreichischen Kaiserstadt sehr einflußreichen Ritter von Seyfried dazu bestimmen, mit einem jungen Wiener Tonkünstler, Alexander Leitermayer, in Verbindung zu treten, welcher jedoch einen Text „wie der zum Freischütz" zu haben wünschte. Dies Verlangen veranlaßte Hoffmeister weitgehende Betrachtungen anzustellen, welche in seinen bisher noch ungedruckten Wiener Erinnerungen enthalten sind und die, wenn auch nur im Auszug, kennen zu lernen, für alle Weberfreunde von Interesse sein dürfte.

„Selbst Friedrich Kind“, schreibt Hoffmeister, „würde außer Stande gewesen sein, einen solchen Text nochmals zu liefern und dann — gehört zu einem ‚Freischütz‘ auch einzig ein Carl Maria von Weber. Ein solches Zusammentreffen aber wird sich wohl niemals wieder ereignen, wie denn überhaupt Kunstschöpfungen dieser Art und dieser Größe einer Wiederholung nicht fähig, sondern immer nur einmal vorhanden sind. Friedrich Kind war ein sehr mäßiger Dichter, aber er hat nun einmal nach höherer Bestimmung, man möchte sagen instinktmäßig, im ‚Freischütz‘ eine Dichtung geliefert, wie sie nur für Weber's hohen Genius geschaffen sein konnte und mußte! Man denke sich die Musik irgend eines anderen anerkannten großen Musikers dazu, und es würde der kühnsten Phantasie unmöglich sein, sich einen entfernt ähnlichen Zauber vorzustellen, wie er von Weber eben in unnachahmlicher Weise über die ganze Dichtung ausgegossen ist. Wer könnte, wer dürfte es wagen wollen, den anerkannt glücklichen Text zum ‚Freischütz‘ nochmals in Musik zu setzen?? Weber selbst würde dies gewiß am wenigsten gewagt haben. Auch darin ist der ‚Freischütz‘ einzig in seiner Art und ohne jedes Beispiel, daß er in keiner Nachahmung, in keiner Veränderung gedacht werden kann und alle seine wunderbaren Melodien, gleichsam unvertilgbar, nicht wieder weggedacht werden können. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit Weber's Preziosa-Musik, welche gewiß die genialste und duftigste ist, welche jemals für Romantik und Theater geschrieben wurde. Dennoch waren viele der größten Zeitgenossen Weber's seine unversöhnlichen Gegner, weil man einen gleichen Erfolg an einer deutschen Oper noch nicht erlebt hatte. Weber's Talent wurde oft in der unwürdigsten Weise herabgesetzt, aller Erfolg der Oper nur dem Teufel und der Wolfsschlucht zugeschrieben, da man dem ‚Freischütz‘ nicht verzeihen wollte, daß er eigentlich keine Oper, sondern nur ein Liederspiel sei, aber welch' ein Liederspiel. Was würden diese kleinlichen Menschen jetzt dazu sagen, daß heute die Freischütz-Musik nach mehr als sechzig Jahren dieselbe Jugendfrische bewahrt hat, denselben Zauber auf alle Herzen des ganzen Erdballs ausübt, wie zur Zeit, als sie zuerst die Hörer entzückte, daß sie unverwelklich, unüberwindlich, unvergänglich ist!“

Hoffmeister versprach Leitermayer, nachdem er sich mit ihm verständigt, einen romantischen Text zu liefern, und arbeitete innerhalb sechs Tagen eine dreiaktige Oper „Das Fischermädchen“ aus. „Ich hatte den Stoff rein erfunden“, berichtet er darüber, „und mich weder an Geschichte, noch an irgend eine Erzählung angelehnt, was immer sehr gewagt ist, denn wirklich schöne Stoffe können nicht erfunden werden. Man darf nur Geschehenes benutzen und verarbeiten und hat schon damit seine große Last. Ein Operntext aber wird stets die undankbarste Dichtung sein und bleiben, denn sie darf nur die kleinere Hälfte eines Kunstwerkes sein und muß die obere, geistigere der Musik und dem Komponisten überlassen.“ W. B.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein in Kassel. Am 26. April in der letzten Monatsversammlung im Winterhalbjahr des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel hielt Major a. D. von Stamford einen hochinteressanten, mit lebhaftem Beifall entgegengenommenen Vortrag über das Thema: „Wie unsere Aue geworden ist“. Bei der Wahl des Gegenstandes, der gründlichen Bearbeitung wie lichtvollen Darstellung, welche der Vortragende demselben hatte angedeihen lassen, versteht es sich von selbst, daß seine Ausführungen ungemein fesselten. Im Mai werden die Mitglieder und Freunde des Vereins Gelegenheit haben, sich an einem Ausflug nach der zwischen Helmarshausen und Karlshafen prächtig gelegenen Krukenburg zu betheiligen, bei welchem Dr. med. Karl Schwarzkopf über die Geschichte der Burg sprechen wird.

Der erste hessische Abt von Montecassino. Am 25. März wurde als Abt der von Alters her durch die Gelehrsamkeit ihrer geistlichen Bewohner berühmten Benediktinerabtei von Montecassino ein hessischer Landsmann inthronisirt. Der neugeschaffene kirchliche Würdenträger stammt aus der hessischen Familie Krug von der Pelzmühle bei Homberg a. d. Efze.

Dr. O. Hartwig, Geheimer Regierungsrath,
Halle a. S.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Theologie zu Marburg Gustav Adolf Jülicher wird dem an ihn ergangenen Rufe nach Heidelberg keine Folge leisten. — Der Direktor der landwirthschaftlichen Versuchsanstalt zu Marburg Professor Dr. Dietrich erhielt den rothen Adlerorden 4. Klasse. — Die „Prüfungskommission für Archivaspiranten“ in Marburg, die einzige

im ganzen Königreich Preußen, besteht für die Zeit vom 1. April 1897/1900 aus folgenden Mitgliedern: Universitätsprofessor Dr. Freiherr von der Ropp, Vorsitzender, Universitätsprofessor Dr. Schröder, Universitätsprofessor Dr. von Below, außerordentlicher Universitätsprofessor Dr. Tangl und Staatsarchivar und Archivvorsteher, Archivrath Dr. Könnecke.

Todesfall. In dem am 20. April in dem seltenen Alter von 81 Jahren aus diesem Leben geschiedenen Geh. Hofrath Jakob Rosenblath zu Kassel, dem durch lange Jahre bewährten Hüter der Schlösser zu Kassel, Wilhelmshöhe und Wilhelmsthal nebst den zugehörigen Anlagen und Kunstsammlungen, betrauert das Hessenland den Verlust eines seiner treuesten Söhne. Wenn den ihm unterstellten Kleinodien des Landes im Wesentlichen der Charakter unverändert erhalten geblieben ist, der ihnen zu kurhessischer Zeit anhaftete, so ist es nicht zum wenigsten das Verdienst des lediglich dank seiner persönlichen Tüchtigkeit emporgestiegenen Mannes. Mit althessischer Zähigkeit hat er die 30 preußischen Jahre hindurch das gute Alte vertheidigt und so manche geplante Neuerung hintanzuhalten gewußt, war doch der Grundzug seiner scharf ausgeprägten geistigen Eigenart unerschrockene Vertretung seiner Ueberzeugung. Dementsprechend genoß er gleich hohe Achtung bei den geborenen Hessen, wie nach Hessen verzogenen Altpreußen. Den Schatz seines historischen Wissens und seiner Erinnerungen, den er sich in seiner langen Dienstzeit unter zwei Kurfürsten und drei Königen erworben hatte, theilte er, der sich eines trefflichen Erzählertalents und namentlich eines vorzüglichen Humors zu erfreuen hatte, gern im traulichen Verkehr seinen Bekannten und Freunden mit, deren er nicht wenige zählte, denen dann diese Abende eine Quelle von mancherlei Anregung wurden. Von der Verehrung und Hochachtung, die der „alte Rosenblath" in den weitesten Kreisen genoß, legte das überaus stattliche Trauergefolge bei der am 23. d. M. Nachmittags stattgehabten Beisetzung offenkundig Zeugniß ab. Ein braves hessisches Herz hat ausgeschlagen, das Gedächtniß seines Besitzers wird in Ehren bleiben.

Personalien.

Verliehen: Prorektor Professor Grebe in Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse in Anlaß seines Uebertritts in den Ruhestand; den Oekonomiekommissaren Neutze in Münster i. W. und Klostermann in Kassel der Charakter als Oekonomiekommissionsrath; dem Generalkommissionssekretär Strothmann in Kassel desgl. als Rechnungsrath; dem Spezialkommissionssekretär Parther in Karlshafen desgl. als Kanzleirath.

Ernannt: Oberregierungsrath von Bischoffshausen zu Schleswig zum Präsidenten der Regierung in Minden; der Oberlehrer Bungenstab endgültig zum Vorsteher der städtischen höheren Mädchenschule zu Hanau und Stadtschulinspizienten daselbst; die Rechtsanwälte Rohde und Lewin zu Notaren in Marburg, bezw. Fulda.

Versetzt: Regierungs- und Forstrath Burckhardt von Kassel nach Minden.

Verlobt: Lieutenant Joachim von Rappard mit Fräulein Jerta von und zu Gilsa (Hanau, 9. April); Hauptmann Enno von Colomb zu Potsdam mit Fräulein Natalie von Baumbach (Oldenburg, April).

Vermählt: Lehrer Johannes Köhler mit Elisabeth Göbel (Kassel, April); Regierungsassessor Dr. jur. Wilhelm von Schmeling zu Liegnitz mit Gräfin Elisabeth Clairon d'Haussonville (Kassel, 22. April); Rittmeister Oskar von Arnim mit Emma Freiin von Geyso (Kassel, 24. April).

Geboren: ein Sohn: Erich Freiherr von Bodenhausen und Frieda Freifrau von Bodenhausen, geb. Freiin von Bodenhausen (Arnstein, 12. April); Premierlieutenant von Goerne und Frau Frieda, geb. Rabe von Pappenheim (Potsdam, 23. April); Fritz Range und Frau Sophie, geb. Becker (Kassel, 25. April).

Gestorben: Fräulein Cäcilie zur Hellen, (Kassel, 8. April); Frau Mathilde Meurer, geb. Deichmann, 60 Jahre alt (Grebenstein, 12. April); verwittwete Frau Wilhelmine Schirmer, geb. Wilhelm, 77 Jahre alt (Kassel, 13. April); Fräulein Magdalene Marxhausen, 32 Jahre alt (Berlin, 13. April); Frau Henriette Michels, geb. Engelhardt, 63 Jahre alt (Kassel, 14. April); Elisabeth Freifrau von Danckelmann, geb. Freiin von Haynau (Coburg, 14. April); Hermann Pomy (Fritzlar, 14. April); verwittwete Frau Pfarrer Karoline Schmidtmann, geb. Pluns, 77 Jahre alt (Wilhelmshaven, 16. April); Kaufmann Otto Franz Ruch, 41 Jahre alt (Kassel, 17. April); Fräulein Julie Förster, 70 Jahre alt (Kassel, 18. April); Landwirth Ruppert Matthäi (Ockershausen, 18. April); Fräulein Friederike Scheurmann, 82 Jahre alt (Kassel, 19. April); Königlicher Eisenbahnsekretär z. D. Wilhelm Loeser (Wehlheiden, 19. April); Geheimer Hofrath Jakob Rosenblath, 81 Jahre alt (Kassel, 20. April); Fräulein Mathilde Kaese (Wehlheiden, 21. April); verwittwete Frau Probator Katharine Elisabeth Korn, geb. Sünn, 79 Jahre alt (Kassel, 22. April); Bahningenieur a. D. Theodor Scheer, 78 Jahre alt (Kassel, 23. April); verwittwete Frau Gertrud Buchenhorst, geb. Reich, 63 Jahre alt (Kassel, 23. April); Freiherr Hermann von Seckendorff-Gutend auf Buchenau, 63 Jahre alt (Kassel, 25. April); verwittwete Frau Regierungs- und Gewerberath Fanny Neubert, geb. Drobisch, 57 Jahre alt (Leipzig, 26. April); Oberlehrer Ludwig Credé (Kassel, 27. April).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgeg. von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V Nr. 10 (April 1897). Inhalt: „Geschichte der Stadt Wetter" von Adolph Fey. „Witzenhausen" von Dr. Wilhelm Chr. Lange. „Alkohol bei Bergbesteigungen." Berichte.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend, z. Z. in Marburg. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

Alle Zusendungen für die Redaktion wolle man mit der Bezeichnung „Redaktionssache" an den Verlag des „Hessenland" (Friedr. Scheel, Kassel) richten.



№ 10. XI. Jahrgang. Kassel, 17. Mai 1897.

Maienzeit.

Sonnenschein, Veilchenduft,
Blumig die Au',
Wölkchen, wie Lämmer weiß,
Himmlisches Blau,
Grünend im Wald die Mai'n,
Glänzend die Saat;
Alles im Festgewand
Längs dem Gestad.
Freut Euch des schönen Mai's,
Eh er entflieht;
Pflücket das Veilchen Euch,
Eh' es verblüht!

Seht, wie die Matte deckt
Bienen den Tisch;
Wie es dem Falter schmeckt
Hoch am Gebüsch;
Wie in dem Sonnenstrahl
Tanzt das Gewolk,
Summenden Mückenschwarms
Lustiges Volk!
Kommet; denn offnes Haus
Hält heut der Mai!
Schüttelt die Sorgen ab!
Kommet in's Frei'!

Seht! wie der Hänfling schleppt
Halme zum Dorn;
Horcht! wie die Wachtel gluckt,
Glücklich im Korn;
Schaut! wie der Tauber kos't,
Ruckend am Schlag;
Lauscht! wie die Nachtigall
Minnet im Hag!
Ein Mal ist's Maienzeit
Ja nur im Jahr —
Ein Mal nur Jugendzeit;
Nehmet sie wahr!

Ludwig Mohr.



Die ehemalige Burg Wallrab über Schmalkalden.

Von Otto Gerland.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Wenden wir uns nun zur Einrichtung der Burg selbst. Sie hatte, wie wir gelegentlich eines Streites zwischen dem Grafen Heinrich XII. und den Kindern des Grafen Wilhelm II. von Henneberg aus dem Jahre 1444 erfahren, zwei Eingänge, das Hauptthor nach der Stadt zu und eine Hinterpforte an der südöstlichen Seite; diese letztere ist in ihren Ueberresten, dem Thorbogen und einer, der alten Befestigungskunst entsprechend, von außen gesehen rechts, um einem Angreifer die nicht durch den Schild gedeckte Seite treffen zu können, angebrachten Schießscharte, noch erhalten in der die beiden nach der Queste zu gelegenen Zwinger trennenden Mauer an deren südlichem Ende. Die vor diesem Thor befindliche Zugbrücke ist erst bei Anlage des Schloßgartens beseitigt worden. Nach der Stadt zu wird die Burg keinen Graben besessen haben, weil sie hier durch den steilen Absturz des Bergkegels, der gerade dort seine höchste Erhebung hatte, genügend geschützt war. Der dortige, selbstverständlich durch ein Thorhaus überbaute Haupteingang wird also wohl nur mittelst eines Fallgatters und mittelst eisenbeschlagener Thorflügel gesichert gewesen sein. Ebenso bedurfte die Burg auf der Nord- und Südseite nicht der Anlage eines Grabens, weil auch dort der Berg steil genug abfiel, um hinlänglichen Schutz zu gewähren. Der Südabhang nach dem Stillethal zu war dermaßen mit Dorngestrüpp besetzt, daß bei Anlage des Schloßgartens im Jahre 1602 je ein Paar Handschuhe für die mit dem Ausreißen der Dornen beauftragten sechs Arbeiter beschafft werden mußte. Die am meisten gefährdete Stelle der Burg war eben die von der Queste überhöhte Ostseite, deshalb war dort ein doppelter Graben angebracht und der Aufgang zur Burg vom Schmalkaldethal her an der Stelle, wo der Sattel zwischen der Queste und der Schloßkuppe beginnt, mit einem niedrigen, jetzt als Schuppen dienenden, mit Schießscharten versehenen Werk gesperrt. Nicht ganz in der Mitte der die beiden Gräben trennenden Mauer, sondern etwas mehr nach Süden zu war ein Thurm, der noch vorhandene Wallrabsthurm angebracht, der, mit Verließen versehen, von seinem obersten Geschoß aus einen Ueberblick über beide Aufstiege zum Schloßberg gewährte und die Bestreichung des zwischen der Queste und dem äußeren Graben herführenden Wegs, sowie des von diesem zum äußeren Graben und des von da zum inneren Graben führenden (bereits erwähnten) Eingangs ermöglichte. Nach Geisthirt soll, um dies hier zu erwähnen, dieser Thurm erst 1592 erbaut sein; seine ganze Lage, Einrichtung und Konstruktion sprechen ihm aber ein viel höheres Alter zu*), und es kann sich daher Geisthirt's Nachricht nur darauf beziehen, daß der Thurm gelegentlich des Baus der Wilhelmsburg zu einem modernen Gefängniß umgebaut worden ist. In den genannten Zwingern müssen wir uns allerhand Wirthschaftsgebäude untergebracht denken.

Die Burg selbst scheint Anfangs nur aus der Wohnung für die Herrschaft (dem Palas), die stets nach Süden zu gerichtet war, und den erforderlichen Nebengebäuden zur Unterbringung der Begleitung und der Dienerschaft, zur Wohnung des Burgvogts, zur Aufnahme der Rüstkammer und dergl. bestanden zu haben, da der Wartthurm, der Bergfried, erst 1311 erbaut worden ist.**) Bei der hohen Lage der Burg mag man einen besonderen Wartthurm früher nicht für nöthig gehalten haben. 1311 wurde nun der mit einem Verließ und mit 8 Fuß dicken Mauern versehene Thurm erbaut. Er muß auf der westlichsten Spitze der Schloßkuppe gestanden haben, wo sich die beiden Abhänge nach der Stille und nach der Schmalkalde zu berührten, da man von diesem Punkt aus auch am besten alle drei sich hier vereinigenden Thäler und die zu ihnen von den Bergen hinabziehenden Wege überschauen

*) Vergl. hierüber Laske in Laske und Gerland's „Schloß Wilhelmsburg bei Schmalkalden".

**) Bei seiner Niederlegung fand man einen Stein mit der Jahreszahl 311, was selbstverständlich, da im Jahr 311 von den Deutschen noch keine Thürme gebaut wurden, nur eine Abkürzurg oder auch Verstümmelung der Zahl 1311 sein kann.

konnte. Wir haben aber auch ein urkundliches Zeugniß hierfür. Der Bau der Wilhelmsburg wurde auf der Nordseite begonnen, weil hier weniger Erdmassen zu bewegen waren, und hier wurde der Grundstein am 9. März 1585 gelegt, während das herrschaftliche Wohngebäude, der Palas, noch stand, dessen nach dem Sturm von 1566 noch erhaltener Giebel erst am 14. Mai 1585 umgeschraubt wurde. Da man aber mit anderen Bauwerken auch den Schloßthurm bereits 1584 niedergelegt hatte, — die Niederlegung wurde am 20. November begonnen, und es wurde am 20. Dezember Danksagung wegen glücklicher Vollendung dieses gefährlichen Werkes gehalten —, so muß er bei der Anlage des Nordflügels und der nordwestlichen Ecke des Schlosses im Wege gestanden haben, was auf den genannten Standpunkt hinweist. Außer diesem Turm und dem auf der höchsten Stelle des Berges, wie bemerkt, nach Süden zu gelegenen Palas mit zwei hohen Zinnengiebeln umstanden noch mehrere Gebäude den Schloßhof, der keine Ebene bildete, sondern von allen drei Seiten nach dem auf hoher Freitreppe zu ersteigenden Palas zu anstieg. Genaues können wir über diese Gebäude nicht sagen, wir wissen nur von Einigem, zunächst von der großen Hofstube, d. h. dem Raum, in dem sich die fürstliche Begleitung versammelte, entsprechend dem jetzigen sogenannten „Exerziersaal", der ursprünglich ebenfalls als Hofstube bezeichnet wird. Diese Stube dürfte in einem Nebenhaus, dem Kavalierhaus, wenn ich so sagen darf, gelegen haben. Dann ist *noch im Keller neben dem jetzigen Schloßeingang* der alte Schloß-Ziehbrunnen zu sehen; da diese Brunnen, wenn irgend möglich, überbaut waren, so wird auch darüber ein Gebäude gestanden haben, sei es die Westseite des Palas selbst oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, ein mit diesem verbundenes Nebengebäude, von dem man dann in den nördlich davon in nächster Nähe stehenden Bergfried, die Citadelle der Burg, im äußersten Nothfall fliehen konnte. Außer den verschiedenen „Häusern" im Schloßhof wird auch ein „alt Gewelb ufm Schloß" erwähnt, das zunächst zur Aufbewahrung des alten Eisens, das bei der Niederlegung der Burg gesammelt wurde, diente, am 29. März 1585 aber gleichfalls eingerissen wurde und sonach mehr nach der Mitte des alten Schlosses hinweist, vielleicht war es einer der gewölbten Eingänge zur Burg, vielleicht das Brunnengewölbe, wir wissen es nicht. Die nicht von Gebäuden eingefaßten Stellen des Burghofs waren nach außen zu mit Mauern abgeschlossen, und so können wir uns ungefähr einen Burghof wie den inneren Hof der Wartburg denken. Die Gebäude waren von Hausteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt, viele Räume, wahrscheinlich alle Wohnräume, gedielt; dies ergiebt sich aus den über den Abbruch des Schlosses geführten Fronregistern, in denen aber auch viel fortgeführtes Balkenwerk erwähnt wird, das wohl aus den Dachstühlen, den inneren Wänden und den Decken genommen war. 1586 war die Abtragung des Hügels und die Aufschüttung der Terrasse so weit vollendet, daß am 23. Februar 1586 der Grundstein zur Schloßkirche gelegt werden konnte und 1587 das Schiff der Stiftskirche eingerissen werden mußte.

So haben wir uns ein ungefähres, aber doch im Allgemeinen zutreffendes Bild des alten Schlosses Wallrab mit seiner nächsten Umgebung machen können, und indem wir zur Stadt hinabgehen, wenden wir noch einmal im Geist unseren Blick zurück. Da sehen wir links auf der mit einer Treppe zu ersteigenden Terrasse die schöne gotische Hallenkirche des Stifts, vor ihr etwas tiefer den Glockenthurm in der Friedhofsmauer, gegenüber rechts zwischen Gärten die alte kleine Marienkapelle und in der Mitte auf steilem Bergkegel über den alten Linden am Burgweg das mit Mauer und Thor bewahrte Schloß, rechts darin den hohen Palas mit seinen Zinnengiebeln, links den in die Lüfte ragenden gewaltigen Bergfried und alles umrahmt von den grünen Waldbergen. — Es muß in der That ein großartiges und zugleich liebliches Bild gewesen sein. —

Graf Philipp Ludwig II. von Hanau.

Von Sanitätsrath Dr. med. Eisenach zu Hanau.

Einer der größten Söhne Hanaus, Jakob Grimm, sagt: Wer seine Heimath liebt, muß sie auch verstehen wollen, wer sie aber verstehen will, überall in ihre Geschichte zu dringen suchen. Der Sinn für die Heimath kann nie genug gepflegt und geweckt werden. In Mußestunden hatte ich mich schon lange mit der Geschichte des auch mir zur Heimath, zur

zweiten Vaterstadt gewordenen Hanau beschäftigt, mit Interesse das Wachsen der Stadt in allen ihren Theilen verfolgt, mich erfreut an der schönen Regelmäßigkeit, der Ordnung, in welcher unsere Stadt erwuchs, in so großem Gegensatz mit so vielen uns bekannten anderen Städten, die in alter Willkür und im schönsten Durcheinander der Straßen und Anlagen sich langsam vergrößern. Da nun Neu=Hanau vollständig zu vereinen ist mit seinem Erbauer, seinem Gründer, kam ich auf das Studium von Philipp Ludwig II., dessen zu gedenken gegenwärtig besondere Veranlassung vorliegt.

Es sind nun 300 Jahre, daß Neu=Hanau erbaut wurde.

Philipp Ludwig wurde vor der Zeit abgerufen. Wohl war ihm bewußt, daß nur eine kurze Spanne Lebens ihm beschieden sei, deshalb unternahm er alles mit Feuereifer, mit rastloser Arbeit bei Tag und Nacht, bei stetigem Denken und Fürsorgen für alle Geschäfte der Regierung, von denen auch nicht das kleinste seinem Auge entging. Obgleich er alles möglichst selbst erledigte, brachte er es doch dahin, daß in denkbar kürzester Zeit so Vieles und Großes von ihm unternommen und begonnen werden konnte; daß nicht alles auch zur Durchführung gelangen konnte, lag nicht an ihm.

Noch bevor er zur Regierung gekommen, begann er zu reformiren an Haupt und Gliedern, und mit großer Energie setzte er überall seinen Willen durch. Seinem echt christlichen Sinne entsprechend führte der Graf ein höchst eingezogenes Leben, für seinen hohen Stand eigentlich zu arbeitsam und demüthig, jedoch beseelt von seinen Pflichten als Herrscher und Vater seiner Unterthanen, denen gegenüber er stets gut, leutselig und freigiebig bis zum Aeußersten war. Seine Regierungszeit wurde von den schwersten Schicksalen, die den Herrscher treffen können, heimgesucht; Erdbeben und starker Sturm, Wasserfluthen und Theuerung, die bösartigste Krankheit, die Pest, ließen zu wiederholten Malen sein Herz erbeben in der Sorge für seine Unterthanen, — aber sein wunderbar schönes Gottvertrauen ließ ihn dieses alles durchkämpfen und ließ ihn auch nie im Stiche! In der Gottesfurcht ging er seinem Lande mit dem schönsten Beispiele voran, trotz aller Arbeit besuchte er fast täglich das Morgengebet und kräftigte sich hier zu den Mühen des Tages. Aber nicht nur hörte er das Wort der Gottesdiener an, nein, er verfolgte in Bibel und Schriften das, was gepredigt wurde; häufig mit eigener Hand nachschreibend, das Gesprochene mit dem Gedruckten im Texte vergleichend und selbst nachforschend, ob es auch so richtig wäre. Ganz besondere Freude wurde ihm zu Theil, wenn er eine recht schriftmäßige, kernige Lehr= und Trostpredigt hörte, denn er wollte getröstet sein. Wie ein rother Faden zog sich durch sein Leben der Gedanke an einen frühen Tod hin, wiederholt gab er diesem Gedanken Ausdruck, daß er sich eilen müsse mit seinen Arbeiten, daß ihm nur ein kurzes Ziel gesetzt wäre. Und dabei wurde er lässig gegen seinen eigenen Körper, verbrauchte seine Kräfte zu rasch, verabsäumte sich die nöthige Ruhe zu gönnen, und so fand ihn dann seine todbringende Krankheit ohne den nothwendigen Widerstand.

Philipp Ludwig hatte Recht mit seinen Todesgedanken; vor der Zeit erlag auch er dem Verhängniß, das seit Jahrhunderten auf dem Hanauer Grafenhause gelegen hatte und dessen Aussterben auch schließlich herbeiführte, daß nämlich die regierenden Grafen kaum 20 bis 30 Jahre alt wurden, daß die meisten gräflichen Söhne sogar in der ersten Jugend sterben mußten. Wie Philipp Ludwig II. erging es auch seinem Vater, der am 4. Februar 1580, erst 27 Jahre alt, starb und als schweres Vermächtniß seiner trauernden Wittwe Magdalena die Sorge für die zwei vier und zwei Jahre alten Grafenkinder Philipp Ludwig, geb. 18. November 1576, und Albrecht, geb. 12. November 1579, hinterließ. Da solch' früher Todesfall schon so oft eingetreten war, trat gleich eine schon vorher in ihrer Art geordnete Vormundschaft in Thätigkeit. Der Vater Philipp Ludwig I. verschied unerwartet schnell, kaum merkten die Anwesenden, daß er gestorben; darin hatte er es besser, als sein Sohn, der die bangen Todesschatten während seiner ganzen Krankheit vor sich sah.

Die Fürsorge für die Wittwe Magdalene und die Söhne Philipp Ludwig und Albrecht übernahmen als Vormünder Graf Philipp IV. von Hanau=Lichtenberg, der schon Vormund des Vaters, Philipp Ludwig's I., gewesen war, ferner Johann Graf von Nassau=Dillenburg und Ludwig von Sayn=Wittgenstein. Graf Johann von Nassau muß es sehr ernst mit seinen Pflichten der Fürsorge genommen haben, denn nach kaum Jahresfrist heirathete er die noch jugendliche, schmucke gräfliche Wittwe, mit der er noch lange in glücklichster Ehe lebte und reiche Nachkommenschaft erzielte.

Dieser Schritt der Mutter ward natürlich für die jungen Grafensöhne sehr schwerwiegend und wurde in späterer Zeit es auch für die Grafschaft. Philipp Ludwig I. war lutherisch gewesen, seine

Frau und Kinder waren es gleichfalls. Johann von Nassau aber war reformirt, und ihm zu Liebe nahm Magdalene den Glauben ihres Mannes an. Bei der Uebersiedelung der Kinder nach Dillenburg waren Anfangs keine Bedenken eingetreten, anders aber wurde es aber bei der nun um sich greifenden Auffassung der Hanauer, daß die Grafensöhne in der reformirten Lehre erzogen und diese dann wieder ihre Religion in der Grafschaft selbst einführen würden. Der Graf von Lichtenberg war strenger Lutheraner, mit Eifer griff er diese Bedenken auf, wandte sich, als seine Mitvormünder widerstrebten, an Kaiser und Reich — doch vergeblich! Die Erziehung blieb in den Händen der Mutter und des Stiefvaters; wohl wurde an Johann von Nassau's Stelle ein anderer und zwar lutherischer Vormund in dem Grafen Richard von Simmern ernannt, doch machte die gräfliche Mutter diese Ernennung belanglos, indem sie bewirkte, daß derselbe gar nicht in Hanau zur Huldigung zugelassen und der reformirte Kurfürst von der Pfalz Obervormund wurde. Ganz in ihrem Sinne wurde nun die Erziehung der jungen Grafen geleitet, worin ihr treu Graf Ludwig von Wittgenstein zur Seite stand. Die Prinzen blieben in mütterlicher Obhut in Dillenburg, und dort wurden die ersten Grundlagen zu der vorzüglichen Erziehung gelegt, welche wir in unserer weiteren Betrachtung bei Philipp Ludwig finden werden.

Sehr frühzeitig kam er vom Dillenburger Hof auf das im Jahre 1584 neugegründete Gymnasium illustre zu Herborn. Bei den hohen Geistesanlagen, der raschen Fassungsgabe konnte es nicht fehlen, daß Philipp Ludwig bald zu den besten Schülern gehörte und mit vieler Auszeichnung behandelt wurde. Er wurde in allen Wissenschaften, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, nicht nur unterrichtet, sondern auch veranlaßt, selbst produktiv aufzutreten. Namentlich gelang es ihn rednerisch so auszubilden, daß er selbständig in freier Rede und Gegenrede wiederholt Proben seiner scharfen Auffassungsgabe und rednerischen Tüchtigkeit abgeben konnte. Sehr zu seiner geistigen Vervollkommnung trug sein Aufenthalt im Hause seines Lehrers, des Direktors Johann Fischer bei, der selbst bei Tische nicht unterließ, seinen Zögling in alles Wissenswerthe einzuweihen und namentlich ihn in den religiösen Streitfragen sehr aufzuklären und dem Sinne der gräflichen Mutter entsprechend für die reformirte Lehre, zu welcher schon die Dillenburger Erziehung den ersten Grundstein gelegt hatte, fest und stark zu machen wußte. Die Vorliebe für die reformirte Lehre trat infolgedessen bei dem Grafen immer mehr in den Vordergrund, und es bedurfte keines großen Anstoßes, um dieselbe zum öffentlichen Bekenntniß werden zu lassen. Dieses war bei der damals so stark herrschenden Differenz zwischen Lutheranern und Reformirten ein sehr wichtiger Gegenstand für die Erziehung. Infolge seiner erprobten Tüchtigkeit als Schüler zu Herborn wurde ihm der Ehrentitel eines Rector magnificentissimus daselbst zu Theil und damit die Zeit der Vorstudien abgeschlossen. 1592, 16 Jahre alt, bezog Graf Philipp Ludwig die Universität Heidelberg und unter Nr. 361 des Rektorenkatalogs dieser Universität steht verzeichnet: 1592 Philipp Ludov(icus) ab Hanau et Rhinek, Prorector Julius Bacius; also wurde er auch dort dadurch hochgeehrt, daß er als Rector magnificentissimus eingeschrieben wurde.

Einen erprobten Führer in seinen akademischen Studien erhielt der Graf in Johann Miller, dem späteren ersten Bürgermeister, der schon vorher Proben seiner Erziehungskunst beim Prinzen Moritz von Oranien in gleicher Eigenschaft abgelegt hatte. Auch dieser hatte die Weisung, den jungen Grafen bei der reformirten Lehre zu erhalten.

Von seinem Aufenthalt, seinen Studien in Heidelberg wissen wir nicht viel, doch ist es zweifellos und durch die spätere Laufbahn genugsam begründet, daß er mit allem Ernste und Gründlichkeit sich auch weiter ausgebildet hatte, um den schweren Obliegenheiten eines Herrschers völlig genügen zu können.

1593 wurde die Universität Heidelberg verlassen und kurze Zeit Aufenthalt in Hanau genommen. In dieser Zeit griff er schon gleich reformatorisch in die Kirchengebräuche Hanaus ein, indem er ein neues Gesangbuch, die Psalmen David Lobwasser's einführen ließ, die ihn durch ihre schlichte Sangesweise so sehr angesprochen hatten. Wenn auch von Seiten der Kirchgänger Schwierigkeiten bereitet wurden, er ließ sich nicht beirren, — sie wurden ein- und durchgeführt. Durch dieses Eingreifen wurden den Vormündern neue Schwierigkeiten bereitet, denn noch hatten sie die Vormundschaft, da erst mit dem 18. Jahre die Hanauer Grafen majorenn wurden und Philipp Ludwig erst 17 Jahre alt war. Die Wirren im Lande waren überhaupt nicht klein, da die verschiedenen Bekenntnisse der Vormünder kein einheitliches Handeln aufkommen lassen konnten und gar viel Streit und Zank zur Folge hatten. Hierin soll kein Vorwurf gegen die Vormünder liegen, denn diese nahmen sich in

denkbar bester Weise sowohl der gräflichen Kinder als der Grafschaft selber an. Wo eine Gelegenheit sich bot die Grafschaft Hanau zu vergrößern, wurde diese ergriffen; so vermehrten sie den Umfang durch Erwerbung von Konradsdorf, Ober- und Niedereschbach, Steinbach, Holzhausen u. s. w.; aber nicht nur für Ländererwerb sorgten sie, nein auch für Zucht und Ordnung im Innern der Grafschaft, wie wir aus einem scharfen Edikt von 1582 ersehen. Ferner sorgten sie sehr für Hebung des Handels und Verkehrs. Schon 1468 war durch kaiserliches Privileg die Errichtung einer Jahresmesse gestattet, aber — ob kein Bedürfniß vorlag oder aus Gleichgültigkeit? — es war nichts geschehen, der Stadt den Nutzen eines solchen Privilegs in Wirklichkeit zu verschaffen; da wurde dieses auf Angehen der Vormünder 1589 erneut verliehen und gnädiglich bewilligt. Es sollten jährlich zwei Messen stattfinden dürfen, die eine auf den Sonntag Misericordias domini nach dem heiligen Ostertag, die andere auf den Sonntag nach Martinstag. Wer diese Messen schädigen würde, soll eine Reue von 20 Mark Goldes zahlen, halb zu zahlen an Kaiser und Reichshäuser, halb an Philipp und seine Erben. Da diese Messen nicht in's Werk gekommen und aufgerichtet sind, so wird von den Vormündern am 3. Februar 1589 angeordnet, es soll wegen der am ersten Tage gleichzeitig fallenden Gelnhäuser Messe die erste Messe Montag nach dem Sonntag Trinitatis, acht Tage nach Pfingsten, die zweite auf Montag nach St. Martin, dem Bischofstage, im November abgehalten werden.

Eine Aenderung in der Vormundschaft trat ein, daß, wegen hohen Alters, Philipp IV. von Lichtenberg an seinen Sohn Philipp V. die Mitvormundschaft übergab, und dieser, von jungen Jahren und heißspornig, seine religiösen Anschauungen auch auf die seiner Fürsorge anvertraute Grafschaft übertragen wollte und wiederholt energisch in die Verwaltung derselben eingriff und dadurch sich mit den schon immer mehr an Zahl sich vergrößernden reformirten Bekennern in Zwiespalt setzte. Die größte Mühe, aber vergeblich, gab sich Philipp um zu verhindern, daß der schon bei Lebzeiten Ludwig Philipp's I. hochangesehene Engelbert von Lautern Oberamtmann in Hanau wurde. Lautern, der schon lange der reformirten Lehre zugeneigt gewesen war, trat völlig zu dieser über, und es gelang ihm den zweiten reformirten Vormund mit Hilfe des Kurfürsten von der Pfalz in seiner neuen Stellung zu erhalten und zu schützen. Lautern sorgte natürlich mit allen Mitteln dafür, alle freiwerdenden Stellen mit reformirten Anhängern zu besetzen und die, welche dem lutherischen Glauben auch ferner treu anhingen, aus ihren Stellen zu vertreiben; so lebten denn die Hofangestellten unter hartem Drucke oder verließen das Land, darunter auch der Kanzleidirektor Emmel, dessen Stelle nun auch einem reformirten Anhänger zufiel; es war nur so möglich geworden, daß 1593 das Abendmahl — wenn auch noch wenigen Kirchgängern — in reformirter Weise gespendet wurde.

Dem eigenmächtigen Vorgehen der Mitvormünder gegenüber war Philipp gänzlich machtlos. Allerdings schwiegen der Stadtrath und die Bürgerschaft Hanaus durchaus nicht zu diesen Vorgängen und wollten diese Aenderung nicht ruhig über sich ergehen lassen, sondern bezeugten laut ihren Unwillen bei der Ernennung Lautern's zum Oberamtmann, sodaß die Anerkennung desselben nur dadurch zu Stande gebracht werden konnte, daß eine starke Mannschaft aus Dillenburg in Hanau einrückte, welche die leiseste Bewegung des Widerstandes seitens der Bürgerschaft energisch niederdrückte.

Ganz unmöglich für das lutherische Bekenntniß einzutreten wurde es nun bald dem Stadtrath dadurch gemacht, daß der Schultheis Menger, von der Regierung beeinflußt, sich ebenfalls zur reformirten Lehre bekannte und nun in den Stadtrathssitzungen über religiöse Angelegenheiten nicht mehr verhandelt werden konnte. Es lag eine dumpfe Schwüle über der ganzen Stadt, da die Bürgerschaft nicht gewillt war, sich ihre Religion nehmen zu lassen, und offen Widerstand zu leisten gesonnen war, wogegen wieder die Regierung durch Befehle an alle gräflichen Diener u. s. w., sich zum Aufstand gerüstet zu halten, energische Maßregeln ergriff. In dieser gährenden Zeit bedurfte es nur eines Funkens, um den in der Stille sich sammelnden Zündstoff zum offenen Feuer anzufachen. Und daran sollte es nicht fehlen. In den Kirchen waren noch die vom Papstthum herrührenden Altäre, Crucifixe und Bilder vorhanden, ferner noch mancherlei Gebräuche, die aus der früheren Zeit herstammten, so auch der Gebrauch der Hostie. Gegen diesen Gebrauch donnerte denn der Pfarrer Fabricius von der Kanzel, daß solcher der Einsetzung des heiligen Abendmahls nicht gemäß sei, sondern das Brod im heiligen Abendmahl müsse gemeines Speisebrod sein und als solches gebrochen werden. Hierüber wurde er von dem Vormund Grafen Philipp stark gemaßregelt, was aber die Mitvormünder, namentlich der mächtige Kurfürst von der Pfalz, durchaus nicht zugaben. Dieselben verhinderten nicht nur die Ausführung

der Befehle Philipp's, sondern erklärten auch, mit bewaffneter Hand einzuschreiten, falls das Geringste gegen die Reformirten geschehe; diese Weisungen wurden den Befehlshabern in Hanau, Stadtrath und Bürgerschaft auf's nachdrücklichste eingeschärft. Die Kommunion wurde nun in Hanau einstweilen eingestellt, bis der baldigst erwartete Graf Philipp Ludwig von seinen Reisen zurückkehrte, da ohne landesherrliche Genehmigung eine so einschneidende Veränderung, wie der Gebrauch der Hostie, nicht gestattet war.

Daß überhaupt solche Störungen des kirchlichen Friedens in unserer Kirche vorkamen, ist höchst bedauerlich gewesen, kam aber auch in anderen Ländern vor. Es waren in der Grafschaft Hanau seit Beginn der Reformation eigene Verhältnisse, es würde zu weit führen in diese genauer einzudringen; sie fallen ja auch nicht eigentlich in den Rahmen der vorliegenden Betrachtung und können deshalb nur soweit beleuchtet werden, als sie uns Aufklärung geben sollen über den Wechsel der Religionsrichtung unter Philipp Ludwig II. von Hanau; und dieser Wechsel war doch zweifellos der Grund, daß Philipp Ludwig seine Einwilligung zum Bau der Neustadt und zur Aufnahme der Reformirten in die Altstadt gegeben hatte. Begründet waren diese Religionswechsel dadurch, daß infolge der häufigen Aenderung der Vormundschaft und der regierenden Grafen, welche so oft verschiedenen Kirchen angehörten, die jeweiligen Mächte ihre kirchliche Richtung zur herrschenden erhoben. Wenn auch frühzeitig in der Grafschaft die Reformation ihren Anfang genommen hatte, so erlitt doch ihr Fortkommen aus obigen Gründen häufige und nachhaltige Störung. Bei Philipp Ludwig II. sehen wir wieder das gleiche Verhalten; Philipp Ludwig I. zwar lutherisch, neigte aber doch zur reformirten Richtung, bekannte sich aber nicht so offen zu ihr, daß er dieselbe als Staatsreligion eingeführt hätte, — vielleicht hinderte ihn auch der frühe Tod daran, denn, als er starb, war er erst 27 Jahre alt.

Philipp Ludwig II. war lutherisch, wurde aber reformirt erzogen und durch das planmäßige Vorgehen bei der Erziehung ganz in dieser Neigung erhalten, sodaß er mit Wolfgang von Isenburg 1595 sich offiziell zur reformirten Lehre bekannte; und dadurch waren natürlich den Reformirten zur Einführung ihrer Richtung alle Wege geebnet.

Es widmete ihm **Wilhelm Zepperius**, der ihn auf's höchste verehrte und Professor und Minister war, ein umfangreiches lateinisch geschriebenes Werk: „verbi divini in ecclesia Herbornea de politia eclesiastica sive forma sacratio administrandi et gubernandi regni Christi". Zepperius wußte, welch' Geistes Kind unser Graf war, er widmete ihm nicht unbedacht dieses gewissermaßen eigens zum Gebrauche und zur Anwendung für ihn geschriebene Werk, denn ein wie bedeutender Kirchen- und Schulreformator Philipp Ludwig seinen heimathlichen Landen wurde, werden wir sehen. In der Einleitung dedicatoria wird uns viel von Philipp Ludwig erzählt, er wird verglichen mit anderen weltbekannten, auch namentlich biblischen Männern, sein Streben und Wollen wird in verklärendes Licht gesetzt und seiner Zukunft das günstigste Prognostikon gestellt.

Aus dieser Einleitung nehme ich die Reisen unseres Grafen heraus. Da heißt es: „Du hast im Jugendalter so viele, mannigfache und lange Reisen unternommen mit großem Aufwand und Kosten, mit den größten Schwierigkeiten und Hindernissen kämpfen müssen; Du hast die Reisen mit großer Gefahr sogar für Dein eigenes Leben unter ausländischen Nationen, welche Feinde der wahren Religion und geschworene Verfolger derselben sind, unternommen, solche aber mit Klugheit und Geschick zu Ende geführt, die höchsten Kreise der christlichen Herrscher, die Fürsten und andere hervorragende Männer kennen gelernt und bist mit ihnen in vertrauten Verkehr getreten, sodaß Du zu dem Dir von Deinen Vorfahren überlieferten Ruhm neue Lorbeeren zufügen kannst, sodaß sicherlich Dir darin nicht viele gleichkommen werden; mit Augen und Ohren hast Du aufgenommen, was Dir Zeit Deines Lebens nützlich und angenehm sein wird." Als Reisen lernen wir kennen die gemeinschaftlich mit Albrecht gemachte, dann die durch die reichsten schönsten Theile Niederdeutschlands, vorzüglich Flandern, Seeland, Holland, Geldern und Brabant; zu Leyden blieb Ludwig ein halbes Jahr, wiederum humanistischer Studien halber. Nachdem er auch Bremen besucht hatte, kehrte er über Braunschweig und Hessen nach Hanau zurück. Als zweite Reise giebt Zepper an: „Im vorigen Jahre gingst Du mit noch einigen andern im Auftrage der Wetterauer verbündeten Grafen 1594 zum Reichstag nach Regensburg, um mit zu berathen bei Angelegenheiten, welche das öffentliche Wohl betrafen. Dort sahest Du nicht nur die Vornehmsten des Reiches, die Kurfürsten und berühmte Herrscher, sondern sie sahen auch Dich und zwar so, daß sie nicht nur das Ansehen und den Ruhm des weltberühmten Geschlechtes derer von Hanau, sondern auch besonders Deine hervorragenden Geistesgaben aus Deinem Antlitz, Deinem Blick,

aus der ganzen Körperhaltung in Deinem jugendlichen Alter hervorleuchten sahen, und sie zeichneten Dich stets in hervorragender Weise aus. Du hattest die Ehre durch den Kurfürsten von Köln dem Kaiser vorgestellt zu werden, Zwiegespräch mit ihm halten zu dürfen und mit Handschlag von ihm begrüßt zu werden." Philipp Ludwig reiste von dem Regensburger Reichstage nach Wien, durch Ungarn, Böhmen, Polen, Schlesien und Sachsen nach Hanau zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als ich gegen 9 Uhr wieder auf die Straße kam, fiel mir auf, daß diese für die frühe Tageszeit außerordentlich belebt war. Ueberall standen Gruppen in eifriger Unterhaltung zusammen, aber auf allen Gesichtern las man eine gewisse Rathlosigkeit, denn niemand wußte etwas Bestimmtes mitzutheilen.

Nachdem ich meine Wanderungen durch die Straßen noch eine Zeit lang fortgesetzt, aber weiter nichts erfahren hatte, als daß mir der mir begegnende Premierlieutenant von Lengerke vom Generalstabe zurief, ich solle machen, daß ich nach Hause käme, denn es könne „jeden Augenblick losgehen", begab ich mich gegen 1/2 11 Uhr in die Kaserne meines Regiments.

Hier erwartete mich ein ungemein friedliches Bild.

An den Tagen, wo das Regiment nicht geschlossen zu irgend einer Uebung ausrückte, paradirten nämlich die Wachen, die es zu stellen hatte, um 11 Uhr vor dem „Hauptmann der Woche" und zogen dann auf. Der jüngste der Lieutenants, die in den einzelnen Batterien „die Woche" hatten, kommandirte in der Regel diese Parade. Als ich gegen 3/4 11 Uhr in der Kaserne anlangte, standen diese Wachen zur Parade aufmarschirt, am rechten Flügel die Kasernenwache, dann kam die Pulvermagazinswache und daran schlossen sich die Stallwachen der vier Batterien. Natürlich mußten ja die Wachen, die vor vierundzwanzig Stunden aufgezogen waren, abgelöst werden, aber das Ganze stand doch zu den Ereignissen, die, wie jeder wußte, sehr bald eintreten mußten, in so schroffem Gegensatz, daß die Sache fast komisch wirkte. Die weitere Entwickelung dieses militärischen Schauspiels wartete ich jedoch nicht ab, sondern ging nach dem Kasernenhofe, wo ich einige meiner Regimentskameraden traf, die zum Theil mit Vorwürfen über mich herfielen, weil ich die Veranlassung zu einer Störung ihrer Nachtruhe gegeben hatte. Diese Vorwürfe ließen mich kalt und waren wohl auch kaum ernst gemeint, denn jetzt war ein jeder überzeugt, daß der Ausmarsch unmittelbar bevorstand und daß jede Stunde ein Gewinn für die Vorbereitungen war.

Gegen 11 Uhr erschien auch der erste Stabsoffizier des Regiments, Oberstlieutenant von Nummers, auf dem Kasernenplatz, und an ihn wandte ich mich mit einer Bitte, die aus dem Munde eines so jungen Offiziers vorlaut klingen wird. Um sie zu verstehen, ist es nothwendig, einige Worte über die Organisation unserer Artillerie zu sagen.

Das kurhessische Artillerieregiment bestand im Frühjahr 1866 aus einer reitenden, einer zwölfpfündigen und zwei sechspfündigen Batterien und einer Handwerkerkompagnie. Von den sechspfündigen Batterien war die erste mit gezogenen preußischen Gußstahlsechspfündern ausgerüstet worden und hatte die Bezeichnung „1. gezogene Batterie" erhalten, während die Umbewaffnung der zweiten sechspfündigen Batterie in eine gezogene vierpfündige Batterie in Aussicht genommen, aber noch nicht durchgeführt worden war, weil aus schon früher angeführten Gründen das preußische Kriegsministerium mit der Lieferung der Munition zögerte, während die Rohre, Laffetten und Munitionswagen schon seit längerer Zeit vorhanden waren. Die reitende Batterie führte im Frieden drei glatte Sechspfünder und eine siebenpfündige Haubitze, die zwölfpfündige Batterie drei lange, glatte Zwölfpfünder und eine siebenpfündige Haubitze, die je mit acht Pferden bespannt waren. Schon dadurch, mehr noch durch sein Gewicht, war der Zwölfpfünder ein unbeholfenes Geschütz, das überdies schlecht schoß, sodaß weder Offiziere noch Mannschaften viel

Vertrauen dazu hatten. Der Gedanke, mit einem solchen Geschütz ausrücken zu müssen, war deshalb nicht angenehm. Als Oberstlieutenant von Nummers auf dem Kasernenplatze erschien, trat ich zu ihm und bat ihn, zu gestatten, daß wir beim bevorstehenden Ausmarsche unsere schweren Zwölfpfünder zurücklassen und statt ihrer die durch die Ausrüstung der 1. sechspfündigen Batterie mit gezogenen Geschützen verfügbar gewordenen glatten Kanonen mitnehmen dürften. Ich wies darauf hin, daß wir dadurch ein Geschütz erhielten, wozu wir größeres Vertrauen hätten und daß sofort von jedem Geschütz zwei Pferde frei würden, die wir zur Bespannung von Munitionswagen oder sonstigen Fuhrwerken, deren sofortige Mitnahme wünschenswerth erscheine, verwenden könnten. Nun war es ja allerdings meine Sache nicht, einen derartigen Vorschlag zu machen, allein mein Batteriechef war nicht anwesend, und da der Premierlieutenant als Lehrer zum Kadettencorps kommandirt war, so war ich der nächste Vertreter des Batteriechefs, dessen Einverständnisses mit dem von mir vorgeschlagenen Tausche ich übrigens vollkommen sicher war.

Nach einigem Zögern gab Oberstlieutenant von Nummers seine Zustimmung, vorbehaltlich der Genehmigung des Regimentskommandeurs, woran jedoch nicht zu zweifeln war. Alsbald eilte ich nach der Kaserne meiner Batterie, wo die Mannschaft gerade zum Appell angetreten war, führte sie im Laufschritt nach dem nahe gelegenen Zeughause und hatte nach einer Stunde meine drei sechspfündigen Kanonen und eine siebenpfündige Haubitze, mit allem Geschützzubehör und der „Alarmmunition" ausgerüstet*), vor unserm Geschützschuppen stehen.

Froh, daß sich diese Angelegenheit so rasch und glatt erledigt hatte, begab ich mich nunmehr nach der in der Nähe gelegenen Kühnemann'schen Bierbrauerei, wo die Offiziere unseres Regiments und der in unserer Kaserne untergebrachten Eskadron Garde du Corps in einem besonderen Zimmer zu frühstücken pflegten. Hier traf ich eine große Anzahl von Offizieren der ebengenannten Truppentheile, die der Dinge harrten, die da kommen sollten, und die sich jetzt in der That rasch zu entwickeln begannen.

Es mochte kurz nach 12 Uhr sein, als ziemlich gleichzeitig die Ordonnanzen aller Batterien mit den Befehlsbüchern eintraten. Diese enthielten zwei soeben ausgegebene Allerhöchste Kabinetsordres. Durch die erste wurde die sofortige Mobilmachung der Armeedivision befohlen, durch die zweite der Thronfolger, Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, Hoheit und Liebden, mit der Führung des Kommandos der Armeedivision unter dem Befehl des Kurfürsten beauftragt. Die erste Ordre überraschte uns natürlich nicht mehr, wurde aber doch mit Befriedigung aufgenommen, denn sie sicherte uns den Bezug der Mobilmachungsgelder — für den Secondlieutenant die gar nicht zu verachtende Summe von etwas über 100 Thalern — und die Kriegszulage. Die zweite Ordre dagegen überraschte uns im höchsten Grade, da an die Möglichkeit, daß der Thronfolger zum Kommandirenden ernannt werden könnte und damit den Oberbefehl über die Truppen während der bevorstehenden Ereignisse erhalten würde, niemand gedacht hatte; denn, wie bereits erwähnt, waren die Beziehungen zwischen dem Kurfürsten und seinem voraussichtlichen Nachfolger äußerst kalt, und kein Mensch hatte ein solches Entgegenkommen seitens des regierenden Herrn erwartet. Daß aber der Kurfürst im gegenwärtigen Augenblick das Kommando über die Truppen in die Hände des Thronfolgers legte, war die entschiedenste Widerlegung der am Morgen verbreiteten Gerüchte.

Während wir noch in eifrigem Gedankenaustausch über die Ernennung waren, wurde der erste Befehl des neuen Kommandirenden gebracht, wodurch angeordnet wurde, daß sich die Batterien zum sofortigen Abmarsch nach dem Bahnhofe bereit zu halten hätten. Ob der weiter oben mitgetheilte Plan des Landmarsches in zwei Kolonnen jemals wirklich bestanden hat, oder ob er nur auf Vermuthung beruhte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls war inzwischen beschlossen worden, die Infanterie und Artillerie der Kasseler Garnison mit der Eisenbahn nach Hersfeld zu schaffen, während die Kavallerie in Eilmärschen ebendahin gelangen sollte. Von da sollte dann der Fußmarsch nach Hanau fortgesetzt werden.

Dieser Befehl trieb uns auseinander. Außer mir und einigen der anwesenden Kavallerieoffiziere hatte noch niemand irgend welche persönliche Vorbereitungen für den Ausmarsch getroffen. Wir alle befanden uns im gewöhnlichen kleinen Anzug, zum Theil im Oberrock, und mußten uns nunmehr marschmäßig anziehen. Mein Batteriechef, Hauptmann M., der sich inzwischen auch eingefunden hatte, wohnte ziemlich weit von der Kaserne entfernt. Er

*) Seit dem Belagerungszustand im Jahre 1850 führten wir in unseren Protzen beständig scharfe Munition mit uns. Das war die sogenannte „Alarmmunition", etwas weniger, als die volle kriegsmäßige Protzenausrüstung, beim Sechspfünder z. B. 30 Schuß statt 51. Auch die Infanterie führte scharfe Patronen in ihren Patrontaschen.

hatte ebenfalls noch keine Vorbereitungen getroffen und konnte demnach voraussichtlich nicht so bald zurückkehren. Deshalb beauftragte er mich, ihn zu vertreten und für die Ausführung aller an die Batterie gelangenden Befehle zu sorgen, eintretenden Falles auch die Batterie nach dem Bahnhofe zu führen und ihn zu benachrichtigen, dann wolle er sich direkt von seiner Wohnung dort einfinden. Damit trennten wir uns. Ich begab mich nach Hause, legte Helm und Schärpe an, ließ meinen Koffer nach der Kaserne tragen und gab meinem Burschen den Auftrag, mein Pferd zu satteln und sich damit nach dem Stalle der Batterie zu begeben. Alles das hatte kaum eine halbe Stunde in Anspruch genommen, und als ich nach Ablauf dieser Zeit, getroffener Abrede gemäß, wieder in der Brauerei eintraf, war noch keiner der anderen Herren zurückgekehrt. Sie stellten sich indessen nach und nach ein. Inzwischen war es Tischzeit geworden, und bei vielen meldete sich der Hunger. Zum Essen in die Stadt zu gehen, daran konnten wir natürlich nicht denken, und so mußten wir uns denn mit dem begnügen, was die Wirthschaft bot, die auf Verabreichung warmer Speisen nicht eingerichtet war. Unser Mittagsmahl bestand demnach aus Butterbrod mit kaltem Fleisch und gekochten Eiern, aber in dem Gedanken, daß wir in den kommenden Tagen vielleicht manchmal froh sein würden, wenn wir nur das hätten, ließen wir es uns trefflich munden.

Gegen ½3 Uhr kam der Befehl vom Regiment, daß jede Batterie für jedes Geschütz vier Pferde und außerdem zwei Pferde zur Bespannung je eines Gepäckwagens zurückbehalten, alle andern Zugpferde aber sofort nach dem eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt liegenden Pulvermagazin schicken solle. Dort wurde die „Kriegschargirung", d. h. die vollständig fertige Munition für die Kriegsausrüstnng aufbewahrt. Was aber die 40 Pferde — so viele mochten wohl zusammen kommen — ohne Munitionswagen (und von diesen war im Befehl nichts gesagt) dort sollten, war uns allen ziemlich räthselhaft. Die Ordonnanz meldete mir bei Vorlage des Befehls, daß die Pferde der Batterie bereits nach dem Pulvermagazin im Marsche seien, sodaß ich mich um die Ausführung des Befehls nicht weiter zu kümmern brauchte.

Von Zeit zu Zeit gingen einige der Anwesenden hinüber nach dem Kasernenplatze und den nächstgelegenen Straßen, um zu sehen, was vorging. Als mich einmal die Reihe getroffen hatte, trat ich mit dem Lieutenant v. W. von der Garde du Corps an die Ecke der an der Kaserne vorbeiführenden Artilleriestraße. Plötzlich erschienen in der vom Holländischen Thor herkommenden Bremerstraße zwei hellblaue Husaren mit aufgenommenem Karabiner. Ihnen folgte in einiger Entfernung ein Zug und mit noch etwas größerem Abstand der Rest der betreffenden Eskadron als Gros der Avantgarde. Hinter dieser erschien in entsprechender Entfernung das Regiment, übrigens die Musik blasend an der Spitze. Es war das 1. Husarenregiment aus Hofgeismar, dem sich die beiden in Grebenstein in Garnison liegenden Schwadronen des 2. Husarenregiments angeschlossen hatten. Die Husaren befanden sich augenscheinlich in sehr kriegerischer Stimmung, denn sobald sie unser ansichtig wurden, riefen sie Hurrah und schwangen die Säbel. Von den Offizieren erfuhren wir, daß sie Befehl hätten, nach Niederkaufungen zu marschiren und dort das Weitere abzuwarten.

Nachdem die Husaren vorbei waren, kehrte ich nach der Bierbrauerei zurück. Hier hatte sich inzwischen nichts Besonderes ereignet. Bald nach meiner Rückkehr jedoch traf der Befehl für die erste gezogene Batterie ein, sofort nach dem Bahnhofe abzumarschiren, und eine halbe Stunde später kam der gleiche Befehl für die zwölfpfündige Batterie. Hauptmann M. war noch nicht zurückgekehrt, sodaß ich das Kommando übernehmen mußte.

Unser Weg nach dem Bahnhofe führte an der Infanteriekaserne vorbei. Derjenige Theil, worin das 1. Infanterieregiment und das Schützenbataillon lagen, war schon geräumt, dagegen waren das Leibgarderegiment und die Jäger noch anwesend. Wie ich später erfuhr, war etwa eine halbe Stunde vorher der Kurfürst in der Kaserne des Leibgarderegiments gewesen und hatte sich durch eine Ansprache von den Offizieren verabschiedet. Es sollte das letzte Mal sein, daß er in Kassel war. Zu seiner Rückfahrt nach Wilhelmshöhe wählte er Straßen, die er sonst nie zu benutzen pflegte, und er hat ganz dieselben Straßen noch einmal wieder durchfahren, aber — im Sarge!

Am Bahnhofe fanden wir das zweite Bataillon des 1. Infanterieregiments und die gezogene Batterie. Jenes war mit dem Verladen beschäftigt, diese wartete, bis die Reihe an sie kommen würde. Die genannten Truppentheile, meine Batterie und der Stab des Artillerieregiments sollten mit demselben Zuge befördert werden. Ich ließ die Batterie an geeigneter Stelle auffahren und abspannen. Kurz darauf traf der Batteriechef, den ich der getroffenen Abrede gemäß hatte benachrichtigen lassen, ein

und übernahm das Kommando. Jetzt mochte es etwa ½3 Uhr Nachmittags geworden sein. Eine große Menschenmenge umstand den Platz, wo die Verladung stattfand, aber eine ausgestellte Postenkette sorgte dafür, daß sie nicht zu weit vordrängte und störte. Die Angehörigen der Offiziere kamen in großer Zahl, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen, und wurden natürlich durchgelassen. Auch mein Vater fand sich nach einiger Zeit ein, und ich freute mich sehr, ihn noch einmal wiederzusehen. Da voraussichtlich noch eine gute halbe Stunde vergehen konnte, ehe die Reihe des Verladens an meine Batterie kam, so begab ich mich mit Erlaubniß meines Batteriechefs nach dem ziemlich entfernten Wartesaal, wo ich ruhig mit meinem Vater zusammensitzen konnte. Auf seinen Rath benutzte ich die sich mir darbietende Gelegenheit und aß mich noch einmal gründlich satt, eine Vorsichtsmaßregel, die sich später als sehr weise herausstellte.

Als ich nach einem herzlichen Abschied von meinem Vater zum Verladungsplatze zurückkam, hatte die Einschiffung der ersten gezogenen Batterie eben begonnen, und wir mußten noch eine geraume Zeit warten.

Prinz Friedrich Wilhelm, unser Oberbefehlshaber, war inzwischen eingetroffen und sah der Verladung zu, während er sich mit den umherstehenden, augenblicklich unbeschäftigten Offizieren unterhielt. Auch mich beehrte er mit einer Anrede, fragte mich nach Namen, Dienstzeit ꝛc. und zeigte mir und den mir zunächst stehenden Offizieren eine Depesche des Premierlieutenants Bode der Pionierkompagnie. Dieser meldete von Hönebach, einer zwischen Bebra und Eisenach gelegenen Station, daß er mehrere hundert Schritte des Eisenbahngeleises zerstört, Schienen und Schwellen fortgeschafft und den Hönebacher Tunnel verbarrikadirt habe. Vom Feinde habe er nichts in Erfahrung bringen können. Erst dadurch erfuhren wir, daß Lieutenant Bode schon am Vormittag mit einem Zug Pionieren nach Hönebach geschickt worden war, um die Bahn zu zerstören. Damit sollte verhindert werden, daß die Preußen von Erfurt aus uns einen gleichen Streich spielten, d. h. ein Kommando mit der Bahn abschickten, um die für uns so wichtige Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn nördlich Bebra zu zerstören.

Leider mußte ich auch Zeuge eines bedauerlichen Unglücksfalles sein. Das Pferd eines Offiziers der ersten gezogenen Batterie zeigte sich beim Einführen in den Waggon ganz besonders störrisch. Der etatsmäßige Stabsoffizier unseres Regiments, Major Bauer, der in der Nähe stand, trat herzu und klopfte dem Thier beruhigend auf die Kruppe. Im gleichen Augenblick schlug es mit beiden Hinterfüßen hoch aus und traf den Major Bauer mit einem Hufe voll in's Gesicht, sodaß er fast bewußtlos und stark blutend in die Arme der hinter ihm stehenden Offiziere sank. Die Nase war eingeschlagen und auch auf der Stirn über beiden Augen befanden sich Wunden. Der Verletzte wurde zunächst nach dem Wartesaale geschafft und von da in Begleitung eines Arztes nach seiner am Ständeplatz gelegenen Wohnung. Wie gleich hier bemerkt werden mag, traf er nach einigen Wochen geheilt in Mainz ein. Trotzdem viele hunderte von Kasseler Bürgern Zeugen des Unglücksfalles gewesen waren und dieser überdies am anderen Tage in den Zeitungen stand, wurde sein Aufenthalt in Kassel den preußischen Truppen nicht verrathen, sodaß es ihm gelang, heimlich nach Mainz zu entkommen.

(Fortsetzung folgt.)



Zu spät.

Aus dem Leben erzählt von Jean Voigt.

(Fortsetzung.)

Im Prokuratorhause aber gab es ein großes Freuen, als Tante Lina, die sich seit einigen Tagen nicht hatte sehen lassen, bei ihrer Schwägerin mit den Worten: „Hier, liebe Franziska, bringe ich Dir Dein flügellahmes Küken“ eintrat. Lottchen sprang der lieben Tante um den Hals, Putz, der wachsame Hüter des Hauses, ein kluger, treuer Pinscher, umkreiste die Tante in tollen Freudensprüngen, und auch die Mutter war sichtlich froh. „Ich bleibe heute Abend zum Thee bei Euch, Kinder!“ sagte Tante gerade, da erschien ihr Bruder und begrüßte sie, augenscheinlich ebenfalls erfreut, obgleich die scharfsichtige Schwester Karoline dabei doch alsbald weg hatte, daß die brüderliche Liebe an einem stillen Aerger verdaute.

Deshalb flüsterte sie der Nichte bei Herrichtung des Theetisches zu: „Wie Du versprochen hast, Maus, sei stark und bezwinge Dich!"

Bei Tisch aber brach sich allgemach ganz von selbst eine gemüthliche Stimmung Bahn, man vermied verfängliche Themata, kam auf die allgemeinen Tagesfragen, und so ging alles nach Wunsch. Väterchen ließ sich durch Lottchen seine Pfeife herüber holen und fing nach Tisch an zu qualmen. Und dann roch es bald gemüthlich, und es war auch gemüthlich.

Als die kleine Lotte früher als die Erwachsenen nach oben zu Bett ging, von ihrer Schwester begleitet und bis zum Einschlafen bewacht sein wollte, that ihr Luise gutmüthig den Willen. Und diese Abwesenheit des jungen Mädchens benutzend, ging die treue Tante muthig auf den Familien-Brennpunkt, auf Nichtchens Liebe und Herzeleid, über.

Daß ihre Schwägerin vor Schrecken ob dieser Kühnheit erbleichte, daß der Bruder sogleich grimmig drein schaute, daß sie selbst vor Herzklopfen kaum reden konnte, das alles durfte sie nicht zurückhalten, getreu der übernommenen Pflicht im Interesse der Liebenden zu reden und zu streiten, da sie es jetzt an der Zeit und auch sonst für Geschwisterpflicht hielt.

Und sie sprach mit Wärme, die brave Tante, anfangs leise und zaghaft, dann aber crescendo und gewandt, sicher und gut. Sie verschwieg nichts von dem, was ihr sonst so stilles Jungfern-Stübchen heute von Menschenglück und Herzeleid, von treuer Liebe und menschlichen Kabalen gehört hatte, sie sprach mit dem Herzen und hoffte zum Herzen zu dringen. Sie schüttelte den Kopf, wenn der Rechtsanwalt sie unterbrechen wollte und fuhr fort:

„Es ist etwas Großes, Heiliges, solch' eine treue Liebe, wie ich sie heute geschaut habe, und ich werde nicht davor zurückschrecken, für die jungen Leute meine geringe Kraft voll und ganz einzusetzen. Vor allen Dingen flehe ich Euch, die Eltern, besonders Dich, Konrad, an, erweiche Deinen harten Sinn und, wenn Du auch jetzt noch nicht Ja und Amen über Deine Zunge bringen kannst, so schau in's Auge Deines Kindes und bezwinge Dich, sei milder und lerne freundlicher über den jungen Ritter denken.

Ich möchte so gern verhüten, daß die Nichte das gleiche schmerzliche Schicksal tragen müßte, wie es einst der Tante das Leben verbittert und versalzen hat, und deshalb —"

„Und deshalb", fuhr der Rechtsanwalt fort, nachdem er schon vergeblich versucht das Wort zu ergreifen, nachdem er längst aufgesprungen und die Pfeife hastig fortgestellt, die Stirn gerunzelt und ärgerlich den Kopf geschüttelt hatte — „genirt sich die liebe Schwester gar nicht, dem Bruder zuzumuthen, mit Leuten solch' geringen Bildungsgrades, solch' plebejischer Gesinnung, wie dieser dunkle Biedermann, der Herr Ritter senior u. s. w. u. s. w. sind, in ein Verwandtschaftsverhältniß zu treten und Arm in Arm mit dem lächelnden Schwiegerpapa seiner glücklichen Tochter die Straßen der Stadt zu durchwandern und sich zum Gespött der Leute zu machen."

„Aber Konrad", warf Frau Franziska ein, „Du trägst stark auf! Was brauchten wir viel mit den alten Ritters zu verkehren, da die Kinder doch nicht am Orte und Römers — Römers, und Ritters — Ritters bleiben. Drum laß heute die Sache auf sich beruhen, lieber Mann! Sei gut, Alter!" —

„Na, nu, Mutter, — auch Du im Komplott?" fragte Römer spitz. „Du meinst, ich brauchte nur zu nicken und dann wäre die Sache gemacht. Was bist Du so irre. Ritter's Gesellschaft ist nicht unsere, das ist richtig. Aber wie ich den Kerl kenne, wird er sich an meine Rockschöße ketten, und wo ich mich sehen lasse, werde ich sein dünkelhaft-malitiöses Lächeln zu kosten haben. Und Du, Frau? Willst Du Frau Ritter-Mutter zu Deinem Thee- und Kaffeeklatschen laden? Du schüttelst? — Ja aber, Franzel, eine so nahe Verwandte? — Sie muß geladen werden, denn Dein zukünftiges Enkelchen wird auch ihr Enkelchen sein; Ihr habt ja dann so viele gemeinsame Grundtöne, und deshalb gebührt der dicken, fetten, lauten Person sogar ein Ehrenplatz, zwischen der Frau Amtsgerichtsrath und der Frau Oberförster vielleicht! — Macht mich nicht toll, die Sache ist nicht auszudenken, viel weniger auszuführen.

Der junge Ritter mag ja wirklich ein netter Kerl sein und meine Tochter auch lieb haben. Aber in meinen Augen machen ihn seine lieben Eltern unmöglich, und damit basta!"

„Nun bist Du wohl schon fertig, Konrad?" fragte das alte Fräulein. „Willst Du nicht auch erwägen, wie Dein eigen Fleisch und Blut, wie Luise, die nicht von ihrem Heimlichverlobten lassen kann, durch Dein Nein getroffen wird? Hast Du gar keine Sorge, daß das Mädchen daran zu Grunde gehen könnte? Ich versichere Dich, Herr Bruder, die Sache sitzt bei Beiden und ganz besonders bei Deinem Kinde sehr, sehr tief."

„Ah bah, liebe Schwester, ich bin nicht bange! Am gebrochenen Herzen sterben, ist keine Mode mehr. Ueberdies müßte die Disharmonie zwischen den beiderseitigen Alten sehr bald auch ihre Rückwirkung auf die junge Ehe ausüben und

dann hätten wir den „Frost" nicht nur hier, sondern auch zwischen den jungen Leuten dahinten, wo sie gerade hinkämen. Drum sage ich Euch, ist es besser, man sagt von vornherein quod non! Ich kann Dich nach bestem Wissen und Gewissen nur bitten, Line, daß Du Dein Protektorat in diesem Sinne ausklingen lässest. Denn ich gebe niemals meine Einwilligung zu der Verbindung Ritter=Römer! Hörst Du, Schwester? — Niemals!"

„Dann will ich Dir nur wünschen, Herr Bruder, daß Du dieses Niemals niemals bereuen mögest!" erwiderte die Tante. „Wenn Du einen Blick in's Herz Deiner Tochter zu werfen verstündest, dann wärest Du vielleicht nicht so rasch und weniger kurz, aber das Gemüthsleben der Kinder in den verschiedenen Lebensabschnitten genau zu studiren ist ja wohl bei den meisten Eltern auch längst aus der Mode gekommen?"

Da brauste der Hausherr aber auf und erwiderte seiner Schwester, daß er eben deshalb, weil Luise seinem Vaterherzen ganz besonders nahe stehe, glaube, sie vor einem Hinuntersteigen in die Ritter'sche Sphäre bewahren zu müssen.

„Ach, Du lieber Mann", warf Frau Römer ein, „rede Dir in Deiner Voreingenommenheit gegen Alles, was Ritter heißt, nur nicht auch noch ein, daß Du aus lauter Vaterliebe so gar nicht mit Dir reden lässest. Dir paßt die Familie eben nicht — und das hat ja zweifellos gegenüber gewissen Vorurtheilen eine gewisse Berechtigung —, und da soll das Kind seiner Liebe zu dem jungen Ritter, den jeder andere, auch der anspruchsvollste Vater gewiß mit Freuden zum Schwiegersohn nehmen würde, einfach entsagen."

„Im Uebrigen", so bemerkte das Fräulein, „habe ich das Gefühl, als ob Konrad selbst durch sein schroffes, ablehnendes Verhalten gegen Leute, die unter ihm stehen, solche Disharmonieen niemals zum Ausgleich kommen läßt.

Du gehörst ja wohl zu den Liberalen, Bruder, sei doch auch einmal hier liberal und komme dem alten Ritter ein klein wenig freundlich entgegen. Ich wette, der Mann, der solch' einen braven, tüchtigen, ehrenhaften Sohn erziehen konnte, hat auch selbst einen guten Kern. — Vor allen Dingen denke doch an Dein Kind, lieber Bruder, es sitzt zu tief bei ihr, und sie ist die Kräftigste nicht."

Aber der Bruder warf zornig hin: „Nun habe ich es aber satt, Ihr redet ja das Blaue vom Himmel herunter. Aber das laßt Euch gesagt sein, und danach mögt Ihr Euch richten: Ich will mein Kind lieber vor mir auf den Todtenhof tragen sehen, als daß ich sie Frau Ritter werden lasse!"

Da ertönte aus dem offenstehenden Nebenzimmer ein markerschütternder Schrei und alsbald darauf ein dumpfer Fall.

„Um Gotteswillen, das war Luise", rief entsetzt Frau Römer. Man sprang auf und fand in der That das arme Mädchen todtenbleich und ohnmächtig auf dem Teppich liegend.

Gewiß war ihr Kommen in der Erregung der Unterredung überhört worden, und stutzend, als sie von ihrer Liebe reden hörte, hatte Luise das harte Schlußwort des Vaters wie ein Keulenschlag treffen und niederwerfen müssen.

Allerdings gelang es den beiden Frauen, das ohnmächtige Mädchen nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein zu bringen, doch Luise sah verstört von Einem zum Andern und auf dem Vater ruhte ihr Blick lange und namenlos traurig.

Von den beiden Frauen hinauf begleitet, sprach sie fast gar nicht. Doch als nach einer Weile die Tante ging, sagte Luise zu dieser: „Bisher konnte ich mich durch die Hoffnung trösten und hoch halten lassen, nun muß ich auch diese noch begraben, nun bin ich ganz arm."

In der Nacht war die besorgte Mutter öfter oben und lauschte nach Luisens Athem. Die Nacht ging jedoch ohne weitere Krankheitserscheinung glücklich vorüber, und auch anderen Tags raffte das erschüchterte Mädchen sich wie sonst wieder auf.

Aber es war ein Reif gefallen in der Frühlingsnacht, das Kind blieb verschüchtert, still und traurig. Und auch dann, als der Rosenflor ihres Vaters im Juni seine volle Pracht entfaltete, die sonst ihr Entzücken gewesen war, blieb sie apathisch und konnte Stunden lang über die Blätter eines Buches hinweg in's Leere blicken.

Und dann eines Morgens in Mitte des Rosenmonats kam Lottchen, die mit Luise das Schlafzimmer über den Eltern inne hatte, halb angekleidet zur Mutter heruntergepoltert. „Ach Mamachen, bitte komm' doch mit, ich weiß nicht, was mit Luise ist. Gestern klagte sie, wie vielfach schon, über Kopfschmerzen, aber heute ist sie so sonderbar, sie hat einen so rothen Kopf und macht gar keine Anstalten aufzustehen."

Die hinauf eilende Mutter fand die Tochter ernstlich krank, das helle Fieber leuchtete ihr aus den Augen, sie phantasirte und erkannte die Mutter ebensowenig wie den der Mutter folgenden Vater.

Nach dem Ausspruch des schleunigst herbeigeholten Arztes, der bald ein sehr ernstes Gesicht zeigte, war Luise vom Nervenfieber befallen. Der gewissenhafte Doktor verordnete vielerlei und

warnte dabei sehr strenge vor irgend welcher Erregung der Fiebernden, denn alle seelischen Einflüsse bei der schwer Kranken müßten sorgfältig vermieden werden.

Und dann that der brave, unermüdliche Menschenfreund, das Ideal eines Landarztes, wohl mehr als seine Schuldigkeit, und zu allen Tages- und Nachtzeiten erschien der vielbeschäftigte Mann plötzlich einmal an Luisens Krankenlager.

Aber wenn auch die anfängliche Fieberhöhe infolge der Fiebermittel nachließ, so konnte das Fieber selbst doch nicht beseitigt werden. Die Kranke verbrachte die Stunden zwischen Schlafen und Wachen und war stellenweise auch klar und vernünftig. Aber immer stieg das Fieber wieder, die Kranke wurde dann unruhig und redete irre.

Einer hatte stets Wache am Krankenbette, entweder die Mutter, die Tante, die alte Magd oder der Vater, der sich das durchaus nicht nehmen lassen wollte. Auch der treue Putz wischte zuweilen mit in das Krankenzimmer und leckte dann trübselig wedelnd der kranken Lieblingsherrin theilnahmsvoll die schlaff herabhängende durchsichtige Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Spendet Blumen!

Wie trüb ist's in dem Krankenraum
Des Hospitals, kein Frühlingsschimmer
Vom frischen Grün, vom Blüthenbaum
Dringt in das dicht verhüllte Zimmer;
Nur ein verirrter Sonnenstrahl,
Des Finken Schlag, der Amsel Flöten
Läßt hoffnungsvoll vielleicht einmal
Ein bleiches Angesicht sich röthen.

Da geht von Bett zu Bette leis'
Ein ed'les Weib mit frommem Walten
Und spendet hier ein Blüthenreis
Dem Mütterchen, dem siechen, alten,
Reicht dort den Strauß Vergißmeinnicht
Dem Knaben hin, dem kranken, zarten,
Mild lächelnd, als er jubelnd spricht:
„So blüh'n sie auch in Vaters Garten!"

Der sterbensmatten, blassen Maid
Beut es der Veilchen duft'ge Spende,
Daß einmal noch der Blick im Leid
Sich liebend zu den Blumen wende.
Wie da verklärt die Stirn erglüht,
Im stummem Dank die Lippen beben! —
Ach, bald — wie dieser Strauß — verblüht
Wohl auch dies junge Menschenleben!

So spendet es mit frohem Wort
Des Lenzes Gruß den armen Kranken,
Und sieh, am bangen Leidensort
Erblüh'n der Hoffnung grüne Ranken;
Ein Frühlingshauch erfüllt den Raum,
Läßt neu den Geist die Schwingen regen,
Senkt sacht in's Herz den Märchentraum
Vom Glück und — des Vergessens Segen.

Viel Blumen welken ungepflückt
In Gärten, Wäldern und auf Auen
Und hätten doch manch' Herz beglückt
Als Liebesgabe edler Frauen.
O, fänden in das Hospital
Den Weg sie all' als Frühlingsgrüße,
Auf daß ihr Duft so manche Qual,
So manches bittre Leid versüße! —

Eugen Hané.

Anpassung.

Alles Leben drängt ein Sehnen,
Sich an Gleiches anzulehnen,
Gleich in Lust und gleich in Noth;
Denn die Sehnsucht nach Umgebung
Gleichen Seins, ist Selbstbelebung,
Ohne sie wär' rings der Tod.

Doch, was ist's mit meiner Seele?
Fuhr sie, fertig, ohne Fehle,
In das Leben mir hinein,
Um zu dauern von der Wiege,
Bis ich einst dem Tod erliege,
Diesem Schluß im Erdensein?

Nimmer! Denn in ihrem Streben
Sucht sie, wie das Erdenleben,
Außer sich, was sie beglückt;
Wie sich suchen die Naturen,
Sucht in Gott sie ihre Spuren,
Und das Grab ist überbrückt.

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Alte Steintafeln in Gelnhausen. Im Jahre 1874 wurde ich nach Gelnhausen versetzt. Ich bezog eine Wohnung in dem sog. Fürstenhof. Dieses fiskalische Gebäude hatte einst Kurpfalz gehört und verschiedenen Pfalzgräfinnen zum Wittwensitz gedient. Nach dem Tode der letzten derselben war es durch Kauf an Hanau, das mit Kurpfalz die Pfandherrschaft über Gelnhausen theilte, übergegangen und mit diesem dann an Kurhessen gekommen (vergl. „Hanauer Magazin" VI, S. 349, und Junghans, Versuch einer Geschichte der freien Reichsstadt Gelnhausen in

„Zeitschrift für hessische Geschichte", Neue Folge, XII, S. 119).*)

In einem zu ebener Erde gelegenen Raume eines an den Fürstenhof anstoßenden, nach Süden gelegenen langen Stallgebäudes fanden sich nun damals zwei große Steintafeln mit verschiedenen künstlich eingehauenen Emblemen, die ich für Wappen hielt.

Da ich vermuthete, daß diese Wappensteine einen geschichtlichen Werth hätten, so machte ich der königlichen Regierung zu Kassel deshalb Anzeige mit dem Hinzufügen, daß es sich empfehlen dürfe, diese Steintafeln in der nahe gelegenen Ruine der Kaiserburg niederzulegen und sie so der Nachwelt zu erhalten. Dementsprechend wurden diese Tafeln damals, nachdem Zeichnungen angefertigt waren, die bei der königlichen Regierung aufbewahrt werden, dorthin geschafft und befinden sich seitdem im Souterrain der Burgruine.

Auf einer dieser Tafeln befindet sich eine „eiserne Hand" und auf der andern ein Schwan.

In der unmittelbaren Nähe der Stadt hinter einem Weinberg, dem sog. Königsstück, befindet sich nun nach Angabe des Herrn Bezirkskonservators Dr. Bickell in Marburg eine Grundstückslage an der Landstraße mit der Bezeichnung „die eiserne Hand", was darauf hindeutet, daß die „eiserne Hand" einem Wegweiser angehörte, der ehedem dort aufgestellt war.

Der Schwan erklärt sich als Wappenthier der von Alters her dort ansässigen Familie Gremp von Freudenstein, welche den Burgmannen der Burg Gelnhausen angehörte. Noch heute befindet sich ein Schwan u. a. an dem bis vor Kurzem dieser Familie gehörigen Hause neben der Burg (Junghans a. a. O. S. 121).*)

Die letzten Bewohner des Fürstenhofes, bevor er für fiskalische Zwecke Verwendung fand, waren die Familien von Warnsdorf und von Heimroth. (Oberst von Heimroth war beim Untergang des Kurstaates Kommandeur der hessischen Garde.) Der oben erwähnte Stall ist s. Z. auf Antrag des Einsenders zum Geschäftslokal der jetzigen königlichen Kreiskasse hergerichtet worden. In dem Fürstenhofe selbst befinden sich das königliche Katasteramt und das Amtsgericht.

Kassel. O.

Oeffentliche Erklärungen zweier Kasseler Bühnenmitglieder. Wie vorsichtig in früheren Zeiten die Mitglieder der Kasseler Hofbühne in ihren Aeußerungen und Handlungen dem Publikum gegenüber sein mußten, davon geben zwei gedruckte Plakate Kenntniß, welche beide aus politisch bewegten Zeiten stammen. Das erste, von einer Primadonna des kurfürstlichen Hoftheaters herrührend, hat folgenden Wortlaut:

„Mit tiefem Schmerze habe ich erfahren, daß ich mir den Unwillen der hochachtbaren Bürger dieser Stadt durch einige Aeußerungen zugezogen habe, welche, dem Gespräch mit wenigen Bekannten bei ergriffenem Gefühl und in argloser Zuversicht entfallen, unüberlegt und unziemlich seyn konnten, bei denen ich aber jede böse Absicht und verletzende Gesinnung auf das Entschiedenste in Abrede stellen darf. Welche nachtheilige Deutung auch den unbedachtsamen Worten gegeben werden möge, für deren Sinn und Werth eine Frau einstehen soll, deren Beruf und ganzes Streben auf den Beifall und das Wohlwollen eines von ihr so hochverehrten Publikums begründet sind —, ich widerrufe sie öffentlich mit allen Gefühlen, welche die Genugthuung derer erheischen möchte, die ich zu erzürnen das Unglück gehabt haben soll, aber zugleich mit der tröstenden Hoffnung, daß ein Publikum, dessen Nachsicht ich so oft dankbar empfunden habe, mich auch seine Großmuth nicht vergebens in Anspruch nehmen lassen wird. Kassel, den 20. September 1830. Louise Roller-Schweizer, Kurfürstliche Hofsängerin."

Welche Aeußerung der Künstlerin diese öffentliche Erklärung nothwendig machte, ist leider nicht angegeben, jedoch ist es wahrscheinlich, daß sie für die Gräfin Reichenbach Partei ergriffen hatte. Die bildschöne Louise Roller-Schweizer muß neben einem bedeutenden Stimmumfang aber auch ein böses „Schnütchen" gehabt haben, denn ein Jahr später flüchtete sie aus Kassel, um der Volksrache zu entgehen, die ihr in bedenklicher Weise drohte, weil sie die Leistungen der unter Direktion eines Dilettanten stehende Janitscharenkapelle der Bürgerwehr in einem Laden mit „Affenmusik" verglichen hatte.

Der zweite in Rede stehende Anschlag besteht in einer von dem gefeierten Baritonisten Biberhofer in den stürmischen Tagen des Jahres 1848 veröffentlichten Rechtfertigung welche lautet:

„Wenn es überhaupt schon Niemand gleichgültig sein kann, in welcher Weise die öffentliche Stimme seine Handlungen beurtheilt, so ist dieses um so mehr bei einem Künstler der Fall, dessen schönster Ruhm in der Achtung des Publikums, und dessen höchstes Streben in der Erhaltung derselben besteht.

Aus diesem Grunde sehe ich mich genöthigt, gewissen mir zu Ohren gekommenen Mißdeutungen gegenüber die Erklärung abzugeben, daß eine Betheiligung bei den in der Wilhelmshöher Allee stattgehabten Arrestationen von Seite der von mir geführten Schutzmannschaft meinerseits nur

*) Zusätze der Redaktion.

in der Ausführung von Maßregeln bestanden, welche von der kompetenten und gegenwärtigen Behörde ausdrücklich angeordnet waren.

Im Uebrigen darf ich wohl der bekannten Loyalität der arretirten Herren vollkommen vertrauen, daß sie mir das Zeugniß nicht versagen werden, mich persönlich weder der geringsten Eigenmacht, noch irgend einer Ueberschreitung meiner Pflicht schuldig gemacht zu haben. Kassel, am 2. Juni 1848. E. Biberhofer, Schutzmann und Lieutenant der 5. Kompagnie." W. B.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde wird seine diesjährige Versammlung in Gudensberg abhalten und zwar in den Tagen vom 21. bis 23. Juni. Den Vortrag wird Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner halten und zwar über die Geschichte der Stadt Gudensberg. — In der am 8. Mai stattgehabten Monatssitzung der Marburger Abtheilung des hessischen Geschichtsvereins hielt Landgerichtspräsident Geheimer Oberjustizrath Schultheiß einen fesselnden Vortrag über die „Geschichte des hessischen Sammthofgerichts."

Kasseler Grimmgesellschaft. Die am 8. Mai und in den folgenden Tagen von der Kasseler Grimmgesellschaft in der Ständischen Landesbibliothek veranstaltete Ausstellung der ihr zugegangenen recht zahlreichen Erinnerungen an die Brüder Grimm (Bücher, Abbildungen der verschiedensten Art, Zeitungsaufsätze, Originalbriefe 2c). hat, wie der Erfolg ausweist, lebhaften Anklang gefunden.

Denkmalseinweihung. Am Nachmittag des 5. Mai wurde das auf der Insel Siebenberg in der Karlsaue zu Kassel dem Schöpfer der Insel weiland Hofgartendirektor Wilhelm Hentze errichtete Denkmal, bestehend aus einer 2 Meter hohen Granitsäule auf mit Steinen umsetzter, blumengeschmückter Erhöhung, mit Relief Hentze's und der unter demselben befindlichen Inschrift: „Dem Schöpfer dieser Anlagen, dem Hofgartendirektor Wilhelm Hentze 1793—1874", feierlich enthüllt. Die Anregung zu der Errichtung des Denkmals haben der Gartenbau- und der Verschönerungsverein gegeben, welche auch für Beschaffung der Mittel sorgten. Das Denkmal selbst ist eine treffliche Arbeit des Architekten Zahn zu Kassel, während das Relief von der Hand des vielversprechenden heimischen Bildhauers Hans Everding stammt.

Todesfall. Zu Osterode am Harz verstarb am 6. Mai an seinem 70. Geburtstag unser hessischer Landsmann, der Forstmeister August Gundelach daselbst. Geboren am 6. Mai 1828 als Sohn des Stiftspächters von Oberkaufungen, stand er früher im hessischen Forstdienste, aus dem er 1866 in den preußischen übertrat. 1868 wurde er Oberförster zu Elgershausen, 1878 zu Sand, und von dort 1883 nach Osterode versetzt, wo er ein geachtetes Andenken hinterläßt.

Personalien.

Ernannt: Gerichtsassessor Gleim zum Amtsrichter in Gladenbach; die Hülfspfarrer Schmidt in Großalmerode, Steinmetz in Bebra und Wolf in Sooden zu Pfarrern in Eschenstruth, Raboldshausen und Schemmern.

Ausgeschieden: die Gerichtsassessoren Reinhard und Eissengarthen aus dem Justizdienst infolge ihres Uebertritts zur landwirthschaftlichen Verwaltung.

Geboren: ein Sohn: Hofbuchhändler E. Vietor und Frau geb. Behmer (Kassel, 29. April); Divisionspfarrer Th. Müller und Frau Hulda, geb. Paysen (Kassel, 2. Mai); Th. Matthei und Frau (Kassel, 2. Mai); eine Tochter: Heinrich Schimmelpfeng und Frau Marie, geb. Altenburg, (Hamburg, 27. April); Karl Weiffenbach und Frau Johanna, geb. Ewald (Kassel, 4. Mai); Lehrer Balz und Frau, geb. Trost (Hersfeld, 9. Mai).

Verlobt: Fritz Knauff in Nohoana im Oranje-Freistaat mit Frl. M. Kleijnveld in Bethulin (April).

Gestorben: Karl Rodrigo Schwarzenberg, 32 Jahre alt (Johannesburg in Transvaal, 13. April); Daniel Koch, 57 Jahre alt (Hersfeld, 30. April); Kaufmann Ernst Bechtel (Kassel, 1. Mai); Frau Hedwig Wolf, geb. Süß, 47 Jahre alt (Kassel, 5. Mai); Geheimer Kabinetssekretär a. D. Friedrich Scholing, 72 Jahre alt (Pyrmont, 5. Mai); Lehrer Friedrich Stemmler, 34 Jahre (Kassel, 5. Mai); Frau Marie Grebe, geb. Schmoll (Kassel, 6. Mai); Forstmeister August Gundelach, 70 Jahre alt (Osterode, 6. Mai); verwittwete Frau Geheime Medizinalrath Bertha Schotten, geb. Schäffer (Kassel, 8. Mai); Fräulein Wilhelmine Renner, (Kassel, 8. Mai); Fräulein Gertrude Eisenberg (Wallenstein, 9. Mai).

Briefkasten.

V. Tr. in Rauschenberg. Besten Dank und Gruß.

L. M. in Wehlheiden. Besten Dank. Brief folgt.

Pfr. C. K. in Eckenheim. Heft 1 des lfd. Jahrgangs ist fast vergriffen (vergl. Anzeigentheil). Zusendung des Gewünschten erfolgt sobald als möglich.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend, z. Z. in Marburg. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XI. Jahrgang. Kassel, 2. Juni 1897.

Lenzgebet.

Im Zukunftstraum erschauert leise
Der Bergwald in der Frühlingsnacht,
Und selbst im ärmsten Krüppelreise
Ist neue Lebenslust erwacht.

Muß still vertrauern, stumm verbluten
Mein Herz allein? Soll's nie empor? —
Wohl fühlt auch es der Zukunft Gluthen
Und ahnt des Lenzes Sonnenthor.

Doch zuckt es auf in leisem Ringen
Nach Licht, nach Sonne, Lebensluft,
Dann bohren sich gleich tausend Klingen
In meine arme Kämpferbrust.

Nur Leid, nur Nacht, nur scheues Sehnen? —
Kein Frühlingstag, so blüthenlind? —
Kein Drosselsang von Bergeslehnen?
Nur irrer Gang durch Frost und Wind? —

Einst aber wird in mir auch siegen
Der Lenz, und junges Leben lacht
In Liedern dann, die froh sich wiegen,
Bei Nachtigallensang erwacht . . .

O schütze, Gott, mit heil'gen Händen,
Was in der Seele neu sich regt,
Daß sie am Tag der Frühlingsspenden
Ein Blüthenreis zum Altar trägt.

Rauschenberg i. H. **Valentin Traudt.**





Graf Philipp Ludwig II. von Hanau.

Von Sanitätsrath Dr. med. Eisenach zu Hanau.

(Fortsetzung.)

Die dritte Reise (1595) ging durch Italien, die Lombardei, Neapel, Venedig, über Rom nach Padua, woselbst Philipp Ludwig Studien halber länger verweilte; darauf nach dem uralten Genf, wo damals sein Bruder Albrecht sich als Alumnus aufhielt; über die Schweiz kehrte der Graf dann nach Hanau zurück. „Zu Deinen Wanderungen“, sagt Zepper weiter, „hattest Du die edelsten Motive: Frei denkend und hoch angelegt in Deinem Sinn, wolltest Du Höchstes in göttlichen und menschlichen Wissenschaften erringen. Mit Frömmigkeit und ehrbarem Sinne warest Du angefüllt, gleichsam im Fluge nahmest Du alle Weisheit in Dich auf. . . . . . . Mit Gewinn und Nutzen hast Du Deine Reisen gemacht, gesund, unversehrt an Körper und Geist kehrst Du jetzt zurück, und in kurzer Zeit wirst Du im Kreise Deiner Verwandten, Deiner Freunde und sonstigen Angehörigen sein, das erfreute Vaterland, Dein treues Volk, Deine Räthe und Diener, die Diener des Wortes Gottes, alle werden sich erfreuen an Deinem Anblick und Gott danken, daß Du ihnen wiedergegeben. Und alles, was Du gesehen, gehört, gelernt hast, wirst Du anwenden zum Heil Deiner Unterthanen.“

Wenn auch Zepper etwas überschwänglich sich ausgedrückt hat, so gewinnen wir doch durch ihn eine recht gute Meinung über Philipp Ludwig's Fähigkeit und Anlagen und über die ernste Richtung, welche sein Wesen ausmachte. Philipp Ludwig wollte noch Frankreich besuchen, jedoch ließen die religiösen Wirren in seinen Landen ihn nicht mehr dazu kommen, sondern bewirkten seine schleunigste Heimkehr, damit die gährenden Elemente in der Grafschaft zur Ruhe kämen.

Mit Feuereifer ging er 1595 an die Ausführung seiner großen Pläne. Er berief dazu bedeutende Theologen und Gelehrte und bediente sich ihrer Rathschläge, und es ist hochanerkennenswerth, daß er diesen folgte und nicht nur stets nach eigener Anschauung handelte. Wenn er auch oft schroff in der Art und Weise seines Vorgehens war, so war er doch auch zuvorkommend, leutselig und suchte erst, ehe er zur Strenge überging, durch Milde und Ueberredung zu wirken. So ließ er die Prediger zusammenkommen, stellte mit ihnen Examen an über die Wahrheit der christlichen Religion und hielt mit ihnen förmliche Disputationen. Gelang ihm mit Milde nicht die Erreichung seines Zieles —, nun, dann wurde er Autokrat und entließ verdienstvolle, überzeugungstreue Diener aus ihrer Stellung, was allerdings ganz in dem damaligen Zeitgeiste lag. Selbstherrisch reinigte er nach seiner Auffassung die Kirchen, ließ Bilder, Altäre und Crucifixe entfernen oder abreißen und über einen Haufen werfen. Statt der Altäre wurden Tische, bedeckt mit schwarzem oder grauem Tuche, aufgestellt und darauf die heiligen Handlungen abgehalten. Natürlich kamen auch Mißgriffe vor. Aber durch seine Maßregeln war es ermöglicht worden, daß 1597 die reformirte Lehre in der ganzen Grafschaft rechtlich zur unbestrittenen Geltung gekommen war.

Damit nun aber auch alles in dieser reformirten Ordnung bliebe, schloß er mit den ihm gleichgesinnten benachbarten Grafen 1599 eine Konvention ab, worin alles, was der Kirche von Nutzen wäre, berathen und beschlossen werden sollte. Die Zusammenkunft sollte in jeder Grafschaft jährlich wechselweise gehalten werden und ein jeder der Grafen das Direktorium ein Jahr führen.

Nachdem die Ordnung nach außen festgesetzt war, ging Philipp Ludwig an die innere Organisation der Kirche. Als oberste Kirchenbehörde wurde ein Konsistorium eingesetzt, und auf den Umschlag zu dessen Akten schrieb er eigenhändig „Gott der Allmächtige wolle hierin präsidiren, uns mit seinen Gnaden und heiligem Geist beiwohnen, uns Weisheit, Kraft und Vermögen in Rathen und Thaten mildiglich verleyhen, Amen.“ Ein sicheres Zeichen seiner Einfachheit und der Unterordnung seines Willens! Das in der Marienkirche noch vorhandene Kirchenkopulationsbuch von 1597, Taufbuch von 1598 an rühren sicher von Philipp Ludwig's Hand.

Ein besonderer Charakterzug des Grafen, bei aller Schärfe und Strenge gegen die Lutheraner, ist seine Milde gegen die Juden.

Die Juden hatten sich schon sehr frühe in der Nähe von Hanau und der Wetterau zahlreich niedergelassen, überhaupt wohnten sie mehr in Süd- als in Norddeutschland, wohl wegen der Nähe der großen Handelsplätze wie Frankfurt, Mainz (und dann wohl auch wegen der Nähe der kleinen Reichsstädte). In der alten Zeit standen sie unmittelbar unter dem Kaiser, wurden deshalb kaiserliche Kammerknechte genannt, weil sie ihre Schutzgelder an die kaiserliche Kammer entrichten mußten. 1310 und 1351 erhielten die Grafen von Hanau die Belehnung mit den Juden in Hanau, Windecken, Assenheim u. s. w., und seit dieser Zeit sind sie Unterthanen der Regenten von Hanau. Zahlreich verbreitet wohnten sie inmitten der christlichen Familien ziemlich ruhig und ungestört. Da sich aber immer mehr fremde Juden ansiedelten und der Raum doch ein beschränkter war, so wurde eine Kapitulation mit ihnen am 18. Dezember 1603 abgeschlossen und ihnen erlaubt, sich eine eigene Gasse zu bauen. Hierzu wurde ein alter Arm der Kinzig, welcher noch als Festungsgraben diente, zugeworfen und auf demselben die jetzige Judengasse erbaut und mit kaiserlicher Genehmigung auch eine Synagoge. In der Kapitulation, die Judenstätigkeit genannt, wurde ihr Verhalten und die Einrichtung ihres Gemeinwesens genau bestimmt. Die Judengasse, sehr bald ausgebaut und bevölkert, wurde mit zwei Thoren verschlossen. Durch ihre Lage gab sie aber bald Veranlassung zu den unangenehmsten Reibereien, weil sie die Hauptverkehrsstraße mit der Altstadt war. An der Brücke zum Eingang in die Altstadt waren Branntweintische aufgestellt, Höker hatten daselbst dauernd ihre Plätze, Fleischer, Obstler, kurz, Händler aller Arten. Wegen des Kirchganges über diese Brücke gab es viele Mißhelligkeiten und Störungen der öffentlichen Ordnung, sodaß später während des Gottesdienstes die Gasse ganz geschlossen wurde, — auch eine Art Sonntagsruhe in alter Zeit. —

Nachdem Graf Philipp Ludwig die eine Hauptaufgabe seines Lebens, die Einführung der reformirten Lehre in seiner Hauptstadt und Grafschaft, bewerkstelligt hatte und damit in Wirklichkeit der erste Grundstein für die Neustadt gelegt worden war, ging er an seine zweite nicht minder wichtige Handlung, die innere Reformation seines Landes, zu der er sich auch schon durch seinen Aufenthalt zu Herborn und an den verschiedenen Hochschulen vorbereitet hatte. Durch den gezwungenen Aufenthalt in der Fremde hatte er kennen gelernt, was seinem Lande ferner Noth that, nämlich eine gute Schule; und er hatte sich dabei ein großes Ziel gesetzt: gleichwie Herborn durch sein Gymnasium illustre weit und breit in allen deutschen Landen hochangesehen war, so sollte auch seine Haupt- und Residenzstadt Hanau durch eine gleichwerthige Anstalt sich auszeichnen.

Das Bedürfniß, das Schulwesen zu verbessern und zu heben, war in Hanau dringend vorhanden. Bis dahin hatte nur eine gewöhnliche Stadtschule bestanden, die als deutsche den Zweck hatte, die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion zu unterrichten; dabei war sie zugleich eine niedere lateinische Schule. Der Pest wegen mußte Philipp Ludwig 1605—1606 den Hof und Gerichte, Konsistorium u. s. w. von Hanau nach Windecken verlegen, und bei der Gelegenheit löste sich die Schule ganz auf. Nach seiner Rückkehr begann Philipp Ludwig seine Absicht auszuführen, diese Schule zu reformiren und auf anderen Grundlagen auszubauen. Er erließ 1607 eine förmliche Stiftungsurkunde für die neu zu errichtende Schule. Seinem Plane nach sollte das neue Gymnasium sich in seiner Organisation an die anderen gleichartigen höheren Lehranstalten anderer Staaten anschließen; in seinem Hauptbestandtheile aber einen Konvikt mit einem Hausvater an der Spitze bilden. Da das Schulwesen direkt der Beaufsichtigung des Konsistoriums unterstand, so mußte dieses darum gefragt werden, und da ergaben sich Schwierigkeiten mancher Art; namentlich war man im Zweifel, wie die Geldmittel beschafft werden sollten. Das Konsistorium machte geltend, daß doch eine derartige Anstalt in Schlüchtern schon bestände, und wenn das Bedürfniß wirklich so dringend sei, so könne man ja jene erweitern und besser fundiren. Für Hanau genüge es vollkommen, die alte Schule zu verbessern und unter wesentlicher Beibehaltung der früheren Einrichtung als niedere lateinische Schule und Elementarschule fortbestehen zu lassen. Aber diesen Einwänden gegenüber verhielt sich Philipp Ludwig durchaus ablehnend, er wollte eine höhere Schule — und so mußte sie geschaffen werden und zwar in Hanau, der vornehmsten Stadt der Grafschaft. Das Konvikt wollte er haben, damit auch ärmerer Leute Kinder eine bessere Schulbildung erhalten könnten, und diese nicht nur ein Vorzug für die Söhne von Theologen und Hofangestellten wäre. Um die reichlich nothwendigen Mittel zu verschaffen, gab er selbst wesentliche Beiträge, ließ Sammlungen veranstalten und erließ namentlich eine Verordnung, wonach bestimmte Abgaben errichtet wurden, so für Wein, Bier, Testamente, Kauf und Verkauf von Eigenthum,

bei Hochzeiten u. s. w. Nachdem er so für die nöthigen Fonds gesorgt hatte, ging er an den inneren Ausbau der Schule und an die Einrichtung des Konvikts. Am 18. Juni 1607 erschien die Stiftungsurkunde, worauf zur Erlangung eines geeigneten Platzes geschritten wurde. Unter allen anderen Plätzen erhielt der, wo das Gymnasium heute noch steht, den Vorzug, der Grund und Boden wurde angekauft, ein Theil des vorbeiziehenden Wallgrabens zugeworfen und angefangen Holz u. s. w. herbeizufahren, und am 5. April 1612 wurde durch seinen Sohn Philipp Moritz — der Graf selbst war damals abwesend — der Grundstein feierlich gelegt. Der Ausbau ging sehr langsam von statten, doch allmählich wurde die niedere lateinische Schule zu einer höheren lateinischen Schule, zu einem Gymnasium erweitert und Philipp Ludwig ließ sich Zeit seines Lebens diese seine Schöpfung sehr angelegen sein. Leider war es ihm nicht vergönnt, den hohen Aufschwung der Schule selbst noch zu erleben, doch gebührt ihm ausschließlich das Verdienst, diesen hochherzigen Gedanken gefaßt und zur Ausführung angebahnt zu haben.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Endlich kam auch die Reihe des Verladens an unsere Batterie, und es war fast beendet, als von der Stadt her das Getrappel zahlreicher Pferde, die im Trabe herbeikamen, gehört wurde. Gleich darauf bildete sich eine Gasse in der Menschenmenge, und es erschienen diejenigen Pferde der 1. gezogenen Batterie und der unsrigen, die auf Befehl des Regiments um ½3 Uhr nach dem Pulvermagazin geschickt worden waren. Der dabei befindliche Unteroffizier meldete, sie hätten mehrere Stunden am Pulvermagazin gewartet, ohne daß jemand gekommen sei. Endlich habe ein Unteroffizier der reitenden Batterie den Befehl überbracht, sie sollten schleunigst nach der Stadt zu ihren Batterien zurückkehren. In der Kaserne angekommen, seien die zu den schon auf dem Bahnhofe befindlichen Batterien gehörigen Gespanne diesen rasch nachgeschickt worden.

Glücklicherweise waren auch für diese Pferde die erforderlichen Waggons schon bereit gestellt, sodaß ein Aufenthalt nicht dadurch entstand. Gegen ½8 Uhr war das ganze Geschäft beendet. Auch wir Offiziere hatten die für uns bestimmten Plätze eingenommen und erwarteten, daß sich der Zug in Bewegung setze. Allein es geschah nichts dergleichen, und als wir uns nach der Ursache der Verzögerung erkundigten, erfuhren wir, der Betriebsinspektor habe erklärt, der Zug sei zu lang und müsse getheilt werden. Nun begann ein ermüdendes Hin- und Herfahren bis die beiden Züge so rangirt waren, wie es der Inspektor für richtig hielt. Was diese Trennung des Zuges für Folgen hatte, werden wir später sehen.

* * *

Wir befanden uns im ersten Zuge, der sich endlich gegen ½9 Uhr in Bewegung setzte. Während der Fahrt, die nichts Bemerkenswerthes bot, waren wir, wenn ich nicht irre, zu sechs in unserm Abtheil. Die Unterhaltung war im Ganzen ernst und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage, ob es uns gelingen werde, die Gegend von Hanau und damit die Verbindung mit den süddeutschen Truppen ohne Zusammenstoß mit den Preußen zu erreichen.

Mitternacht war vorüber, als wir endlich in Hersfeld ankamen. Nun ging's an's Ausladen, und da zeigte sich, welche Folgen die im letzten Augenblick noch vorgenommene Theilung des Zuges gehabt hatte. Mit unserm Zuge waren gekommen: die Infanterie, unser Regimentsstab, von unsrer Batterie die Geschütze, aber weder Bedienungsmannschaften, noch Pferde, und von der 1. gezogenen Batterie die Bedienungsmannschaften und die Pferde, aber keine Geschütze. Außerdem stellte sich heraus, daß sich in dem zurückgebliebenen Theile des Zuges nicht ein einziger Offizier befand, da wir Artillerieoffiziere alle in einem Waggon untergebracht gewesen waren.

Die Infanterie marschirte sofort nach dem Aussteigen nach der Stadt ab, um dort Quartiere zu beziehen, die durch das einige Stunden vor uns abgefahrene andere Bataillon des Regiments

gemacht waren. Wir mußten dagegen erst Quartiermacher nach der Stadt schicken, wozu Lieutenant B. unserer Batterie und einige im Offiziers-Waggon gefahrene ältere Unteroffiziere bestimmt wurden.

Inzwischen begann die Arbeit des Ausladens. Die Bahn von Bebra nach Hersfeld — ein Theil der Bahn Bebra-Frankfurt — war noch nicht ganz vollendet, sodaß die Militärzüge außer den beim Bau thätig gewesenen Arbeitszügen die ersten waren, die die Strecke befuhren. Auch waren auf dem noch unvollendeten Bahnhofe die Ausladevorrichtungen sehr unvollkommen, und das Ausschiffungsgeschäft dauerte ziemlich lange, was um so unangenehmer war, als sich dadurch die Ankunft des zweiten Theiles des Zuges, den doch beide Batterien abwarten mußten, verzögerte. Der Oberbau der Bahn war nämlich von Bebra ab zunächst nur eingleisig ausgeführt, und aus diesem Grunde, und um Anhäufung von Material auf dem kleinen Bahnhofe zu vermeiden, war die Bestimmung nothwendig gewesen, daß jeder Zug so lange in Bebra warten mußte, bis der vorausgegangene leer von Hersfeld zurückgekommen war. Der zweite Zug konnte demnach frühstens eine Stunde nach Entladen des ersten eintreffen. Als dies beendet war, konnten wir dennoch nicht unsere Quartiere aufsuchen, sondern mußten warten, bis die andern Theile unserer Batterien angekommen sein würden. Das war um so ungemüthlicher, als es recht kühl geworden war und stark regnete. Dazu begann sich, namentlich bei denen, die seit dem frugalen Mittagsmahl in der Brauerei in Kassel nichts genossen hatten, der Hunger zu melden. Warum wir nicht in die Wartesäle oder sonstige Räume des Bahnhofsgebäudes kommen konnten, ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur noch, daß wir genöthigt waren, Thürnischen und die überdeckte Ladebühne eines kleinen Güterschuppens aufzusuchen, um etwas Schutz vor dem Regen zu finden.

Endlich kam auch die zweite Hälfte unseres Zuges, aber es war doch heller Tag, als wir den Marsch nach der Stadt antreten konnten. Ich mußte zu Fuß gehen, weil sich herausstellte, daß bei meinem Pferde während der Eisenbahnfahrt der Dummkoller zum Ausbruch gekommen war und der Thierarzt erklärte, es würde nichts anderes übrig bleiben, als es zu tödten. Die Nachricht berührte mich nicht so unangenehm, als man vielleicht erwarten sollte. Da die Unbrauchbarkeit des Pferdes während eines dienstlichen Gebrauches eingetreten war, mußte mir der Staat Ersatz leisten, und ich war aus mancherlei Gründen froh, mein gegenwärtiges Streitroß, das von den Kameraden seiner Häßlichkeit und Störrigkeit wegen den Beinamen Equus mulus erhalten hatte, los zu werden. Das Todtschießen ging freilich nicht so rasch, weil dazu die Genehmigung der höheren Behörden erforderlich war, die schriftlich, mit dem Gutachten des Thierarztes belegt, eingeholt werden mußte.

Wir marschirten nach dem Markte, wo wir unsere Quartierbillets empfingen. Das meinige lautete in Gemeinschaft mit einem Kameraden auf den Gymnasiallehrer Professor W i s k e m a n n. Nachdem ich die Ställe meines Zuges besichtigt hatte, wobei mich Lieutenant S. begleitete, fragten wir uns nach unserm Quartier durch, wo wir etwa um 6 Uhr Morgens ankamen. Unsere Quartierwirthe, ein schon ziemlich betagtes Ehepaar, hatten sich in Erwartung der ungebetenen Gäste zeitig erhoben und empfingen uns mit wohlthuender Freundlichkeit an der Schwelle des Hauses. Eine mächtige Kaffeekanne dampfte auf dem Tische, ein für uns Hungrige willkommener Anblick. Mit einigen entschuldigenden Worten über unsern wenig salonfähigen Anzug, den wir nicht wechseln konnten, weil unsere Burschen mit dem Gepäck noch nicht eingetroffen waren, setzten wir uns an den Tisch und thaten dem Frühstück alle Ehre an. Weniger angenehm, wenn auch sehr begreiflich, war es, daß unser freundlicher Quartiergeber bestrebt war, die Frühstücksstunde zu verlängern, um möglichst viele Neuigkeiten von uns zu erfahren. Wir thaten alles, was in unsern Kräften stand, seine Wünsche zu befriedigen, mußten ihn aber doch endlich um Erlaubniß bitten, uns zurückziehen zu dürfen. Ich hatte zwei Nächte, Lieutenant S. eine Nacht nicht geschlafen, und das Bedürfniß nach Ruhe machte sich bei uns beiden gebieterisch geltend, um so mehr, als wir nicht wußten, was uns bevorstand, denn daß wir nicht lange in Hersfeld bleiben sollten, war uns schon bekannt. Zwei prächtige Betten waren für uns bereit, und ich hatte mich kaum entkleidet und in's meinige gelegt, als ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf sank.

Kurz nach 10 Uhr erwachte ich wieder. Im Hause herrschte vollkommene Ruhe, aber gerade diese Stille hatte für mich etwas Beängstigendes. Mir war, als ob irgend etwas Wichtiges vorgefallen sei, das die Bewohner des Hauses auf die Straße gerufen, während ich es verschlafen hatte. Daß Sonntag und der ganze Haushalt in die Kirche gegangen sei, fiel mir im Augenblick nicht ein, denn in solchen Zeiten der Aufregung geht der Wechsel der Tage an einem vorüber. Rasch sprang ich aus dem Bett und weckte meinen Gefährten. Nach beendetem Anzug verließen wir

unser Quartier, um Kameraden aufzusuchen und zu hören, was es Neues gäbe. Mehrere Straßen durchwanderten wir, ohne Bekannte zu treffen. Endlich begegneten wir einigen Infanterieoffizieren, die uns nach einem Wirthshause wiesen, aus dem sie eben herkamen und wo wir, wie sie sagten, auch Kameraden unseres Regiments treffen würden.

Als wir das betreffende Haus gefunden hatten und in's Gastzimmer traten, bemerkten wir den General von Schenk zu Schweinsberg und mehrere Generalstabsoffiziere, über eine auf einem kleinen Tisch am Fenster liegende Karte gebeugt in eifriger, in leisem Tone geführten Verhandlung. Wir wollten uns natürlich zurückziehen, allein man bedeutete uns, nur näher zu treten, und in der That fanden wir im Hintergrunde des Zimmers einen großen Tisch, woran Infanterie- und Artillerieoffiziere saßen, die sich freilich mit Rücksicht auf die Gruppe am Fenster ziemlich ruhig verhielten. Auch Offiziere der bei unserer Abfahrt von Kassel noch dort befindlichen Truppentheile, des Leibgarderegiments, des Jägerbataillons und der beiden anderen Batterien unseres Regiments waren anwesend. Sie waren in den ersten Vormittagsstunden kurz nach unserm Abmarsch vom Bahnhofe angekommen.

Die wichtigste Neuigkeit, die wir erfuhren, war die, daß Prinz Friedrich Wilhelm des Oberkommandos bereits wieder enthoben und der bisherige Kommandant von Kassel, Generalmajor von Schenk zu Schweinsberg, mit der Führung der auf dem Marsche nach Hanau befindlichen Truppen bis zu deren Vereinigung mit der dort versammelten 2. Infanteriebrigade betraut sei.

Sehr überrascht waren wir durch diesen Wechsel gerade nicht, war man doch an solche jähe Sinnesänderungen des Kurfürsten gewöhnt. Auch innerlich wurden wir wenig davon berührt, denn Prinz Friedrich Wilhelm, der aus früher angedeuteten Gründen selten und immer nur auf kurze Zeit nach Kassel kam, war uns so gut wie unbekannt, sowohl in Hinsicht auf seine rein menschlichen Eigenschaften, wie in Beziehung auf seine Befähigung als Truppenführer. Trotzdem aber machte sich bei vielen ein Gefühl des Unbehagens geltend, nicht sowohl deshalb, weil ein abermaliger plötzlicher Wechsel, der der Sicherheit der Befehlsführung gewiß nicht förderlich gewesen wäre, durchaus nicht in's Reich der Unmöglichkeiten gehörte, als vielmehr weil uns eine gewisse noch unklare Ahnung beschlich, daß wir in Lagen kommen könnten, wo ein Prinz des regierenden Hauses und nun gar der Thronfolger an unserer Spitze anders hätte auftreten können, als ein einfacher General. Daran, daß uns der Kurfürst selbst noch erreichen und die Führung übernehmen könne, was in jeder Hinsicht für uns und auch für ihn und das Land das Beste gewesen wäre, glaubten wir nicht mehr recht.

Inzwischen war die Berathung am Fenster zu Ende geführt worden, und die Generalstabsoffiziere setzten sich zu uns. Von ihnen erfuhren wir, daß der Weitermarsch nach Hünfeld noch im Laufe des Tages angetreten werden sollte. Die Stunde des Aufbruchs hing vom Eintreffen des noch zurückbefindlichen Schützenbataillons ab, das einstweilen bei Hersfeld zur Deckung gegen Westen stehen bleiben und die von einem Bataillon des 1. Infanterieregiments ausgestellten Vorposten ablösen sollte.

Das Schützenbataillon hatte am Tage vorher das Tannenwäldchen, das, dicht am Bahnhofe von Kassel beginnend, sich eine Strecke weit längs der Bahn hinzieht, sowie das unter dem Bahnhof liegende Dorf Rothenditmold besetzt gehalten, um die Verladung der übrigen Truppen auf dem Bahnhofe zu decken, eine Maßregel, die getroffen worden war, weil man das Einrücken preußischer Truppen von Warburg her für nicht unmöglich hielt. Ihre vorauseilende Kavallerie konnte dann allerdings das Verladungsgeschäft stören. Solche Besorgnisse waren jedoch durch die Ankunft des 1. Husarenregiments von Hofgeismar zerstreut worden, denn dessen Kommandeur hatte während der letzten Tage aus eigenem Antriebe nach der preußischen Grenze zu aufklären und auch sonst zuverlässige Nachrichten aus den nächsten preußischen Bezirken einziehen lassen. Das Bataillon war gegen Abend zurückgezogen und nach seiner Kaserne geschickt worden, mit dem Auftrag, am andern Morgen Kassel als letztes zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)



Zu spät.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Leben erzählt von Jean Voigt.

(Schluß.)

Wie es so weiter gegangen war unverändert bis in den Juli hinein, da wuchs die Besorgniß und die Sorge um die Kranke auch bei dem Arzte. Ein Universitätsprofessor, ein berühmter Nervenpathologe, wurde gerufen, die Aerzte sprachen bei der Konsultation von einer Komplikation, von seelischen Einflüssen, die im Spiele seien, der Herr Professor hielt das typhöse Fieber nicht gerade für eine hoffnungslose Krankheit, aber helfen konnte auch er nicht mehr, als es der behandelnde Arzt that.

Und sonderbar, in der Nacht darauf, als der Vater die Wache vor'm Krankenbett übernommen hatte, stieg das Fieber wieder bis zum Delirium. Die arme Kranke schrie nach ihrem Theo laut und gellend, und als sie dann gar jenes harte Wort ihres Vaters in ihrem Fieberwahn ausrief, da gelobte sich der geängstigte Vater: Wenn sie wieder gesund wird, und sie wollen sich dann noch haben, die beiden Menschenkinder, dann will ich gut machen, was ich böse gemacht, dann will ich wahrlich das Schwerste thun, und will auch den Ritter senior ertragen lernen.

Als die Ablösung kam und er der Schwester Lina Bericht erstattete von dem Verhalten seines kranken Kindes, da sagte er ihr auch, was er sich in der vergangenen fürchterlichen Nacht feierlich gelobt hatte.

Die Schwester sah indeß sofort, daß die Kranke kränker, und daß auch ihr Bruder, der fahl und elend aussah und fieberheiße Hände und flackernde Fieberaugen hatte, krank geworden war, und unter diesen Umständen machte sein Geständniß, seine endliche Anerkennung der Existenz selbstloser, treuer Liebe auf sie jetzt nur halben Eindruck. Sie drängte den Bruder in's Bett und vor dem Lager der schwerkranken Nichte sagte sie tonlos vor sich hin: Der Himmel möge uns gnädiglich behüten, auf daß seine Einsicht nicht *zu spät* gekommen ist.

Auch für den kranken Rechtsanwalt lautete die Diagnose auf Typhus. Auch er hatte starke Fieber und auch er wechselte zwischen Wachen und Schlafen, zwischen Bewußtlosigkeit und Klarheit. Fremde Pflegerinnen wurden nöthig und Lottchen mußte aus diesem Krankenhause heraus zu Doktors Emmy in Pflege gegeben werden. Aber trotzdem hatten die Hausfrau selbst sowohl als auch die treue Haustante keine freie Minute, überall wurden *sie* verlangt, so sterbensmatt sie sich auch oft fühlten.

Als dann Willy und Ernst noch ankamen, weil die großen Schulferien begonnen hatten, da war guter Rath theuer. Aber Tante quartierte die Jungen in ihre jetzt verlassene Wohnung. Und wenn sie dann täglich zu den verschiedensten Zeiten im Elternhause nach den theuren Kranken fragten und immer ungetröstet wieder fort schlichen, dann schnitt es Mutter und Tante gar wehe in's Herz. Indeß sie konnten nicht helfen, ihnen war ja selbst der zuversichtliche Muth vergangen, und sogar das sonst so klare treue Tantenauge blickte verschleiert und muthlos in die Welt.

So ging es zwei Tage und zwei Nächte gleich trübselig noch fort, bis am dritten Tage nach des Vaters Erkrankung oben im Zustande des nun nahezu schon vier Wochen lang darnieder liegenden Töchterchens eine merkliche Veränderung vorging. Luise phantasirte nicht mehr, sie lag plötzlich still und ruhig, und todtenbleich und abgezehrt, wie sie war, gewährte sie für die Umstehenden ein Bild grenzenlosen Menschenelends. Aber sie schien doch mit Bewußtsein ihren müden Blick von Einem zum Anderen geleiten zu lassen.

Der Arzt war indeß nicht zu täuschen. Er wußte und fühlte, daß der knochige Sensenmann bereits zähnefletschend zu Füßen des Lagers stand, denn das Herz that nur unregelmäßige schwache Schläge noch, der Pulsschlag war nicht mehr zu fühlen. Traurig ruhte der Kranken erlöschender Blick auf Tante und Mutter, dann legte sie müde den Kopf zur Seite; that noch einen tiefen Athemzug, und ihr treues Herz hatte ausgeschlagen, ihr letztes, kaum hörbares Wort war „Theo“ gewesen.

Und unmittelbar unter ihr kämpfte der Vater mit demselben Fieber, das hier oben ausgetobt hatte.

Was mit dem Kinde jedem Einzelnen genommen war, das bewiesen die gewaltsam hervorbrechenden Schmerzenslaute, die Thränen und die Seufzer von Alt und Jung.

Doch für den kranken Vater verlangte der Arzt gebieterisch streng Rücksichten. Der Kranke sollte und durfte den Tod seines Kindes, seines Sonnenscheins von ehedem, nicht ahnen, deshalb durften sich verweinte Augen und ausgesprochene Trauerkleider im Krankenzimmer nicht sehen lassen, und dieser Zwiespalt zwischen dem innern und dem äußeren Menschen lag wie ein Alp auf allen.

Ungeachtet der angewandten Vorsicht ließ sich aber das Unglück oben im Krankenzimmer nicht lange verheimlichen. Die einem Todesfalle über=

all unmittelbar auf dem Fuße folgenden traurigen Pflichten gegen Gesetz und Menschen ließen sich nicht ganz geräuschlos erfüllen. Vollends wurde der Kranke mißtrauisch, als der Todtenschrein polternd in's Haus getragen wurde, und forderte gereizt von Frau, Schwester und Arzt die Offenbarung der Wahrheit. Die Wirkung war einfach fürchterlich, der Kranke hatte Böses geahnt, aber das Schlimmste wollte er nicht glauben, konnte er nicht fassen.

Luise Römer wurde auf den Acker des Todes hinausgetragen, geleitet von einem Leichengefolge, wie es Trübenau selten wohl gesehen hatte, so zahlreich waren die Leidtragenden von Nah und Fern erschienen. Als dann der alte ehrwürdige Metropolitan am offenen Grabe mit bewegter Stimme die Leichenfeier einleitete, die Liedertafel des Städtchens sich an dem Grabe aufstellte und die schöne wehmüthige Tondichtung: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" anstimmte, da blieb kein Auge thränenleer, und selbst dem alten Ritter fiel — wohl unbewußt — eine Thräne in den Bart.

Die Leidtragenden warfen dann noch ihre letzten unheimlich polternden Grüße, Schaufeln voll Erde, auf den heruntergesenkten Sarg und verließen darauf den Friedhof, als eben gerade der Sechsuhrzug vorbei der Station zurasselte.

Wenige waren ein- und nur einer ausgestiegen, den der Bahnhofsinspektor freundlich durch Händedruck begrüßte. Aber der junge Mann, unser Theodor Ritter, war so ernst und so aufgeregt und wollte offenbar rasch der Stadt zueilen. Indeß der Inspektor zog ihn in sein Bureau, und als er da erfuhr, daß Ritter wohl von der schweren Krankheit seiner Herzensliebe, aber nicht das Schlimmste schon wußte, hat er dem guten Bekannten so schonend wie möglich das Ungeheuerliche langsam — zögernd beigebracht.

Und es war erschütternd, wie diese Schreckensbotschaft wirkte. Nicht, daß Ritter geklagt und lamentirt hätte, — nein, stumm und lautlos sank er geknickt und gebrochen auf einen Stuhl, und nach einer Stunde fand ihn der Bahnbeamte noch gerade so niedergeschmettert und schmerzversunken vor. Aber dann, aus seinem Schmerze erwachend, sprang er auf und auf sein Köfferchen deutend sagte Ritter: „Ich komme zurück" und stürmte davon.

Auf einem Nebenwege war er zum Friedhofe geeilt, wo er Romberg, den alten Todtengräber, beschäftigt fand, auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel die vielen, vielen Zeichen trauernder Liebe und Theilnahme zu ordnen. Erst sah der alte Mann gar nicht auf von seiner Beschäftigung, doch als er den Angekommenen laut schluchzen hörte und aufschauend bemerkte, wie der junge Mann sich schüttelte vor Schmerz und Weh, da trat er auf Ritter zu, drückte ihm die Hand und fügte die Worte hinzu: „Armer Herr Kandidat, ja, Sie haben viel, sehr viel verloren, denn ich weiß, daß das gute, treue Herz, das nun hier unten den letzten Schlaf schläft, für Sie geklopft und geschlagen hat bis zuletzt."

Traurig sah Ritter auf und drückte dankbar des Alten Hand, und der Alte, dem Thränen über das runzelige Gesicht liefen, erzählte aufklärend, er sei nun schon dreißig Jahre Todtengräber in Trübenau, aber so schwer, so sauer wie heute sei ihm sein trauriges Handwerk noch nie geworden. Die Todte wäre das Ebenbild ihrer Tante Lina gewesen, und da er bis zum Tode des alten Pastors Römer auf dem Pfarrhofe von Großendammbach als Knecht gedient, so habe er die Tante jung und als Retterin der Familie gekannt, habe den Prokurator von früh aufwachsen sehen und an dessen Töchterchen Luise seine helle Freude gehabt. Sie sei wie die Tante stets freundlich zu dem alten Romberg gewesen, und daß er, der Greis, dieses liebe Fräulein schon so früh in seiner Jugendpracht habe da unten zur letzten Ruhe betten müssen, sei ihm ein schweres Stück gewesen.

Während die beiden den Frieddof verließen, erwähnte Ritter, er habe nun in Trübenau nichts zu thun, wolle auch keine Menschen jetzt sehen und sprechen, und gehe deshalb hinten herum allsogleich wieder zur Bahn.

„Er war so sonderbar, er wird sich ja wohl nichts anthun? —", fragte sich der Alte und ging langsam hinter dem Forstkandidaten beobachtend her. Aber als er ihn im Bahnhof verschwinden sah, meinte Romberg umkehrend: „Nein, er thut sich nichts!" —

Der bei Römer nach erlangter Erkenntniß der vollen Wahrheit eingetretenen bösen Wendung ließ sich nicht mehr Einhalt thun. Als das Glockengeläute von der nahen Stadtkirche, den Trauerkondukt begleitend, feierlich dumpf in das Zimmer drang, da mußte dem Kranken doch wohl zum Bewußtsein gekommen sein, daß man jetzt sein Kind hinaustrug. Denn von da ab stiegen die schon hohen Fieber rasch noch höher, und noch ehe der Tag ganz zur Neige ging, kurz vor Mitternacht, — setzte ein Herzschlag Römer's Leben ein Ziel.

Dieses neue Unglück traf die Familie Römer fürchterlich, und doch mußten die beiden armen Frauen auch jetzt wieder stark sein und hoch bleiben, — der Kinder und der Pflichten wegen.

Und als sie ihn neben seiner Tochter da draußen hingebettet hatten den Herrn Rechtsanwalt, als der Metropolitan zu den zahlreichen Leidtragenden ergreifende Worte gesprochen und die Liedertafel „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ — gesungen hatte, da war alles vorüber, die auswärtigen Verwandten waren abgereist, und verschüchtert und vereinsamt saßen die beiden trauernden Frauen schließlich in dem stillen Hause ganz allein.

„Aber, wenn auch Du, liebe Line, wieder in Dein eigen Heim zurückgegangen sein wirst, und die Schulferien sind zu Ende, — dann —“ klagte die blasse Wittwe.

„Dann bleibe ich bei Dir, liebe Schwägerin, dann bin ich bereit, mein Heim und alles, was ich bin und was ich habe, Dir und den Kindern zu opfern. Wir werfen unser Soll und Haben, unser Wollen und Können einfach zusammen, wenn Du einverstanden bist, Franzel, und bleiben zusammen bis — auch wir dereinst zur Ruhe gebettet werden.“



Aus alter und neuer Zeit.

Landgraf Wilhelm der Weise und das Basilisken-Ei. In den von Justi und Hartmann 1799 herausgegebenen „Hessischen Denkwürdigkeiten“ Theil II findet sich auf Seite 50 die nachfolgende Anfrage des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen wegen eines Basilisken-Eies veröffentlicht, als ein Beweis „wie groß noch im sechszehnten Jahrhundert die Macht des Aberglaubens gewesen sein müsse, daß dieser Landgraf, ein sonst sehr verständiger kluger und gelehrter Fürst, der unter den preiswürdigen hessischen Regenten eine vorzügliche Stelle verdient, und der den Namen des Weisen nicht mit Unrecht führte, sich nicht nur mit astrologischen Grillen abgeben, sondern auch nachfolgenden Brief an Victorinus Strigelius schreiben konnte“. Dieser Brief lautet:

„Landgravius Wilhelmus ad Victorinum Strigelium, 19. Sept. 1578.

Hochgelarter lieber Getreuer. Wir haben bis dahero vor ein Fabelwerk gehalten, was man von einem Basilisco sagt, daß nemlich derselbe aus einem vom Hanen gelegten Ey geboren werden solle. Nun mögen wir Euch gnädig nicht verhalten, daß nur gestern unser Hauptmann Simon*) Uns untertheniglich berichtet, welchergestalt ime ein Han geschenket worden von groser Art, aber gar alt, also daß er auch nicht mehr auf ein Reck fliegen können, sei der Gertner daselbst, welcher den Hanen zur Aufsicht und Verwahrung gehabt, zu ime kommen und gesagt, daß derselbig alte Han den ganzen Morgen bis 6 Stunden lang aufm Nest geseßen, und wie ein Hun, das da legen wolle, gegaaket habe. Endlich sei er vom Nest gelaufen, hat der Gertner das von ime gelegte Ey genommen und unserm Hauptman noch etwas warmlechtig zubracht, sei dasselbige gar kugelrund und so gros, wie ein huney sehe, weit rötlichter, doch gar glatt, als wans poliret. Darauf wer er unser Hauptmann zu gefahren und hätte das Ey vertrennet, den hanen aber in 2 Stücken von einander reyßen und beyden Mit der Brücke liegenden Wachthunden vorwerfen laßen, hätte der eine nichts vom Hanen, der andere aber sein vorgeworfen Theil geßen, wer aber drauf von stunden umbgefallen und gestorben.

Wandt Wir den unsern Hauptmann der Aufrichtigkeit wißen, das er uns in dem allen die wahrheit berichtet, so begeren wir gnädiglich, Ihr wollet Uns euer judicium hinwieder eröffnen, ob wole aus solchem Ey, da es ganz blieben und auskommen wäre eures Erachtens ein Basiliscus hätte werden dürfen oder nicht. Uns verdreußt sehr übel, daß er den Hanen so bald hat umbringen laßen dan wir vermutet, ein lapidem alectorium**) darvon zu bekommen. Wollen wir euch also gnediglich nicht verhalten und seynd euch mit gnaden geneigt. datum 19. september anno 78. Wilhelmus Land. Hass.“

Bernh. Chrn. Duysing, welchem die „Hessischen Denkwürdigkeiten“ diesen Beitrag verdanken, weiß jedoch nicht, wer dieser Victorinus Strigelius gewesen ist und wie derselbe die Wißbegierde des hessischen Fürsten befriedigt hat. Justi kann ebenfalls über Strigelius keine weitere Auskunft geben. „Der berühmte Theologe dieses Namens“, sagt er in einer Anmerkung, „der an dem streitsüchtigen Matth. Flacius einen heftigen Gegner

*) Gemeint ist Simon Bing, einer der bekanntesten Rathgeber des Landgrafen.

**) Hahnenstein.

fand, weil er in Melanchthon's gemäßigter Sprache von der Mitwirkung des Menschen zu seiner Besserung redete, kann es wenigstens nicht gewesen seyn, denn dieser starb schon im Jahre 1569. Vielleicht war der oben erwähnte Viktorin Striegel ein Sohn des Jenaischen Gottesgelehrten, worauf selbst die Uebereinstimmung des Taufnamens zu führen scheint."

Aus Heimath und Fremde.

300jährige Jubelfeier der Gründung der Neustadt Hanau. Aus dem Festprogramm der 300jährigen Jubelfeier der Gründung der Neustadt Hanau, die in den Tagen des 1. und 6. bis 10. Juni in Hanau stattfindet, theilen wir unseren Lesern Folgendes mit: Dienstag den 1. Juni, Vormittags 9½ Uhr: Festgottesdienst und Enthüllung des Philipp Ludwig-Denkmals. Pfingstsonntag den 6. Juni, Nachmittags 4½ Uhr: Großes Festkonzert in der Festhalle. 530 Sänger und Sängerinnen, 80 Mann Orchester. Solisten: Kammersänger Staudigl, Berlin (Bariton), und Konzertsänger Kaufmann, Basel (Tenor). Dirigent: Dr. Frank Limbert. Pfingstmontag den 7. Juni, Vormittags 11 Uhr: Großer historischer Festzug, die Hauptereignisse aus der Geschichte Hanaus darstellend. Ueber diesen historischen Festzug, der wohl den Hauptpunkt der Feier bildet, werden folgende nähere Angaben von Interesse sein: Der Zug, dessen Arrangement in der Hand des Direktors der königlichen Zeichenakademie Professors Wiese liegt, soll in seinen einzelnen Gruppen die Entwickelung Neuhanaus mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten geschichtlichen Momente der Stadt aus den letzten 300 Jahren veranschaulichen. Die Hauptgruppen werden in prunkvoller Ausstattung darstellen: Althanau, die Errichtung der Neustadt, die Errichtung der hohen Schule, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, die Belagerung Hanaus durch die Kaiserlichen im Jahre 1634 und dessen endliche Entsetzung durch Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, die Errichtung der Zeichenakademie, die Schlacht bei Hanau im Jahre 1813, Vorgänge der Jahre 1839, 1848, 1850, 1866, Bilder aus dem Jahre 1870, sowie charakteristische Versinnbildlichungen der Neuzeit. Von den zahlreichen Einzelheiten des Zuges erwähnen wir den Prunkwagen der Hanovia, die Gruppen der Wallonen und Holländer, den Hof des Grafen Philipp Ludwig II., die Darstellung des Bürgerthums, der Baumeister, Feldmesser, Zimmerer, Pflasterer, Dachdecker, Spengler, Schlosser, Weißbinder, Glaser 2c. aus der Zeit der Gründung der Stadt, den Prunkwagen der Professoren und Schüler bei Errichtung der hohen Schule, den Zug der Brauer, Gastwirthe, Metzger, Bäcker, Goldschmiede und der Kaufleute mit dem Marktschiff, die auf den dreißigjährigen Krieg bezüglichen Gruppen, wie Oberst Hubald mit schwedischen Soldaten, Gustav Adolf und Graf Moritz mit Gefolge, Simplicissimus und Ramsai, General Lamboy mit kaiserlichen Soldaten, Wagen und Schanzkörben 2c., Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel mit Soldaten, den Prunkwagen des Erbprinzen und der Erbprinzessin Wilhelm bei der Gruppe „Errichtung der Zeichenakademie" u. s. w. Ein eigenartiges Gepräge dürfte dem Zug eine Gruppe von 35 jungen Leuten aus Holland, dem Mutterland der Gründer Neuhanaus, geben. Diese jungen Leute, die sämmtlich angesehenen Familien der Stadt Dortrecht angehören, haben den städtischen Behörden das Anerbieten gemacht, sich an dem Festzug in der glänzenden Tracht der Dortrechter Bürgerwehr vom Jahre 1590 zu betheiligen. — Die Mehrzahl der an dem Zug Theilnehmenden stellen die Hanauer Vereine. Außer den mitwirkenden Privatpersonen sollen auch noch Mannschaften der dort garnisonirenden Ulanen und Infanterie zugezogen werden, sodaß der Zug über 1500 Mitwirkende umfassen wird. Seine Aufstellung nimmt der Zug voraussichtlich an der königlichen Zeichenakademie, woselbst zur Feier des 125jährigen Bestehens der Akademie zuvor ein Festakt stattfindet, und nach Passiren der Hauptstraßen verwandelt er sich schließlich auf dem Festplatz im Stadtschloßpark zu einem Feldlager der einzelnen kostümirten Gruppen.

Ausflug des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel. Am 22. Mai unternahmen zahlreiche Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte zu Kassel, zum Theil mit ihren Damen, vom schönsten Wetter begünstigt, den diesjährigen Frühlingsausflug, dessen Ziel Helmarshausen, die Krukenburg und Karlshafen waren. Nach Besichtigung der Reste des alten, im Jahre 1011 eingeweihten Benediktinerklosters in Helmarshausen, begaben sich die Theilnehmer des Ausflugs, die sich inzwischen durch Hinzutritt der angesehensten Einwohner von Helmarshausen verstärkt hatten, auf die eine Viertelstunde über der Stadt gelegene Krukenburg

(richtiger Krokenburg von Kroke, d. h. einem Berg, auf dem das Vieh geweidet wird), die — der einzige Fall der Art im deutschen Vaterlande — um ein älteres, bereits im Jahre 1126 erbautes Gotteshaus angelegt wurde, das nach der Ueberlieferung eine getreue Nachbildung des Gotteshauses darstellt, welches zu Jerusalem sich über dem Grabe des Heilands erhob. Die Burg selbst wurde erst um das Jahr 1220 und zwar von Erzbischof Engelbert von Köln, dem berühmten Zeitgenossen Kaiser Friedrich's II., zum Schutz der Kirche angelegt, während diese auf Bischof Heinrich von Paderborn zurückzuführen ist, der im Jahre 1017 die seiner Diözese angehörige Abtei, die Gründung eines Grafen Eckhardt, in seinen Besitz brachte. Nach einer Begrüßungsrede des Vorsitzenden, Bibliothekars an der Landesbibliothek Dr. Brunner, hielt Dr. med. Karl Schwarzkopf seinen angekündigten Vortrag, in welchem er die Geschichte der Burg in seiner fesselnden, geistvollen und formvollendeten Art den Hörern darlegte, nicht ohne zugleich in besonders geschickter Weise die Schicksale des Klosters und der Stadt Helmarshausen mit einzuflechten. Rauschender Beifall lohnte den Redner. Nach Schluß des Vortrages schied man von der malerischen Ruine, um sich nach dem reizend gelegenen Karlshafen zu begeben, wo der so überaus genußreiche Ausflug seinen Abschluß fand.

Philippsdenkmal zu Kassel. Der Bürgerausschuß der Residenzstadt *Kassel bewilligte* am 14. Mai zu den Kosten des Unterbaues des an der südlichen Längsseite der St. Martinskirche aufzustellenden Standbildes Landgraf Philipp's des Großmüthigen einen weiteren Beitrag in der Höhe von 4000 Mark, nachdem in der Sitzung des Ausschusses vom 21. April 1893 für das Denkmal bereits die Summe von 2000 Mark zur Verfügung gestellt war. Bekanntlich hat sich auch der Bezirksverband für den Regierungsbezirk Kassel zu einem Beitrag von 4000 Mark bereit erklärt, dessen Gewährung aber von der Bedingung abhängig gemacht, daß die Ausführung des Denkmals spätestens bis zum Jahre 1899 erfolgt sein müsse. Die zur Herstellung eines würdigen Denkmals noch fehlenden 5000 Mark werden nunmehr noch durch freiwillige Beiträge privater Kreise aufzubringen sein, da weitere Bewilligungen aus öffentlichen Mitteln ausgeschlossen sind.

Die Generalversammlung des Gleiberg-Vereins fand am 19. Mai auf der Burg Gleiberg statt. In Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, Geheimraths und Provinzialdirektors Freiherrn von Gagern, leitete Dr. Klewitz die Versammlung; er gedachte mit warmen Worten des am 4. Februar d. J. verstorbenen Professors Dr. Buchner, welcher so große Verdienste um die Wiederherstellung der Burg sich erworben. Der Verein werde das Andenken an diesen Mann stets bewahren. In den Vorstand wurde an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Buchner Kreisingenieur Stahl gewählt und die sonstigen Mitglieder des Vorstandes wiedergewählt. Der Kassenbericht stellt fest, daß es leider noch nicht möglich war, die schon längst geplante Neuplättung der Fußböden des Erdgeschosses im Nassauerbau, auf dem Gang und in der Küche vorzunehmen, daß diese Arbeit aber für das neue Geschäftsjahr ausgeführt werden wird. Die Asphaltirung des Thurmdaches und sonstige Reparaturarbeiten am Burgfried sind beendet.

Universitätsnachrichten. Die Alma mater Philippina hat für das begonnene Sommersemester einen so starken Besuch seitens der Jünger der Wissenschaften aufzuweisen, daß die Gesammtzahl der zum Hören der Vorlesungen Berechtigten sich auf etwa 1050 beläuft, eine Zahl, die noch niemals zuvor erreicht worden ist. — Zur Fortsetzung des Kurmainzischen Urkundenregestenwerkes von Böhmer-Will ist der Privatdozent zu Gießen Dr. Julius Dietrich in Begleitung des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters an der Kasseler Landesbibliothek, Dr. Karl *Heldmann, im Auftrage der Böhmerstiftung* zu Frankfurt a. M. seit dem 1. Mai auf einer Studienreise nach Süddeutschland begriffen, um die Archive hinsichtlich der für das Werk in Betracht kommenden Urkunden zu durchforschen.

Ein hessischer Jubilar in Amerika. Am 5. Mai feierte August Marxhausen in Detroit den Tag, wo er vor 50 Jahren als Lehrling der „Schwarzen Kunst“ in seiner hessischen Heimath das Gewerbe anfing, dem er seither ohne Unterlaß treu geblieben ist. August Marxhausen, der Präsident der leitenden deutschen Gesellschaft „Harmonie“ in Detroit, ist zugleich eine der ersten Stützen des Deutschthums in Michigan, und aus diesem Grunde ziemt es seinen Landsleuten in Hessen des Jubilars zu gedenken. August Marxhausen wurde im April 1833 zu Kassel geboren, und zwar stammt er aus einer einfachen bürgerlichen Familie, die ihren Stolz darin erblickte, ihre Söhne in einem nützlichen Handwerk aufzuerziehen. So war er zum „Schweizerdegen“ bestimmt, dieser fast schon völlig

verschwundenen Verbindung von Schriftsetzer und Buchdrucker, die zu jener Zeit in Deutschland die normale Laufbahn jedes Jüngers der „Schwarzen Kunst“ vorstellte. Marxhausen lernte in der Druckerei, welche im Jahre 1848 die revolutionäre „Hornisse“, jenes Volksblatt druckte, das von Dr. G. Kellner, dem jetzigen Chefredakteur des „Philadelphia Demokrat“, geleitet wurde. Nachdem Marxhausen in seinem Berufe ausgelernt hatte, kam er nach Newyork, wo er damals seinen Redakteur von Kassel als Reporter eines deutschen Blattes wiederfand, während er selbst den bekannten Rathschlag: „Go west, young man!“ befolgte und sich nach Michigan wandte, wo zu jener Zeit das Deutschthum schon seine Wurzeln in den Boden getrieben hatte. In Detroit begründete er die jetzt im 30. Jahrgang erscheinende „Detroiter Abendpost“; auch machte er sich gleich daran, 300 deutsche Familien zu einem „Theaterverein“ zusammen zu schaaren, in dem er ein Jahrzehnt lang zugleich den hervorragendsten Darsteller aller möglichen klassischen Partien, vom Karl Moor bis zum Marquis Posa, abzugeben wußte. Dieser Verein bildete einen wichtigen Sammelpunkt des Deutschthums in Detroit, in dem das Interesse an deutscher Sprache und Literatur namentlich auch für die heranwachsende zweite Generation lebendig erhalten wurde. Schon damals betheiligte er sich auch an der „Harmonie“, jener leitenden deutschen Gesellschaft, die seit Jahr und Tag in einem prachtvollen Clubhause am Mozartplatze sitzt und gegenwärtig Marxhausen als Präsidenten an ihre Spitze berufen hat. Marxhausen, der echte self-made-man und rastlose Arbeiter, hat das Deutschthum nach jeder Richtung hin würdig vertreten und seiner jetzigen Heimathsstadt außerordentlich viel genützt, namentlich was die Entwickelung des Stolzes und der Zierde Detroits, des Parks und seiner Bauten auf Belle Isle, anlangt. Diese Schöpfung ist nicht zum kleinsten Theile Marxhausen's Werk, das erst in der Zukunft, wenn es ganz vollendet und auch überall da mit alten Stämmen ausgerüstet sein wird, wo jetzt noch junge Pflanzungen bestehen, seinen Meister voll loben wird.

(Nach einer amerikanischen Zeitung.)

Todesfall. Am 25. Mai verschied in seiner Vaterstadt Kassel, wo er 30 Jahre als richterlicher Beamter gewirkt hatte, plötzlich der Landgerichtsrath a. D. Dr. jur. Wilhelm Pfeiffer, ein kenntnißreicher hessischer Jurist von anspruchslosem und liebenswürdigem Wesen. Geboren am 8. September 1832, trat der Verblichene nach Vollendung seiner juristischen Studien 1855 als Obergerichtsreferendar in den kurhessischen Staatsdienst. 1864 Amtsassessor, 1867 Kreisrichter, 1875 Kreisgerichtsrath, 1879 Landgerichtsrath, zog sich Pfeiffer 1894 aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand zurück.

Personalien.

Verliehen: den Landesbauinspektoren Greymann in Rotenburg a. F., Hasselbach in Kassel, Wohlfahrt in Gelnhausen und Karl Otto Müller in Rinteln der Charakter als Baurath.

Ernannt: Landgerichtsrath Dr. jur. Harnier in Frankfurt a. M. zum Geheimen Justizrath und vortragenden Rath im Justizministerium zu Berlin; Referendar Duisberg zum Gerichtsassessor; Reallehrer Bach zu Kassel zum Rektor der Bürgerschule 8 daselbst; Ingenieur Waßmuth zu Kassel zum Maschineninspektor des Kgl. Theaters daselbst.

Versetzt: Amtsrichter Limberger in Merzig nach Kirchhain (Main-Weser-Bahn).

Geboren: ein Sohn: Musikdirektor Dr. Franz Beier und Frau (Kassel, 14. Mai); Henning von Borcke und Frau Bertha, geb. von Scharfenberg (Molstow, 18. Mai); August Pechmann und Frau Betty, geb. Meeuwis (Kassel, 20. Mai); Lazarethinspektor Ph. Pfeffermann und Frau, (Kassel, 22. Mai); Erwin Freiherr von Arnim und Frau Agnes, geb. von Baumbach (Zernickow bei Fischerwall, 24. Mai); ein Mädchen: Hermann Braun und Frau Emma, geb. Möller (Hersfeld, 13. Mai); Fritz Schröder und Frau, geb. Wagner, (Kassel, 17. Mai); Gustav Lenoir und Frau Else, geb. Bräutigam (Kassel, 23. Mai).

Gestorben: Rentner John Schneider, 69 Jahre alt (Marburg, 14. Mai); Generalmajor z. D. Karl Ewald von Kleist, 51 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Lehrer Theodor Schröder, 45 Jahre alt (Kassel, 15. Mai); renitenter Pfarrer Julius Witzel, 69 Jahre alt (Schemmern, 17. Mai); verwittwete Frau Emilie Freyschmidt, 63 Jahre alt (Kassel, 20. Mai); Rittergutsbesitzer Reinhard von Dalwigk-Schauenburg, 67 Jahre alt (Hoof, 23. Mai); Gutsbesitzer August Roever (Niedermöllrich, 24. Mai); Landgerichtsrath a. D. Dr. jur. Wilhelm Pfeiffer, 64 Jahre alt (Kassel, 25. Mai); verwittwete Frau Klara Burchardi, geb. Kehr, 77 Jahre alt (Kassel, 25. Mai); Bezirksamtmann a. D. Ernst Rommel, (Wilhelmshöhe, 26. Mai); Kaufmann August Reinhold, 44 Jahre alt (Kassel, 26. Mai); Kaufmann Ludwig Rode (Kassel, 26. Mai).

Vermählt: Kreissekretär Friedrich Wilhelm Ullmer zu Arolsen mit Fräulein Hedwig Freitag (Kassel, Mai).

Briefkasten.

H. C. Br. Portland. Oregon. Nordamerika. Besten Gruß. Ihr Schreiben vom 8. Mai ist am 28. Mai eingetroffen. Die Einlage findet, wie Sie sehen, unverzüglich Verwendung.

K. Doberan. Besten Dank für das Expl. v. Heft 1. Die 1895er Nummer ist wohl in Ihre Hände gelangt. Antwort auf Ihre Anfrage erfolgt in Kürze. Ihrer freundl. Anregung wird zutreffenden Falls sicher gern Folge gegeben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend, z. Z. in Marburg. **Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.**



№ 12. XI. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1897.

Der See bei Iba.

Im Hessenlande liegt ein See,
Ein tiefer See mit dunkler Fluth.
Es glänzt der Wasserlilie Schnee —
Im Schilfe träumt die Vögelbrut.
Die Stille lastet rings so schwer,
Die Erle regt sich nicht im Wind,
Die Weide neigt ihr langes Haar —
Ein schlummertrunk'nes Königskind.

Ein Märchen geht von altem Weh,
Das drunten schläft in stummer Hut.
Da plötzlich rauscht und schwillt der See
Und brandet auf so roth wie Blut.
Was vor Jahrhunderten gescheh'n,
Wird plötzlich wach und steigt empor.
Ein Antlitz voll von bangem Flehn
Taucht weiß, geheimnißvoll hervor —
Ein Nebel legt sich über's Land —
Der Schleier hängt an Busch und Dorn —
Die Muhme winkt mit welker Hand
Hoch aus dem gelben, reifen Korn.
Die Sage sitzt am Hügelrand —
Am Waldsaum zieht des Quinten Heer —
Frau Holle treibt im Sonnenbrand
Die faulen Mägde vor sich her. —

Im Hessenlande liegt ein See,
Ein tiefer See mit dunkler Fluth.
Es glänzt der Wasserlilie Schnee —
Im Schilfe träumt die Vögelbrut.

T. Keiter-Kellner.





Jakob Dobbermann.*)

(Nachdruck verboten.)

Von Dr. Christian Scherer,
Herzogl. Museumsinspektor in Braunschweig.

Die künstlerische Bedeutung Dobbermann's ist eine vorwiegend lokale insofern, als seine Thätigkeit fast ausschließlich mit Kassel und dem hessischen Fürstenhofe verknüpft gewesen ist. Er gehört daher vor allem der hessischen Künstlergeschichte an; doch weist die Höhe seiner künstlerischen Leistungen, ihre Zahl und ihre Vielseitigkeit ihm zugleich auch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Kleinkunst, insbesondere der Elfenbeinplastik, des 18. Jahrhunderts zu, den er, wollte man allein die Literatur zu Rathe ziehen, bis jetzt freilich noch nicht eingenommen hat. Die bekannten Künstlerlexika nennen ihn kaum, und man muß schon die Spezialliteratur durchforschen, wenn man seinem Namen begegnen und Näheres über ihn erfahren will. Die verhältnißmäßig ausführlichsten Mittheilungen über Dobbermann giebt J. Hoffmeister in seinen „Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen" (1885), denen ich, dank der freundlichen Hilfe der Herren Professoren Lenz in Kassel und von Drach in Marburg, die mir verschiedene Aktenauszüge bereitwilligst zur Verfügung stellten, noch einiges Weitere hinzuzufügen in der Lage bin.

Jakob Dobbermann (Dobermann, Dobbrmann) wurde 1682 geboren und am 14. Mai 1745 zu Kassel begraben. Seit dem 26. April 1716 war er, laut einer Bemerkung in der „Cabinetsrechnung über Einnahme und Ausgabe des 2c. Fürsten und Herrn Herrn Carl 2c. . . . . de Anno 1717" vom 6. Februar a. S. 126, im Dienste des prachtliebenden und kunstsinnigen Landgrafen Karl angestellt und zwar, wie wir aus derselben Akte a. S. 128 unter 231 erfahren, mit einem jährlichen Gehalt von 300 Thalern [1]), den er noch im Jahre 1729, aus dem uns die letzten derartigen Rechnungen erhalten sind, in derselben Höhe bezog. Während der Dauer seiner Thätigkeit für den Landgrafen scheint Dobbermann vorwiegend in Bernstein gearbeitet zu haben. Denn überall, wo uns sein Name in den Rechnungen dieses Zeitraums begegnet, wird er der „Bernsteinschneider" D. genannt, sodaß die Annahme wohl berechtigt ist, er habe von Haus aus und mit besonderer Vorliebe in diesem Material seine Kunst ausgeübt. Dieser Umstand gestattet aber vielleicht auch einen Rückschluß auf seine Heimath und Herkunft, die wir am wahrscheinlichsten im Lande des Bernsteins, am Strande der Ostsee zwischen Memel und Danzig, zu suchen haben werden, in jener Gegend, aus der, wie wir wissen, fast alle berühmten Bernsteinarbeiter des 17. und 18. Jahrhunderts stammten, so u. A. auch W. Krüger und seine beiden Söhne, von deren Hand das Grüne Gewölbe zu Dresden und das Kunsthistorische Hofmuseum in Wien verschiedene Werke besitzen.

Freilich war der Bernstein in dieser ersten Periode seiner Thätigkeit nicht das einzige Material des Künstlers. So verstand er z. B. auch Straußeneier mit Schnitzereien zu verzieren, und wiederholte Aufträge, die ihm nach Ausweis der Akten auf solche Arbeiten zu Theil wurden, bezeugen, daß er auch in dieser Kunst den Wünschen seines Fürsten zu entsprechen wußte. Unter diesen Umständen dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß sich nicht nur unter den im Unterstock der Kasseler Gemäldegallerie befindlichen Kunstgegenständen in Bernstein noch weit mehr Werke von Dobbermann's Hand befinden, als ihm bis jetzt dort zugeschrieben werden, sondern daß auch die beiden ebendort im Zimmer V, Schrank IX aufbewahrten Straußeneier

---

*) Aus einem Buche des Verfassers, das unter dem Titel „Studien zur Elfenbeinplastik des 18. Jahrhunderts" demnächst bei J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) in Straßburg erscheinen wird. Der vorliegende Aufsatz ist in etwas veränderter Fassung wiedergegeben.

[1]) Vergl. auch von Rommel, Geschichte von Hessen, X, S. 145, und eine Akte unter dem Titel, „Ausgabe an Besoldungen und Zulagen" vom 7. November 1728 auf Seite 159 unter 203.

(Nr. 11a und 11b)[2]) als Arbeiten dieses Künstlers betrachtet werden müssen. Denn hierfür sprechen einerseits die auf ihnen angebrachten Namenschiffern des Landgrafen Karl, anderseits die seiner Regierungszeit angehörenden Jahreszahlen 1726 bezw. 1728; ja, es möchte sogar scheinen, als ob das mit letzterer Jahreszahl versehene Ei, das neben dem Namenszuge Karl's auch den hessischen Löwen und Hinweise auf die Bebauung des Karlsberges und die Errichtung der Oberneustädter Kirche trägt, mit jenem Straußenei identisch wäre, für das Dobbermann nach Ausweis der oben erwähnten Akten de Anno 1728 unter 66. auf S. 131 am 9. Juli desselben Jahres 25 Thaler empfing, ebenso wie es möglich sein dürfte, jenes zweite noch ebendort vorhandene, mit einem anderen „geschnittenen Strauß Ey" in Verbindung zu bringen, für das der Künstler, wie es scheint im Juli 1727, die gleiche Summe erhalten hatte.

Wird man ihm so mit ziemlicher Sicherheit diese beiden Arbeiten zuweisen können, so dürfte wohl auch die Sammlung der Kunstgegenstände in Bernstein (Zimmer III, Schrank V) noch manches Werk enthalten, das für Dobbermann in Anspruch zu nehmen sein wird. Bisher gelten nur drei derartige Arbeiten für eigenhändige Werke des Künstlers, nämlich die Statuette einer Kleopatra (Nr. 18), die kleine Gruppe von Boreas, der die Oreithyia raubt (Nr. 19), und ein Kronleuchter (Nr. 8).[3]) Es sind zweifellos dieselben Werke, die schon in den Akten erwähnt werden. So heißt es z. B. in einem leider undatirten Promemoria: „Die kleine Crone von Birnstein ist nach der Inventarisation von dem Dobbermann gemacht ins Kunsthauß geliefert worden" und weiter in einem Schriftstück von 1763 „zwey Statuen von Bernstein auf Elffenbein piedestaux von Dobbermann".[4]) Diese drei Stücke, offenbar identisch mit den oben genannten, scheinen aber erst nach Dobbermann's Tode aus dem Besitze seiner Erben in die Sammlungen des damaligen Kunsthauses gekommen zu sein.

Wie alle Kunstgegenstände in Bernstein, sobald sie als selbstständige künstlerische Leistungen auftreten, auf wirklichen Kunstwerth keinen Anspruch erheben können, sondern im Allgemeinen nur als eine durch die jeweilige Mode oder persönliche Liebhaberei hervorgerufene Kuriosität betrachtet werden müssen, bei der fast allein die technische Seite Beachtung verdient, so sind auch jene drei Arbeiten keine sonderlich erfreulichen Leistungen und gewiß keine Kunstwerke im höheren Sinne des Wortes. Trotzdem wird man die Geschicklichkeit bewundern müssen, mit der der Künstler sein Material bearbeitet hat, wenn auch auf der anderen Seite leicht zu erkennen ist, daß die darauf verwendete Mühe in keinem richtigen Verhältniß zu dem schließlichen Effekt steht. Am erträglichsten wirken unter diesen Gegenständen immer noch solche, die, wie z. B. Dosen, Kästchen, Spiegelrahmen u. s. w., eine mehr praktische, bezw. dekorative Bedeutung haben, und zu ihnen wird man auch, wenn man von einer wirklichen Verwendung absieht und nur Ziergegenstände in ihnen erblickt, die Kronleuchter in Bernstein rechnen dürfen, von denen sich auch noch in anderen Sammlungen, wie z. B. im Schlosse Rosenborg bei Kopenhagen, vereinzelte Exemplare erhalten haben.

Während sich so als sichere Werke aus der Frühzeit des Künstlers außer geschnitzten Straußeneiern nur Arbeiten in Bernstein nachweisen lassen, muß es auffällig erscheinen, daß in den auf Dobbermann bezüglichen Akten, soweit sie der Regierungszeit des Landgrafen Karl angehören, an keiner Stelle ein Elfenbeinbildwerk des Künstlers erwähnt wird, ja, daß sich nicht einmal irgend ein Hinweis auf ein solches, sowie auf seine Thätigkeit als Elfenbeinschnitzer findet, in der doch Dobbermann als Künstler zweifellos sein Bestes geleistet hat.[5]) Freilich wird man aus dieser Thatsache nicht ohne Weiteres schließen dürfen, daß er in seiner ersten Periode überhaupt kein derartiges Werk angefertigt habe; vielmehr wird man annehmen müssen, daß sich unter den in den Akten ganz allgemein als „verfertigte Arbeit" und „ein und andere Sachen" bezeichneten Werken auch solche aus Elfenbein befunden haben. Daß er aber gerade als Elfenbeinschnitzer überaus fleißig war und dabei auch Tüchtiges zu leisten vermochte, beweist die große Zahl und die z. Th. hohe Vortrefflichkeit seiner ebenfalls im Untergeschoß der Kasseler Gemäldegallerie aufbewahrten Werke dieser Art, die jeden-

[2]) Vergl. Führer durch den Unterstock der neuen Bildergallerie zu Kassel. Von Professor A. Lenz. Kassel 1896, S. 49.

[3]) Vergl. Lenz a. a. O. S. 33.

[4]) Die Figur der Kleopatra wie die Boreasgruppe stehen auf Sockeln von Elfenbein, die mit Reliefs, Kampfdarstellungen und Kindergruppen, verziert sind.

[5]) Der erste urkundliche Hinweis auf seine Thätigkeit als Elfenbeinschnitzer findet sich in einer vom 13. April 1739, also aus der Regierungszeit Wilhelm's VIII., datirten Akte, in der es heißt: „Dem Rath Schmincke befehlen Wir hiermit gnädigst die drey Stücke Helfenbein, so von der helffenbeinernen Pyramide übrig geblieben und Er im Kunsthause in Verwahrung hat, dem Dobbermann zu einer ihm zu verfertigen anbefohlener arbeit gegen schein auszulieffern."

falls seine übrigen künstlerischen Leistungen weit in Schatten stellen.

Es liegt mir fern, alle diese Werke — es sind etwa 20, die entweder mit seinem vollen Namen oder seinem Monogramm J. D. bezeichnet sind — hier einzeln zu beschreiben, zumal sie inhaltlich kaum etwas Neues bieten und im Wesentlichen dieselben Stoffe behandeln, die uns überhaupt in der Elfenbeinplastik dieser Zeit entgegentreten; es wird daher genügen, wenn ich, um ein Bild der Thätigkeit Dobbermann's auf diesem Gebiete zu geben, seine Werke gruppenweise zusammenfasse und kurz charakterisire.

Den Gegenständen nach zerfallen sie in Portraits, biblische Scenen, mythologische Darstellungen und Allegorien, zu denen noch zwei Vasen mit Reliefbildwerken und zwei Schachspiele hinzukommen. An Mannigfaltigkeit der Stoffe vermag sich also Dobbermann vollkommen mit anderen Elfenbeinschnitzern, wie z. B. mit Elhafen und Lücke[6]), zu messen, auffällig aber bleibt, daß sich unter seinen sämmtlichen sicheren Werken, wenn man von den Figuren seiner beiden Schachspiele absieht, kein einziges Rundbildwerk findet. Es sind ausschließlich Reliefs in bald höherer, bald geringerer Erhebung; die Portraits in ovaler Medaillonform, die übrigen in Gestalt von zumeist hochstehenden Rechtecken. An erster Stelle verdienen ohne Zweifel die Portraits genannt zu werden, die ja in der Elfenbeinplastik des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle spielen und zweifellos zu ihren besten Erscheinungen zu rechnen sind. Auch die Portraitmedaillons Dobbermann's, wie z. B. Landgraf Karl und seine Gemahlin (Nr. 17, 15), Landgraf Friedrich I. (Nr. 4, Nr. 63) und König Karl XII. von Schweden (Nr. 65), sind ausgezeichnet durch lebensvolle Frische und einen gesunden Realismus, wie er nur einem Künstler eignet, der die von ihm dargestellten Personen im Leben zu sehen und zu beobachten Gelegenheit hatte.

In seinen biblischen und mythologischen Darstellungen[7]) erinnert Dobbermann bald an die Art Elhafen's, mit dem er sich überhaupt am meisten berührt, ohne jedoch dessen künstlerischen Schwung und meisterhafte Technik zu erreichen, bald an den Stil des Monogrammisten P H[8]), den er aber wiederum durch eine größere Leichtigkeit in der Bearbeitung des Materials übertrifft. Wie diese beiden, so hat auch Dobbermann ohne Zweifel für seine biblischen und mythologischen Reliefs die Stiche älterer Meister benutzt, wobei für jene in erster Linie die italienischen Meister des 17. Jahrhunderts, die Bolognesen und Maratta, für diesen hauptsächlich die großen Venezianer des Cinquecento mit Tizian an der Spitze in Betracht kommen, dessen Einfluß in einigen seiner Darstellungen, so besonders in dem Relief: Herkules und Omphale, unverkennbar ist; zugleich ist es aber nicht unmöglich, daß Dobbermann bei den Werken der letztgenannten Art auch durch Etienne Monnot's Kompositionen, die dieser für das Marmorbad in der Karlsaue angefertigt hatte, stilistisch wenigstens beeinflußt worden ist.

Ein neues Stoffgebiet, das uns in dieser Form nur selten bei den Elfenbeinbildnern des 18. Jahrhunderts begegnet, behandeln seine allegorischen Darstellungen, die drei Reliefs Nr. 25, eine symbolische Huldigung des Landgrafen Friedrich I., Nr. 54, eine allegorische Darstellung des Verhältnisses der Grafschaft Hanau zur Landgrafschaft Hessen, und Nr. 55, eine ebensolche Darstellung auf die Regierung Friedrich's I. von Hessen und Schweden. Dazu kommt als viertes Werk dieser Art eine im Kunsthandel befindliche Apotheose der Ulrike Eleonore von Schweden mit sieben allegorischen Figuren, auf die mich vor einiger Zeit Herr Direktor Dr. Eisenmann aufmerksam zu machen die Güte hatte. Wie alle derartigen, mehr aus rein verstandesmäßiger Ueberlegung als aus freier Phantasie entsprungenen Darstellungen mit ihrer unerquicklichen Mischung von realen und allegorischen Elementen, so erwecken auch diese Werke keinen reinen künstlerischen Genuß; sie erscheinen vielmehr, trotz aller darauf verwendeten Sorgfalt der Arbeit, kalt und frostig und verdienen in erster Linie nur als Zeugen der eigenthümlichen ästhetischen Geschmacksrichtung ihrer Zeit Beachtung und Interesse.

Auch jene beiden Vasen (Nr. 115, 116) — die beiden Schachspiele Nr. 233 und 235 können auf selbstständigen Kunstwerth keinen Anspruch machen[9]) — sind mit ihrem wenig feinen

[6]) Vergl. meine beiden Aufsätze über diese Künstler im Kunstgewerbeblatt, N. F. VI., S. 6 ff., und Zeitschrift für bildende Kunst, N. F. VII, S. 102 ff., 137 ff.

[7]) Es sind folgende: Nr. 23 Susanna im Bade, Nr. 24 Marie mit dem Christuskinde und Joseph; Nr. 40 Heilige Familie; Nr. 41 Geburt Christi; ferner Nr. 26 Orpheus und Eurydice; Nr. 43 Herkules und Omphale; Nr. 50 Europa; Nr. 51 Diana und Zeus.

[8]) Vergl. meinen Aufsatz über ihn im Kunstgewerbeblatt, N. F. VI, S. 48 ff.

[9]) Es sind vermuthlich dieselben, die angeführt werden in einer, vom 3. Februar 1763 datirten „Spezifikation dererjenigen Sachen, welche auf Ihro Hochfürstl. Durchl.

Profil, dem unverhältnißmäßig kleinen Fuß und in ihrer Ueberladung mit allerlei dekorativen Zuthaten keine erfreulichen Leistungen, wenn auch die den Körper friesförmig umziehenden figurenreichen Darstellungen, eine Alexanderschlacht mit Anklängen an Lebrun's große Komposition und ein Bacchuszug, flott und geschickt behandelt sind. In dekorativen Einzelheiten nicht übel, wirken sie als Ganzes plump und schwer.[10])

Dobbermann ist überhaupt kein Meister ersten Ranges; er kann sich z. B. mit Opstal, Faid'herbe, Permoser, Elhafen und andern Künstlern dieser Art nicht messen, da seinen Werken fast durchgängig das fehlt, was den genannten Meistern in hohem Maße eigen ist, nämlich ein scharf ausgeprägter Stil, eine gewisse Eigenart des Charakters. Es scheint, als ob er alle möglichen Einflüsse in sich aufgenommen habe, ohne sie selbstständig zu verwerthen und weiter zu entwickeln. Seine Kunstweise ist also eine eklektische in des Wortes eigentlichster Bedeutung und schwer zu definiren, da ihr jede hervorstechende Eigenthümlichkeit mangelt. So fehlt ihm durchaus jener große freie Zug, der die Werke obiger Meister kennzeichnet, jene Kraft und Leidenschaft, wie sie die Bacchanalien Faid'herbe's und Elhafen's durchströmt, jene Wildheit und Genialität, die Permoser's Schöpfungen auszeichnet; er ist ein zahmer, fast temperamentloser Künstler, der zufrieden ist, in den bescheidenen Grenzen, die ihm das Schicksal gezogen und die er selbst kaum jemals überschritten hat, Anerkennung zu finden, der vor allem, wie es scheint, den Hof und seinen Fürsten durch seine Werke zu erfreuen und zu befriedigen suchte. Innerhalb dieser Grenzen verdient aber Dobbermann alles Lob; besonders steht auch ihm eine glänzende Technik zu Gebote, und in dieser Hinsicht übertreffen seine Arbeiten gar viele ähnliche, deren Schöpfer ihren Platz in der Geschichte der Elfenbeinplastik schon längst behaupten.

des Herrn Landgraffen gnädigsten Befehl an Herrn Rath Archenholz auf's Kunsthauß abgelieffert worden".

„Ein dito (Schachspiel) von roth und weißen Figuren von Elffenbein von Dobbermann geschnitten in einem dazu gehörigen Bret mit Elffenbein und gelbem Holz ausgelegt."

„Noch ein dito von Blau und weißen Figuren auch von Dobbermann in 2 gelben schubladen."

[10]) Beide Vasen werden auch schon bei Schminke, Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlichen Hessischen Residenz= und Hauptstadt Cassel, 1767, S. 159, erwähnt.



Graf Philipp Ludwig II. von Hanau.

Von Sanitätsrath Dr. med. Eisenach zu Hanau.

(Schluß.)

Treu stand ihm bei diesen Reformationen in Kirche und Schule seine Gemahlin zur Seite. Bald nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1596 vermählte sich Philipp Ludwig am 22. Oktober zu Dillenburg mit Katharina Belgia*), am 22. Dezember hielt das junge Paar zu Hanau seinen Einzug.

Katharina Belgia wurde im August 1578 geboren als die zweite Tochter des Statthalters der Niederlande Wilhelm von Oranien, aus der dritten Ehe desselben mit Karoline von Bourbon, Herzogin von Montpensier. Bei der Ermordung des Vaters 1584 war sie erst sechs Jahre alt und wurde zu Sedan bei Verwandten mütterlicher Seits erzogen, im Hause des Herzogs von Bouillon, jenes staatsklugen und tapferen Vertheidigers der Hugenotten, welcher als ein Muster feiner Bildung und ritterlicher Tugenden galt. Häufig verweilte sie am Dillenburger Hof, und dort lernte sie Philipp Ludwig kennen und lieben. Katharina war hervorragend an Geist und Schönheit, sie besaß große Energie neben unerschrockenem Muthe und war von solch' echter Frömmigkeit und häuslichen Tugenden, daß Philipp Ludwig keine bessere Wahl hätte treffen können; sie verstand ihren Mann in all' seinem Thun und Handeln so vollständig, daß die Weiterführung aller seiner großen Pläne nach seinem Tode in keine bessern Hände hätte gelegt sein können. Diese Verbindung hatte großen Einfluß auf die religiösen Anschauungen des Grafen und auf seine große That, die Begründung der Neustadt durch die Niederländer, erst durch deren Aufnahme in der Altstadt und dann in die Neustadt. Durch Katharina trat er in sehr enge verwandtschaftliche Bande mit dem kurpfälzer Hof; und wie dieser ihm in seinen Landen Beistand als Vormund geleistet hatte, haben wir vorher schon gesehen.

*) Belgica, wie man bisher sagte, ist unrichtig. S. Festschrift des Hanauer Geschichtsvereins zu seiner fünfzigjährigen Jubelfeier am 27. August 1894. S. 16. Anmerk. 68.

Ich will hier kurz die ferneren Schicksale von Katharina anfügen; sie übernahm 1612 nach dem Tode ihres Mannes die Vormundschaft bis 1629 und wohnte dann bis 1634 in Hanau, meistens in dem Schlosse zu Kesselstadt — jetzt in verändertem Ausbau Philippsruhe genannt. Dieses Schlößchen hatte Philipp Ludwig erbaut und durch Zukauf zu einem recht schönen Wittwensitz eingerichtet, welcher Katharina schon bei Lebzeiten ihres Mannes überwiesen worden war. 1634 ging sie dann nach Holland und starb im Haag am 12. April 1648. Zu Delft wurde sie begraben. Katharina hatte eine schwere Zeit durchzumachen, die Wirren des 30jährigen Krieges lasteten schwer auf ihrem Lande, und schwer waren die Verluste, die sie in der eigenen Familie erlebte, sämmtliche Söhne, ja, der von ihr im Haag erzogene Enkel, starben vor ihr, nur mehrere Töchter überlebten sie, darunter Amelia Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Diese übernahm die finanzielle Sorge für ihre Mutter*), sonst hätte es dieser an Nahrungssorgen nicht gefehlt, da das durch den Krieg erschöpfte Hanauer Land nicht die nöthigen Subsistenzmittel aufbringen konnte.

Die Ehe mit Graf Philipp Ludwig war eine höchst glückliche und wurde in den 16 Jahren des Zusammenlebens mit 10 Kindern gesegnet, 6 Söhnen und 4 Töchtern. Zwei Kinder starben allerdings schon sehr frühe und auch von den übrigen viele vor der Zeit, die man für ein Menschenleben zu rechnen pflegt. Während der Erkrankung ihres Gemahls gab sie dem Sohn Johann Jakob das Leben und war infolgedessen nicht im Stande, ihrem Manne in seinen Todesstunden so beizustehen, wie sie gewollt und er verdient hätte.

Für Philipp Ludwig waren recht betrübend die ewigen Streitigkeiten mit seinem Bruder Albrecht, der ein sehr selbstsüchtiger, unzufriedener Herr gewesen zu sein scheint oder vielleicht auch seinem Bruder besonders abgeneigt, weil dieser überall so sehr in den Vordergrund trat und hoch angesehen war. Gleichwie sein Bruder gut erzogen, scheint ihm die Laufbahn eines apanagirten Prinzen nicht behagt zu haben; er verlangte wiederholt von Philipp Ludwig mehr, als dieser zu geben nöthig hatte. Es werden wohl auch falsche Rathgeber nicht gefehlt haben, die ihre Freude an den brüderlichen Uneinigkeiten hatten und Philipp Ludwig etwas herabzudrücken versuchten. Albrecht hatte, den Hausverträgen entsprechend, eine Apanage an Geld erhalten, — um diese Verhältnisse klar zu stellen, greife ich zurück auf die Primogenitur in Hanau.

Die Grafschaft Hanau war einer der ältesten Staaten, in welchem das Erstgeburtsrecht ein- und durchgeführt wurde, damit das Land in seinem Bestand erhalten und nicht zersplittert wurde. Wann dieses Recht seinen allerersten Anfang genommen hat, ist nicht nachzuweisen, nur aus der Succession ist zu schließen, daß es bis in die historisch zu verfolgende Zeit gehandhabt wurde. So finden wir von 1195 an stets den ältesten Sohn mit der Herrschaft betraut, während die anderen Söhne in den geistlichen Stand traten oder sonstwie entschädigt wurden. Die erste gesetzliche Regelung der Nachfolge ist auf Ulrich II. zurückzuführen, der sechs Söhne hatte und dementsprechend die Aufstellung fester Bestimmungen über die Erbfolge für besonders dringlich halten mußte. Im Jahre 1339 bestimmte er, daß der älteste Sohn allein regierender Herr sein und bleiben, die anderen Söhne aber auf Lebenszeit jeder einen gewissen Bezirk zugetheilt erhalten sollten, der bei dem Tode seines Inhabers an den regierenden Herrn zurückfallen mußte. Die Primogenitur wurde dann durch ein Statut Ulrich's IV. von 1375 noch fester begründet. Jeder von der Herrschaft ausgeschlossene männliche Sproß des gräflichen Hauses erhielt zur Entschädigung ein bestimmtes Erbtheil ausgezahlt. Wenn die Regelung der Nachfolgefrage im Sinne ausschließlicher Berechtigung des Erstgeborenen nicht ohne mancherlei Weiterungen durchzuführen war, so blieb doch, von einer gleich zu erörternden Modifikation abgesehen, das Primogeniturrecht bestehen. Demnach war Graf Philipp Ludwig II. allein regierender Herr, und Graf Albrecht hatte als jüngerer Sohn kein Anrecht auf die Herrschaft. Die einzige Modifikation des Hanauer Primogeniturrechtes, welche im Laufe der Zeit eingeführt war, ergab sich aus dem Pakt von 1458, welchem die Theilung des Hauses Hanau in zwei Linien, die von Münzenberg und Lichtenberg, zuzuschreiben ist.

Als im Jahre 1452 Graf Reinhard II. starb und nur einen dreijährigen Sohn, Philipp, hinterließ, lag die Befürchtung nahe, daß der Mannesstamm der Hanauer Grafen aussterben würde, da nur noch ein Bruder von Graf Reinhard, Philipp, als apanagirt und unvermählt der Gepflogenheit gemäß zum geistlichen Stand berufen, vorhanden war, und somit auf dem dreijährigen Philipp die Hoffnung des Landes beruhte.

Um dieser traurigen Aussicht zu entgehen und den Mannesstamm zu erhalten, brachten es die

---

*) Wegen Amelia Elisabeth sei auf den Aufsatz von Dr. Brandt im „Hessenland" 1896 Nr. 13—18 verwiesen.

Interessenten dahin, daß Graf Philipp dem Aelteren erlaubt wurde zu heirathen und er zu dem Zweck standesgemäß ausgestattet wurde. Er bekam dementsprechend eine bessere Apanage, darunter Babenhausen. Damit die Grafschaft Hanau aber nicht weiter vertheilt und zerrissen werden möchte, sollte in seinem Theile ebenso wie in Hanau das bisherige Primogeniturrecht für die Zukunft zu Recht bestehen.

Graf Philipp der Aeltere vermählte sich mit der Erbtochter von Lichtenberg, und so entstand, da ihm durch seine Frau ein Theil von Lichtenberg zufiel, die Lichtenberger Linie, während Philipp der Jüngere, der Fortpflanzer der alten Hanauer Grafenlinie des Stammes, Stifter der Münzenberger wurde. Denn es fügte sich, daß Philipp der Jüngere kräftig an Körper und Geist wurde und seinen Namen selbst fortpflanzte. Die Theilung — aus Vorsicht vorgenommen — mußte aber bleiben, bis die Grafschaft im Jahre 1642 durch das Aussterben der Münzenberger Linie wieder schließlich ein Ganzes wurde. Da durch Zuwachs von Lichtenberg die Grafschaft Hanau bedeutend vergrößert worden war, so hatte die Theilung mithin vortheilhaft gewirkt.

Wenn auch nach diesen Verträgen Graf Albrecht, dem Bruder Philipp Ludwig's, kein Recht auf die Regierung der Grafschaft zustand, so war er doch unzufrieden, daß ihm nicht mehr Apanage zu Theil wurde, und wiederholt kamen dadurch zwischen den Brüdern Uneinigkeiten und Zwistigkeiten vor, bis endlich 1603 Philipp Ludwig Albrecht größeren Antheil am Erbe zugestand und es 1604 zu einem Brudervergleich kam, wonach Albrecht allen Einreden entsagte und mit seiner Apanage sich zufrieden erklärte.

Albrecht erhielt dadurch ein sehr standesgemäßes Auskommen, welches auch für eine Verheirathung ausreichen konnte; er erhielt Stadt und Dorf Schwarzenfels, wonach er in Zukunft seine Linie nannte, und eine große Anzahl Dörfer in der Gegend, ausgenommen einen Wald und die Papiermühlen, die Philipp Ludwig sich vorbehielt; ferner Antheil an Stadt und Schloß Ortenberg, Naumburg und noch eine Anzahl Dorfschaften. Ueber das Ganze stand ihm jedoch die Landeshoheit u. s. w. nicht zu, auch mußte er auf fünf Jahre lang seine Einwilligung geben, gegen 250,000 Gulden diese Apanage an Philipp Ludwig oder seine Erben zurückzugeben; ferner, daß bei seinem Ableben ohne männliche Nachkommen alles wieder an den Hauptstamm zurückfiel, vorausgesetzt, daß etwaige Töchter gebührend ausgesteuert würden.

Eine Zeit lang verhielt sich Albrecht ruhig, dann aber fing er wieder an unruhig zu werden, bis der regierende Graf endlich alle Nörgeleien dadurch beseitigte, daß er von Kaiser Rudolf II. das Recht der Primogenitur und auch die schon 1581 angebahnte Erbvereinigung mit Hanau-Lichtenberg sich bestätigen ließ. Nun zog sich Albrecht grollend zurück, unterließ aber öffentliche Proteste zu erheben, und blieb auch nach Philipp Ludwig's Tode ruhig.

Albrecht verheirathete sich 1604 († 1635) mit Ehrengard von Isenburg und hatte neun Kinder, von denen sein Sohn Ernst Johann schließlich auf kurze Zeit regierender Graf von Hanau wurde, mit dessen Tode 1642 die Linie Hanau-Münzenberg ausstarb.

Als Beweis des überaus großen Ansehens, dessen Philipp Ludwig sich auch außerhalb seiner Lande zu erfreuen hatte, verdient angeführt zu werden sein Verkehr mit dem Kaiser Rudolf II.

Zur Besprechung höchst wichtiger Angelegenheiten berief ihn dieser an seinen Hof zu Prag. Am 28. August 1607 leistete er dem Rufe Folge und blieb bis zum Januar 1608 am Hoflager. Kaiser Rudolf überhäufte ihn mit vielen Ehren, ernannte ihn zu seinem Rathe und versuchte ihn durch Antragen der ersten Würden im Königreich Böhmen ganz an sich zu fesseln, da er nicht nur den Staatsmann, sondern auch den Gelehrten in ihm voll zu würdigen wußte. So glänzend diese Aussichten auch immer sein konnten, und so viel Ehre das Vertrauen des Kaisers ihm war, er fühlte keinen Beruf in sich, dieses Anerbieten anzunehmen; er wußte seine Pflichten auf anderem Boden, wußte, was er seinem Lande und seiner Familie schuldig war.

Die kurze, aber ruhmvolle Laufbahn Philipp Ludwig's II. ist zuletzt in dem im vorigen Jahre erschienenen Werke von Fr. W. Cuno „Philipp Ludwig II., ein Regentenbild“ behandelt worden, das ihn besonders nach der religiösen Seite hin schildert. Nach der Seite hin aber, welche gegenwärtig, zumal in den Festtagen dieses Monats, im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht, als Gründer der Neustadt Hanau, ist der Graf, dessen die Nachwelt in dankbarer Verehrung gedenkt, in dem trefflichen Aufsatz von Konrad Fliedner geschildert, der unter dem Titel: „Graf Philipp II. von Hanau, der Gründer der Neustadt“ im „Hessenland“ 1894 S., 76 ff., 91 ff. zum Abdruck gelangt ist.



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

2. Von Hersfeld nach Hanau.

Nachdem wir etwas gefrühstückt hatten, machten mein Quartiergenosse und ich uns auf den Weg nach unserm Quartier. Als wir die nach dem Bahnhofe führende Straße überschritten, kam das Schützenbataillon gerade von dort anmarschirt, und wir konnten daraus schließen, daß der Abmarsch nunmehr bald erfolgen werde. Darum beschleunigten wir unsere Schritte, um uns fertig zu machen. Zu Hause angekommen, fanden wir das Mittagessen bereit. Ob unsere gütigen Wirthe von unserm so nahe bevorstehenden Abmarsch gehört und mit Rücksicht darauf das Essen beschleunigt hatten, oder ob noch nach guter alter deutscher Sitte zwölf Uhr, denn später war es nicht, ihre gewöhnliche Tischzeit war, mag dahingestellt bleiben. Leider machte es das eben genossene, reichliche Frühstück schwierig, dem vorzüglichen Mahle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ein Umstand, der uns dem dringenden Nöthigen unsrer Wirthe gegenüber in eine schwierige, fast peinliche Lage brachte. Wir empfanden es demnach als eine Erleichterung, als sich in den Wortkampf um das zweite Stück Braten plötzlich die Töne der Alarmtrompete mischten. Dem alten Herrn wollte es gar nicht einleuchten, daß ihrem Rufe augenblicklich Folge geleistet und das zweite Stück Braten sowie der noch in Aussicht stehende Nachtisch von sehr verführerischen Erdbeeren im Stiche gelassen werden müßten. Nach herzlichen Dankesworten für die freundliche Aufnahme eilten wir nach dem Alarmplatze, dem Markte, wo wir die Batterie bereits beim Anspannen trafen. Für mich stellte sich aber jetzt eine bisher übersehene Schwierigkeit heraus. Ich hatte versäumt, mit dem Batteriechef Rücksprache wegen einstweiligen Ersatzes meines erkrankten Pferdes zu nehmen. Infolgedessen hatte mein Bursche dieses gesattelt, aber ein Blick überzeugte mich, daß es unmöglich sei, es zu reiten. Zum Umsatteln war keine Zeit, und es blieb mir also nichts anderes übrig, als im Einverständniß mit dem Batteriechef das Pferd des Futtermeisters zu besteigen, der sich für diesen Marsch auf einen für die vorauszusendenden Quartiermacher requirirten Wagen setzte, worauf auch mein Bursche Platz fand, während mein Pferd hinten angebunden wurde.

Nach dem für den Weitermarsch erlassenen Befehl sollte das Corps in zwei Kolonnen marschiren. Der aus der Garde, dem Jägerbataillon und drei Batterien bestehenden Hauptkolonne war die Straße über Eiterfeld angewiesen, während eine rechte Seitenkolonne — das 1. Infanterieregiment und unsere Batterie — auf der im Haunathale aufwärts führenden Chaussee über Neukirchen und Burghaun marschirte. In Hünfeld trafen beide Kolonnen wieder zusammen und sollten dort und in der nächsten Umgebung enge Kantonnementsquartiere beziehen, die rechte Seitenkolonne jedoch eine aus zwei Kompagnien und der Batterie bestehende Avantgarde bis zu dem etwa eine halbe Meile südlich von Hünfeld gelegenen Dorfe Rückers vorschieben. Das 1. Infanterieregiment hatte sich vor dem Hünfelder Thore gesammelt, und dorthin trabte auch die Batterie. Als sich unser Hauptmann beim Kommandeur des Infanterieregiments meldete, erhielt er den Auftrag, einen Zug der Vorhut zuzutheilen, die den Marsch auf der Straße nach Neukirchen bereits angetreten hatte. In Abwesenheit unseres Premierlieutenants war ich ältester Zugführer, und so gebührte mir dieses Kommando.

Nachdem ich den betreffenden Auftrag erhalten hatte, führte ich meinen Zug im Trabe vor und meldete mich beim Kommandeur der Avantgarde, Major von Baumbach, der meinen beiden Geschützen ihren Platz hinter dem Haupttrupp der Vorhut anwies.

Der Marsch bot nichts Bemerkenswerthes dar. Für diese Jahreszeit war es sehr kühl, und dabei fiel ein kalter Regen, der uns von einem heftigen Südwinde gerade in's Gesicht getrieben wurde. Das machte die Sache recht ungemüthlich. Keine Zigarre wollte brennen, und selbst die Unterhaltung war schwierig. Dazu kam für mich noch die weitere Unbequemlichkeit des Reitens auf einem mit vollem Gepäck ausgerüsteten ungarischen Bock, was für einen an die englische Pritsche gewöhnten Reiter keine Annehmlichkeit ist. Schon nach kurzer Zeit schmerzten mich die Beine auf's empfindlichste, und die Sache wurde mir bald so peinlich, daß ich mich sogar zu dem Wunsche verstieg, equus mulus wäre nicht kollerig geworden. Absteigen und zu Fuße gehen mochte ich des

schlechten Beispiels wegen nicht, und so hieß es denn aushalten bis zum Quartier am Abend.

Den bestehenden Vorschriften gemäß ritt ich beim Kommandeur der Avantgarde, und dieser hielt sich in der Regel beim Vortrupp auf. Hier beobachteten wir bald eine eigenthümliche Erscheinung. Der Führer des Vortrupps, Lieutenant von S., ging an der Seite der Straße auf dem sog. Sommerweg, und man sah seinem Gange an, daß er sich die Stellen, wo er die Füße hinsetzte, sorgfältig auswählte. Von Zeit zu Zeit aber that er einen gewaltigen Luftsprung. Das war mir so räthselhaft, daß ich endlich an ihn heranritt, und ihn fragte, was er eigentlich vorhabe, ob er so ausnehmend lustig sei, daß er von Zeit zu Zeit springen müsse, um seiner Lustigkeit Luft zu machen.

„Ach nein," entgegnete er mir mit ziemlich kläglicher Miene, „als wir gestern so plötzlich abmarschiren mußten, waren die einzigen ganzen Stiefeln, die ich im Hause hatte, meine glanzledernen Ballstiefel. Der Schuster, der einige Paar zur Reparatur hatte, versprach mir, eins davon noch vor dem Abmarsch fertig zu machen, hat aber nicht Wort gehalten. So war ich genöthigt, meine Glanzbotten anzuziehen. Diese Nacht war ich auf Vorposten, und da sind mir die Sohlen abgeweicht, sodaß ich jetzt auf den Brandsohlen oder wahrscheinlich schon auf den bloßen Strümpfen laufe. Deswegen suche ich mir den Weg so sorgfältig aus, aber manchmal trete ich doch auf einen Stein, und das thut infam weh, sodaß ich unwillkürlich in die Höhe springe."

Ihn seiner unangenehmen Lage wegen von Herzen bedauernd, aber doch nicht ohne eine Anwandlung von Heiterkeit über die komische Seite der Sache, kehrte ich zu meinem zeitweiligen Kommandeur zurück und erzählte ihm die Ursache von Lieutenant S.' Luftsprüngen.

Noch eines anderen Bildes muß ich hier gedenken.

Der Kommandeur des 1. Infanterieregiments, Oberst von H., war ein sehr großer Herr von ungewöhnlichem Körperumfang und daher sehr schwerfällig in allen seinen Bewegungen. Ein Pferd zu finden, das sein Gewicht zu tragen vermochte, war keine leichte und keine billige Sache. Deshalb schonte er seine Pferde nach Möglichkeit, um nicht zu oft wechseln zu müssen. Jetzt besaß er schon seit einer Reihe von Jahren einen schönen großen Schimmel, den er vor seinen anderen Pferden bevorzugte und meist ritt.

Wir waren etwa eine halbe Stunde marschirt, als Oberst von H. auf seinem Schimmel an uns vorbeitrabte, Vortrupp und Spitze überholte und um die nächste Biegung der Straße verschwand. Ihm folgte nach kurzer Zeit eiligen Laufes ein keuchender Hornist. Als wir die Ecke erreicht und passirt hatten, sahen wir den Oberst auf einem Steinhaufen am Rande des Chausseegrabens sitzen, während der Schimmel, vom Hornisten gehalten, vor ihm im Graben stand. Die Straße führte hier auf eine lange Strecke in gerader Richtung, und als wir uns zufällig einmal umwandten, sahen wir, daß er seinen Schimmel erst wieder bestieg, als das Ende der Kolonne schon ein Stück an ihm vorbei war.

Etwa eine Stunde später wiederholte sich der Vorfall. Wieder trabte der Oberst, gefolgt von einem keuchenden Hornisten an uns vorüber, und wieder fanden wir ihn nach einiger Zeit am Rande des Chausseegrabens sitzend. So ging es noch zwei- oder dreimal während des Marsches. Bekanntlich ist ja das Traben eine Erholung für einen Reiter, der lange im Schritt geritten hat, und die beschriebene Art war die einzige, wie der große, schwere Herr die Anstrengung dieses ersten Marsches zu überwinden vermochte.

Die Unterhaltung mit dem Major von Baumbach konnte sich natürlich nur um das drehen, was uns alle so tief bewegte und mit banger Sorge erfüllte: unsere gegenwärtige Lage, und dabei erfuhr ich einige Einzelheiten, die nicht gerade dazu angethan waren, sie in rosigem Lichte erscheinen zu lassen.

Für unsere Infanterie war vor Kurzem ein Zündnadelgewehr eingeführt worden, das ein kleineres Geschoß führte, als das preußische, sodaß es ballistisch mehr leistete. Die Spiegelführung hatte es aber möglich gemacht, dem Gewehr genau das Kaliber des preußischen zu geben. Vorkommendenfalls konnte also preußische Munition bei unserm Gewehr verwandt werden.

Von diesen Gewehren hatten die Kompagnien zur Zeit nur eine beschränkte Zahl zu Schießübungen in Händen.

Gleichzeitig mit der Mobilmachungsordre war ein weiterer allerhöchster Befehl erschienen, wodurch angeordnet wurde, daß die Zündnadelgewehre ausgegeben werden sollten, aber seltsamerweise nur „für die präsente Dienststärke", d. h. für die Kompagnie etwa 100 Gewehre, während eine kriegsstarke Kompagnie nahe an 200 bedurfte.

Noch bedenklicher sah es mit der Munition aus. Die Kompagnien hatten zunächst nur den zum Scheibenschießen bestimmten Vorrath mitnehmen können, und dieser war so gering, daß auf jedes Gewehr nur etwa 25 Patronen kamen. Selbst wenn es gelang, die im Pulvermagazin bei Wolfsanger lagernden Vorräthe zu retten, wäre noch nicht viel gebessert worden, denn mit

der Herstellung der Kriegschargirung war erst vor Kurzem begonnen worden. Der Vorrath wäre dadurch auf etwa 60 für jedes Gewehr gesteigert worden, aber sie waren eben im Augenblick noch nicht zur Stelle, und überdies sind auch 60 Patronen pro Gewehr zur Durchführung eines Gefechts mit einer Schnellfeuerwaffe nicht ausreichend.

Mit unsrer Protzmunition von 30 Schuß für jedes Geschütz waren wir auch knapp genug ausgerüstet, indessen doch verhältnißmäßig besser dran, als die Infanterie, wobei indessen nicht vergessen werden darf, daß drei unsrer Batterien glatte Geschütze führten, die in einem Kampfe mit gezogenen sehr bald vernichtet worden wären.

Vorgreifend will ich gleich hier anführen, was ich später in Betreff dieser Verhältnisse in Erfahrung gebracht habe.

Das Jäger- und das Schützenbataillon hatten sämmtliche Zündnadelbüchsen bezw. Zündnadelfüsiliergewehre mitgenommen, sodaß ihr Bedarf für die Kriegsstärke vollkommen gedeckt war. Auch für die Infanterie waren mehr als für „die präsente Dienststärke" fortgeschafft worden, immerhin aber waren 1200 Zündnadelinfanteriegewehre im Zeughause zu Kassel zurückgeblieben, sodaß für jedes der acht Bataillone 150 fehlten. Außer den Zündnadelgewehren war aber auch noch eine ziemliche Anzahl von Miniégewehren gerettet worden, die die Truppen noch in Händen gehabt hatten.

An Artilleriematerial waren in Sicherheit gebracht worden: 4 gezogene Sechspfünder (außer denen, womit die 1. gezogene Batterie ausgerüstet war), 6 gezogene Vierpfünder und so viel Munitionswagen, daß auf jedes Geschütz einer gerechnet werden konnte und noch einige zur Bildung einer kleinen Munitionskolonne übrig blieben. Gepäck-, Vorrathswagen und Feldschmieden waren aber nur in sehr geringer Zahl vorhanden.

An Munition für glatte Geschütze war so viel da, daß die Protzmunition auf die vorschriftsmäßige Zahl von 51 Schuß ergänzt und jeder Batterie noch ein gefüllter Munitionswagen zugetheilt werden konnte.

Gelang es uns jedoch, ohne Zusammenstoß mit dem Feinde die Gegend von Hanau zu erreichen und dort ungestört mobil zu machen, so wären natürlich zunächst sämmtliche vorhandenen gezogenen Geschütze verwandt worden. Der Munitionsvorrath für die Sechspfünder war allerdings auch sehr klein, während für die Vierpfünder bekanntlich gar nichts vorhanden war, indessen durfte man wohl hoffen, daß die süddeutschen Verbündeten hier helfend eingreifen würden. — —

Wie erwähnt, führte die Straße im Thale der Hauna aufwärts. Zur Linken hatten wir meist einen dicht bewaldeten Bergabhang, der steil von der Straße aufstieg, während sich zur Rechten ein breiter Wiesengrund erstreckte, worin an den Ufern der Hauna freundliche Dörfer, halb zwischen Bäumen und Gebüsch versteckt, lagen. Die Bewohner dieser Ortschaften kamen meist in hellen Haufen durch die Wiesen gelaufen und starrten uns verwundert an. Soldaten bekamen sie, abgesehen von einzelnen Urlaubern, selten zu sehen, und so mochte unsere Erscheinung ihnen um so überraschender sein, als in dieser, von der Eisenbahn damals noch abgelegenen Gegend die Nachricht von den letzten Ereignissen schwerlich schon verbreitet war.

Hünfeld ist von Hersfeld ziemlich genau drei Meilen entfernt. Drei Meilen werden gewöhnlich als ein Tagemarsch betrachtet, und man rechnet darauf mit den nothwendigen Ruhepausen sechs Stunden. Es war demnach fast 8 Uhr, als wir Rückers erreichten.

Beim Schullehrer, bei dem der Hauptmann und ich einquartiert wurden, fanden wir sehr freundliche Aufnahme. Die Leute setzten uns vor, was das Haus bot, Wurst, Schinken, frische Eier und selbstgebrautes Bier, beiläufig gar kein übles, dem Berliner Weißbier nicht unähnliches Getränk. Während wir es uns gut schmecken ließen, brachte ein in Hünfeld zurückgelassener Unteroffizier den Befehl, daß wir am andern Morgen um 7 Uhr den Weitermarsch nach Fulda in derselben Ordnung antreten sollten.

Nach erquickendem Schlafe hatten wir uns etwa um ½6 Uhr erhoben und eben angefangen, uns anzukleiden, als plötzlich unser Alarmsignal im Dorfe ertönte. Gleich darauf fielen die Signalhörner und Trommeln der Infanterie ein und belehrten uns, daß etwas Besonderes vorgefallen sei.

Während wir unsern Anzug rasch beendeten, wurde unter unsern Fenstern von einer bekannten Stimme der Vorname unseres Hauptmanns gerufen. Hinausschauend bemerkten wir unten den Premierlieutenant L. der 1. gezogenen Batterie in Begleitung eines Trompeters, desselben, der uns die musikalische Ueberraschung bereitet hatte.

„Sie sind da!" rief er, als er uns erblickte.

„Wer?"

„Die Preußen."

„Wo?"

„In Fulda. Sie marschiren hierherzu, und es wird wohl heute noch Schläge geben. Ich habe Dir den Befehl zu überbringen, mit Deiner Batterie auf der Straße bis vor den südlichen

Ausgang des Dorfes vorzugehen und dort das Weitere abzuwarten."

Damit wandte er sein Pferd und sprengte, von seinem Trompeter gefolgt, in der Richtung nach Hünfeld davon.

Diese Mittheilung hatte uns natürlich in begreifliche Aufregung versetzt, und wir gönnten uns kaum die Zeit, stehend eine Tasse Kaffee, den die Frau des Schullehrers rasch bereitet hatte, zu trinken. Ein großes Butterbrod und ein Stück Wurst, das uns freundlichst angeboten wurde, nahmen wir aber dankend an, denn wir konnten nicht wissen, wann wir wieder etwas zu essen bekommen würden. Dann eilten wir nach dem Parkplatze, wo wir die Batterie bereits angespannt fanden. Das Pferd „Nero", das ich am vorigen Tage geritten hatte, war mir jetzt so lange zugetheilt worden, bis mir ein neues Chargenpferd überwiesen werden konnte.

Den Südausgang des Dorfes hatten wir in wenigen Minuten erreicht und blieben dort halten, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Die beiden Infanteriekompagnien, die mit uns in Rückers gelegen hatten, waren schon eiligen Schrittes auf der Straße nach Fulda vorgegangen und hatten den Ausgang des etwa 1500 Schritte vom Dorfe beginnenden Defilés besetzt.

Noch während wir auf dem Parkplatze hielten, war der zu unserer Batterie gehörende, aber bis dahin als Lehrer zum Kadettencorps kommandirte Premierlieutenant N. angekommen, der am Nachmittage des vorigen Tages mit dem letzten Militärzug — einer von der Handwerkerkompagnie unter Premierlieutenant von Gironcourt zusammengestellten Kolonne, die das oben erwähnte Artilleriematerial brachte — nach Hersfeld gefahren und auf die Kunde unseres Abmarsches noch spät Abends nach Hünfeld geritten. Als am Morgen in Hünfeld alarmirt worden war, hatte er sich aufgemacht, um seine Batterie aufzusuchen. Ihm gebührte der zweite Zug, den ich bis jetzt geführt hatte, während ich nunmehr den ersten übernahm.

Von Premierlieutenant N. erfuhren wir auch Näheres über die Ursache der Alarmirung. Danach war beim Oberkommando die Nachricht eingegangen, daß preußische Truppen von Wetzlar die Richtung über Gießen nach Fulda eingeschlagen hätten, um unsere Verbindung mit unserer 2. Brigade und den süddeutschen Truppen zu verhindern.

Die Nachricht hatte durchaus nichts Unwahrscheinliches, im Gegentheil, der Umstand, daß ein solches Vorgehen der Preußen vollkommen sachgemäß und richtiger gewesen wäre als ein Vorgehen nur über Marburg, sprach dafür, daß die Mittheilung begründet sei.

General von Beyer, der die in der Enclave Wetzlar zusammengezogene Division befehligte, wußte natürlich schon lange, daß Kurhessen wahrscheinlich sein erstes Operationsziel sein werde, und hatte sich demnach gewiß über unsere militärischen Verhältnisse unterrichtet. Es war ihm also bestimmt bekannt, daß die Hauptmasse der kurhessischen Truppen in und bei Kassel und nur die 2. Infanteriebrigade im südlichen Theile des Kurstaates stand. Weiter mußte er annehmen, daß unser erster Schritt die Vereinigung unserer Kräfte sein werde, die entweder durch Heranziehung der 2. Brigade nach Kassel oder durch Abmarsch der Kasseler Truppen nach dem Süden geschehen konnte. Für diese Bewegung kam nur die Straße über Fulda in Betracht, denn die Benutzung der Straße über Marburg und Gießen hätte uns ja geradezu auf den Feind geführt. General von Beyer konnte demnach gar nichts Besseres thun, als sofort von Wetzlar über Gießen gegen Fulda vorzustoßen. Hier angelangt hätte er mit den Hauptkräften seiner Division gegen Kassel vorgehen und in Fulda eine kleine Abtheilung stehen lassen müssen, um unsere möglicherweise von Hanau kommende 2. Brigade aufzuhalten. Bei den beiderseitigen Stärkeverhältnissen hätte dazu ein Infanterieregiment und vielleicht zwei Geschütze und eine Eskadron zum Aufklärungsdienst vollständig ausgereicht. Am zweiten, spätestens dritten Marschtag, also am 17. oder 18., hätte die Division Beyer sehr wohl Fulda erreichen und am folgenden Tage ihren Vormarsch in nördlicher Richtung fortsetzen können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstgefertigten.

Ein harmloses Geschichtchen aus den fünfziger Jahren von Jeannette Bramer.

Der Referendar Anton Röder stand am Spiegel und zupfte mit finsterer Miene an seiner Kravatte herum, deren linke Schleife immer wieder in der Richtung nach dem Kinn aufstrebte, während die andere den entgegengesetzten Weg vorzog.

„Mutter!!" rief hilfeflehend der Referendar. Die Mutter eilte aus dem Nebenzimmer herbei

und versuchte dem rathlosen Sohne beizustehen, seine Klagen über den widerspenstigen Halsschmuck zu beschwichtigen! „Siehst Du, Mutter, es geht wirklich nicht mehr mit dem Selbstfabriziren; da hättest Du heute Morgen in der Sitzung mal den Kollegen Kraus sehen sollen, wie der immer um den Hals so adrett gekleidet ist; auf tausend Schritt erkennt man ‚Kravatte Kugelmann'! Ja, wer doch auch nur so in die untere Königsstraße laufen könnte, um sich von Kugelmann bedienen zu lassen!"

„Aber Antonchen," wehrte die Mutter, „Du hast ja die reinen Millionärs-Ideen, man sollte denken, Du hättest den Assessor mit 400 Thalern schon in der Tasche, so trumpfst Du auf! Zeig' mal her! Diese Kravatte ist mir doch ganz besonders gelungen, und was für ein glänzendes Schwarz sie hat; ich hatte aber auch dazu ein prächtiges Stückchen Atlas, Deiner seligen Großmutter Sonntagsschürze, und die war aus einer noch tadellosen Bahn von meiner Mutter Brautkleid angefertigt. Aber, weißt Du, Antonchen, das Kleid ist nicht von vorn herein schwarz gewesen, Großmutter war eine praktische Frau, deshalb . . . . ."

„Mutterchen, dort gehen wahrhaftig schon Lamprechts", schnitt der Referendar erregt den Unterhaltungsfaden ab, „Fräulein Marie, die beiden Jungen und . . . ."

„Nein! wie niedlich Helenchen in dem ‚Rosa' aussieht", ergänzte Frau Oberappellationsräthin Röder, indem sie am Fenster den Näherkommenden zuwinkte! „Anton, Deine Kravatte sitzt brillant, es fehlt höchstens ein kleiner Wuppdich, und sie ist von einer Kugelmann'schen nicht zu unterscheiden!"

Schnell hatte Frau Räthin während dieser beruhigenden Worte ihren Hut aufgesetzt, mit weniger Umständlicheit, wie ihr lieber Sohn den seinen, an welchem er noch mit größter Vorsicht, vor dem Spiegel stehend, hin- und herrückte, dann den Shawl über den Arm gelegt, das Körbchen mit Butterbrod und Kringeln in die Hand genommen — so, nun den Freunden entgegen!

Schon war die Glasthüre, welche die Wohnung abschloß, zugeklappt, als Anton doch noch einmal schnell einen Blick in den Spiegel zu machen wünschte. — „Ach was, da guck in's Flurfenster, das spiegelt auch", erklärte die Mutter, „nun aber schnell die drei Treppen hinunter, sonst kommen Lamprechts noch vor uns am Rondel an, wo wir uns treffen wollten!"

Der Referendar ging etwas verstimmt neben der allzeit vergnügten Mutter einher. — Gewiß, er hatte kein Recht über etwas zu klagen. Seine Mutter hatte es wohl verstanden, ihm den Weg durch's Leben zu ebnen! Anton war kaum 12 Jahre alt (seine beiden Schwestern einige Jahre älter), da starb der Vater! — Die Mutter hatte außer der Wittwenpension nur noch 200 Thaler Jahreszinsen eines kleinen Kapitals. Aber wie hatte die rührige Frau sich abgemüht, um mit den bescheidenen Mitteln doch ihren drei Kindern das Leben angenehm zu gestalten! Das Kapital sollte als heilig unantastbar angesehen werden, bis die Töchter sich verheiratheten und für jede eine Aussteuer angeschafft werden mußte. Anton's Theil lag noch unberührt, die Kosten der Studienzeit wurden mit Hilfe einiger Stipendien und eines Zuschusses von der Jahreseinnahme der Mutter gedeckt.

Die Mutter war von unermüdlicher Thätigkeit, konnte alles, was sie wollte, und was hätte sie für das Wohl der Kinder n i c h t gewollt?

So lange es nur irgend ging, hatte sie für ihr Antonchen alle Kleidungsstücke selbst angefertigt, einmal hörte diese Zeit aber auf und der Schneider Kreis mußte mit seiner Kunst eintreten, wo die der Mutter versagte. Es gab immer noch genug zu thun, die Faltenhemden wollten tadellos genäht und und vor allem wie neu gestärkt und gebügelt sein, aber der Hauptzweig ihrer Hausindustrie blieben Frau Räthins Kravatten!

Vor Anton's Tanzstundenzeit hatte der gute Sohn ganz freudig alle die wunderbar farbigen Shlipse getragen, mit denen die Mutter ihn beglückte.

Einmal aber, in der Zeit vor seiner Konfirmation, hatte Anton gegen die Sparsamkeit und Kunstfertigkeit der Frau Räthin doch mit Erfolg opponirt. Diese Auflehnung galt einer unvergeßlichen Jacke. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Frau Röder las eines Tages im „Blättchen", daß der Bezug eines Billards, dem etwas Farbe abhanden gekommen war, zum Verkauf kommen sollte. Sogleich, noch vor dem Wege zum Wochenmarkte, eilte die Frau Oberappellationsrath nach der wohlbekannten Gastwirthschaft hin, besah, prüfte das ausgebotene Tuch, legte in Gedanken ihr Schnittmuster darauf, nickte befriedigt und erstand den Gegenstand.

Auf dem Heimwege wollte sie gleich zur „Farbe" gehen, um aus dem grünen ein braunes Tuch herstellen zu lassen, doch — wer weiß, wie der Stoff das Färben verträgt! Erst soll er zu Hause noch einmal besehen werden!

Das Resultat war: „Nicht färben!" Einige gelblich angehauchte Stellen konnten als Unter-

ärmel Verwendung finden, vielleicht sogar wegfallen! In den nächsten Tagen war eine „brillante" grüne Jacke fertig, mit der Antonchen vergnügt und ahnungslos in die Konfirmandenstunde ging. Auf dem Hofe vor dem Pfarrhause aber, wo die Kinder sich zu versammeln pflegten, brach ein wahrer Sturm von Heiterkeit über den kleinen Zeisig aus, und als der tapfere Junge sich sehr energisch das Lachen und Spotten verbat, begann die schönste Prügelei angesichts des Pfarrhauses. Natürlich standen plötzlich alle wie die Bildsäulen, als der ehrwürdige Religionslehrer den Hof betrat, daß sich aber nachher, während des Unterrichtes, der alte Herr aufmerksamer Zuhörer erfreuen konnte, darf nicht behauptet werden. Anton's Jacke mit der Farbe der Hoffnung zog magnetisch die Blicke der lieben Jugend auf sich, unter denen der arme Junge Höllenqualen litt.

Wie er endlich nach Hause gekommen war an jenem schrecklichen Tage, wußte er selbst nicht! Eines aber wußte Anton sehr genau: Keinen Schritt mehr über die Straße in der grünen Jacke! Jahre lang diente sie noch als Hausröckchen, aus dem immer länger die Arme hervorragten!

In der Tanzstunde entdeckte der Primaner Röder zuerst den Unterschied zwischen den Shlipsen der Freunde und den eignen, ergab sich aber mit bewunderswerthem Gleichmuth in das Unabänderliche!!

Im letzten Winter aber auf dem Referendarsballe, Helene Lamprecht's erstem Balle, überkam den guten Sohn eine starke Erinnerung an das Debut des weiland grünen Röckchens! Die Mutter hatte nämlich aus einem Stückchen hellblauen Moiréebande — es stammte noch von den Schwestern her — eine prachtvolle Kravatte für Anton verfertigt. Das Band war etwas knapp, drum schlang die geschmackvolle Räthin einen genialen Knoten von weißer Blonde um die Schleifen. Während der Polonaise schien es Anton, als ob ein ironisches Lächeln in Helenchens Augen blitzte, so oft ihr Blick auf die Himmelblaue fiel. Der ganze Ball war ihm verbittert. Na, und heute würde ein Nachspiel kommen, er fühlte schon die kritischen Blicke an den Resten von Großmutters Brautkleid hängen! Und wie hatte sich der Referendar auf diesen Familienausflug gefreut!!

(Schluß folgt.)



Ein Abendlied.

Goldne Sonne, sinke nicht
Gar so früh in's ferne Meer!
Streue deinen Glanz, dein Licht
Noch ein Weilchen um mich her!

Laß die Rosen heller glüh'n,
Eh' sie ganz verhüllt die Nacht!
Laß die Berge Blitze sprüh'n,
Von des Abends Gluth entfacht.

In der Arbeit Kampf und Streit
Ueberwiegt zumeist der Schmerz;
Feierabend ist die Zeit
Für des Menschen Geist und Herz.

Ruhig ward es auch in mir,
Denn der Kampf hat ausgetos't
Und ich rüste das Quartier
Für der Liebe Glück und Trost.

Stehe drum, o Sonne, still!
Dräng' den Abend nicht zur Rüst,
Der mir hold verklären will,
Was noch mein im Leben ist.

A. Trabert.



Aus alter und neuer Zeit.

Noch einmal die „verkauften Hessen" in Amerika. Noch immer fehlt es nicht an Schriftstellern, die an der Legende von dem Verkauf der hessischen Truppen nach Amerika im nordamerikanischen Freiheitskampfe des 18. Jahrhunderts festhalten. Zu ihnen gesellt sich neuerdings wieder der bekannte Reiseschriftsteller Baron von Korff. Zur Kennzeichnung der Höhe, auf welcher

die Kenntnisse dieses, im übrigen besser unterrichteten Schriftstellers über Hessen stehen, genüge hier hervorzuheben, daß der Herr Baron nicht einmal weiß, daß es in den Jahren 1776—1783, der Zeit des Unabhängigkeitskrieges, noch keinen Kurfürsten von Hessen gab, daß vielmehr der auch von ihm wieder verunglimpfte Friedrich II. wie seine Vorfahren den Titel Landgraf führte. Von allen anderen Gründen abgesehen, die von neuem aufzuzählen, zu weit führen würde, sei hier nur abermals gesagt, daß die Stimmung der in Amerika befindlichen hessischen Landeskinder, wie sie aus ihren in die Heimath gerichteten Briefen, von denen manche erhalten sind, festzustellen ist, nicht im geringsten darnach angethan war, daß sie sich „verschachert" gefühlt hätten.

Einer dieser Briefe, der von dem Soldaten Johannes Münscher aus Hitzerode bei Eschwege stammt, sei an dieser Stelle veröffentlicht, zumal aus demselben zu ersehen ist, von was für Sorgen und Gedanken die Seele eines hessischen Soldaten da drüben erfüllt war. Dieser Brief wirft zugleich auf die Verkehrsverhältnisse der damaligen Zeit ein nicht sehr günstiges Licht. Die Briefe von Hessen nach Nordamerika waren etwa $2^1/_2$ Monat unterwegs, falls sie überhaupt an ihre Adresse gelangten, ebenso häufig aber kamen sie infolge der Kriegsverhältnisse gar nicht an.

Johannes Münscher schreibt:

Hertzvielgeliebter Vatter!

Mit großer Freude habe Euren Brief vom 10ten August dieses Jahrs, am 27ten October erhalten und daraus Euer Wohlseyn ersehen; Aber Lieber Vatter! es thut mir sehr Leyd zu vernehmen, daß Ihr in so langer zeit kein Schreiben von mir empfangen habt, und noch nicht wißet ob ich das Paquet mit den 2 Hembter, Ein Ober Hembt, ein pr. Ermell, einer Mütze und Leinen zu einer Hosen empfangen habe; So excusire mich hiermit, dann nachdem ich Euren Brief benebst dem Paquet am 24ten August voriges jahrs empfangen und darauf am 29ten November (zu welcher zeit die Invaliden zu Schiffe giengen) einen Brief an Euch abgehen ließ, worinnen ich Euch den verbundensten Dank davor abgestattet, nicht weniger habe auch meinen Geschwistern vor Ihre Arbeit welche sie an denen Hembtern gehabt, gedancket. Auch habe Euch in benenntem Briefe von der Otilia geschrieben, daß sich dieselbe verheurathen möchte an wen sie wolte, indem ich an Ihrem allenfalsigen Glücke nicht verhinderlich seyn wolte, Sie möchte es nach Ihrem freyen Willen machen wie sie wolte, indem ich noch nicht sagen könnte ob mich der Himmel wieder nach Hause führen würde oder nicht, und daß Ihr dasjenige was Ihrer Vatter von mir in verwahrung hat, zu Euch nehmen soltet, wenn solches noch nicht bereits geschehen, wann Ihr nun solches zu Euch genommen, so schreibet mir doch, wie viel es gewesen was Ihr empfangen habt; Ich habe auch zugleich in gedachtem Briefe wieder um etwas kleine mondirung stücke und einige Bücher geschrieben, aber lieber Vatter! ich hoffe, daß der Krieg sich bald auf eine Andere Seite und zum Frieden wenden wird, bitte demnach, mir bey Künftigen mondir. nichts zu überschicken.

Ferner habe einen Brief am 30ten May dieses Jahrs an Euch von hier abgehen laßen und selbigen in des George Wassmann Schuhmacher in Eschwege seines Sohnes Brief eingelegt, wann Ihr denselben noch nicht empfangen habt, so wird er allem Vermuthen nach ebenfals verlohren gegangen seyn, in demselben war enthalten, daß ich von benenntem George Wassmann seinem Sohn Fünf stück Guinees geborget und solches Geld zu meiner Nothdurft angewendet habe, bitte Euch also, Lieber Vatter! benenntem Wassmann solches Geld welches nach Hessischer Währung Ein und Dreyßig Rthlr. Acht Albs. erträgt, zu bezahlen, so bald ihr von demselben Nachricht erhaltet und gemahnet werdet. Ich will aber nicht daß meine übrige Geschwister darunter leiden sollen, so nehmet es von dem meinigen und bezahlet denselben, und laßet Euch eine Quittung darüber geben.

Über die in Eurem Haußhalt vorgefallene Veränderung habe mich sehr erfreuet, nehmlich daß meine älteste Schwester hat meiner Base Martha Elisabeths Sohn Johann Paul Jung geheurathet; Ich wünsche diesen neuen Eheleuthen alles sich selbst wünschende Glück zu ihrem angefangenen Ehestand, daß sie sich so friedlich betragen möchten als wie Ihr, Lieber Vatter! Euch mit meiner Seel. verstorbenen Mutter in Eurem geführten Ehestand betragen habt, so werden sie auch wohl mit einander Leben und eines mit dem andern zufrieden seyn.

So wie mich nun obige Heyrath erfreuet, so hat mich hingegen das Unglück welches meiner Jüngsten Schwester Martha Elisabeth wiederfahren, daß selbige das Bein verbrandt, hinwiederum bedrubet, doch war ich wieder zufrieden, daß selbige bey abgang Eures Briefes beynahe wieder zu ihrer Gesundheit gelanget gewesen.

Da die Briefe sowohl von Europa nach America als auch von hier dorthin sehr unsicher gehen und öffters gefangen genommen werden, so will dieses Briefes Inhalt mit ersterer Gelegenheit nochmahls schreiben damit doch einer davon ankommen möchte.

Von unseren Kriegs Affairen kan ich anjetzo nichts sonderliches Schreiben, indem die Armeen diesen vergangenen gantzen Sommer im Lager gestandten und keine Action zusammen gehalten haben, worauf wir den 7ten Nov. nach Jamaica auf Long Island in sehr schlechte Hütten in die Winter Quartire gerückt sind, in diesen Hütten sind die Fenster von Pappier gemacht, das Dach mit Stroh gedeckt, und ist kein boden darauf: Tische, Betten und Bäncke haben wir müssen selbst machen, hieraus könnet Ihr abnehmen wie unsere Winter Quartire beschaffen sind, doch könnten wir etwas gutes darinnen Eßen, NB. wann wir es hätten.

Ich muß schließen die zeit will es nicht länger erlauben, versichert mein Compliment an meinen Bruder, Geschwister, Schwager, Batten, Gevattern und alle gute Freunde welche alle mit Nahmen hierher zu setzen, viel zu weitläuftig fallen würde.

Der ich mit aller ersinnlichsten Hochachtung alstets verbleibe

Vielgeliebter Vatter Euer gehorsahmer Sohn
Joh. Münscher.

Jamaica auf Long Island, den 8ten December 1782.

P. S. Auch ein Compliment vom Sergeant Ausburg an Euch, wie auch an seinen Bruder, Schwiegerin, Gevatter Becker und an alle seine gute Freunde.

Nicht weniger einen Gruß von dem Musqtr. D. Triller an seinen Vatter, Brüder, Schwiegerin und an alle seine gute Freunde.

Wir sehen, der einfache hessische Soldat, der übrigens eine klare deutliche Handschrift und verhältnißmäßig guten Stil sein Eigen nennt, auch nach damaliger Anschauung orthographisch schrieb, hatte in nichts seinen Gleichmuth und seine Gemüthsruhe verloren. Der lange Aufenthalt in Amerika hatte ihn nicht im mindesten mit Bitterkeit erfüllt.

Aus Heimath und Fremde.

Jubiläum. Das in Mainz in Garnison liegende 3. Großherzoglich Hessische Infanterieregiment (Leibregiment) Nr. 117 beging am 9. Juni das Fest seines 200jährigen Bestehens. Landgraf Ernst Ludwig von Hessen gründete das Regiment im Jahre 1697 unter den Namen „Kreisregiment“. Das Regiment blickt auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück, da es fast in allen Kämpfen, an welchen die hessen-darmstädtischen Truppen seit jener Zeit Antheil genommen haben, auf welcher Seite es auch stehen mochte, tapfer mitgefochten hat, so im 18. Jahrhundert im spanischen, polnischen und im österreichischen Erbfolgekrieg, im siebenjährigen Krieg und in den Kämpfen gegen das revolutionäre Frankreich. Im Anfange des 19. Jahrhunderts focht die Leibbrigade, so wurde das frühere Kreisregiment damals genannt, gleich den übrigen Rheinbundstruppen mit besonderer Auszeichnung unter der Fahne Napoleon's, in dessen Feldzuge gegen Rußland es fast völlig aufgerieben wurde. In den Jahren 1848 und 1849 half es den Aufruhr in Baden niederschlagen, im Jahre 1866 kämpfte es gegen die Preußen bei Frohnhofen, im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 u. A. in der Schlacht bei Gravelotte mit heldenmüthiger Tapferkeit, sodaß es sich 80 eiserne Kreuze erringen konnte. Im Jahre 1872 kam es als 3. Großherzoglich Hessisches Infanterieregiment (Leibregiment) Nr. 117 nach Mainz in Garnison, wo es seitdem blieb. Nachfolgendes Gedicht eines alten Angehörigen des Regiments, des Hauptmanns z. D. Wagner, das hier mitgetheilt sei, giebt ein lebhaftes Bild einer Kampfesthat des Regiments, die mit besonders glänzenden Lettern in das Buch seiner Geschichte eingetragen ist:

Bei Wagram.

Auf Wagrams blutgetränktem Feld,
Wo Tod und Schrecken dräuen,
Da wogt die Schlacht; es drängt der Feind
Den edlen Hessenleuen.
Die Kugel saust, das Hurrah schallt,
Gedröhn' rings und Gewieh're,
Die Erde bebt, die Hölle brüllt —
Fest steh'n die Musketiere.
Schon stürmet wild der Feind heran
In trunk'nem Siegeswahne,
Er nimmt sich als das beste Ziel
Die blaue Hessenfahne;
Held Scharnhorst fällt, uud mit ihm hin
Sinkt auch das Banner nieder,
Doch Stabsfeldwebel Bornemann
Faßt todesfroh es wieder.
Die Uebermacht der Feinde kommt
Ihm näher: „Her die Fahne!
Pardon sei Dir!“ — „Ich will ihn nicht,
Will sterben auf dem Plane!“
Da stürzt die Rotte auf ihn zu,
Und mit gespalt'nem Haupte
Der Fähndrich ruht auf dem Panier,
Das ihm kein Sieger raubte. —
Wer ist, der hoch ihn priese nicht,
Ihn nicht mit Ehrfurcht nennte,
Den treuen, tapfern Fähnderich
Vom dritten Regimente?

Dreihundertjährige Jubelfeier der Gründung der Wallonischen und Niederländischen Gemeinde zu Hanau. Die 300jährige Jubelfeier der Gründung der Wallonischen und Niederländischen Gemeinde zu Hanau am 1. und 6. bis 10. Juni ist unter überaus großer Betheiligung in programmmäßiger Weise glänzend verlaufen. Nachdem wir die wichtigsten Theile der Feier bereits in voriger Nummer zur Kenntniß unserer Leser gebracht haben, erübrigt es noch das am 1. Juni enthüllte Denkmal des Grafen Philipp Ludwig II. in seinen Haupttheilen zu beschreiben. Das Denkmal, wie bereits erwähnt, eine Schöpfung des Professors Wiese, Direktors der Zeichenakademie zu Hanau, besteht aus einem viereckigen, geschmackvoll ausgeführten Granitsockel mit der Büste des Grafen, dessen Hals ein hoher Spitzenkragen umgiebt und um dessen Schultern ein faltenreicher Mantel geschlagen ist. Auf der Vorderseite des Sockels findet sich das Wappen des Grafen, sowie ein Bronzerelief, unter welchem die Inschrift angebracht ist: Graf Philipp Ludwig empfängt die Schlüssel der von den Emigranten errichteten Kirche 1608. Das Relief ist äußerst figurenreich. Es zeigt den Grafen an der Seite seiner Gemahlin Katharina Belgia, hinter dem gräflichen Paar

dessen Gefolge, dem Grafen gegenüber die Vertreter der Emigrantengemeinden, deren einer die Schlüssel knieend überreicht. Das Antlitz der Gräfin, von welcher ein Bild nicht überliefert ist, zeigt die Züge der Prinzessin Sibylle von Hessen. Die Rückseite ziert eine Bronzetafel mit der Inschrift: Zur Erinnerung an die Aufnahme der um des Glaubens Willen vertriebenen Holländer und Wallonen und an die Gründung der Neustadt Ao. 1597 errichtet von der Wallonischen und Niederländischen Gemeinde.

Dienstjubiläum. Der Kirchenrath D. Dieffenbach, Oberpfarrer zu Schlitz in Oberhessen, beging den Tag seines 50 jährigen Amtsjubiläums in großer geistiger und körperlicher Frische. Der hochverehrte Mann, der nunmehr im 75. Lebensjahre steht (geb. 4. Dezember 1822 in Schlitz), ist wie durch sein amtliches Wirken, in dem er sich durch seine freundliche gewinnende Art allgemeine Werthschätzung verschafft hat, so auch insbesondere durch seine ungemein fleißige literarische Thätigkeit auf theologischem Gebiet, die ihm von der theologischen Fakultät zu Greifswald den Ehrendoktor erwirkte, weit bekannt geworden, seine Lieder und Reime haben durch die Monatsschrift für die Jugend in viele Familienkreise Eingang gefunden. Am 8. Juni wurde in Lauterbach im Kreise der engeren Freunde des Jubilars der Tag festlich begangen.

Zur Besprechung ging ein:

Reinhard Suchier, Die Münzen der Grafen von Hanau beschrieben und erklärt. Mit 20 Lichtdrucktafeln. Zum dreihundertjährigen Jubiläum der Neustadt Hanau herausgegeben vom Hanauer Geschichtsverein. Hanau 1897. 116 S. Fol.



Personalien.

Verliehen: Oberbürgermeister Gebeschus und Rentner Junghenn zu Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Fabrikanten Otto Hosse zu Hanau der Titel Kommerzienrath; den Amtsrichtern Peperhowe in Volkmarsen und Henkel in Fronhausen der Charakter als Amtsgerichtsrath.

Ernannt: Regierungsrath Consbruch zu Berlin zum Geheimen Regierungsrath und vortragendem Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; die Referendare Delius und Scheffer zu Gerichtsassessoren; der Supernumerar Meinecke aus Kassel zum Geheimen expedirenden Sekretär und Kalkulator bei dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zu Berlin; der Rechtsanwalt Dr. Schier in Kassel zum Notar.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Volgenau von Steinbach-Hallenberg nach Kassel; Amtsrichter Happich zu Burghaun nach Hannover.

Verlobt: Kaufmann Georg Wolf zu Leipzig mit Fräulein Emma Lohrmann (Hersfeld, Juni).

Vermählt: Apothekenbesitzer Gustav Schütz zu Grünberg mit Anna Helene Krieger (Marburg, Juni).

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Wilhelm Lühr und Frau (Kassel, 31. Mai); Lehrer Kohlrautz und Frau Melanie, geb. Claus (Kassel, 1. Juni); eine Tochter: Kaufmann Heinrich Hucke und Frau Else, geb. Röder (Kassel, 1. Juni); Apotheker Drude und Frau (Hersfeld, 9. Juni); Buchhalter Ludwig Moeller und Frau Mathilde, geb. Brede (Kassel, 10. Juni).

Gestorben: Kellermeister Eduard Rothamel, 42 Jahre alt, Fräulein Justine Engelhardt, 29 Jahre alt (Kassel, 29. Mai); verwittwete Frau Auguste von Wild, geb. Studte, 63 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Lehrer Karl Römer, 31 Jahre alt (Wehlheiden, 31. Mai); Frau Anna Abhau, geb. Apell, 29 Jahre alt (Kassel, 1. Juni); Hofschlossermeister Karl Wilhelm Dallwig, 80 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Rentner Heinrich Keßler, 63 Jahre alt (Marburg, 2. Juni); Fräulein Frieda Strippelmann, 43 Jahre alt (Marburg, 3. Juni); Großherzoglich Oldenburgischer Oberhofmarschall und Kammerherr, Senior des Dalwigk'schen Familienverbandes, Freiherr Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels a. d. Hause Campf, 79 Jahre alt (Wehlheiden, 3. Juni); verwittwete Frau Elise Faßhauer, 63 Jahre alt (Kassel, 6. Juni); Frau Landrentmeister Amalie Brehm, geb. Gerland, 64 Jahre alt (Kassel, 8. Juni); Eisenbahnstationsassistent Georg Treichel, 54 Jahre alt (Kassel, 8. Juni); Schriftsteller und Privatgelehrter Dr. Wilhelm Koopmann, 65 Jahre alt (Hamburg, 9. Juni); verwittwete Frau Kathinka Vater, geb. Fischer (Kassel, 11. Juni).

Briefkasten.

L. A. Bei Rückkunft nach Kassel Aufsatz vorgefunden. Besten Dank und Gruß.

H. in Wiesloch. Vielen Dank. Das Betr. ist in dieser Nummer aufgenommen worden, wie Sie sehen werden. Hoffen, Sie bald persönlich hier kennen lernen zu können.

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgeg. von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V, Nr. 11 (Mai 1897). Inhalt: „Geschichte der Stadt Wetter, II“ von Adolph Fey. „Der Normannstein, II“, „Streifzüge durch die Umgegend von Hersfeld“ von Emil Becker; „Eine Spessartfahrt“ 2c.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XI. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1897.

In prangender Nacht.

Rings duftet's so süß, und die Luft ist so lau,
Es spiegelt der Mond sich im perlenden Thau,
Hell glitzernd an Rosen und Flieder;
Auf Blüthen und Blätter an Strauß und an Baum
Schwebt leise ein üppiger Sommernachtstraum
Vom leuchtenden Himmel hernieder.

Ich athme dich, mondlicht-durchfluthete Luft,
Ich trinke der Blüthen schwer wallenden Duft,
In zaub'risches Prangen versunken.
Du Leuchte der Erde voll webender Macht:
So webst du die prunkende Pracht in die Nacht
Und machst meine Seele wie trunken.

Doch webe und wirke nur fort ohne Rast,
Und halte mit strahlendem Glanze umfaßt
Die leuchtenden, träumenden Blüthen;
Ich aber seh' hin in die Wunder von Pracht
Und küsse mein Glück in der prangenden Nacht
Von Lippen, von Liebe-erglühten.

Wächtersbach. Carl Preser.





Zur Abwehr!

Von Dr. Otto Gerland, Hildesheim.

Wenn ein Mann wie Beyschlag Erinnerungen aus seinem Leben veröffentlicht*), so bedarf es gar keiner Bemerkung, daß uns damit etwas Hervorragendes, ein hoher geistiger Genuß geboten wird, und da der Herr Verfasser als geborener Frankfurter viele Beziehungen zu Hessen hatte, so bietet das Buch selbstverständlich auch vieles für beide Hessen Interessantes. Auch die kirchlichen Kämpfe, die Beyschlag während der Ausübung des Pfarramts nicht erspart worden sind, klingen lebhaft an die Kämpfe an, welche auch unsere kurhessische Kirche in jener Zeit lebhaft bewegt haben.

Aber der geehrte Herr Verfasser wolle es nicht verargen, wenn wir als Kurhessen in einigen Punkten seinen Darstellungen zu widersprechen gezwungen sind.

So erzählt er Seite 132, als er im Oktober 1842 durch Kassel reiste: „Wir hatten einen halben Tag zu warten, besuchten die schöne Gemäldesammlung, hatten aber im Uebrigen von der kurfürstlichen Residenz üble Eindrücke. Auf den Straßen schleiften noch Strafgefangene ihre Kugeln, auf dem Schloßplatz stand das Marmorbild des landesherrlichen Seelenverkäufers aus dem vorigen Jahrhundert mit der Inschrift Pater patriae“. Hier sind ihm zwei Irrthümer in einem Satze begegnet.

Richtig ist es, daß die sogenannten Eisengefangenen damals noch die Straßen fegten, die militärischen Wachtlokale reinigten u. s. w. und dazu über die Straßen geführt wurden, wobei sie die Eisen an den Beinen trugen, an denen sie in den Zellen angeschlossen werden konnten. Kugeln schleppte aber keiner nach, das wäre auch bei den zum Theil weiten Entfernungen, durch die sie geführt wurden, und den Arbeiten, die sie zu verrichten hatten, unmöglich gewesen. Das Kugelschleppen, auch an öffentlichen Orten, kam in anderen Staaten vor, in Kurhessen nicht.

Und dann wieder der landesherrliche Seelenverkäufer, dessen Standbild der Herr Verfasser auf dem Schloßplatz, d. h. auf dem Friedrichsplatz, gesehen hat! Es mag ja sein, daß dem Herrn Verfasser damals als Student die Sage von dem angeblichen Verkauf der Hessen nach Amerika noch geläufig war, inzwischen aber ist so vielmal das Gegentheil nachgewiesen worden, daß man wohl hätte annehmen dürfen, in einem so hervorragenden Werke dieser kränkenden Fabel nicht wieder begegnen zu müssen. Wie oft soll man denn nachweisen, daß der Landgraf gerade durch seine Landstände und trotz seiner persönlichen Abneigung veranlaßt worden ist, den Subsidienvertrag mit England abzuschließen, wie das verschiedene andere deutsche Staaten auch thaten; würde uns ein solcher Vertrag, Gott sei Dank, auch heute unglaublich erscheinen, den damaligen Anschauungen entsprach er, und man darf Menschen vergangener Zeiten nur nach den Verhältnissen beurtheilen, unter denen sie lebten, wenn man gerecht urtheilen will. Den Namen „Pater patriae“ — der Vater des Vaterlandes — verdiente aber Landgraf Friedrich II. ohne jede Schmeichelei. Wohl war er in seiner Jugend durch die Jesuiten, denen er in Paris in die Hände gerathen war, zum Uebertritt zur katholischen Religion veranlaßt worden, sein Land aber hat er dies nie empfinden lassen. Dagegen hat er sich die größte Mühe gegeben, die schweren Wunden, welche der siebenjährige Krieg Hessen geschlagen hatte, zu heilen und sein Land überhaupt möglichst zu fördern, durch Hebung der Industrie, durch Förderung der Landwirthschaft, durch Errichtung höherer Lehranstalten, z. B. des Lyceum Fridericianum und der Akademie der bildenden Künste, durch Anspornung zu geschmackvollen Bauten, wobei er selbst mit gutem Beispiel voranging, durch Gründung des Kasseler Museums, durch Wiederanbau der im Krieg verödeten Ländereien u. s. w. Ein solcher Mann verdiente allerdings die Bezeichnung Vater des Vaterlandes. Daß er nach den damals herr-

*) Beyschlag, Willibald: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. Halle a. S. 1896.

schenden Grundsätzen der Volkswirthschaft regierte, wird ihm Niemand zum Vorwurf machen können.[1])

Dann aber wird auch unser braves hessisches Kriegsheer durch zwei Mittheilungen in ein falsches Licht gesetzt. So heißt es Seite 275, der Kurfürst habe 1848 „sich nicht einmal auf seine Soldaten verlassen" können. Der Kurfürst konnte dies so vollkommen, daß sie 1848 und 1849 außer im Krieg gegen Dänemark, auch zur Dämpfung der Aufstände in Baden, Frankfurt und Waldeck verwendet werden konnten, und, so weit sie zurückgeblieben waren, immer noch genügten, um etwaige Ausschreitungen zu unterdrücken, wenn sie nur wirklich einmal einschreiten durften; allein das war ihnen in Hessen wie in Frankfurt häufig unmöglich, weil in erster Linie die Bürgerwehren zur Aufrechterhaltung der Ordnung verwandt werden sollten. Und selbst im Herbst 1850, als das gesammte Offiziercorps mit verschwindenden Ausnahmen dem ihm aufgedrungenen Abschiedsgesuch nicht entgehen konnte, vermochte der Kurfürst militärisch unbedingt auf sein Kriegsheer zu zählen, der Kampf lag auf nicht militärischem, auf dem Rechtsgebiet, zu dessen Eroberung für die Reaktion man die Offiziere auf dem Boden des Strafrechts verwenden wollte.[2])

Und dann sagt der Herr Verfasser Seite 309: „Das an die Stelle (nämlich des nach Schleswig-Holstein abkommandirten Frankfurter Linienbataillons) getretene kurhessische Bataillon benahm sich äußerst lau." Eine ähnliche Angabe hatte Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha in seinem Werk: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit", Band I, Berlin 1887, Seite 314, durch Abdruck eines Berichtes seines damals zu Frankfurt weilenden Kabinetsſekretärs von Meyern gemacht. Es betrifft das I. Bataillon des zweiten kurhessischen Infanterieregimentes (Landgraf Wilhelm von Hessen), das jetzt noch im zweiten hessischen Infanterieregiment Nr. 82 fortlebt. Dies Bataillon hatte im Sommer 1848 zu Rastatt gelegen und dort den disziplinlosen badischen Truppen als Beispiel der Zucht gedient und war am 10. September 1848 nach Frankfurt abkommandirt worden, wo es mit dem etwa ein halbes Bataillon starken Depot des Frankfurter Linienbataillons die einzige militärische Besatzung bildete, während die 3—5000 Mann starke Bürgerwehr bisher in anerkennenswerther Weise Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten hatte, allmählich aber dieser unaufhörlichen Arbeit müde wurde, namentlich seit sich die Behörde gegenüber den Sachsenhäusern äußerst schwach gezeigt hatte. Man glaubte allerdings damals in Frankfurt, unserem Bataillon nicht recht trauen zu dürfen, da es aus der Umgegend von Frankfurt rekrutirt und also gegen Verwandte und Freunde einschreiten mußte. Wie unbegründet dies Mißtrauen war, hat Karl von Stamford an der Hand hinterlassener Aufzeichnungen und mündlicher Mittheilungen von betheiligten Offizieren in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, Band XIV (Kassel 1889), S. 267 ff. so überzeugend nachgewiesen, daß Herzog Ernst daraufhin in den späteren Auflagen seines Werkes in einer Anmerkung am Schluß die Angaben von Meyern's richtig gestellt hat. Wie wenig aber auch der Vorwurf äußerster Lauheit begründet ist, erhellt aus Nachfolgendem, das ich Stamford nacherzähle.

Das Bataillon, 750 Mann stark, lag in zwei über ein Kilometer von einander entfernten Kasernen, drei Kompagnien in der alten Klosterkaserne auf dem Hirschgraben, eine in der Dominikanerkaserne. Es hatte täglich 12 Wachen, darunter 9 Thorwachen, zu besetzen und die beiden hauptsächlichsten davon, die Hauptwache und die Konstablerwache, allabendlich noch zu verstärken, sodaß 1 Offizier, 13 Unteroffiziere und 95 Mann täglich regelmäßig, von 6½ Uhr Abends bis Mitternacht aber noch weiter 2 Offiziere, 3 Unteroffiziere und 46 Mann im Wachtdienst standen. Daneben waren 1 Hauptmann, 2 Lieutenants und 150 Mann stets zu sofortigem Ausrücken waffenbereit, und 2 Offiziere, 5 Unteroffiziere und 69 Mann hatten stets Bereitschaft als Brandpiket, 2 Offiziere hatten alle Nacht die Ronde zu gehen. Daß bei einer solchen Zersplitterung nichts auszurichten war, leuchtete dem hessischen Bataillonskommandeur Osterwald sofort ein, er beantragte daher, die Thorwachen der Bürgerwehr zu übergeben, militärisch aber — und zwar stark — nur die Hauptwache und die Konstablerwache zu besetzen, der ihm vorgesetzte (Frankfurter) Stadtkommandant lehnte dies aber ab. Am 16. September Abends 10 Uhr, wurde auf Anordnung des ersten Bürgermeisters für das Bataillon Generalmarsch geschlagen, und es säuberte unter Trommelschlag alle von drohenden Menschenansammlungen gefährdeten Straßen, sodaß es nach Mitternacht

[1]) Vergleiche über eine Reihe der hier aufgestellten Behauptungen mein Buch: Paul, Charles und Simon Louis Du Ry. Stuttgart 1895. Seite 89 ff.

[2]) Vergl. hierüber die von mir herausgegebenen Bücher: „Das Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850", Kassel 1883, und: „1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte", Kassel 1892.

wieder einrücken konnte. Am 17. Abends sammelte sich das Bataillon in der Stille auf dem Alarmplatz und ließ (in Verbindung mit der Bürgerwehr) starke Patrouillen in den Hauptstraßen gehen, überall wich das Volk aus, höhnte aber die Bürgerwehr, „die sich von den Kurhessen beschützen lasse". Das Bataillon war den ganzen Tag in der Kaserne konsignirt, die Offiziere konnten aber auf alle an sie gestellten Anfragen, ob sie sich auf ihre Leute verlassen könnten, aus vollstem Herzen mit Ja antworten; es hat bei keiner Alarmirung auch nur ein Mann gefehlt, allen Anzapfungen der Bevölkerung haben die Soldaten festen Widerstand entgegen gesetzt. Da nun die Aufregung in der Stadt wuchs und es klar war, daß, wenn nicht Unterstützung käme, die kleine kurhessische Truppenmacht zur Aufrechthaltung der Ruhe längst nicht ausreiche, und da die Absicht der Aufrührer, die Eisenbahn zwischen Frankfurt und Mainz zu zerstören, laut wurde, so telegraphirte der Senat endlich nach Mainz um Unterstützung, es wurde die Hauptwache auf 3 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 120 Mann, die Konstablerwache auf 2 Offiziere, 9 Unteroffiziere und 81 Mann gebracht, der übrige Theil des Bataillons aber (von dem eine Kompagnie die Nacht über die Wohnung des Abgeordneten Schwarzenberg am Römerberg hatte decken müssen) auf Befehl des Reichskriegsministeriums zur Sicherstellung der Bahnhöfe kommandirt, des damals noch auf dem linken Mainufer liegenden Main-Neckar-Bahnhofs, des Taunus- und des Hanauer Bahnhofs. Das Bataillon war also am 18. September, dem Tag des Ausbruchs der Revolution, in vier stärkeren und sieben schwächeren Abtheilungen im Weichbild der Stadt Frankfurt zerstreut, und nur zwei ganz kleine Abtheilungen blieben zum Schutz der Kasernen zurück. Um 3 Uhr Morgens rückten ein österreichisches und ein preußisches Bataillon ein, hatten aber den ausdrücklichen Auftrag, nur die Paulskirche zu schützen, und waren somit nicht in der Lage, die Errichtung von Barrikaden zu hindern. In den maßgebenden Regierungskreisen herrschte vollste Verwirrung. Als dann Nachmittags noch drei weitere Bataillone von Mainz angelangt waren, ging der Höchstkommandirende, der österreichische Generalmajor Graf Nobili, der sich auf die Hauptwache begeben hatte und von hier aus unter Beistand des Oberstlieutenants Osterwald die Truppenbewegungen leitete, selbstständig zu kräftigem Handeln vor, wobei die auf der Konstablerwache stehende kurhessische Abtheilung lebhaft gegen die benachbarten Barrikaden mit eingriff, vor allem aber dem ihr ertheilten Befehl nachkam, die von Barrikaden umgebene Wache selbst zu halten. Eine Abtheilung von 32 Mann unter Lieutenant von Lengerke[1]) wurde ihr von der Hauptwache zur Verstärkung gesandt, konnte aber wegen des mehrfachen Kreuzfeuers, in das sie gerieth, nicht bis an ihr Ziel gelangen, sondern setzte sich in einem Eckhaus der Zeil und der schlimmen Mauer fest und gab von da ein heftiges Feuer auf die Barrikaden; es wurden von der kleinen Abtheilung ein Korporal schwer und drei Mann leicht verwundet, wie auch die Abtheilung auf der Konstablerwache einige Verwundete hatte. Als später noch zwei Bataillone Infanterie und eine Abtheilung Scharfschützen mit der Bahn und eine reitende Batterie nebst einer Schwadron Chevauxlegers auf der Landstraße von Darmstadt eingetroffen waren, gelang es, bis zum Abend den Aufstand der Hauptsache nach zu unterdrücken. Die Darmstädter hatten den Eingang in die Stadt über die von den Kurhessen besetzte und unter deren Leitung zum Uebergang für Artillerie und Reiterei erst tauglich gemachte noch nicht vollendete Mainbrücke der Main-Neckarbahn bewerkstelligt. Von der Konstablerwache wurden dann die ganze Nacht durch Patrouillen durch die Stadt geschickt, von denen ein Mann in der Friedberger Straße durch einen meuchlerischen Schuß getödtet wurde. Die kleinen, ganz abgeschnittenen und sich selbst überlassenen Thorwachen haben sich alle gehalten, der Wachtkommandant am Allerheiligenthor ließ, als er von Volksmassen um Oeffnung des Thores bestürmt wurde, die Wache versammeln, setzte sich in Vertheidigungszustand und warf den Thorschlüssel in den Abort, um nicht zu dessen Abgabe genöthigt werden zu können. Das Bataillon blieb zwei volle Tage in seiner Stellung, die Wachen vom 17. Nachmittags bis zum 19. Abends, einige bis zum 20. Morgens, zum Theil ohne regelmäßige Verpflegung.

Daß die kleine kurhessische Abtheilung, noch dazu bei ihrer vollständigen Zerstreuung, nicht in der Lage war, in die Augen fallende Thaten zu thun, liegt auf der Hand; sie hat aber geleistet, was von ihr verlangt wurde und was irgend menschenmöglich war. Dies erkannte dann auch der Senat von Frankfurt an, indem er als Zeichen der Anerkennung und des Dankes für geleistete Dienste vom 22. September an das Bataillon auf städtische Rechnung verpflegen ließ und die Offiziere in den Schwanen zum

---

[1]) Fiel als Major im 3. hessischen Infanterieregiment Nr. 83 am 2. Dezember 1870 bei Artenay.

Mittagstisch einlud, was keiner anderen Truppe geschah. Der Kurfürst verlieh dem Bataillonskommandeur und dem Hauptmann von Löwenstein, dem Vertheidiger der Konstablerwache, den Orden vom goldenen Löwen, einer Anzahl Unteroffiziere und Soldaten das silberne Verdienstkreuz und ließ die Tagesbefehle des Reichsverwesers und des Grafen Nobili vom 19. und 20. September, worin diese den Truppen Anerkennung und Dank für ihre Tapferkeit und Treue aussprachen, jedem Offizier, Unteroffizier und Soldaten des Bataillons in Steindruck zum Gedächtniß aushändigen, und als das Bataillon 1849 durch Kassel nach Schleswig-Holstein marschirte, die Wache beim Hoflager zu Wilhelmshöhe durch das Bataillon beziehen.

Anfang November 1848 mußte das Bataillon von Frankfurt abmarschiren, weil die Kurhessen höhere Löhnung als die anderen Bundestruppen bezogen und dadurch bei den letzteren Unzufriedenheit geweckt wurde. Als das Bataillon, das seinen Bestimmungsort in Fulda hatte, vor Hanau ankam, wurde Oberstlieutnant Osterwald gewarnt, mit seinen „Bluthunden" durch die Stadt zu marschiren, weil er sonst angegriffen werden würde. Selbstverständlich marschirte er doch durch die Stadt, und es kam keine Thätlichkeit vor. Den Namen „Bluthunde" hat das Bataillon noch Jahre lang geführt.

Dies ist die Geschichte der lauen Hessen von Frankfurt.

* * *

Wie Herzog Ernst II. seine irrthümliche Angabe berichtet hat, so dürfen wir auch wohl hoffen, daß Herr Professor Beyschlag bei einer sicherlich nicht ausbleibenden zweiten Auflage seiner Erinnerungen und Erfahrungen die für uns ehemaligen Kurhessen, wenn auch ihm unbewußt, kränkenden Mittheilungen berichtigen werde.

Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Uebersehen hatte General von Beyer die sehr in die Augen springenden Vortheile eines Vorgehens über Fulda gewiß nicht, und wenn er trotzdem die Straße über Marburg nach Kassel gewählt hat, so ist das wahrscheinlich geschehen, weil er einen blutigen Zusammenstoß mit kurhessischen Truppen aus politischen Gründen vermeiden wollte. Mancherlei spätere Geschehnisse scheinen diese Annahme zu bestätigen.

General von Schenk aber hatte infolge der eingegangenen Nachrichten beschlossen, den Marsch nach Fulda nicht eher fortzusetzen, als bis er sich überzeugt hatte, in wie weit sie begründet seien. Deshalb war angeordnet worden, daß das Corps bei Hünfeld Stellung nehmen solle, und auch der in Hersfeld zurückgelassenen Nachhut war der Befehl zugeschickt worden, über Neukirchen nach Hünfeld abzumarschiren.

In der That war die Stellung bei Rückers der Vertheidigung sehr günstig. Das Thal der Hauna ist hier etwa 500 Schritt breit und auf beiden Seiten von ziemlich hohen und steilen, zum Theil dicht bewaldeten Bergabfällen eingefaßt. Diese treten etwa eine Viertelstunde südlich des Dorfes sogar so nahe zusammen, daß sie einen Engpaß bilden, worin nur die Straße und ein schmaler Wiesenstreifen zwischen dieser und der Hauna Platz hat, und der Ausgang aus diesem Defilé kann selbst erheblich überlegenen Kräften lange streitig gemacht werden.

Nördlich des Dorfes Rückers erweitert sich das Thal etwas, und seine Sohle steigt auf dem rechten Ufer der Hauna zu einem die ganze Breite des Thales bis zum Ausgang des oben erwähnten Engpasses beherrschenden Plateau empor, das nach Süden wieder ziemlich steil abfällt. An diesem Südabfall liegt Hünfeld.

General von Schenk wollte mit dem bei Hünfeld gesammelten Gros seiner Truppen auf dieses Plateau vorgehen und den Preußen eintretenden Falles das Hervorbrechen aus dem erwähnten Defilé so lange verwehren, daß die von Hersfeld noch im Anmarsche befindlichen und die mit der Bahn bis Hünfeld weiter beförderten bedeutenden Kolonnen geretteten Materials Zeit gewannen, nach Osten auszuweichen und die nach Bayern

führende Straße zu erreichen, wohin dann der Rückzug des Corps ebenfalls angetreten werden sollte.

Das war die Sachlage, wie sie sich aus den Mittheilungen des Premierleutenants N. sowie aus eignen Erwägungen darstellte.

Als Führer des ersten Zuges war jetzt mein Platz an der Spitze der Batterie. Alles, was von der Richtung von Fulda kam, mußte dort vorbei. Allmählich fanden sich sämmtliche Offiziere der Batterie dort ein, und wenn jemand auf der Straße herankam, von dem man einiges Verständniß der Verhältnisse erwarten konnte, wurde er gestellt, und wir fragten ihn aus.

Es mochte 9 Uhr vorüber sein, als der Premierlieutenant Prinz Karl von Hanau, der vierte Sohn des Kurfürsten, angesprengt kam. Dieser, der beim Leibgarderegiment stand, aber zur Dienstleistung beim Generalstabe kommandirt war, meldete unserem Hauptmann, er sei beauftragt, die Batterie in eine für sie ausgewählte Stellung zu führen.

Sofort erfolgte das Kommando: „An die Pferde! Aufgesessen!" und gleich darauf das weitere: „Lunten an!" Das war ein aus der Zeit, wo die Kanonen noch mit Lunten abgefeuert wurden, überkommenes, aber bei uns noch übliches Kommando zum Schußfertigmachen des Geschützes, d. h. dieses wurde in einen Zustand gebracht, der erlaubte, es, wenn nöthig, sofort laden und abfeuern zu können; wozu ja in früherer Zeit auch das Anzünden der Lunten gehörte. Dies fiel natürlich jetzt fort, und auf das erwähnte Kommando geschah dasselbe, was auf das sinngemäßere „Umgehangen" der preußischen Vorschrift ausgeführt wird, d. h. die Zubehörstücke, die beim Scharfschießen entfernt werden müssen, wie Mundpfropf ꝛc., werden abgeschnallt, und die zur Bedienung des Geschützes erforderlichen Geräthschaften aus der Protze entnommen und „umgehangen". Außerdem bestimmten unsere Vorschriften noch, daß auf dieses Kommando die beiden Kartuschtornister für die Nrn. 2 und 6 mit je drei Schuß gefüllt werden.

Man kann sich demnach wohl denken, daß das Kommando „Lunten an!" oder „Umgehangen!", wenn es zum ersten Mal im Ernstfalle ertönt, auf jeden Artilleristen einen tiefen Eindruck machen muß. Sagt es ihm doch, daß jetzt der Augenblick nahe ist, wo er das bethätigen soll, was er dereinst bei seinem Eintritt in's Heer feierlich beschworen hat, der Augenblick, wo er die gelobte Treue nöthigenfalls mit seinem Blut und Leben besiegeln soll. Einen Augenblick standen die Leute auf das Kommando „Lunten an!" starr, dann aber sprangen sie lebhaft an die Geschütze, und niemals auf dem Exerzier- oder Schießplatz ist das Kommando so flink ausgeführt worden, als an jenem Morgen des 18. Juni am Südausgange des Dorfes Rückers.

Die Stellung, die der Generalstab für die Batterie ausgesucht hatte, lag am Bergabhang am rechten Ufer der Hauna. Um dahin zu gelangen, mußten wir durch das Dorf zurückgehen und den Bach durchfurten. In der Dorfstraße hielt der General von Schenk mit einigen Offizieren seines Stabes. Wir alle hatten natürlich den Säbel in der Scheide, dafür aber Cigarre oder Pfeife im Munde. Als der Hauptmann des Generals ansichtig wurde, steckte er seine Pfeife fort und kommandirte „Achtung!" als Zeichen für die Mannschaft, Tritt zu nehmen und, für die Offiziere, den Säbel zu ziehen.

„Bitte, Herr Hauptmann! Lassen Sie Ihre Pfeife nicht ausgehen, meine Herren, und den Säbel stecken. Ich weiß, daß Sie ihn schon zur rechten Zeit ziehen werden, wenn der Augenblick gekommen ist", rief uns der General zu.

Am rechten Ufer des Baches mußten wir einen ziemlich steilen Weg ersteigen. Etwa auf halber Höhe des Bergabhangs hatte die Natur eine fast wagerechte Terrasse gebildet, die bei einer Länge von etwa 300 Schritt wohl 100 breit war, also reichlichen Raum für die Aufstellung einer Batterie von vier Geschützen bot. Nach Süden zu fiel sie steil in's Thal ab, und hier war an ihrem Rande von Menschenhänden ein etwa zwei Fuß hoher Wall, eine förmliche Brustwehr aufgeworfen, auf deren Krone eine dichte, aber nicht dicke Hecke wuchs. Auf dieser Terrasse marschirten wir auf und protzten ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstgefertigten.

Ein harmloses Geschichtchen aus den fünfziger Jahren von Jeannette Bramer.

(Schluß.)

An den ersten Bäumen der Allee standen die Freunde schon wartend. Nach herzlicher Begrüßung und vielen Entschuldigungen beluden sich der Referendar und die Gymnasiasten zunächst mit den Körbchen und Umhängen der Damen. Durch die Stadt ließen die jungen Herrn den Ballast lieber von den Müttern, Schwestern u. s. w. selbst tragen und stellten sich, als ob sie jene Lasten gar

nicht sähen, hier draußen aber that es der männlichen Ehre weiter keinen Abbruch, da trug man auch einmal ein Körbchen. — Seelenvergnügt wanderte die kleine Gesellschaft jetzt ihrem Ziele, der schönen Wilhelmshöhe, entgegen. Heldenmüthig hatte Anton sein Unbehagen überwunden und Trost gefunden im Gedanken: daß kommen mußte der Tag, da er als wohlbestallter Assessor 400 preußische Thaler Gehalt haben werde, daß ein eigner Herd, mithin völlige Selbstständigkeit, ihm herrlich erblühen werde und kein lächelnder Hohn seiner Mitmenschen je ihn wieder treffen könnte!!

Diese wundersame Zukunftsperspektive öffnete nun auch unserm Anton den Blick für die unvergleichliche Schönheit der Umgebung, soweit das Auge nur schweifen konnte. Am liebsten hätte er jetzt sein Notizbuch hervorgeholt, um in schwungvollen Versen schwarz auf weiß sein überschwängliches Fühlen zu bannen.

Droben auf der Höhe, wo die kleinen weißen Häuschen stehen, wo grüne Matten sich breiten, rauschende Buchen Schatten spenden, ließ sich die kleine Gesellschaft nieder, nachdem Tische und Stühle herbeigeschafft waren. Die jungen Herren holten Tassen, Teller, Zucker und Milch aus dem nächsten Häuschen, Mariechen thürmte einen Schlaraffenberg von Kringeln und Zwiebäcken auf, während Helene in des Hauses kleiner Küche in riesengroßer Kanne den Kaffee von mitgebrachten Bohnen bereitete.

„Kann es etwas Schöneres geben, liebe Kinder," sagte so recht aus tiefem Herzen Frau Röder, „als dieses Plätzchen hier oben unter der Buche, zu unsern Füßen das Thal, in dem die Perle aller Städte, unser schönes Kassel, friedlich sich ausbreitet?"

„Gewiß, Frau Oberappellationsrath," pflichtete Fräulein Marie bei, „die Schönheit hier oben läßt fast vergessen, daß ein solcher Ausflug am Wochentage für ein Hausfrauengemüth immer etwas Unbehagen mit sich führt. Ihre liebenswürdige Aufforderung, Frau Oberappellationsrath, war aber zu verlockend! Die Jungen haben zudem heute frei, und der Vater gab die Einwilligung; nun sind wir hier und wollen auch recht von Herzen des schönen Tages uns freuen".

Keiner ahnte, mit welchem Geschick und diplomatischen Kniffen Mariechen des Vaters Erlaubniß, der ein bischen „eigen" war, errungen hatte. Eine Gelegenheit, mit Frau Oberappellationsrath zusammen zu kommen, ließ sich Mariechen nicht leicht entgehen. Die viel ältere Stiefschwester ersetzte den drei jüngeren Geschwistern, seit der Mutter Tode, die liebevollste Pflegerin und Erzieherin. Helene war der ältern Schwester Augapfel, und zu gerne ließ Mariechen, wenn irgend möglich, ein Loblied auf Helenchens wirthschaftliches Können in die Unterhaltung mit Frau Röder einfließen. Die gute Schwester wünschte, daß diese vortreffliche Hausfrau das etwas schwärmerisch-poetisch veranlagte Lenchen ja nicht für untüchtig im Kochen, Nähen und dergleichen ansehen sollte. Noch war ja die Kleine nicht vollkommen und mußte noch gut zurecht gewiesen werden, aber Andere konnten immerhin Helene für vollkommen halten, sie würde es selbstverständlich werden.

Eben kam „das Kind" mit der umfangreichen Kaffeekanne an den Tisch heran und begann den heißen Trank in die Tassen zu füllen. Nach einem kleinen Schluck von dem duftenden Kaffee meinte Frau Röder, etwas so Ausgezeichnetes habe sie lange nicht getrunken! „Auf Kaffeekochen, liebes Helenchen, kannst Du Dir eine Prämie geben lassen; und wie klar er ist, kein Spürchen Satz!"

„Ja," ergriff eifrig Mariechen das Wort, „Helene hat entschiedenes Talent zu allem, was die Küche angeht!"

Die also Gelobte sah ein wenig scheu nach der Schwester hin, die Worte stimmten nicht ganz mit der Rüge überein, die heute Morgen von Mariechens Lippen geflossen war.

„Jetzt, da die Bücher etwas bei Seite geschoben sind," redete Marie lebhaft weiter, „werde ich Helenchen auch mehr mit den Einkäufen betrauen, ihr praktischer Sinn . . ."

Fröhliches Lachen und Plaudern der Jugend übertönte etwas die Lobliedchen, die ja auch nur für die Frau Oberappellationsrath bestimmt waren. Die gute Frau hörte interessirt auf die Unterhaltung der wirthschaftlichen Marie, trank dabei Täßchen auf Täßchen des vorzüglichen Kaffees und schaute mit heiterem Auge in die unvergleichliche Landschaft.

„Die Kravatten im Hause machen, ja, da haben sie Recht, Frau Oberappellationsräthin," klang Mariechens bedächtige Art zu sprechen in einer kleinen Pause der „geistreichen Witze", mit denen die Gymnasiasten anerkennendes Lachen erzielten, „das erspart manchen Silbergroschen. Helenchen weiß aus jedem ‚Läppchen ein Tüchelchen zu machen', wie man zu sagen pflegt; in diesem Falle muß es heißen: aus jedem Bändchen ein Shlipschen. Beim Stärken der Faltenhemden, was ich vorhin noch erwähnen wollte, kann ich mich darauf verlassen, daß Helenchen . . . ."

„Mariechen laß das ‚Stärken' sein und schenke mir mal Kaffee ein", deklamirte Franz Lamprecht, der einen gar höhnischen Blick seiner jüngeren

Schwester zugeworfen hatte, als Helenens Shlipsfabrikation erwähnt wurde, aber ritterlich schwieg. Helene verstand und wurde dunkelroth.

„Vorwitziger Junge, warte mal, bis andere auch ausgetrunken haben!“ rief Mariechen, ärgerlich über die Unterbrechung, schenkte aber doch den Rest der Kanne in Franzens Tasse und winkte Helene, eine neue Auflage des vielbegehrten Trankes zu besorgen.

Willfährig, aber weniger heiter als vorhin, eilte Helene, den Auftrag auszurichten, eine plötzliche Verstimmung Anton's lag schwer auf ihrem Gemüthe.

Ja, Anton war um alle seine Heiterkeit gekommen! Froh gehegte Hoffnungen waren vernichtet, trübe schaute er in die Zukunft. Trotz aller Hochachtung vor der lieben Mutter Geschicklichkeit und Hausfrauentugend hatte er doch in seinen Zukunftsträumereien die Erwählte seines Herzens, das eigne Heim mit solchem Schimmer von Poesie und „Rosenwölkchen“ umgeben, daß der Gedanke an die vielgerühmten praktischen Seiten Helenens und nun gar an ihre ganz besondere Tugend, Kravatten anzufertigen, jene idealen Bilder ihn wie in grauen Nebel hüllten. Dazu erfüllte den armen Referendar ein grenzenloses Unbehagen, indem er bei jeder Kopfbewegung einen inkorrekten Sitz seiner Halsbinde empfand und fortwährend daran zurecht rücken mußte. —

Die Gymnasiasten hatten eine Extratour nach der Löwenburg vorgeschlagen; Frau Röder und Mariechen riethen eifrig zu, wollten aber selbst nicht Theil nehmen, lieber den schönen Platz besetzt halten; Helene stimmte, etwas befangen, Anton mit steifer Förmlichkeit bei. — Man brach also auf zur Löwenburg.

Im Walde angelangt, stürmten die jungen Gymnasiasten den schmalen, steil aufwärts führenden Pfad hinan, das Pärchen aber wandelte langsam den Schlangenweg, dem Ziele entgegen. Hin und wieder bückte sich das junge Mädchen nach einer Blume; der schweigsame Kavalier that desgleichen, kletterte auch zwischen dem Steingeröll am Abhang umher und suchte feingefiedertes Farnkraut für seine Dame. Schüchtern dankend fügte Helenchen die Spende ihrem Strauße bei, aber es fehlte nicht viel, so rollten Thränenperlchen gleich Thautropfen auf die bunte Blumenpracht.

Es stand bei Helene fest, daß die furchtbar prosaische Unterhaltung der Schwester den hochpoetischen Anton verstimmt hatte, ach, wohl gar das Aufzählen von Helenchens wirthschaftlichem Können sein Herz ihr abgewandt habe. Noch auf dem letzten Balle, ihrem ersten, hatte Anton so wunderschön darüber geredet wie das nüchtern Alltägliche, dem die Frauen so große Wichtigkeit beimessen, wie kalter Nebel auf der Psyche zarte Flügel sänke, daß sie sich nicht zu höheren Geistesregionen aufschwingen könne. Dann hatte der Referendar nach ihren Lieblingsdichtern und Studien gefragt und sie ermahnt, sich öfter in der Dichtkunst heiligem Haine zu ergehen. Noch klang in ihr nach des vaterländischen, des hessischen Dichters wunderschöner Sang, den Röder so schwungvoll vortragen konnte:

Rauschet, meiner Harfen Klänge,
Rauschet wie Triumphgesänge
Meiner Lieder schönstes Lied;
Kühn wie zu des Himmels Bogen
Sturmbewegt die Welle flieht,
Schlage deine großen Wogen,
Jubelharmonienmeer,
Unaufhaltsam um mich her!!!

„O, Mariechen, Du hast mich nur beschämen wollen“, dachte Helene, „darum erzähltest Du von meinem häuslichen Können, dessen Mangelhaftigkeit Du mir ja oft vorhalten mußt, welchen Schmerz Du mir aber zugefügt hast, das ahnst Du Gute nicht!“ O, wie unglücklich fühlte sich Helene!

Den trüben Gedanken zum Trotz wurde das Sträußchen Helenens unter ihren ordnenden Händen immer schöner.

„Sie sind ja die reine Kunstgärtnerin Fräulein Helene,“ brach endlich Anton das Schweigen, „Sie können aber auch wirklich alles!“ fügte er (wie es dem armen Helenchen schien) spöttisch hinzu.

Nun aber konnte sie die Thränen nicht mehr zurückhalten. „Wie unrecht, mich zu verspotten“, schluchzte sie, „wäre ich nur, wie Mariechen mich darstellt, wäre ich nur so geschickt! Ich verstehe ja Mariechen, ich soll mich nur schämen, daß ich noch so unvollkommen bin!“

„Ist das wahr?“ rief in freudiger Erregung Anton. „Dann können Sie wohl gar keine Shlipse machen?“

„Ach, ich kann es wohl, aber die Brüder weigern sich standhaft die ‚Dinger‘ zu tragen, und ich nehme es ihnen gar nicht übel!!“ —

Der Heimweg wurde so schön, wie ihn Anton sich geträumt hatte. Silberlicht zitterte durch die hohen Bäume der Allee, Grillenzirpen tönte von den Wiesen, aus den wogenden Kornfeldern herüber, sonst war's still, heilig stille ringsumher. Umfangen von dem Zauber der milden Sommernacht wandelte fast schweigsam die kleine Gesellschaft der Stadt zu, deren Lichter traulich winkend ihnen entgegen blinkten. —

Als Anton vor dem Lamprecht'schen Hause seinen ergebenen Gruß an den Herrn Obergerichtsrath zu entrichten bat und seinen Besuch auf morgen ankündete, wußte Schwester Mariechen, was Anton und Helenchen seit einigen Stunden als „ihr" Geheimniß bewahrten. In voller Glückseligkeit schritt Anton nun neben der Mutter einher über den im vollen Mondesglanz fast taghell schimmernden Friedrichsplatz.

„Mutter, Helene Lamprecht ist meine Braut!" rief er plötzlich, stehen bleibend, voller Begeisterung aus.

„So, so!" versuchte die Mutter in strafendem Tone zu erwidern, „also hat doch der ‚Referendar' das Wort gesprochen, das der ‚Herr Assessor' erst hätte wagen dürfen?"

„Ach Mutter, denke nur, Halsbinden kann Helenchen aber nicht anfertigen, das sagte Mariechen nur so!"

„Nun, Antonchen, Du hast doch gut gewählt. Den eben erwähnten Mangel achte ich gering, denn ich hoffe, es wird mir noch vergönnt sein, einer späteren Generation mit meiner besondern Kunstfertigkeit Freude zu bereiten!"

„Arme Jungen!" seufzte leise der Referendar zum Monde auf und gedachte der Himmelblauen mit weißer Blonde!



Warum doch?

Warum doch singt zur Lenzzeit
Vom Herbst des Sängers Lied,
Warum im vollen Leben
Klingt Sterben in's Gemüth?

Man sagt wohl: nur dem Deutschen
Sei Dieses eig'ne Art —:
Doch ist in jedem Herzen
So Lust mit Leid gepaart.

Warum doch? Weil in allem
Dem Herz ein Sehnen bleibt,
Das auch im ganzen Leben
Kein einz'ger Tag vertreibt.

Weil allem Lenz auf Erden
Ein Herbst schon innewohnt,
Weil Blühen — Glühen — Werden
Niemals der Tod verschont.

Weil Lenz und Lust und Liebe
Von kurzer Dauer sind —
Und all die bunten Blätter
Verweht der Herbsteswind.

Ober-Klingen. Karl Ernst Knodt.



Aus alter und neuer Zeit.

Die Einnahme der Feste Rheinfels und andere Ereignisse nach dem Gefechte bei Lutterberg (Herbst 1758).*) Friedrich der Große sagt im 6. Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Die Begabung und die Entschlossenheit eines Feldherrn haben im Kriege größeren Werth als die Truppenzahl." Der König selbst bietet ja neben dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig einen vorzüglichen Beweis für dieses Wort, er meint aber an der erwähnten Stelle den General Seydlitz. Das gerade Gegentheil zu diesem tüchtigen Manne bildete der Anführer des französischen Heeres, der Prinz von Soubise. Seiner gewaltigen Uebermacht gelang es zwar, am 10. Oktober 1758 den Unterfeldherrn des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, den General Oberg, bei Lutterberg zwischen Kassel und Münden zurückzuschlagen. Allein auch dieser kleine Sieg war weniger das Verdienst des Prinzen Soubise als des Generals Chevert, der von dem Marschall Contades, dem Befehlshaber in Westfalen, zu dem französischen Heere in Hessen gesandt war. Chevert wurde mit seiner Abtheilung schon drei Tage nach der Schlacht zurückgerufen, und so blieb es Soubise überlassen, den Sieg bei Lutterberg auszunutzen. Die Ausnutzung bestand aber nur in wenigen unbedeutenden Streifzügen.

*) Hauptsächlich entnommen dem ersten Bande von C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757—1763. Kassel 1863.

So stattete das berüchtigte „Fischercorps", die Freischaar des Obersten Fischer, Melsungen vom 19. bis 21. Oktober einen dreitägigen Besuch ab. Mit ihren feinen Spürnasen fanden die wilden Soldaten bald den Eingang zum Rathskeller. Sie stürmten hinein und zogen sofort die Hähne aus den Wein- und Branntweinfässern. Einige ließen das geliebte Naß in Eimer laufen, Andere in irdene Krüge und kupferne Kannen, weniger glückliche Eroberer verschmähten jede Vermittlung und fingen den strömenden Wein nur mit den Gefäßen auf, die ihnen Mutter Natur auf die Lebensreise zum Greifen und Lecken mitgegeben hatte, und achteten nicht der weißen und rothen Bäche, die sich durch den Keller ergossen. Der Weinschenk Riemenschneider stieg mit dem zweiten Gemeindebürgermeister Jäger in die tobende Tiefe hinab, gebot Ruhe und versprach, Jedem ein Schlücklein abzuzapfen. Da kam er aber böse an. Manche von den Soldaten drohten mit Erschießen und Erstechen, und der Verwegensten einer zog das Seitengewehr und sprang so wüthend auf die beiden Spielverderber zu, daß sie den Rückzug in die Oberwelt für geboten erachteten. Die herbeigeholte französische Wache vertrieb dann die Unholde aus dem Keller. Allein die Stadt mußte für den Schaden aufkommen, sie hatte viele verschwundene Gemäße zu ersetzen und 56 Thaler für den vertrunkenen und vergeudeten Wein zu bezahlen.

Aehnliche Heldenthaten verrichteten die Franzosen in Kassel, wo sie das Zeughaus ausplünderten und selbst den 100 Centner schweren „großen Hund", ein riesiges Festungsgeschütz, nicht vergaßen.

Ernsthafter war es schon, wenn sie die Burg Spangenberg, die alte Heimstätte Otto des Schützen, besetzten. In dem Schlosse lagen nur 42 hessische Invaliden, und da diese vergessen hatten, die Zugbrücke herabzulassen, konnten zwei französische Grenadierkompagnien leicht eindringen und sich ohne Blutvergießen des Platzes bemächtigen.

Nicht viel größere Mühe machte den Franzosen die Einnahme von Rheinfels.

Rheinfels, damals eine starke Festung, war 1245 von dem Grafen Diether von Katzenellenbogen über St. Goar am Rheine erbaut und um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit der Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen gefallen. Die Kurfürsten von Mainz und Trier, die im siebenjährigen Kriege im Bunde mit Maria Theresia und den Franzosen standen, drangen lebhaft auf die Eroberung von Rheinfels. Die Besatzung bildeten 300 Mann Landmiliz unter dem Obersten Freywald. Gegenüber, auf dem rechten Rheinufer, hielt der Hauptmann Deterlein mit 40 Soldaten die Burg Katz über St. Goarshausen besetzt. So war es für die beiden Offiziere ein Leichtes, die Rheinschifffahrt zu sperren und den Verkehr des Prinzen Soubise mit der französischen Nordarmee unter Contades, die für die kalte Jahreszeit ihre Stellung von Koblenz aus stromabwärts bezogen hatte, völlig zu vereiteln. Darum gab beim Marsche in die Winterquartiere der Prinz Soubise in Gießen dem Generallieutenant Castries den Befehl, mit den Regimentern St. Germain und la Ferronaye die beiden Burgen zu überrumpeln.

Castries erschien am 1. Dezember 1758, Morgens zwischen 4 und 5 Uhr, also noch in der vollen Finsterniß der Winternacht, vor St. Goar. Die Thorwache in der Stadt war — unglaublich für Kriegszeiten und für die Stellung zwischen zwei feindlichen Heeren — nicht mit scharfen Patronen versehen. So konnten die Franzosen ungehindert die Mauern erklettern. Die Besatzung, die nur aus 50 Mann bestand, zog sich kampflos zurück. Ehe sie aber die steile Höhe nach dem Rheinfels ersteigen konnte, kamen Feinde auch von der anderen Seite und nöthigten sie die Waffen zu strecken. Von der größten Wichtigkeit war es für die Franzosen, daß bis zu diesem Augenblick nicht ein einziger Schuß gefallen war, der die Hessen auf dem Rheinfels hätte warnen können. Nun wurden alle Zugänge zu der Feste Rheinfels besetzt und der Oberst Freywald zur Uebergabe aufgefordert. Die Festungswerke waren im schlechtesten Zustande, ein Widerstand daher wenig aussichtsreich; auch fehlte es zur Bedienung der 72 Kanonen und 35 Mörser an ausgebildeten Artilleristen. So gab Freywald die Festung mit ihrer Besatzung und sämmtlichen Vorräthen und Kriegsgeräthen in französische Hände. Der Oberst wollte zugleich für die Burg Katz mit kapituliren, allein der Marquis von Castries, der diese kleine Feste jetzt für ganz unhaltbar erachtete, lehnte eine solche Ausdehnung der Kapitulation ab. Wie irrte er sich aber in dem Hauptmann Deterlein! Der Brave verweigerte die Uebergabe auf Grund jener Kapitulation und erklärte die Befehle des gefangenen Obersten Freywald für ungültig. Drei Tage lang vertheidigte er sich gegen die Angriffe der erzürnten französischen Regimenter. Erst als seine Soldaten all ihr Pulver verschossen hatten, verließ er mit ihnen die Burg Katz und entkam unter dem Schutze der Nacht.

Beide Festen, Rheinfels und Katz, sind später von den Franzosen in den jetzigen romantisch zerfallenen Zustand versetzt. Die Katz, eigentlich

Neu-Katzenellenbogen, 1393 von dem Grafen Johann III. von Katzenellenbogen erbaut, ließ Napoleon I. 1806 zerstören. Neun Jahre früher war auch der Rheinfels von unseren westlichen Nachbarn in Trümmer gelegt; 1843 ging er dann in den Besitz des Prinzen von Preußen, des nachmaligen ersten Deutschen Kaisers, über.

L. A.

Aus Heimath und Fremde.

Die 63. Jahresversammlung des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.

Nachdem bereits vor Jahresfrist der Vorstand des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde durch die städtischen Behörden von Gudensberg eingeladen war, in den Mauern dieser Stadt eine seiner Jahresversammlungen abzuhalten, fand dieselbe kürzlich, in den Tagen vom 21. bis 23 Juni, dortselbst statt und verlief, dank des liebenswürdigsten Entgegenkommens der Bürgerschaft und begünstigt vom herrlichsten Wetter, in der schönsten Weise. Der erste Tag brachte nur die übliche vorberathende Sitzung des Gesammtvorstandes, weshalb die Mehrzahl der Festtheilnehmer erst am Morgen des 22. in Gudensberg eintraf. Gegen 10 Uhr begannen im Saale des festlich geschmückten Rathhauses die Verhandlungen, denen wir Folgendes entnehmen.

Im abgelaufenen Geschäftsjahr sind die neuen Statuten zur Einführung gelangt, die Mitgliederzahl des Vereins ist ganz erheblich gestiegen. Letztere bezifferte sich zur Zeit auf 1495, doch wurde diese Zahl noch am Verhandlungstage durch Neuanmeldungen weit überschritten. Der Bibliothek und Münzsammlung wurden reiche Zuwendungen gemacht, letzterer besonders durch ein Legat der Frau Major Frederking. Gelegentlich der Monatsversammlungen wurden im Zweigverein Kassel sieben Vorträge gehalten und außerdem zwei Ausflüge unternommen, bei denen von Gerichtssekretär Neuber (Kloster Nordshausen) und Dr. Schwarzkopf (Krukenberg) die Geschichte der besuchten Punkte besprochen wurde. Die Kasse weist trotz bedeutender Ausgaben noch einen Reinüberschuß von ca. 100 Mark auf; in den nächsten Etat werden u. A. für die in der Bildung begriffene historische Kommission 500 Mark und die gleiche Summe für die Alterthümersammlung des Vereins eingestellt. Professor Lenz, welcher leider, nachdem er 37 Jahre das Amt des Kassenführers verwaltet hat, aus Gesundheitsrücksichten eine Wiederwahl ablehnen mußte, wurde die Ehrenmitgliedschaft übertragen und an seine Stelle Landesbankrath Wolff von Gudenberg gewählt. Der bisherige Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. Hierauf hielt der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Brunner, seinen Vortrag über die Geschichte der Stadt Gudensberg und das Landgericht Maden.

Im Eingang seiner Ausführungen wies Redner zunächst auf die wichtige Stellung hin, welche Gudensberg in früheren Zeiten einnahm, als Hauptort des fränkischen Hessengaues war es für Niederhessen, was Marburg für den Oberlahngau, Oberhessen, bedeutete; ersterem Gau, dessen Bezeichnung von einem Volksnamen abgeleitet ist, kommt ein weit höheres Alter zu als dem letztgenannten. Aus ältester Zeit ist Mattium = Maden bekannt, das als Hauptort der Chatten im Jahre 15 n. Chr. von Germanicus zerstört wurde und nicht mit dem versteckt liegenden Metze identifizirt werden darf, denn die ganze geschichtliche Entwickelung tritt für Maden ein. Der Ortsname kommt als Mathanon zuerst in einem Hersfeldischen Güterverzeichniß vor und bedeutet = zu den Volksversammlungen. Diese wurden auf der Mader Haide, einer weiten Rasenfläche mit einer Erhebung, dem Schanzenkopf, bis in's 17. Jahrhundert hinein abgehalten. Maden war ein einfaches Centgericht wie etwa Kirchditmold, es findet sich in historischer Zeit keine Spur, daß daselbst ein Grafengericht bestanden, doch wohnten die Grafen innerhalb der Cent an dem durch das Herkommen geweihten Ort, lange Zeit zu Gudensberg, dem „Berg des Wodan", auf dem in der Heidenzeit das Volk den höchsten seiner Götter verehrte; erst später hat die Sage diesen Göttersitz nach dem Odenberg übertragen. Als bekannt übergehen wir hier die ausführliche Darstellung der Geschichte der Grafenfamilie, welche theils zu Fritzlar, theils zu Gudensberg ihren Sitz hatte; von dem letzten Grafen, Giso IV. († 12. März 1122), der sich zuerst als Graf von Gudensberg bezeichnet, kam die Grafschaft Hessen an die Landgrafen von Thüringen, von diesen im Jahre 1247 an die Herzogin Sophie als Vormünderin des „Kindes von Hessen". Als später Sophie ihre Tochter mit Herzog Albrecht von Braunschweig verlobte, erhielt dieser als Unterpfand für die Aussteuer Gudensberg; diese Pfandschaft dauerte bis zum

Beginn des 14. Jahrhunderts. Man hat nun bisher angenommen, daß der Herzog vom Jahre 1256 an im thatsächlichen Besitz gewesen sei, doch liegen im Gegentheil mehrfache Urkunden vor, welche gerade erweisen, daß Landgraf Heinrich die Herrenrechte andauernd ausgeübt und daß Braunschweig der Stadt sich erst im Todesjahre des Landgrafen Johannes (1311) bemächtigt hat, um es nicht in die Hände des Erzstifts Mainz bezw. des Landgrafen Otto gelangen zu lassen. Otto schickte sich sofort an, Stadt und Schloß mit Waffengewalt wieder dem hessischen Hause zurück zu gewinnen, doch war ein erster Angriff vergeblich, man mußte sich zu regelrechter Belagerung entschließen, die Graf Heinrich von Waldeck im Auftrag des Landgrafen leitete. Aus einer Urkunde des Jahres 1314 ergiebt sich dann, daß Gudensberg wieder in landgräflichem Besitz war. Hierauf besprach Redner die andauernden Verwickelungen mit Mainz, den Spruch des Tages von Olmen (2. Januar 1325): die Prätensionen des Erzstifts erhellen zur Genüge, daß es von jeher den Bann mit der Grafengewalt, Gudensberg als Amtssitz den Landgrafen verliehen hatte und daß hierin die eigentliche Amtsgewalt derselben begründet war. Das „Gericht Maden“, welches in der Folge gleichbedeutend mit „Hessen“ auftritt, unterschied sich nur dadurch von anderen Gerichten, daß hier ähnlich wie zu Mittelhausen in Thüringen ein Landfriedensgericht gehegt wurde, welches die Landrichter (judices provinciales) leiteten; als letztere werden die von Bischofshausen, Elben und die Gisonen von Gudensberg genannt. Nur darin lag ein Vorrang, welcher Maden vor anderen Gerichtsstätten auszeichnete. Nach eingehender Darstellung der kriegerischen Vorgänge um die Mitte des 14. Jahrhunderts, des Kampfes an der „Streithecke“ bei Gudensberg (1350), kommt Redner sodann zu der Belagerung der Stadt durch Adolf von Mainz und hebt hervor, daß die bekannten Worte Eckbert's von Grifte „Hebet Euch hinweg, gnädige Frau“ u. s. w. recht wohl gefallen sein können, da Landgräfin Margarethe öfters ihre eigene Politik machte. Der Ursprung der Sage vom Kasseler Kreuz mag ebenfalls hier zu suchen sein.

Die Stadt wird zuerst 1254 erwähnt, 1265 besaß sie schon ein Schöffenkollegium, später zwei solcher, und zwar alternirender Körperschaften von je sechs Gliedern; die Bürgerschaft war behufs Vertheidigung der Mauern den einzelnen Thürmen zugetheilt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts tritt die Neustadt, die Freiheit auf, eine Gründung des Landgrafen auf herrschaftlichem Boden, welche neue Steuerquellen erschließen sollte, und durch die Einwohner von Langenvenne, Mittelvenne und Karlskirchen besiedelt wurde.

Das Schloß, die Oberburg (die Wenigenburg lag seit 1387 in Trümmern) zeigt nach den Ansichten bei Merian noch einen Hauptthurm und vier Gebäude und hatte in den ältesten Zeiten den Grafen, später den Vicegrafen als Wohnsitz gedient. Später hielten sich die Landgrafen gleichfalls dort auf, so Landgraf Ludwig 1426—1427 gelegentlich der Waldecker Fehde, bei Jagden im Langenberg, bei Schlichtung der großen Fehde zwischen den Hund, Hertingshausen, Elben und Dalwig u. s. w. Auch Wilhelm der Mittlere und Landgraf Philipp verweilten gelegentlich auf dem Schloß; Letzterer richtete von dort aus 1530 einen Brief dogmatischen Inhalts an Zwingli. Nachdem die Gebäude nur noch als Magazine benutzt wurden, nahm ihr Verfall schnell zu, kriegerische Ereignisse thaten das Uebrige (1640), doch konnten sich noch 1761 ein Häuflein Franzosen in den Trümmern mehrere Tage halten, bis sie durch eine heftige Beschießung von einem englischen Corps unter Lord Gramby zur Uebergabe genöthigt wurden. Im Jahre 1809 verkaufte die westfälische Regierung die letzten Reste für 53½ Thlr. auf Abbruch und seitdem stehen nur noch ein Thor und wenige Mauertrümmer aufrecht, alles Uebrige deckt hoher Schutt. — Lebhafter, andauernder Beifall folgte den Ausführungen des Redners, dem man es anmerkte, daß er die Bausteine zu einer Geschichte seiner Heimathsstadt mit Lust und Liebe zusammengetragen hatte. Er ruhte nicht eher, als bis es seinem unermüdlichen Fleiß gelungen war, sie aneinanderzufügen und das Gefüge zu einem einheitlichen Ganzen auszugestalten.

Nach Schluß des Vortrages begaben sich die Festtheilnehmer zum Musikfrühschoppen nach der Wenigenburg und sodann zur Stadt zurück. Bei dem Festmahle sprachen u. A. nach dem durch Dr. Brunner ausgebrachten Kaisertoast Dr. Scherer, welcher auf die gastfreundliche Stadt Gudensberg trank, — Bürgermeister Kleim feierte den Verein, Superintendent Wissemann den Vorsitzenden Dr. Brunner — Gutsbesitzer Nöll und Metropolitan Braunhof. Nach 6 Uhr fand ein herrlich verlaufenes Waldfest im Lamsberg statt.

Der letzte Tag brachte den Ausflug nach Niedenstein, woselbst im Rathhaussaal ein einfaches Mittagsessen eingenommen wurde. Auf der Ermetheiser Hute hielt darauf Baron Heß von Wichdorff, welcher auf Einladung des Vorstandes eigens von Gotha gekommen war, einen werthvollen und mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Geschichte seines Geschlechts und die Burg Niedenstein. Leider schlug schon sehr

bald die Abschiedsstunde, die Gäste aus Kassel sahen sich genöthigt gegen 6 Uhr aufzubrechen und machten zum größten Theil von den Gudensberger Wagen Gebrauch, welche nach der Eisenbahnstation Guntershausen fuhren und von ihren Besitzern wieder in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt waren. W. L.

Geschichtsverein zu Marburg. In der am 18. Juni Abends im Museum zu Marburg abgehaltenen Monatsversammlung des Hessischen Geschichtsvereins wurde der seitherige Vorstand, bestehend aus den Herren Archivrath Dr. Könnecke (Vorsitzenden), Pfarrer Heldmann (Schriftführer), Oberst v. Lengerke (Bibliothekar) und Bezirkskonservator Dr. Bickell, wiedergewählt.

Carl Preser's „Ulrich von Hutten". In öffentlicher Versammlung sprach zu Magdeburg kürzlich Dr. Nordmann über Carl Preser's: „Ulrich von Hutten". In seinem beifälligst aufgenommenen Vortrage zollte Redner dem Dichter die höchste Anerkennung, die er in den Worten zusammenfaßte: „Von seinem Stoffe tief durchdrungen, theilt der Dichter seine hohe Begeisterung für den Helden, seine warme Empfindung für den Menschen Ulrich von Hutten dem Leser mit. Seine Behandlung der verschiedensten Versmaße ist eine geradezu virtuose."

Goldene Hochzeit. Am 27. Juni beging einer der ältesten und bekanntesten Kasseler Bürger, Fabrikant Christian Reul, ein geborener Hanauer, mit seiner Gattin das seltene Fest der goldenen Hochzeit. Der Jubilar, der noch in voller Rüstigkeit und Frische dasteht, hat sich um die Pflege von Laune und Humor in der Residenzstadt Kassel als langjähriger Vorsitzender der alten Karnevalsgesellschaft anerkennenswerthe Verdienste erworben. Möge dem Jubelpaar auch ferner ein glücklicher Lebensabend beschieden sein!

Todesfälle. Am 10. Mai starb am gelben Fieber in Guatemala*) Ludwig Suntheim, Sohn des allverehrten Amtsraths Suntheim zu Jesberg, früher zu Schafhof bei Ziegenhein. Vor Jahresfrist war er von dem Welthandels- und Rhedereihaus F. Laeiß zu Hamburg aus einer großen Anzahl von Mitbewerbern für den Posten in Guatemala ausgewählt und hatte sich in seinem neuen Wirkungskreis schon nach kurzer Zeit die Hochachtung und das volle Vertrauen seines Chefs erworben. Bei liebenswürdigen Charaktereigenschaften zeichnete ihn treuer Fleiß, Zuverlässigkeit und unerschrockener Sinn, wie er dem Hessen und Deutschen so gut steht, aus. Leider mußte gerade der persönliche Muth ihm verhängnißvoll werden; die Fieberepidemie brach aus, Ludwig Suntheim blieb fest auf seinem Posten, auch nachdem mehrere Landsleute, darunter der deutsche Arzt, der tückischen Kranheit erlegen waren. So wurde der hoffnungsvolle Pionier des Deutschthums in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft und ruht nun friedlich unter den am Strande des Stillen Ozeans sanft rauschenden Palmen, innig betrauert von allen Denen, die ihn in Heimath und Fremde gekannt haben. (K. H., Hamburg.)

Am 3. Juni erlag Se. Excellenz der großherzoglich oldenburgische Oberhofmarschall und Kammerherr Reinhard Freiherr von Dalwigk zu Lichtenfels, Senior der gleichnamigen Familie der althessischen Ritterschaft, beider Linien Schaumburg und Lichtenfels, zu Wehlheiden, wo er nach seinem Rücktritt von seinem Amte seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, einem wiederholten Schlaganfalle. Geboren zu Kassel am 21. Januar 1818, als Sohn des kurhessischen Majors und Hofmarschalls Alexander Felix von Dalwigk und der Hedwig Milchling von und zu Schönstädt, trat er im Jahre 1848 in das oldenburgische Truppencorps ein, bei welchem er den schleswig-holsteinischen Feldzug mitmachte. Als Oberlieutenant nahm Freiherr v. Dalwigk 1851 seinen Abschied, um als Kammerherr ganz in den Hofdienst überzugehen. Der weitgereiste, in Kunst- und literarischen Sachen hochgebildete Kavalier kam dadurch, daß er im Jahre 1854 als Intendant die Verwaltung des Oldenburgischen Hoftheaters und der Hofkapelle übernahm, in enge Berührung mit der Oeffentlichkeit. Er hatte diese Stellung bis zu seinem 1894 erfolgten Rücktritt inne. Unter seiner Leitung bot das Oldenburgische Hoftheater, dank der von seinem unermüdlichen Leiter ausgehenden Anregung, bedeutende künstlerische Genüsse und hatte hervorragende Leistungen aufzuweisen, sodaß der Name des liebenswürdigen und feinfühligen Mannes mit der Geschichte des geistigen und künstlerischen Lebens von Stadt und Land Oldenburg eng verknüpft ist. Der Verstorbene war Inhaber der Patronate: Kirchditmold, Wehlheiden, Obervellmar, Altenritte, Hoof und Dillich in Hessen und Münden in Waldeck, auch Mitbesitzer des Gutes Campf im ehemaligen Amt Lichtenfels. Excellenz v. Dalwigk hatte stets

*) In Guatemala weilen zur Zeit noch folgende drei Hessen: Richard Jordan, der durch seine Gedichte im „Hessenland" unsern Lesern bestens bekannte Dichter, Heinrich Reuße aus Wolfsanger und Adolf Reul aus Hanau.

großes Interesse für hessische Geschichte, wie er denn stets eifriger Leser vom „Hessenland“ war, das auch die Ehre hatte, ihn zu seinen Mitarbeitern zu zählen, so schrieb er (R. v. D.) folgende Aufsätze: „Hessen in den Hugenottenkriegen“ (1888, S. 266 ff.), über die „Gewaltsame Entführung der Herzogin Marie Friederike von Anhalt-Bernburg, Tochter des Kurfürsten Wilhelm I.“ (1888, S. 277 ff.), „Ueberfall des Malsburgischen Hauses Elmarshausen durch die Bewohner der waldeckischen Stadt Freienhagen am 22. Mai 1615“ (1891, S. 34 ff.).

Am 14. Juni verschied im Krankenhause zu Bremerhaven ganz plötzlich, im Begriff seine Berufspflichten auszuüben, Dr. med. August Soldan, ein Kurhesse aus Münchhausen, Sohn des ehemaligen Pfarrers Philipp Soldan und Schüler des Marburger Gymnasiums, der seine fachliche Ausbildung auf den Universitäten von Marburg und Würzburg empfangen hatte. Nach Vollendung seiner Studien bekleidete er zwei Jahre lang die Stelle eines Assistenzarztes am städtischen Krankenhause in Bremen und siedelte im Jahre 1864 als praktischer Arzt nach Bremerhaven über, wo er seit Fertigstellung des neuen städtischen Krankenhauses (Oktober 1882) als dessen Leiter eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, aus welcher ihn der Tod so unvermuthet abberief. Der Verlust des wegen seiner fachmännischen Tüchtigkeit und seines trefflichen, selbstlosen Charakters hochverehrten Arztes wird sehr betrauert.

Am 19. Juni raffte der unerbittliche Tod in dem Regierungs- und Schulrath Heinrich Gabriel zu Posen einen bedeutenden Schulmann dahin, dessen Verlust auch seine zahleichen Bekannten in der hessischen Heimath sehr betrauern werden. Geboren am 21. Juni 1831 zu Homberg, studirte er, nachdem er das Seminar seiner Vaterstadt durchgemacht hatte, von 1852—1857 zu Marburg, und war dann als Lehrer der höheren Töchterschule in Marburg (1857—1859), später als Seminarlehrer, bezw. erster Seminarlehrer in Schlüchtern thätig. Im Jahre 1868 wurde er nach Altpreußen berufen, wo er in Altdöbern und Drossen in gleicher Eigenschaft wirkte. 1873 erfolgte seine Ernennung zum Direktor des Drossener Seminars und 1886 die zum Regierungs- und Schulrath in Posen. Dort hat er, selbst schwere Krankheit nicht achtend, bis unmittelbar vor seinem Hinscheiden unermüdlich seines Amtes gewaltet. In Gemeinschaft mit dem Seminardirektor Supprian gab Gabriel das Deutsche Lesebuch mit Bildern für Volksschulen (in drei verschiedenen Ausgaben) heraus und trat auch sonst wiederholt als pädagogischer Schriftsteller in Wirksamkeit.

Hessische Bücherschau.

Dr. Reinhard Suchier, Die Münzen der Grafen von Hanau. Zum 300jährigen Jubiläum der Neustadt Hanau herausgegeben vom Hanauer Geschichtsverein. II u. 117 Seiten 4°. — 20 Lichtdrucktafeln. — Hanau 1897. Im Selbstverlag des Vereins.

Aus Anlaß des Hanauischen Jubelfestes vom Juni d. J. hat der Geschichtsverein der Feststadt die Literatur um ein Werk bereichert, wie es sachgemäßer, werthvoller und gründlicher kaum geliefert werden konnte. Es ist ja immer ein Wagniß für den Verleger, die Vervielfältigung einer numismatischen Schrift zu übernehmen, und so verdient der Hanauer Geschichtsverein unsere rückhaltlose Anerkennung, daß er die eine längst empfundene Lücke ausfüllende Festschrift herausgegeben und so vortrefflich ausgestattet hat. Ganz besonderen Dank aber, nicht nur bei allen Sammlern Hanauischer Münzen, sondern bei jedem Freunde vaterländischer Geschichtsforschung, hat sich der Verfasser des Werkes, Herr Dr. Suchier, erworben, der die Frucht der Studien eines Menschenalters freudig dargeboten hat, um die Veranstaltung einer in jeder Hinsicht würdigen Festgabe zu ermöglichen. Beim Anblick eines solchen Werkes regt sich in jedem Münzforscher der Wunsch, es möchten doch auch über andere abgerundete Münzgebiete ähnliche Abhandlungen erscheinen, die ein ersprießliches Studium dieser kleineren, meist besonders interessanten Territorien allein ermöglichen könnten.

Die Reichsgrafschaft Hanau, als solche 1429 begründet, spaltete sich bekanntlich am 26. Juni 1451 in zwei Linien, die sich später Hanau-Münzenberg und Hanau-Lichtenberg nannten. Am 12. Januar 1642 wurden beide Grafschaften wieder vereinigt, da die Münzenbergische Linie ausstarb; und als am 28. März 1736 auch der letzte Herrscher aus der Lichtenbergischen Linie verschieden war, kam Hanau-Münzenberg an Hessen-Kassel, Hanau-Lichtenberg an Hessen-Darmstadt.

In diese allgemein bekannte Geschichte der Reichsgrafschaft Hanau fügt sich nun ihre besondere Münzgeschichte ein. Das Münzrecht hatte die Grafschaft, schon ehe sie Reichsgrafschaft wurde, im Jahre 1368 erworben, wobei ihr Babenhausen als Münzstätte angewiesen wurde; sie hat aber bis zu ihrer Theilung keinen Gebrauch davon gemacht. Nach der Theilung lag dann die besondere Schwierigkeit vor, daß die Linie Münzenberg (als die ältere) das Münzrecht, die Linie Lichtenberg aber die Münzstätte (Babenhausen) besaß. Erst im Jahre 1587 (219 Jahre nach Erwerbung des Münzrechts, 136 Jahre nach der Theilung) erwarb die im Besitze der Münzstätte befindliche jüngere Linie für sich besonders das Münzrecht, prägte aber merkwürdiger Weise Anfangs nicht in Babenhausen, sondern in der lichtenbergischen Stadt Wörth im Niederelsaß; erst seit etwa 1607 tritt Babenhausen als wirkliche lichtenbergische Münzstätte auf. Die ältere Linie begann etwas später als die jüngere zu prägen, indem sie im Jahre 1603 in Hanau eine Münze anlegte. Somit giebt es Prägungen von Hanau-Münzenberg aus den Jahren 1603 bis 1639 (aus den letzten drei Jahren der älteren Linie kennt man keine Münzen), Prägungen von Hanau-Lichtenberg aus den Jahren 1587 bis 1632 (die letzten zehn Jahre dieser Linie, also bis 1642, haben keine Münzen ergeben), endlich Prägungen von Gesammt-Hanau unter den Lichtenbergern aus den Jahren 1647 (statt 1642) bis 1731 (statt 1736). Suchier beschreibt alle aus diesen drei Abschnitten bekannt gewordenen Gepräge: von Münzenberg 175, von Lichtenberg 294, von Gesammt-Hanau 282, im Ganzen 751 Stück und dazu 22 Münzstempel. Die 20 meist trefflich gelungenen Lichtdrucktafeln bilden 350 Gepräge und 3 Münzstempel ab. Die Beschreibungen sind, gemäß den Anforderungen der Wissenschaft, peinlich genau; aber der Verfasser hat sich nicht auf Beschreibung und Abbildung beschränkt, sondern eine Fülle von geschichtlicher Anregung in den Text vertheilt, indem er den Münzen eines jeden Regenten und innerhalb dieser oft denen einer jeden Gruppe allgemeinere Erörterungen vorausschickt oder folgen läßt, bei werthvolleren oder interessanteren Stücken eine eingehende Besprechung anknüpft und überdies 55 Fußnoten giebt. Aus all diesem vermag der Fachmann, wie ich dankbar anerkenne, viel Belehrung von unserem Hanauischen Meister entgegennehmen, aber auch für den Laien, der sonst leicht numismatische Bücher als zu trocken bald wieder aus der Hand legt, wird das Buch dadurch werthvoll und fesselnd, wenn auch sein Genuß nicht an den des Numismatikers dabei heranreichen mag. Von besonderem Werth ist in dieser Hinsicht der 15 Seiten umfassende Abschnitt über Münzstätten und Münzmeister.

So vielen Vorzügen gegenüber fallen einige wenige Unvollkommenheiten meist technischer Art nur unbedeutend ins Gewicht. Von Druckfehlern, die theils mir vom Herrn Verfasser gütigst mitgetheilt, theils von mir selbst entdeckt wurden, mögen als wichtigere erwähnt werden: S. 22, Z. 3 steht 1575 statt 1576; 41, Z. 19 fehlt A. nach SEM.; S. 48, Z. 14 steht 69 statt 96; S. 55, Z. 11 nach Felde fehlt: letzteres ein rothes Schildlein ebenfalls in goldenem Felde.; S. 77, Anm. 41, Z. 5 steht Mm. statt Mark; S. 87, Z. 41 fehlt ein Punkt nach CAS; S. 92, Z. 18 steht 1650 statt 1656; S. 97 fehlt bei Nr. 626 die Bemerkung, daß die 2 im Reichsapfel zwischen zwei Punkten steht; S. 99 fehlt bei Nr. 646 die Angabe, daß auch U statt V vorkommt; S. 106, Z. 9 ist der Punkt nach 60 zu streichen; Tafel XVI steht 797 statt 597. Bei den Abbildungen ist 441 (Tafel XI) schief gerathen; 510 (Tafel XIV) hat den Revers vor dem Avers; 702 (Tafel XIX) steht theilweise auf dem Kopfe.

Möchte das Buch recht viele Leser finden und die Sammler veranlassen, ihre Stücke mit ihm zu vergleichen und Abweichungen dem Verfasser mitzutheilen.

Leipzig. **Paul Weinmeister.**

Festzeitung zum Hanauer Jubelfest. — Der 300hunderijährigen Feier der Gründung der Neustadt Hanau ist die Entstehung einer Gabe, wie sie zweckentsprechender kaum gedacht, zuzuschreiben, es ist die vom Preßausschuß des Festkomités herausgegebene „Festzeitung zur 300jähr. Jubelfeier der Gründung der Neustadt Hanau". Kommissionsverlag von Fr. König's Hofbuchhandlung (R. Altmannsperger) in Hanau. 20 S. 4⁰. — Wir glauben unsern Lesern am leichtesten Gelegenheit zur Bildung eines Urtheils zu geben, wenn wir ihnen den Inhalt des auch äußerlich bestens ausgestatteten Blattes in kurzen Zügen vermitteln. Neben schwungvollen Gelegenheitsgedichten („Festgruß" von Otto Wackermann und „Der 13. Juni" von Fritz Schleucher) finden wir da volksthümliche geschichtliche Aufsätze auf sicherer Grundlage von Otto Ankel („Alt-Hanau", „Neu-Hanau", „Graf Philipp Ludwig II". Die Gründer von Neu-Hanau") August Winkler, Karl Neßler und Arthur Wessel („Die Wallonisch-Niederländische Kirche") und Heinrich Heusohn

(„Das Hanauer Wappen"). Außerdem weitere lesenswerthe Beiträge von Karl Neßler, Otto Wackermann, August Winkler, Heinrich Berthold, Jakob Fritz, Emil Thormälen und Max Bungenstab, die bei aller Kürze Gutes bieten. Daß ein Artikel über „Das Nationaldenkmal der Brüder Grimm" aus der Feder von Ferdinand Schmidt, dem Verfasser der auch im „Hessenland" besprochenen Festschrift zur Enthüllungsfeier des Denkmals, nicht fehlt, sei anerkennend erwähnt. Des dem Artikel angefügten Hinweises auf das wie in Kassel so auch in Hanau in's Leben gerufene Grimm-Museum sei ebenfalls zustimmend gedacht. Zum Schluß ist noch der geschmackvolle bildnerischen Schmuck der Festnummer rühmend hervorzuheben. Es ist darin das Portrait Graf Philipp Ludwig's II., ferner sind darin Ansichten von Alt-Hanau nach Merian (1632), der Wallonisch-Niederländischen Kirche, die Abbildungen der Siegel der Alt- und Neustadt wie des Bronzewappens an dem Grabsteine Graf Reinhard's II. (1451), des dem Hanauer Grafen errichteten Denkmals und des Nationaldenkmals für die Gebrüder Grimm beigegeben. Alles in allem verdient diese Festzeitung nach jeder Richtung hin warme Empfehlung und weite Verbreitung. **W. G.**

In den nächsten Tagen erscheint:

Dr. Wilhelm Christ. Lange: „Zu den Sooden." Bad Sooden im unteren Werrathal und seine nächste Umgebung. Mit zwei Ansichten nach Photographien von F. Tellgmann-Hersfeld. Kassel, Verlag von A. Freyschmidt (G. Dufayel). [1897.] 81 S.

Besprechung folgt in nächster Nummer.

Personalien.

Verliehen: dem Oberlehrer a. D. Dr. Suchier, dem Pfarrer Wessel, beiden zu Hanau, sowie dem Oberförster Rhenius zu Hilders der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Forstassessor Patberg zum Oberförster in Gottsbüren; Strafanstaltssekretär Lemcke in Ziegenhain zum Strafanstaltsinspektor in Lichtenburg; Forstkassenrendant Rentmeister Jung zum Domainenrentmeister in Rotenburg; der Departementsthierarzt Tietze zu Kassel zum Veterinärassessor bei dem Medizinalkollegium der Provinz Hessen-Nassau; der Bürauhilfsarbeiter Damms zum Polizeikommissar in Kassel; der Regierungsbaumeister Twiehaus in Kassel zum Wasserbauinspektor; die Supernumerare Bahr, Barthelmes, Rehm, Schmidt und Bernhard zu Steuersekretären bei den Einkommenssteuerveranlagungskommissionen des Stadtkreises Kassel, bezw. des Kreises Rinteln, Witzenhausen und Fritzlar und des Landkreises Hanau.

Versetzt: der Landrath Dr. Lotz zu Melsungen als Regierungsrath nach Liegnitz; der Regierungsassessor Günther, der Spezialkommissionssekretär Ziegner und die Landmesser Schröder I, Rübesam, Röder, Ludwig, Paul und Beermann von Frankenberg nach Marburg, der Spezialkommissar Regierungsrath Haack in den Bezirk der Generalkommission in Münster i. W.; der Spezialkommissar Korb zu Rinteln an die Generalkommission in Frankfurt a. O.; der Regierungs- und Forstrath Burckhardt zu Kassel statt an die Regierung zu Minden an die Regierung zu Hildesheim; der Wasserbauinspektor Baurath Siebert zu Kassel als technisches Mitglied an die Regierung zu Minden; der Kreisphysikus Dr. Niemeyer zu Hünfeld in den Kreis Neuß.

Uebertragen: dem Gerichtsassessor Spannagel zu Kassel die einstweilige Verwaltung der Spezialkommission in Schmalkalden; dem Gerichtsassessor Tuercke die Verwaltung der Spezialkommission in Rinteln; dem Regierungsassessor von Baumbach zu Kassel die kommissarische Verwaltung des Landrathsamtes zu Melsungen.

Ausgeschieden: der Gerichtsassessor Weber aus dem Justizdienste infolge Uebernahme in die landwirthschaftliche Verwaltung.

Verlobt: Hauptmann Max von Ploennies zu Darmstadt mit Tony Freiin Schenk zu Schweinsberg (Schweinsberg, Juni); Kaufmann Paul Breiding mit Fräulein Auguste Müller, Kaufmann Richard Fuhse mit Fräulein Marianne Schäffer, Zahnarzt Adolf Scheele mit Fräulein Clementine Müller, Kaufmann Karl Landgrebe mit Fräulein Hedwig Wenzel (Kassel, Juni).

Vermählt: Baurath Emil Seligmann zu Kassel mit Fräulein Anna Eichberg (Darmstadt, 19. Juni); Hauptmann Wilhelm Ludwig Cotta zu Worms mit Marie Henriette Gutschow (Kassel, Juni); Fabrikant Heinrich Engelhardt mit Fräulein Minna Knetsch (Kassel, 19. Juni).

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Max Schäfer und Frau, geb. Spiegel (Kassel, 13. Juni); Hans Bechtel und Frau, geb. Helwig (Kassel, 27. Juni); C. Diegel und Frau Anna, geb. Kirchhof (Kassel, 28. Juni); Kaufmann Georg Henkel und Frau Marie, geb. Pechmann (Kassel, 28. Juni); ein Mädchen: Hauptmann von Uechtritz und Frau Amelie, geb. von Hundelshausen (Eisenach, 23. Juni); Postsekretär F. Grunewald und Frau Anna, geb. Künstler (Witten, 24. Juni); Bankdirektor Exner und Frau geb. Dorwaldson (Leipzig, 26. Juni).

Gestorben: Frau Elisabeth Rudolph, geb. Attendorn (Borken, 17. Juni); verwittwete Frau Forstmeister Jenny Morgenroth, geb. Morgenroth (Oberkirch im Schwarzwald, 18. Juni); verwittwete Frau Emma von Wurmb, geb. Freiin von Hanstein, 86 Jahre alt (Kohlgraben bei Vacha, 18. Juni); Regierungs- und Schulrath Heinrich Gabriel, 66 Jahre alt (Posen, 19. Juni); Kaufmann Jakob Ezechiel Wallach, 76 Jahre alt (Kassel, 21. Juni); Kaufmann Karl Schneehagen (Köln, 21. Juni); verwittwete Frau Margarethe Seikel, geb. Trageser (Kassel, 22. Juni); Kaufmann Karl Otto, 24 Jahre alt (Quitte in Westafrika, Juni); Kaufmann Konrad Schröder, 70 Jahre alt (Kassel, 25. Juni); Forstmeister Hermann Fräbel, 61 Jahre alt (Grebenstein, 27. Juni); Kanzleivorstand Wilhelm Fladung (Kassel, 28. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XI. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1897.

Waldkonzert.

Konzert ist heute angesagt
Im frischen grünen Wald;
Die Musikanten stimmen schon,
Hör', wie es lustig schallt!
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald!

Der Distelfink spielt keck vom Blatt
Die erste Violin;
Sein Vetter Buchfink nebenan
Begleitet lustig ihn.
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald.

Frau Nachtigall, die Sängerin,
Die singt so hell und zart;
Und Monsieur Hänfling bläst dazu
Die Flöt' nach bester Art!
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald.

Die Drossel spielt die Klarinett',
Der Rab', der alte Mann,
Streicht den verstimmten Brummelbaß,
So gut er streichen kann.
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald!

Verwundert hören Has' und Reh
Das Fiedeln und das Schrein,
Und Biene, Mück' und Käferlein
Die stimmen surrend ein.
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald!

Der Kukuk schlägt die Trommel gut,
Die Lerche steigt empor
Und schmettert mit Trompetenklang
Voll Jubel in den Chor!
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald!

Musikdirektor ist der Specht,
Er hat nicht Rast noch Ruh,
Schlägt mit dem Schnabel spitz und lang
Gar fein den Takt dazu.
Das jubilirt und musizirt,
Das schmettert und das schallt!
Das geigt und singt
Und pfeift und klingt
Im frischen grünen Wald!

Georg Christian Dieffenbach.



Zwei seltene Münzen von Hessen-Marburg.

Von Dr. Paul Weinmeister.

Derselbe glückliche Zufall, der mir den Kasselschen Ortsthaler des Landgrafen Karl*) verschaffte, ließ mich gleichzeitig zwei seltene Münzen des Landgrafen Ludwig III. von Hessen-Marburg (1567—1604) erwerben, eine besondere Freude für das Herz eines alten Marburgers! Die eine wird vielleicht, wenn sie auch sehr selten ist, in einigen wenigen Sammlungen vertreten sein, nämlich ein Dreier von 1591 mit den Wappenschildern von Hessen (oben), Dietz (rechts) und Ziegenhain (links), der abgekürzten, getheilten Jahreszahl **9—I** und dem Münzzeichen von Hildebrand Ruck (Münzmeister zu Marburg vom 1. März 1588 bis zu seinem Tod am 29. Juni 1593), sowie dem hessischen Landgrafenhelm auf der Rückseite. Chr. J. Götz führt ihn in seinen „Beyträgen zum Groschencabinet" (Dresden, 1811—27), Theil I, S. 148 unter Nr. 1453 als Dreier des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel an, und danach beschreibt ihn Hoffmeister, letztere Angabe berichtigend, unter Nr. 469 seines hessischen Münzwerkes, indem er dazu bemerkt, daß er diese seltene Münze niemals gesehen habe.**) Unter den Nachträgen beschreibt er sie dann genauer unter Nr. 4515 und fügt hinzu: „In der Sammlung des Herrn Dr. Buchenau zu Marburg".



Das zweite Stück (s. Abb.) ist jedenfalls viel seltener und überdies ziemlich räthselhaft. Es ist 1596, also nach dem Tode des Münzmeisters Ruck, geprägt, hat aber auf der Vorderseite große Aehnlichkeit mit seinem obigen Dreier, nur daß es größer ist (21 mm Durchmesser gegen 17 mm bei jenem). Hoffmeister beschreibt es unter Nr. 4518 folgendermaßen:

Vorderseite: Die drei ausgebogenen Wappenschilde von Hessen (oben), Ziegenhain (rechts) und Katzenelnbogen (links) in's Dreieck gestellt. Oben **9—6**

Rückseite: In einer Schnörkelkartusche der Reichsapfel, oben $\frac{\mathbf{I}}{\mathbf{Z}}$ — **G** darunter **4Z — fB**

In der Größe eines Albus. Silber. In der Münzsammlung des Kaufmanns Karl Körmes zu Leipzig.

Ich kann mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß mein Exemplar das Körmes'sche ist, obgleich es inzwischen erst einen anderen Besitzer gehabt hat, der es aber höchst wahrscheinlich aus dem Körmes'schen Nachlasse gekauft hatte. Berichtigend habe ich nun zu bemerken, daß in der Zahl **4Z** die dem Reichsapfel nahe gerückte **Z** kleiner ist und höher steht als die **4**, sodaß es wie die Potenz 4^2 (= 16) aussieht, ohne natürlich dies zu bedeuten, ferner daß auf der anderen Seite des Reichsapfels bei genauerer Betrachtung durch eine Lupe **S · f. B** zu lesen ist, wenn man den mittelsten Buchstaben für **f** lesen will; er sieht eher wie das heute noch für Pfennig geltende alte Denarzeichen ₰ aus, wenigstens hat er oben eine Schleife und nach unten drei Striche, von denen der mittelste der längste und dickste ist. Die ganze Inschrift ist, wie erwähnt, räthselhaft; $^1/_2$ G kann nicht $^1/_2$ Groschen heißen, da die alten Grossi im 16. Jahrhundert nicht mehr und die neuen Groschen erst seit 1766 vorkommen, mit Rücksicht auf die Größe müßte das Stück etwa ein Albus sein; und was 42 S · f · B heißen soll, hat bis jetzt noch niemand entziffern können, zumal da man von dem Vorhandensein des S noch nichts wußte. Soll 42 S. etwa 42 Stück heißen? Damals gingen 26 bis 28 Albus auf einen Speziesthaler, 42 hätten also $1^1/_2$ Speziesthaler betragen.

Hoffmeister führt noch drei Varianten des Stückes an:

Nr. 495 mit der Inschrift **$^1/_2$ — G / 4 — · S · f · /**
(Also mit S, das nach H. auch die Zahl

---

*) Vergl. Heft 3 des laufenden Jahrgangs.

**) In einer Berliner Münzenauktion brachte sie vor einigen Jahren 25 Mark ein.

5 sein kann; bei mir ist es ein deutliches S.) — Im Großherzoglichen Kabinetsmuseum zu Darmstadt.

Nr. 496 mit der Inschrift ½ — **G** / **4** — **B** / — Im Heiligenberger Münzkabinet.

Nr. 4519 mit der Inschrift ½ — **G** / — Bankier Julius Hahlo zu Kassel.

Götz giebt in seinen „Beyträgen zum Groschencabinet“, Theil I, S. 149 unter Nr. 1458, wo er das Stück dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel zutheilt, die Inschrift als **4.2.B.** an, beschreibt auch unter Nr. 1459 einen angeblich etwas kleineren, zweiten Stempel.

Die Inschrift auf meinem Exemplar ist jedenfalls am vollständigsten. Entweder ist sie auf den anderen Stücken verwischt, oder diese stellen wirklich Varianten dar. In letzterem Falle wäre das Körmes'sche Exemplar, das höchst wahrscheinlich nun in meinem Besitz ist, ein Unikum, wenn sich das gleiche Gepräge nicht noch in anderen Sammlungen vorfinden sollte. Auch darüber wäre mir eine Nachricht sehr erwünscht. Hoffmeister nennt nur Körmes als Besitzer, und auch ich erinnere mich nicht es so in einer anderen Sammlung gesehen zu haben.

Nachschrift. Weitere Auseinandersetzungen haben ergeben, daß einige Sachverständige die Abkürzung ½ **G** doch als ½ Groschen lesen, indem sie annehmen, daß noch um 1596 in Hessen neben den rheinischen Weißpfennigen (Albus) auch die thüringisch-meißnischen Groschen geprägt worden seien, und da nach der guten alten Währung 21 Groschen auf den Thaler gingen, so wären 42 Halbgroschen gleich einem Thaler. Herr Dr. Buchenau in Hann. Münden meint ferner, **S** könne den Stempelschneider Samuell bedeuten, der folgende Buchstabe sei nicht **f**, sondern **T** mit aufgesetzter Schleife und bedeute ein hausmarkenähnliches Zeichen, **B** bedeute vielleicht den Münzmeister Bauer. So erkläre sich 42 S·T·B.



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Die Stellung war in der That nicht übel. Vor uns zu unsern Füßen lag das Haunathal, das wir seiner ganzen Breite nach übersehen konnten. In ziemlich gerader Richtung erstreckte es sich bis auf etwa 1400 bis 1600 Schritt vor uns. Dann machte es da, wo das eigentliche Défilé begann, eine scharfe Biegung nach Süden, sodaß es dort von der jenseitigen Bergwand wie geschlossen erschien. Der links von uns aufsteigende Abhang war hinter uns nach Hünfeld zu unbewaldet. In der Verlängerung des erwähnten Walles jedoch, der unsere Geschütze deckte, und etwa 30 Schritt vom linken Flügel der Batterie entfernt, begann ein mit dichtem Unterholz durchwachsener Buchenwald, dessen westlicher Rand sich allmählich bis zum Fuße des Berges hinabsenkte, den er, soweit wir sehen konnten, bedeckte. Das ist im Allgemeinen keine angenehme Lage für eine Batterie, denn, wenn die an den Wald angelehnte Flanke nicht durch andere Truppen gedeckt wird, kann sich ein Feind unter Umständen unbemerkt bis in unmittelbare Nähe der Batterie heranschleichen und ihr die unangenehmsten Ueberraschungen bereiten. Das mochte man höheren Ortes auch einsehen, denn wir hatten unsere Stellung noch nicht lange erreicht, als links von uns zwei Kompagnien Jäger mit Schützen voraus in den Wald gingen, um diesen zu besetzen. Die beiden anderen Kompagnien nahmen links und seitwärts unseres linken Flügels in einer Vertiefung des Geländes Stellung.

Der Anblick, den zu genießen wir jetzt Muße hatten, war in der That anmuthig. Zwar bedeutend wärmer als am Tage vorher, war es doch nicht drückend. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und die Sonne schien hell, wenn sie auch noch zeitweilig von vorüberziehenden Wolken verschleiert wurde. Rechts zu unsern Füßen lag das freundliche Dörfchen Rückers. Die Einwohner mochten wohl zum größten Theil zur Feldarbeit ausgezogen sein, hatte doch die Heuernte bereits begonnen. Immerhin waren noch genug zurückgeblieben, um, wie wir von unserm hohen Standpunkt aus deutlich wahrnehmen konnten, eifrig redende Gruppen vor den Häusern zu bilden, die sich wohl das Unbegreifliche, das um sie her vorging, klar zu machen suchten.

Vor uns dehnte sich das Wiesenthal aus, durch das sich in vielfach gewundenem Laufe die Hauna hindurchschlängelte. An einzelnen Stellen war das Gras schon geschnitten, und der würzige Duft des frischen Heues, der sich unter den allmählich stärker wirkenden Strahlen der Sonne entwickelte, stieg bis zu uns empor. Das Bild wurde belebt durch Gruppen von Landleuten, die, in Reihen geordnet, mähten. Dann und wann drang das scharfe, zischende Geräusch zu uns herauf, das durch das Streichen der Sense mit dem Wetzstein entsteht, oder das herausfordernde Krähen eines Hahnes im Dorfe oder die Melodie eines von den Mähern meist dreistimmig in hübscher Harmonie gesungenen Volksliedes.

Am jenseitigen Rande des Wiesengrundes zog sich die Landstraße wie ein gelbes Band entlang, worauf Fußgänger und Fuhrwerke aller Art sich ungehindert nach beiden Richtungen bewegten. Alles das würde den Eindruck des tiefsten Friedens gemacht haben, wenn nicht dann und wann auf der Landstraße ein Adjutant oder Generalstabsoffizier einhergesprengt oder am Fuße des Berges eine Jägerpatrouille aus dem Walde getreten wäre, um das Thal zu durchschreiten und die Verbindung mit der Infanterie aufzusuchen — Vorkommnisse, die jedesmal die Mäher im Thale veranlaßten, die Arbeit einzustellen und den fremdartigen Erscheinungen nachzustarren, so lange sie ihren Augen sichtbar blieben.

Wandte man den Blick rückwärts, so war es vorwiegend ein militärisches Bild, das die Augen fesselte. Auf dem früher erwähnten Plateau diesseits Hünfeld sahen wir nämlich, von der Sonne hell beschienen, das ganze Corps aufmarschirt. Mit Hilfe meines guten und handlichen Fernrohres, das ich trotz der Eile des Aufbruches nicht vergessen hatte, konnten wir die einzelnen Truppentheile unterscheiden. Wir entdeckten auch auf diese Weise nach einiger Zeit, daß die Kavallerie eingetroffen war. Die Küraſſe und Helme der Garde du Corps blitzten, und die rothen Kolpacks auf den Pelzmützen der Husaren leuchteten hell zu uns herüber.

Daß die Kavallerie am Morgen des 18. bei Hünfeld stand, und zwar in einem Zustand, der es gestattete, sie zu Patrouillen zu verwenden und ihr noch an demselben Tage den Weitermarsch nach Fulda zuzumuthen, war eine anerkennenswerthe Leistung. Das 1. Husarenregiment war am Samstag, den 16., gegen 12 Uhr Mittags von Hofgeismar abgerückt und stand nicht ganz 48 Stunden später in gefechtsfähigem Zustande 15 Meilen von seinem Garnisonsorte entfernt, um an demselben Tage noch einen weiteren Marsch von 2 Meilen zu machen. Aehnliches hatten die beiden in Grebenstein, 2½ Meilen von Kassel, garnisonirenden Schwadronen des 2. Husarenregiments geleistet. Die Garde du Corps war in der Nacht vom 16. zum 17. von Kassel bis in die Gegend von Alt- und Neumorschen marschirt (5 Meilen), wo sie am 17. früh eingetroffen waren. Von hier war sie nach einigen Stunden der Ruhe wieder aufgebrochen und bis Hünfeld geritten (7 Meilen).

Wie lange wir in der oben beschriebenen Stellung verblieben, ist mir nicht mehr erinnerlich, allein es war eine ziemlich beträchtliche Zeit verflossen, als uns ein Generalstabsoffizier den Befehl brachte, an unsern alten Platz an der Straße zurückzukehren und dann mit den beiden Kompagnien des 1. Infanterieregiments, die mit uns in Rückers gelegen hatten, auf dem weiteren Marsche nach Fulda die Nachhut zu bilden. Die Batterie sollte in Kohlhas, einem kleinen, etwa eine halbe Stunde jenseits Fulda gelegenen Dorfe, Quartier beziehen. Das war freilich kein besonders erfreulicher Befehl, denn er eröffnete uns die Aussicht, vielleicht noch 1½ bis 2 Stunden auf der Landstraße stehen zu bleiben und um so viel später in's Quartier zu kommen. Außerdem bietet die Zutheilung zur Vor- oder Nachhut für eine Batterie mancherlei Vortheile. Man marschirt allein, hat vor sich in der Regel nur eine kleine Abtheilung Infanterie, die wenigstens bei der Vorhut immer flott ausschreiten kann, sodaß man die in einer langen Kolonne unvermeidlichen und so ermüdenden häufigen Stockungen vermeidet.

Wie wir später hörten, hatte General von Schenk gleich nach dem Eintreffen der Nachricht vom Vorgehen der Preußen gegen Fulda einen Generalstabsoffizier nebst einigen berittenen Unteroffizieren der Artillerie (Kavallerie war noch nicht anwesend) vorausgeschickt, um festzustellen, ob die Nachricht begründet sei. Gegen 11 Uhr war von diesem eine Meldung eingegangen, daß dies wahrscheinlich nicht der Fall sei, worauf General von Schenk den Weitermarsch befohlen hatte.

Mittag war schon vorüber, als die endlose Kolonne an uns vorbei war und wir uns in Bewegung setzten. Der Marsch bot nichts Bemerkenswerthes. Fulda ist von Hünfeld nur 2 Meilen entfernt, sodaß wir von Rückers aus nur noch etwa 1½ Meilen zurückzulegen hatten. Am Leipziger Hof — etwa ¾ Stunden diesseits Fulda — fanden wir ein Bataillon und zwei Geschütze der 2. sechspfündigen Batterie auf Vorposten.

Hier hatte vorher das Gros geruht, und während dessen war eine weitere, ausführlichere Meldung des vorausgeschickten Generalstabsoffiziers eingegangen. Aus dieser ging hervor, daß Alsfeld noch nicht von den Preußen besetzt sei, und daraus ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit schließen, daß sie einen Vorstoß auf Fulda überhaupt nicht beabsichtigten, denn sonst hätten sie Alsfeld mindestens schon erreicht haben müssen wenn sie nicht zu spät kommen wollten, um ihre eigentliche Aufgabe, Verhinderung der Vereinigung der kurhessischen Division in sich und mit den Süddeutschen, noch zu erfüllen.

General von Schenk glaubte demnach den Truppen für den folgenden Tag einen Ruhetag in ihren Quartieren in und bei Fulda bewilligen zu können.

Der nächste Vormittag (Dienstag, 19. Juni) wurde demnach durch die an Ruhetagen auf längeren Märschen gewöhnlich nöthigen Verrichtungen, wie Untersuchung der Pferde, insbesondere des Hufbeschlags, des Schuhzeugs der Leute u. s. w. in Anspruch genommen. Nach dem Mittagessen ging ich in die Stadt, um verschiedene Einkäufe zu machen, darunter eine lederne Geldtasche zum Umhängen, denn am Morgen war die Hälfte der Mobilmachungsgelder ausgezahlt worden, und zwar in lauter Fünffilbergroschenstücken.

Am folgenden Tage marschirten wir nach Schlüchtern. Die Batterie mußte diesmal ihren Platz in der Kolonne einnehmen, die jedoch dadurch etwas kürzer geworden war, daß die beiden Husarenregimenter nebst der reitenden Batterie und zwei Kompagnien des Schützenbataillons — diese auf Leiterwagen — zur Deckung der rechten Flanke abgesandt worden waren, um auf Nebenwegen durch's Vogelsgebirge zu marschiren. Sie sollten sich erst in der Gegend von Hanau wieder mit uns vereinigen.

Auch die Entfernung von Fulda nach Schlüchtern ist nicht sehr bedeutend, nur etwas über zwei Meilen, aber der Marsch war dadurch beschwerlich, daß wir die Wasserscheide zwischen Weser und Main, den sogenannten „Distelrasen" überschreiten mußten, ein Name, der sich damals wegen der Schwierigkeiten, die die Stelle dem Bau der Bebra-Hanauer Bahn bereitete, in aller Munde war. Infolgedessen war es doch etwa Mittag, als wir in Schlüchtern einrückten. Die Batterie wurde in der Stadt selbst einquartiert, und zwar kamen wir Offiziere sämmtlich in die Post. Als wir dort eintrafen, fanden wir im Passagierzimmer einen baierischen Offizier, der mit Extrapost gekommen war und auf frische Pferde wartete. Jetzt hielt er es jedoch für geboten, sich beim General von Schenk zu melden, und wie wir später hörten, hatte er den Auftrag, die Hannoveraner aufzusuchen und sich mit deren Kommandirenden über eine Marschrichtung zu verständigen, die es den Baiern ermöglichen sollte, ihnen die Hand zu reichen. *)

Der Marsch des folgenden Tages, Donnerstag, 21. Juni, von Schlüchtern nach Gelnhausen ist mir als einer der unangenehmsten, die ich je gemacht habe, in der Erinnerung geblieben. Die Entfernung ist ziemlich bedeutend — etwas über 4 Meilen — und die Hitze war entsetzlich drückend, sodaß das Marschiren auf der staubigen Straße sehr lästig war. Glücklicher Weise wurden wir wieder der Nachhut zugetheilt, sodaß die Beschwerden des Marsches dadurch etwas gemildert wurden.

Der letzte Theil unseres Marsches war ganz besonders beschwerlich, denn er fiel in die heißesten Stunden des Tages. Dazu führte die Straße schnurgerade auf den in der Ferne sichtbaren bekannten schiefen Thurm von Gelnhausen**) zu, der gar nicht näher kommen wollte.

Endlich gegen 4 Uhr Nachmittags langten wir an. Wiederum wurden wir in der Stadt selbst einquartiert, und zwar theilte ich das Quartier in einem gut aussehenden Privathause mit dem Hauptmann. Dort wurden wir in ein Zimmer geführt, wo durch Schließen der Fensterläden eine ungemein wohlthuende kühle Dämmerung hergestellt war. Auf dem Tische stand ein Imbiß und, was uns am angenehmsten dünkte, neben dem Wein einige Flaschen Sodawasser in Eis. Der freundlichen Einladung zum Essen konnten wir keine Folge leisten, da die Offiziere des Regiments verabredet hatten, gemeinsam im damaligen ersten Gasthofe der Stadt zu essen, weil wir am nächsten Tage voraussichtlich in weit von einander entfernte Quartiere zerstreut wurden und sich

---

*) Nach von Schmidt, „Die kurhessische Division im Sommer 1866" überbrachte „am 21. Juni, Morgens 4 Uhr" ein baierischer Offizier dem General von Schenk ein Schreiben des Generals von Hartmann aus Schweinfurt. — Das muß jedoch ein anderer Offizier gewesen sein, denn das Schreiben ist „Schweinfurt, 20. Juni, Nachmittags 5 Uhr" batirt, also erst einige Stunden nach unsrem Eintreffen in Schlüchtern von Schweinfurt abgegangen. Daß wir aber einen baierischen Offizier in der Post vorfanden, steht fest. Es muß sich also um zwei mit verschiedenen Aufträgen betraute Offiziere handeln.

**) Dieser schiefe Thurm mußte seiner Baufälligkeit wegen bei Gelegenheit der durchgreifenden Restauration der berühmten alten Kirche (Marienkirche) im Jahre 1878 abgetragen werden. Der an seiner Stelle neu aufgeführte entspricht der ursprünglichen Gestalt des alten Thurmes, der noch auf den Darstellungen in Merian's Topographie gerade erscheint. D. Red.

nicht absehen ließ, wann wir wieder Gelegenheit haben würden, zusammenzukommen. Die Zeit für dieses Mittagsessen war auf 4 Uhr festgesetzt worden.

Nachdem wir uns durch ein kaltes Bad nach dem heißen Marsche erquickt hatten, begaben wir uns in den Gasthof, und ich will einen kleinen Vorfall nicht unerwähnt lassen, der den Geist, welcher unsre Leute beseelte, recht hübsch beleuchtet.

Während wir bei Tische saßen, that sich plötzlich die Thür auf und herein trat in vollem, aber sehr mitgenommenem Marschanzug ein Bombardier (ein jetzt ausgestorbener Grad, dem Hackländer in seinem Roman „Der letzte Bombardier" ein Denkmal gesetzt hat). In strammer Haltung ging er auf unsern Regimentskommandeur zu und sprach mit lauter Stimme:

„Ein Bombardier und sechs Mann von Pulvermagazinswache zurück!"

Einen Augenblick saßen wir sprachlos, dann aber brach die ganze Tischgesellschaft in ein lautes Bravo! Hurra! aus, und der Bombardier mußte nun seine Schicksale erzählen.

Er war am Sonnabend, 16. Juni, Vormittags auf Pulvermagazinswache gezogen. Durch die am Nachmittag dieses Tages und während des Sonntag-Morgens dort mit Munitionsverpacken beschäftigten Leute der Handwerkerkompagnie hatte er gehört, daß alles abmarschirt sei. Auf Ablösung hatte er deshalb nicht gerechnet, wohl aber auf den Befehl gehofft, mit dem letzten Zuge, der die Handwerkerkompagnie befördern sollte, uns zu folgen. Allein der Befehl kam nicht, und so war er denn auf seinem Posten geblieben. Verpflegt hatte er sich und seine Leute auf eigne Kosten durch Einkauf von Lebensmitteln im nahen Dorfe Wolfsanger. Als er am Nachmittage des 18. Juni, nachdem er also mehr als 48 Stunden auf Wache gewesen war, vom hochgelegenen Pulvermagazin den Anmarsch starker Kolonnen auf der Frankfurter Straße wahrnahm, was nur Preußen sein konnten, hatte er alles abgeschlossen, die Schlüssel an den Bürgermeister von Wolfsanger abgeliefert und sich mit seinen sechs Mann auf den Weg gemacht, uns zu folgen. Am gefährlichsten war es für den kleinen Trupp in der Nähe von Kassel. In demselben Augenblick nämlich, wo die Preußen durch's Frankfurter Thor in Kassel einzogen, hielt eine Patrouille hannöverscher Husaren vor dem Kriegsministerium in der Königsstraße. Sie hatte einen hannöverschen Generalsstabsoffizier begleitet, der bei unserem zurückgebliebenen Kriegsminister, General von Meyerfeld, Erkundigungen über die Marschrichtung der hessischen Truppen einzog. Als die Husaren die Trommeln der einrückenden Preußen hörten, jagten sie in gestreckter Karriere schräg über den Friedrichsplatz nach dem Steinweg. Die Spitze der Preußen erreichte im gleichen Augenblick den Friedrichsplatz, sodaß die Husaren nur etwa 100 Schritt vor dieser vorbeisprengen mußten. Nur mit genauer Noth und dank der Aehnlichkeit ihrer Uniformen mit der der preußischen Husaren entgingen sie der Gefangennahme. Der bald in seiner wahren Bedeutung erkannte Vorfall aber war Veranlassung, daß noch an demselben Nachmittag starke Kavalleriepatrouillen in der Richtung über Sandershausen nach Münden und auf Witzenhausen vorgeschoben wurden, und diese durchstreiften gerade die Gegend, die unsere Pulvermagazinswache zunächst durchwandern mußte. Sie hatte sich bei Sandershausen über die Fulda setzen lassen und war dann, ohne von den Preußen bemerkt zu werden, die Nacht hindurch auf Neben- und Waldwegen weitermarschirt. Bei Tage war es ihnen durch das patriotische Entgegenkommen der Einwohner der Dörfer, durch die sie kamen, gelungen, nicht nur Verpflegung, sondern auch einigemal Fahrgelegenheit zu erlangen, und so hatten sie uns bereits am Donnerstag, wenige Stunden nach unserem Einrücken in Gelnhausen, eingeholt.

Natürlich sorgten wir dafür, daß die braven Leute zunächst ordentlich verpflegt wurden und dann gute Quartiere angewiesen erhielten.

Die Hitze des Tages hatte sich gegen Abend bedeutend gemildert, sodaß das Wetter prachtvoll war und zum Aufenthalt im Freien einlud. Ein großer Theil von uns machte deshalb nach beendeter Mahlzeit einen Spaziergang nach der alten Kaiserpfalz, die wir unter Führung eines sachkundigen Herrn aus der Stadt eingehend besichtigten. Dann begaben wir uns nach einem öffentlichen Garten vor dem Hanauer Thor, wo die Musik eines unserer Infanterieregimenter spielte und wo wir in brüderlicher Vereinigung mit den Einwohnern von Gelnhausen bei einem Glase sehr guten Bieres bis spät in die Nacht hinein saßen und plauderten.

Der Marsch des folgenden Tages von Gelnhausen nach Hanau betrug drei Meilen. Unsere Batterie sollte nach dem eine Meile nördlich von Hanau gelegenen Dorfe Mittelbuchen in's Quartier kommen. Wir waren wieder der Nachhut zugetheilt, und da wir der Hitze wegen sehr früh ausgerückt waren, war der Marsch in den frischen herrlichen Morgen hinaus ein wahres Vergnügen. Etwa eine Meile diesseits Hanau

hielt der General von Loßberg, auf den das Kommando der nunmehr vereinigten Armeedivision jetzt überging, an der Straße, nahm beim Vorbeimarsch die Parade ab und sprach einige Worte zu den von ihm versammelten Offizieren.

Den Weg nach Mittelbuchen mußten wir allein zurücklegen, da andere Truppen dort nicht einquartiert wurden, und das bestärkte uns in dem Glauben, daß wir vorläufig dort verbleiben würden, um unsere Mobilmachung auszuführen; denn der Umstand, daß wir allein dorthin gelegt wurden, ließ darauf schließen, daß weitläufige Kantonnirungen angeordnet seien.

Mittelbuchen ist ein wohlhabendes Dorf, und unsere Quartiere waren gut. Nur etwa 20 Minuten entfernt lag der kleine Badeort Wilhelmsbad, der, wenn auch durch die Zeitumstände von Kurgästen entblößt, doch eine gute Wirthschaft bot, sodaß die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt dort nicht unangenehm war.

(Fortsetzung folgt.)



Truppenbewegungen auf der Leipziger Heerstraße im Amt Lichtenau 1811—1815.

Von Gustav Siegel in Hess.-Lichtenau.

Das Jahr 1810, das vierte der Fremdherrschaft, hatte geendet. Gleich seinen Vorgängern war es für die Bewohner des Amtes Lichtenau reich an Lasten und Bedrückungen aller Art gewesen. Nun sah man mit banger Erwartung dem neuen Jahre entgegen. Jeglicher Hoffnungsschimmer auf eine allmähliche Besserung der Lage fehlte. Dagegen erschien am nächtlichen Sternenhimmel der große Komet, einer Brandfackel vergleichbar, der abergläubischen Menge schwere Zeit verkündigend. Sehr bald durchschwirrten denn auch neue Kriegsgerüchte die Luft. Dazu belebte sich mit dem Frühjahre die mitten durch's Amt führende Kassel-Leipziger Heerstraße. Der Durchzug des 6. westfälischen Linien-Infanterieregiments durch Lichtenau im Mai erregte zwar noch keine besondere Aufmerksamkeit. Eher war das schon der Fall bei der am 1. Juli bis 24. August dauernden Einlagerung von zwei Kompagnien desselben Truppentheils, sowie beim Durchmarsche des 5. Linien-Infanterieregiments, das Mitte August von Mühlhausen aus in das Lager bei Wilhelmsthal — oder wie es damals hieß, Katharinenthal — rückte, um dort im Verein mit anderen Abtheilungen größere Uebungen abzuhalten. Die umlaufenden Gerüchte verdichteten sich mittlerweile mehr und mehr. Da plötzlich, noch ehe die bei Wilhelmsthal zusammengezogenen Truppen in ihre Standorte zurückgekehrt waren, wurde es Ernst. Der letzte noch unbesiegte Gegner Napoleon's, das russische Kaiserreich, sollte unterworfen werden. Ueberall begannen die Rüstungen.

Am 1. Oktober wurde in Lichtenau eine Etappenstation eingerichtet, ebenso ein großes Verpflegungsmagazin. Der Maire Wittich erhielt die Bestellung zum Etappenkommandanten. Und nun sahen die Bewohner des Amts fast Tag für Tag französische und andere Truppentheile dem fernen Osten zuziehen. Das aus Wilhelmsthal zurückkehrende 5. Infanterie-Regiment machte den Anfang. Dann folgten stolze Reitergeschwader, besonders Kürassiere (7., 14., 6., 4. franz. Rgt.), ferner reitende Artillerie, Chevauxlegers, Lanciers und Infanterie. Bis zum April 1812 dauerte ihr Durchzug. Dann trat Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturm.

Sommer und Herbst des Jahres 1812 entschwanden in drückender Schwüle. Mit den fallenden Blättern liefen die ersten Siegesnachrichten aus Rußland ein. Sie fanden aber nur geringen Glauben, obwohl sich gerade die westfälischen Regimenter mehrfach rühmlichst ausgezeichnet hatten. Mit zwingender Gewißheit bemächtigte sich der Volksseele bereits die Ahnung vom nahe bevorstehenden Untergang der Fremdherrschaft, von der Rückkehr des rechtmäßigen Landesherrn. Selbst die Machthaber in Kassel konnten sich dieses Gefühls nicht erwehren. Sie gaben ihm jedoch keinen Raum, boten vielmehr alles auf, dem Volke den Fortbestand der westfälischen Regierung bei jeder Gelegenheit nachdrücklichst vor Augen zu führen. U. a. mußte der Geburtstag des Königs (15. Februar) im Jahre 1812 mit ganz besonderer Feierlichkeit begangen werden. Hatten 1810 und 1811 Festgottesdienste, Tanzvergnügungen der Beamten und angesehenen Bürger, sowie eine Speisung der Armen aus städtischen Mitteln den Anforderungen genügt, so verlangte

diesmal ein besonderes Ausschreiben Glockengeläute am Vorabend und am Geburtstage selbst. Die Mitglieder der Behörden und des Raths mußten — unter Vorantritt der Gendarmen — in geschlossenem Zuge zur Kirche gehen, wo ein feierliches Te deum stattzufinden hatte; Abends sollte sie ein Festessen vereinen, für die junge Bürgerschaft Ball abgehalten werden. Dazu wie seither Speisung der Armen; ferner bei Eintritt der Dunkelheit Anbringung erleuchteter Inschriften und der Ruf „Es lebe der König". Ueber den Verlauf der Feier wurde ausführlicher Bericht verlangt.

Der Gang der göttlichen Gerechtigkeit ließ sich jedoch durch dergleichen Mittel nicht mehr aufhalten. Im eisigen Norden war das Gebäude der Weltherrschaft Napoleon's bereits in's Wanken gekommen, bald brach es ganz zusammen. Mit Windeseile verbreitete sich die Kunde davon durch die deutschen Lande. Unfaßbar dünkte sie Anfangs den Bewohnern des Amtes. Als sie jedoch vom Februar 1813 ab Tag für Tag die kläglichen Trümmer der im Vorjahre so stolz und siegesgewiß ausgerückten Regimenter auf der Leipziger Straße heimwärts ziehen sahen, da schwanden die Zweifel. Neue Hoffnung kehrte in die Herzen ein. Dazwischen mischte sich freilich der Schmerz um die theuren Angehörigen, die den russischen Kugeln, der Kälte und dem Hunger zum Opfer gefallen waren. Allein aus Lichtenau kehrten 27 kräftige Männer und Jünglinge nicht wieder. Eben dadurch stieg aber auch der Haß gegen die Fremdherrschaft. Mehr und mehr stießen die Anordnungen der Behörden auf Widerstand. Am 18. April kam es in Lichtenau sogar zu ernsten Ereignissen.

Nach dem Abzuge verschiedener westfälischer Truppentheile (Kürassiere, Chevauxlegers und leichte Infanterie) verbreitete sich in der Stadt plötzlich die Nachricht von der Annäherung russischer und preußischer Schaaren. Sie wurde um so eher geglaubt, als gegen Mittag die Fahrzeuge der Morgens abgerückten Truppen — darunter zwei Kriegskassen — nach Lichtenau zurückkehrten; ein dritter von Melsungen nach Eschwege bestimmter Wagen mit der Kriegskasse des 1. westfälischen Husarenregiments ebenfalls hier Halt machte; außerdem noch Witzenhäuser Gendarmen das Gerücht ausdrücklich bestätigten. Als nun gar die Begleitmannschaft und die Fuhrleute zweier Gepäckwagen des 2. westfälischen Husarenregiments Abends gegen 8 Uhr dieselbe Kunde mitbrachten, da erreichte die Aufregung der Bürgerschaft den Höhepunkt. Im Nu waren die zwei Fahrzeuge umzingelt. Waffen, Ausrüstungsstücke u. dergl. wurden in Besitz genommen. Die Husaren ließen es geschehen. Mit Mühe rettete schließlich der Bürgermeister den Rest der Ladung. Auch gelang es ihm, die außerdem geplante Wegnahme der drei Kriegskassen*) zu hintertreiben. Die Bürger durchzogen darauf die Straßen, stürmten die Wache, befreiten einen dort befindlichen bairischen Militärflüchtling und tobten die ganze Nacht hindurch, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten.

Am nächsten Morgen erfolgte der Rückschlag. Die Hauptschuldigen waren bald ermittelt, drei von ihnen entflohen, sechs wurden verhaftet und nach Eschwege gebracht. Am 2. Mai trafen sie zu ihrer Aburtheilung hier ein, zugleich zwei Kompagnien der westfälischen Grenadiergarde. Es wurde nun ein Kriegsgericht eingesetzt, das am 4. gegen vier Bürger auf Todesstrafe, gegen zwei andere auf Gefängniß erkannte. An zweien der Hauptanstifter wurde das Todesurtheil noch an demselben Tage, Mittags 12 Uhr, auf dem Kreuzrasen vollstreckt.

Furcht und Schrecken unterdrückten jetzt weitere Widersetzlichkeiten. Ende Mai berichtete der Maire von Lichtenau, die Nachricht von dem Erfolge der französischen Waffen bei Lützen habe allgemeine Befriedigung hervorgerufen! Indessen mochte auch ein kurzer Besuch des Königs Jérôme in der Gegend (Ende April) dazu beigetragen haben, die Hoffnungen auf eine baldige Wiederkehr des Kurfürsten herabzustimmen; nicht minder das Erscheinen geschlossener westfälischer Truppentheile, die, mittlerweile neugeordnet, Ende April in der Richtung auf Eschwege, Anfangs Mai in der Richtung auf Kassel hier vorüberzogen. Den Sommer hindurch folgten jedoch wieder zahlreiche Schaaren Versprengter und Verwundeter der großen Armee, sowie von solchen, die aus russischer Kriegsgefangenschaft entflohen waren.

*) Die zuerst eingetroffenen Kriegskassen wurden im Junkerhof und im Renthofe untergebracht; die des 1. Husarenregiments im „weißen Roß", wo auch die Fahrzeuge des 2. Husarenregiments Abends hielten.

(Schluß folgt.)



Der Wolkenbruch.

Rasend und mit Hammerswucht
Fuhr ein Wolkenmeer zur Schlucht.

Feurig hell im Himmelsstrahl,
Kochend, prasselnd traf's das Thal.

Grub, als wollt's des Leides Spur
Tilgen von der Weltenflur,

Tief im Wiesengrund sich ein
Und zerbarst am Brückenstein.

's war zu End'. Des Wildstroms Wuth
Bald verrauchte in Sommersgluth.

Wie ein schmales Silberband
Zog er müd' sich durch das Land.

Traf der Flüsse, Ströme viel,
Fand im Meer sein dunkles Ziel. —

Heut' noch fliegt in jedem Jahr.
Durch die Schlucht ein Wolkenaar.

Und nach jedem Regenguß
Stürzt zu Thal ein wilder Fluß.

Schleicht dann träge, still und schwer
Und vergißt sich selbst im Meer.

Doch auf weiter Weltenhaid'
Aechzt und stöhnt das alte Leid.

F. M. Litterscheid.

Aus alter und neuer Zeit.

Erneuerung der Bestimmungen über die Wochenmärkte zu Frankenberg. Wie die hessischen Fürsten der älteren Zeit sich in Bezug auf die Verhältnisse des täglichen Lebens durch besonders scharfen Blick für dessen Bedürfnisse auszeichneten, so verfehlten sie auch nicht, durch Erlaß der erforderlichen Verordnungen dafür Sorge zu tragen, daß dieselben in praktischer Weise ihre Befriedigung fanden. Zu den wichtigsten und für das tägliche Leben unentbehrlichsten Einrichtungen zählten von alters her die Jahr- und Wochenmärkte. Ueber deren Einrichtung wurden von den hessischen Landgrafen mannigfache Verordnungen erlassen. Eine Zusammenstellung der auf diesem Gebiete in Betracht kommenden fürstlichen wie Regierungsverfügungen giebt Karl Friedrich Wittich in dem „Handbuch zur Kenntniß der Kurhessischen Landesverfassung und Rechte", Th. 5, S. 402—404, dgl. Th. 6, S. 449—451, und zwar an ersterer Stelle für die Jahrmärkte, an letzterer für die Wochenmärkte. Grundlegend für die Wochenmärkte war eine Verordnung Landgraf Philipp's vom 18. Juli 1527 (Sammlung fürstlich hessischer Landesordnungen I, S. 55, 56), an die sich dann im Laufe der Zeit eine ganze Reihe solcher schloß, die nur für einzelne Orte Gültigkeit hatten. Zu diesen gehört auch die nachfolgend zum Abdruck gebrachte, bisher nur handschriftlich vorhandene Verordnung für Frankenberg vom Jahre 1692, welche besonders eingehende Bestimmungen enthält. Dieselben lauten:

„Nach Dem Der Durchleuchtigste Fürst und Herr Herr Carl Landgraff zue Hessen, Fürst zu Herschfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhein, Nieda und Schaumburg, unser gnädigster Fürst und Herr, hiesiger Statt Frankenberg, die schon vorhin von Jhro Großfürstl. Durchl. Landgraf Philipsen und Jhro Großfürstl. Durchl. Landgraf Henrichen*) hochseeligen Andenkens gnädigst gegebenen Wochenmärkte, so in denen vorigen Kriegsjahren in Abgang kommen, wiederum's von neuem gnädigst renovirt, privilegirt und confirmirt haben, Also ordnen Wir Oberschultheis, Bürgermeister und Rath

1. Erstlichen sollen Unsere in hiesiger Statt Frankenberg wohnende Crämer, Vorhöcker, Becker, Wollenweber, Schuster, Lohgerber, Weißgerber, Seiler, Sattler, Riemer und Seifensieder nicht allein in ihren Häusern in offenen Laden die Wahre und verfertigte Arbeit sondern auch uf'm oberste Markt in Crambaude von morgenß bis zu abendß umb 3 Uhr feil halten.
2. Sollen diejenigen so aus hiesigem Ambt, auch aus den benachbarten und angrenzenden Oertern und Dörfern, so Kornn, Weizen, Gerste und Haffer zu feilem Kauf hervorbringen, auf dem understen Markt feil halten und verkaufen.
3. Sollen diejenigen, welche Butter, Käse, Gänse, Hüner oder ander Federvieh, Eyer, Rieben, Wurzeln, Hafermeel, geschälte Gerste, allerhand Obst und wie derogleichen Victualien Nahmen haben mögen, zu feilem Kauf hervorbringen, dieselben sollen vor

*) Landgraf Heinrich II., der Eiserne, der Gründer der Neustadt Frankenberg, regierte von 1328 bis 1376.

und umb daß Rathhauß feil halten und verkaufen.

4. Sollen diejenigen, so Früchte und allerhand Victualien zu verkaufen herbringen, nicht in die Häuser geh'n, sie hätten dan zu forderst eine gewisse Zeit auf dem Markt feil gehalten.

5. Sollen diejenigen, so zu verkaufen an allerhand Früchten und Victualien aufs Markt bringen wollen, nicht von unseren Bürgern und Einwohnern auf den Gassen und Strasen aufgefangen werden, ehe und bevor sie ihre hergebrachte Sachen ufm Markt feil gehalten.

6. Sollen diejenige Vorkäufer, so auf Wucher einkaufen, nicht eher kaufen, biß zu Endigung deß Markts, bey 5 fl. Straf.

7. Sollen die Frembde und Außwohner, von denen hier in der Statt zu feilem Kauf hergebrachte Früchte und allerhand Victualien nicht eher kaufen, biß nach 2 Uhr nach Mittag, bey 5 fl. Straf.

Datum Frankenbergk den 5. Octobris 1692.

Ober Schultheiß, Bürgermeister und Rath hierselbst."

Frankenberg. Sanitätsrath Dr. **Lissard.**

Aus Heimath und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. In Marburg fand am 10. Juli in dem Senatsaale der Universität die Begründung einer „historischen Kommission für Hessen und Waldeck" statt. Der Einladung des bereits früher zusammengetretenen provisorischen Ausschusses waren einige dreißig Geschichtsfreunde aus allen Theilen des Hessenlandes gefolgt, u. A. die Herren Oberkonsistorialrath Rohde und Landesbankrath Frhr. Wolff von Gudenberg aus Kassel, Oberbürgermeister Gebeschus aus Hanau und Antoni aus Fulda, Geh. Hofrath Professor Dr. Oncken und Professor Dr. Höhlbaum aus Gießen, Felix von Gilsa zu Gilsa, Sanitätsrath Dr. Schneider aus Fulda. Professor Frhr. von der Ropp eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, welche Zweck und Ziel der historischen Kommission darlegte und konstatirte, daß den Bestrebungen der Kommission sich bereits eine lebhafte Theilnahme zugewandt habe. Die Zahl der Mitglieder belaufe sich über 50 und auch die Zahl der Stifter und Patrone mehre sich in erfreulicher Weise, obgleich Behörden und Körperschaften bisher noch nicht angegangen seien, weil der provisorische Ausschuß dieses bis nach Konstituirung der Kommission verschieben zu müssen geglaubt habe. Als Stifter — dieselben verpflichten sich zu einem jährlichen Beitrag von 1000 Mark — seien der Kommission beigetreten Bierbrauereibesitzer Sumpf in Kassel und Professor Dr. L. von Sybel in Marburg. Als Patrone — mit der Verpflichtung zu einem jährlichen Beitrag von 50 Mark — die Direktion der kgl. preußischen Staatsarchive mit einem jährlichen Zuschuß von 1000 Mark, die fürstlich waldeckische Landesregierung, das kgl. Konsistorium in Kassel, der oberhessische Geschichtsverein in Gießen, die Herren Obervorsteher und Kammerherr Frhr. Hugo von Dörnberg auf Hausen, Vizebürgermeister Heraeus in Hanau, Bierbrauereibesitzer H. Bopp, Rittmeister Frhr. von Pappenheim und Archivrath Dr. Reimer in Marburg. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde habe der Kommission für das laufende Jahr 500 Mark bewilligt. Weitere Beitritte seien in bestimmte Aussicht gestellt, so daß die Kommission mit Zuversicht der Zukunft entgegensehen könne. Der Vortragende schloß mit dem Antrage, die Kommission für begründet zu erklären, und stellte sodann, nachdem der Antrag angenommen, die Liste der Stifter, Patrone und Mitglieder fest. An diese Mittheilungen schloß sich die Vorlegung und Besprechung der Statuten, welche nach längerer Debatte mit einigen Aenderungen angenommen wurden. Bei der hierauf vorgenommenen Vorstandswahl wurden gewählt Professor von Below, Frhr. H. von Dörnberg, Oberbürgermeister Gebeschus, F. v. Gilsa, Vizebürgermeister Heraeus, Bibliothekar Dr. Kochendörffer, Archivrath Reimer, Professor Frhr. von der Ropp, Professor Schroeder, Professor Wenck, Oberbürgermeister Westerburg. Die Direktion der Staatsarchive delegirte in den Vorstand Archivrath Koennecke, der Hanauer Geschichtsverein Sanitätsrath Dr. Eisenach und Professor Suchier. Die Vertreter der Vereine in Kassel, Gießen und Fulda behielten sich die Ernennung ihrer Delegirten vor. Zum Schluß wurde der nächste Arbeitsplan besprochen und beschlossen zu beginnen mit der Bearbeitung der Regesten der Landgrafen von Hessen bis auf Philipp den Großmüthigen, der hessischen und waldeckischen Chroniken des 14. bis 16. Jahrhunderts, der hessischen Landtagsakten und der Herausgabe eines Fuldaer Urkundenbuches, sowie eines historischen Ortslexikons für Hessen und Waldeck. Die

Versammelten trennten sich unter allseitigen lebhaften Wünschen für das Gedeihen und die erfolgreiche fruchtbare Wirksamkeit der neugebildeten „historischen Kommission für Hessen und Waldeck“. Der gewählte Vorstand hielt alsbald nach Schluß der Versammlung eine Sitzung ab und wählte den Professor von der Ropp zum Vorsitzenden, Professor Höhlbaum=Gießen zum stellvertretenden Vorsitzenden. Zum Schriftführer wurde Bibliothekar Dr. Kochendörffer, zu seinem Stellvertreter Bibliothekar Dr. Scherer=Kassel, zum Schatzmeister Archivrath Dr. Koennecke, zu seinem Stellvertreter Professor Dr. Wenck gewählt.

Ausstellung. In der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel haben die Bibliothekare Dr. Brunner und Dr. Scherer die sämmtlichen in der Ständischen Landesbibliothek vorhandenen Pläne und Ansichten von Kassel und Wilhelmshöhe zu einer stattlichen Ausstellung vereinigt, die für mehrere Wochen dem Publikum zugänglich ist und zwar Montags und Donnerstags von 11—½1 Uhr Vormittags sowie Dienstags und Freitags von 4—½6 Uhr Nachmittags. Namentlich auch Nachmittags haben sich bereits in den ersten Tagen überaus zahlreiche Besucher eingestellt, welche die sehenswerthe Sammlung mit lebhaftem Interesse besichtigt haben, u. A. verweilte Herr Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville am Nachmittag des 13. Juli eine Stunde.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor Dr. Tangl zu Marburg, Dirigent des Seminars für historische Hilfswissenschaften daselbst, ist an die Universität Berlin berufen worden.

Todesfälle. Am 28. Juni verschied, 64 Jahre alt, zu Jauer in Schlesien nach langem, schweren Leiden der Prorektor am dortigen Gymnasium Dr. Friedrich Münscher, ein Sohn des früheren langjährigen Direktors des Gymnasiums zu Hersfeld, gleich seinem Vater ein hervorragender Gelehrter und tüchtiger Lehrer. — In dem im 80. Lebensjahre am 5. Juli zu Wehlheiden verstorbenen Professor Karl Merkel ist ein hochgeschätzter hessischer Maler dahingegangen. Viele seiner Werke, zumal Freskomalereien, schmücken neuere Kirchen und Schlösser. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die von ihm herrührenden allegorischen Wandgemälde in der Loggia der Gemäldegallerie zu Kassel. — Am 9. Juli setzte der Tod der langwierigen schweren Krankheit des Militäroberpfarrers a. D. und Konsistorialraths D. Wilhelm Kratz ein Ziel. Geboren am 6. Dezember 1817 als Sohn des kurhessischen Oberförsters Kratz auf Hof Bellers (Kreis Rotenburg), bekleidete der Verstorbene nach Vollendung seiner Studien zunächst eine Lehrerstelle an der Realschule zu Kassel, bis er im Jahre 1856 in das Pfarramt übertrat und zweiter Prediger an der Hof= und Garnisonkirche daselbst wurde. Er rückte später zum Mitglied des Konsistoriums und Militäroberpfarrer auf. Der als vortrefflicher Kanzelredner bekannte Dahingeschiedene ertheilte dem Prinzen Heinrich von Preußen, als dieser das Realgymnasium in Kassel besuchte, den Konfirmandenunterricht, assistirte auch in Berlin bei dessen Konfirmation.

Das auf der ersten Seite des vorliegenden Heftes abgedruckte Gedicht „Waldkonzert“ ist dem im Jahre 1857 in Friedberg erschienenen „Hessischen Dichterbuch“ entnommen. Ueber den Verfasser, den jetzigen Kirchenrath und Oberpfarrer D. Dieffenbach zu Schlitz, für dessen dichterische Eigenart dasselbe kennzeichnend ist, wolle man die anläßlich seines 50jährigen Amtsjubiläums in Heft 12 des lfd. Jahrgangs auf S. 164 gebrachte Notiz vergleichen.



Hessische Bücherschau.

Dr. Wilhelm Christ. Lange, „Zu den Sooden“. Bad Sooden im unteren Werrathal und seine nächste Umgebung. Mit 2 Ansichten nach Photographieen von F. Tellgmann in Hersfeld. Kassel A. Freyschmidt (G. Dufayel). Preis geb. 1,20 M.

Der Verfasser des unter vorstehendem Titel soeben erschienenen Buches hat es sich nach seinen eigenen Worten zur Aufgabe gestellt, in angemessener Form die Gegend zu schildern, andererseits eine gewisse Uebersicht über die Geschichte und Sage jener beiden Orte zu geben, welche seit undenklicher Zeit so eng verbunden waren, daß sie sogar den Doppelnamen: „Allendorf in den Sooden“ führten. Dieses Vorhaben ist als bestens gelungen zu bezeichnen. Ja, es muß von vornherein hervorgehoben werden, daß der Leser in dem Lange'schen Buche, das weit über der sogenannten Führer=Literatur steht, erheblich mehr findet, als er Anfangs wohl erwartet. Neben einer knapp gefaßten Geschichte der Orte

Sooden und Allendorf, namentlich auch des Bades Sooden, sowie den erforderlichen topographischen Erläuterungen giebt der geschichts- und ortskundige Verfasser eine Beschreibung der von Ausflüglern vielbesuchten Punkte der Umgebung nebst zuverlässigen Daten über verschiedene von Sooden-Allendorf zu unternehmende Touren, die abgesehen von einer guten Karte weitere Führerhandbücher durchaus entbehrlich machen. Die Darstellung Dr. Lange's wandelt nicht die breitgetretene Straße des prosaischen Alltagsstils, sondern zeichnet sich durch ihre Formvollendung rühmlichst aus. Die Sprache trägt ein anziehendes poetisches Gewand, zu dem die eingeflochtenen Sagen vom Weißner und der Frau Holle bestens passen. Es liegt da einmal ein Werk vor, dessen Lektüre ungetrübten Genuß gewährt. Der Verfasser ist überaus geschickt darin, dem Leser das, was er ihm erzählt, so anschaulich vorzuführen, daß es sich unwillkürlich dem Gedächtniß einprägt. Auch der Kenner der Geschichte beider Orte kommt auf seine Rechnung, auch er wird Manches von dem Verfasser lernen können. Besonders gilt dies von dem über Bad und Salzwerk Sooden Gesagten. Das bisher der Oeffentlichkeit vorenthalten gewesene Verzeichniß sämmtlicher Pfarrer von Sooden wird in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, was um so dankenswerther ist, als dasselbe die vollständige Selbstständigkeit der Gemeinde Sooden neben der Stadt Allendorf erweist und manchen interessanten Einblick in die Geschichte des Ortes bietet. Zunächst für die Hunderte hessischer und auswärtiger Besucher, welche sich jährlich in dem lieblich gelegenen Sooden einstellen, dann aber auch für alle hessischen Landsleute gewährt das hübsche, vom Verleger gut ausgestattete Lange'sche Buch die beste Gelegenheit, sich über alles Wissenswerthe über Sooden und Allendorf zu unterrichten, und zwar mit so leichter Mühe, daß es kaum als solche zu bezeichnen ist. Wer ein gefälliges Werkchen zu lesen wünscht, dem sei das hier besprochene anspruchslose, aber werthvolle und unterhaltende Buch warm empfohlen. **W. G.**

Personalien.

Verliehen: der Kronenorden 4. Klasse mit der Zahl 50 dem Postsekretär Stieglitz zu Kassel.

Ernannt: Oberamtmann Oldenburg zu Wilhelmshof bei Hersfeld zum Vorstand der landwirthschaftlichen Abtheilung der Regierung zu Sondershausen unter Verleihung des Titels Regierungsrath; der Pfarrgehilfe Wagner in Bischofsheim zum Pfarrer in Gronau; die Gerichtsassessoren Reinhard zu Niederwildungen und Eissengarthen zu Homberg zu Regierungsassessoren; der Forstassessor Böhm zum Oberförster in Hilders; der Referendar Kugel I zum Gerichtsassessor; der Strafanstaltsinspektor Arning zu Wehlheiden zum Vorsteher der Strafanstalt zu Koblenz; der Vermessungsrevisor Woermann zu Kassel zum Oberlandmesser in Eschwege; Oberlandmesser Lohnes zu Frankenberg zum Stellvertreter des Vermessungsinspektors zu Königsberg i. Pr., Postsekretär Lehde in Kassel zum Vorstand des Postamts II zu Saßnitz; die Postsekretäre Kind und Ohlhorst zu Kassel zu Oberpostdirektionssekretären; Postkassirer Cullmann zu Marburg zum Postinspektor in Breslau.

Versetzt: Oberförster Rhenius zu Hilders nach Ziegelroda; Oberlandmesser Klose von Eschwege nach Kassel; Postrath Teucke zu Kassel nach Straßburg i. E.

In den Ruhestand getreten: Gerichtsschreiber Sekretär Wilhelm zu Melsungen.

Verlobt: Forstassessor Günther Freiherr von Bischoffshausen zu Stolberg im Harz mit Fräulein Marie Luise von Roemer (Rittergut Loethain bei Meißen, Juli); Sek.-Lieut. Julius Schimmelpfeng zu Koblenz mit Fräulein Magdalena Selzer (Kassel, Juli).

Vermählt: Kammermusikus Johann Probst mit Fräulein Auguste Elisabeth Immke (Kassel, Juni); Katasterkontroleur und Geheimer Sekretär Karl Pohl zu Berlin mit Fräulein Marie Berghöffer (Kassel, Juli); Gymnasiallehrer Karl Bode mit Fräulein Fanny Becker (Kassel, Juli).

Geboren: ein Sohn: praktischer Arzt Dr. med. Gottlieb Schaumlöffel und Frau, geb. Saggau (Kassel, 4. Juli); W. Sckerl und Frau, geb. Bohné (Wehlheiden, 5. Juli); Lehrer Heinrich Kurzrock und Frau Else, geb. Peter (Kassel, 6. Juli); Referendar Dr. jur. Ollmann und Frau Else, geb. Lademann (Greifswald, 12. Juli); eine Tochter: Regierungsassessor Hoen und Frau Mally, geb. Vilmar (Greifswald, 1. Juli); Architekt Wilhelm Denner und Frau, geb. Fuldner (Kassel, 9. Juli); Pfarrer Karl Fuchs und Frau, geb. Wendel (Kassel, 12. Juli).

Gestorben: Professor Dr. Friedrich Münscher, 64 Jahre alt (Jauer, 28. Juni); Metzgermeister Christian Meyer, 56 Jahre alt (Kassel, 29. Juni); Erbmarschall Georg Ludwig Johann Friedrich Karl Freiherr Riedesel zu Eisenbach, 52 Jahre alt (Altenburg bei Alsfeld, 2. Juli); Professor Karl Merkel, 79 Jahre alt (Wehlheiden, 5. Juli); Fräulein Hermine Kiel, 76 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Militäroberpfarrer a. D. und Konsistorialrath Wilhelm Kratz, 79 Jahre alt (Kassel, 9. Juli); Militäroberpfarrer Dr. Peter Anton Lindauer, 57 Jahre alt (Kassel, 9. Juli); Frau Eisenbahnbetriebssekretär Elise Dornmann, geb. Mantz (Norderney, 11. Juli); Schneidermeister Gustav Angersbach, 35 Jahre alt (Kassel, 11. Juli).

Briefkasten.

L. in Frankenberg. Vielen Dank für das fortlaufend dem „Hessenland" bewiesene Interesse.

K. H. in Hamburg. Sie werden das Betr. in der vorigen Nummer gefunden haben. Besten Dank.

H. A. in Kassel. Selbstverständlich sehr erfreut über Einsendung des recht geeigneten Beitrages. Werden Ihnen noch mündlich danken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XI. Jahrgang. Kassel, 2. August 1897.

Das Plätzchen im Walde.

Kommt, kommt, ihr lieben Sonnenlichter,
Aus trüben Wolken doch hervor
Und spinnt mir dicht und immer dichter
Dies Plätzchen ein mit gold'nem Flor!
Rauscht um mich her, ihr Waldeshünen,
Regt das Geäst wie Wellenspiel,
An dieser trauten Bucht im Grünen
Soll rasten meines Schiffleins Kiel!

Dies ist der Platz, die heil'ge Stelle,
Wo ich als Kind so glücklich war!
Dort im Gebüsch in dunkler Zelle
Da stand aus Steinchen der Altar.
Den Gott, dem ich hier Blumen weihte,
Hab' einst ich selbst noch nicht gekannt,
Doch von geheimem Weh befreite
Mich seine wunderthät'ge Hand.

Wie schön die Heckenrosen sprossen —
Ganz kehrt die alte Zeit zurück!
Hier hab' ich selig ja genossen
Ein still verschwiegen Kinderglück.
Hier lag ich in dem Moos und träumte,
Hier hab' geweint ich und gelacht,
Wenn dunkel in mir trieb und schäumte,
Was froh und elend mich gemacht.

Singt nur, ihr Drosseln, schlagt, ihr Finken,
Ihr Blumen duftet rings umher!
Gern möcht' ich heute wieder trinken
Den Becher alten Glückes leer.
Die Thräne drängt sich an die Lider,
Mein altes Herz wird froh und weit,
Du hältst mich ja im Arme wieder,
Du liebe schöne Kinderzeit!

Elisabeth Mentzel.





Deutsche Dichter in Kassel.

Eine lokal- und literarhistorische Skizze von Hans Altmüller.

Wer, mit Schönheitssinn begabt, die alte Hauptstadt des Hessenlandes in günstiger Beleuchtung und von günstigem Standpunkt aus zum ersten Male sieht, der bedarf keiner Anregung eines Lokalpatrioten, um zu finden, daß er eine der schönsten Gegenden Deutschlands vor sich hat. Die Stadt, wie emporgehoben von ihren drei Hügeln, rings umhaucht vom zarten Blau der Berge, in einem Thal, worin Dörfer und Wälder wie Blumen hingestreut scheinen, zeigt sich recht wie ein Schauplatz lieblicher Abenteuer, eine Gegend, wie geschaffen für Dichter und Dichterträume. Da liegt es denn nahe, zu fragen, was wirkliche Dichter hier etwa erfahren und gedacht haben, und einer solchen Frage näher zu treten, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Es kommt dabei keine frühere Zeit als die der beiden letzten Jahrhunderte, kaum das siebzehnte, in Betracht. Hat zwar Hessen schon im sechzehnten Jahrhundert seine bedeutendste weltgeschichtliche Rolle gespielt, hat unser Heimathland ferner auch gerade in dieser Periode Dichter hervorgebracht, die zu den genanntesten der Epoche zählen (wie Euricius Cordus, Eobanus Hessus und Burkard Waldis), ist endlich sogar (wie sich freilich nur vermuthen läßt) der Mann, der dem ganzen Zeitraum den Namen gegeben hat, und den wir mit Fug und Recht auch unter den Dichtern aufführen, Luther, im Jahre 1529 (auf der Durchreise nach Marburg zum Religionsgespräch) in Kassel gewesen, so wird die Hauptstadt selbst doch erst später durch die Schöpfungen der prunk- und kunstliebenden Landgrafen, zugleich mit dem Aufschwung unserer Literatur, anziehend und merkwürdig und auch von vielen unserer Dichter aufgesucht.

Nicht allgemein bekannt ist vielleicht, daß einer der namhaftesten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, Michael Moscherosch, neben dem herrlichen Grimmelshausen der bedeutendste deutsche Prosadichter seiner Zeit, seit dem Jahre 1664 in Kassel gelebt hat als landgräflicher Geheimrath (er starb schon fünf Jahre später auf einer Reise in Worms). Moscherosch ist, nebenbei bemerkt, wohl der erste Dichter, der auf die Deutschen, deren Sitten zu seiner Zeit er mit Recht für höchst ungereimt hält, dennoch einen Reim gefunden hat. Dieser klingt aber in keinem Betracht gut; er lautet nämlich „peitschen“ und ist zu lesen in dem Gedicht, das die Ueberschrift trägt: „Pfui dich der Schand“, einem kleinen formellen Meisterwerke, worin Moscherosch die deutsche Sprachverwilderung geißelt.

Daß auch ein anderer der vorzüglichsten Prosaiker des siebzehnten Jahrhunderts, Balthasar Schupp, die Residenz an der Fulda besucht habe, kann zwar nicht ausdrücklich versichert werden, ist aber nicht anders als höchst wahrscheinlich, denn er war Professor in Marburg und viel auf Reisen.

Während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts steht die deutsche Literatur im Zeichen Gottsched, und auch in der Kasseler Fremdenliste fehlt der Name des gestrengen Professors nicht. Es war 1757, vier Jahre nach der Durchreise des von ihm bewunderten Voltaire (und vermuthlich noch öfter), in Kassel, da ihn nahe verwandtschaftliche Beziehungen an die Stadt knüpften, wo ihm ein Bruder lebte, und wo 1805 ein Neffe von ihm (der Historiker Karl Samuel Wigand*) starb.

Interessanter für uns ist der zehn Jahre später, also 1767, erfolgende Aufenthalt Johann Heinrich Merck's in Kassel, des mephistophelischen Freundes Goethe's, den unter den Dichtern aufzuführen u. A. seine merkwürdige Erzählung „Geschichte des Herrn Oheims“ uns ein Recht giebt. Merck, der sich in der französischen Schweiz verheirathet hatte, erzählt seiner jungen Frau von einem Ereigniß, das sich der Verfasser nicht erinnern kann in irgend einer der auf die Geschichte Kassels bezüglichen Schriften sonst noch erwähnt gefunden zu haben,

*) Anm. d. Redaktion. Karl Samuel Wigand war der Vater des rühmlichst bekannten Geschichtsforschers und vertrauten Freundes der Brüder Grimm Paul Wigand († 1866), des Schwiegervaters von Sylvester Jordan.

von einem Erdbeben nämlich, das im Jahre 1767, freilich nur in leichter Weise, die Stadt betroffen hat. Nachdem Merck zu unserer Genugthuung erklärt hat, daß Kassel „une des villes les plus belles et les plus remarquables de toute l'Allemagne" sei, fährt er fort: „Il y a deux jours [das Datum ist vom 13. April] qu' elle fut menacée du désastre de Lisbonne. Dans la nuit du dimanche au lundi il y eut un tremblement de terre très considérable ici. Les cloches sonnèrent, les portes du chateau s'ouvrirent et les fusils des soldats dans le corps de garde furent jetés d'un coin à l'autre. La moitié de la ville s'assembla sur la grande place [offenbar dem Friedrichsplatz], les soldats quittèrent leurs postes de peur d'être ecrasés sous les voûtes du rempart. Dans la ville neuve, où nous sommes logés, on ne sentit que de légères secousses. Je ne m'aperçus de rien, mais le lendemain je tremblai pourtant pour mes jours." (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, Leipzig 1847, S. 7.) Merck war auch noch später in Kassel und hat im „Deutschen Merkur" von 1780 Briefe über die „Merkwürdigkeiten" der Stadt veröffentlicht.

Deren gab es ja damals auch viele. Ohne Zweifel hat unsere Residenz in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gipfel ihres Glanzes und ihrer Schönheit erreicht sowie eine ungewöhnliche Anzahl bedeutender Persönlichkeiten aufzuweisen gehabt. Was Kassel dem liebenswürdigen und reichbegabten Landgrafen Friedrich II. zu danken hat, ist wohl werth, als fortwirkendes Andenken in der schönen Nahl'schen Statue des Fürsten verkörpert zu bleiben, wie denn auch selbst noch der jetzige Charakter der Stadt im Wesentlichen auf die Wirksamkeit Friedrich's II. zurückzuführen ist. Du Ry's Bauten, wahre Kunstwerke, zum Theil leider schon lange vom Erdboden verschwunden, der damals überall noch freiere Ausblick in die herrliche Umgebung, die Fülle von freundlichen Gärten ringsum, die bunten, heiteren Trachten jener Zeit, Bilder, wie sie uns noch die Tischbein'schen Gemälde und Kupferstiche zurückrufen, — alles wirkte zusammen zu eigenartiger, malerischer Schönheit.

Freilich, was nun die dichterische Empfänglichkeit der Kasseler für diese Herrlichkeiten anlangt und die einheimischen Dichter selbst, so ist weniger Prahlens davon zu machen. Unsere hessische Heimath ist nie sehr ergiebig an Poeten gewesen, und selbst die wenigen echten darunter hielten sich mehr, analog dem Charakter der heimischen Landschaft, in einer gewissen mittleren Höhe. Gleich den duftigen Linien unserer blauen Berge, die wie Wellen weich in sich hineinfließen, mehr lieblich und innig als großartig und gewaltig zeigen sich die wahrhaft poetischen Schöpfungen der Hessendichter, die alle mehr im Kleinen groß als im Großen kühn und epochemachend gewesen sind. Im Ganzen neigt die Eigenart unseres Volksstammes mehr zu bedächtig nüchterner Auffassung der Dinge als zu lebhafter Phantasie, und neben Treue und Tapferkeit ist als dritte Haupteigenschaft des Hessen sein praktischer, gerader Verstand zu rühmen, daher wir auch mehr Gelehrte, namentlich Rechtsgelehrte, als Dichter aufzuweisen haben.

Im vorigen Jahrhundert aber sind die echten Poeten vollends bei uns ausgeblieben, so zahlreich auch gerade, die sich so nannten, zu jener Zeit uns entgegentreten. Doch alle diese Versemacher, der Nationaldichter Casparson (den ursprünglich Gottsched zum Poeten ordinirt hatte, und der anfangs auch gottschedlich wirkte), der biedere Engelschall (der Verfasser der weiland bekannten Räubergeschichte des Metzgers Schnell), der muntere Wildungen (dem übrigens manches hübsche Jagdgedicht und auch geistreiche Räthsel gelangen), der sonst so verdienstvolle Justi, ferner Münchhausen (der Freund Seume's), Eschstruth (der Herausgeber eines „Hessischen Musenalmanachs"), ja auch die Dichterin Philippine Engelhard, geb. Gatterer (eine liebenswerthe Frau, nicht ohne Versifikationstalent, aber schließlich denn doch nur eine poetische Plaudertasche) — wer kennt sie alle jetzt noch, und wer möchte sie kennen? Und nun gar der Grenadier Dick (ein Naturdichter, den Casparson poetisch aufzupäppeln versuchte)! Ein berühmterer ehemaliger Grenadier, der Vater Gleim, der 1770 in Kassel weilte, hatte durch das Geschenk seiner Gedichte den braven Hans Tobias Dick zu den „geschmackvollen" Versen begeistert:

„Dem Glücke dank' ich's großer Gleim,
Daß Deiner Weisheit Honigseim
Sich heute mir zu schmecken giebet"
u. s. w.

Gleim selbst hat später unser Druselathen durch einen Reim geehrt. Er schreibt in einer poetischen Epistel an die Dichterin Sophie Becker:

„O Freundinn, Freundinn, einen Arm
So lang, wie der am Herkules bei Kassel,
(Lang macht die Sehnsucht) streck ich aus
Dem Tage, der mich bringt in Göcking's neues Haus!
Musik der Himmel ist mir jedes Radgerassel,
Und Freude stampft mir jedes Roß,
Seit Vater Gleim die Fahrt zu Euch beschloß."

Ein in Kassel geborener Dichter lebte zu damaliger Zeit, der bis vor Kurzem mit einem bekannteren gleichen Namens verwechselt worden ist, Heinrich Wagner (1747—1814), dessen „Frankfurter Musenalmanach“ (mit nicht übel gerathenen Epigrammen) sogar Goedeke unter den Werken seines Namensvetters Heinrich Leopold Wagner aufführt, des Verfassers der „Kindermörderin“, eines Dramas, das, wenn man von Goethe's und Schiller's Jugendprodukten absieht, wohl als die bedeutendste dramatische Leistung der Sturm- und Drangperiode angesehen werden darf. Diesen beiden ist hier gleich noch ein dritter Dichter desselben Namens beizuzählen, Ernst Wagner (1765 bis 1814), der, ungerechterweise jetzt völlig vergessen, früher meist ebenso ungerechterweise nur als Epigone Jean Paul's nebenbei in den Literaturgeschichten erwähnt wurde. Er gehört unstreitig zu unseren besten Prosadichtern. Seine Hauptwerke sind die Romane „Wilibald's Ansichten des Lebens“, „Die reisenden Maler“ und „Isidora“, worin er eine durchaus selbständige, echt poetische und hinsichtlich der Darstellung und des Stils außerordentlich plastische Kraft entfaltet, hauptsächlich aber sich in der Naturschilderung hervorthut. Daß auch er, freilich als Kind, in Kassel gewesen sei, erzählt er uns selber in seinem „Historischen A B C“.

Wenn wir unter den heimischen Dichtern des Kasseler Hofs unter Friedrich II. noch den koboldartigen Knigge besonders erwähnen, so kann er das höchstens seinem derbkomischen Roman „Die Reise nach Braunschweig“ verdanken, denn daß sein „Umgang mit Menschen“ heute noch hier und da gelesen wird, beweist nicht den Werth dieses Buches, sondern nur die unglaubliche Unselbständigkeit der Menschen.

Einen ebenso unfreiwilligen als unerfreulichen Aufenthalt hatte um jene Zeit in Kassel (wie durch seine Selbstbiographie bekannt ist) der als Mensch vortreffliche, als Dichter aber geschmacklose Gottfried Seume, den auf seiner Flucht aus Leipzig hessische Werber aufgegriffen hatten, um ihn den Subsidientruppen für Amerika einzureihen. Daher klingt denn auch sein Epitheton für Friedrich II., den „großen Menschenmäkler“, nicht schmeichelhaft, hat aber gerade durch ihn leider allgemeine Geltung gewonnen und lange Zeit auch behalten. Schlimmer noch läßt sich in diesem Sinn die schneidend scharfe Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling (um sie bei allen ihren Namen zu nennen) vernehmen, die, wie man sieht, schon als neunzehnjähriges Mädchen mit ihrer Meinung nicht zurückhielt. Sie schreibt 1782 an ihre Freundin Luise Gotter:

> „Dir brauch' ich nicht zu sagen, wie mir Caßel gefallen hat, nur machte mich der Gedanke unwillig, daß der Landgraf in Münden Menschen verkaufte, um in Caßel Palläste zu bauen. Wir logierten auf dem Königsplaz. Die Collonade, wo ich die Wachparade aufziehen, und auch, mit Respect gesprochen, das Vieh des Landgrafen sah, hat mir vorzüglich gefallen.“ *) (Carolina, Bd. I, S. 311.)

*) Das von Kenntniß der Thatsachen nicht beeinflußte Urtheil der Dame mit den vielen Namen kann selbstverständlich durchaus nicht beanspruchen, irgendwie für maßgebend genommen zu werden. D. Red.

(Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

3. Bei Hanau.

Für den folgenden Tag, Sonnabend, den 23. Juni, war befohlen worden, daß wir unsere Protzen nach Hanau schicken sollten, um die volle kriegsmäßige Beladung an Munition in Empfang zu nehmen.

Da Lieutenant B. sich erbot, diesen Dienst, der sonst Sache der Zugführer gewesen wäre, für die ganze Batterie zu besorgen, war ich abkömmlich und bat um die Erlaubniß, nach Frankfurt zu fahren, wo ich einige Einkäufe machen wollte, ein Ausflug, der dadurch ermöglicht wurde, daß das nahe Wilhelmsbad eine Station der Eisen-

bahn Hanau-Frankfurt war. Der Urlaub wurde mir um so bereitwilliger gegeben, als auch die anderen Herren verschiedene Bedürfnisse hatten, die einzukaufen ich gern übernahm. Lieutenant S. schloß sich mir an.

Als wir in Frankfurt angekommen waren und die Allerheiligengasse vom Hanauer Bahnhofe hinaufgingen, folgte uns eine sich allmählich vergrößernde Menschenmenge. Anfänglich bezogen wir die Sache gar nicht auf uns und schenkten ihr keine Beachtung. Bald aber schlugen Drohungen an unser Ohr, woraus wir entnehmen konnten, daß wir für preußische Offiziere gehalten wurden.

Jeder vernünftige Mensch hätte sich wohl sagen können, daß sich zwei preußische Offiziere schwerlich jetzt noch nach Frankfurt hineinwagen würden, das von feindlichen Truppen besetzt sein konnte, aber ein erregter Volkshaufe ist ja bekanntlich für die Stimme der Vernunft taub. Je mehr die Menge anschwoll, um so drohender wurde ihre Haltung und um so bedenklicher unsere Lage, und diese wurde geradezu unheimlich, als ein großer Stein nicht allzu weit an unseren Köpfen vorbeiflog. Gerade in diesem Augenblick kam glücklicherweise ein Unteroffizier des Frankfurter Linienbataillons vorbei, der uns als Kurhessen erkannte und die Leute aufklärte, sodaß sie uns nicht weiter belästigten und sich zerstreuten.

Einen eigenthümlichen, ganz besondere Gedanken anregenden Eindruck machte es auf mich, als wir die große Eschenheimer Gasse entlang gingen und vom Balkon des Bundestags-Palais eine schwarz-roth-goldene Fahne herabhängen sahen, die Farben, die in den Jahren der Reaktion, welche auf die Wiederherstellung des Bundestages im Jahre 1850 folgten, in Acht und Bann gethan worden waren. Auch wurde uns bekannt, daß die Truppen des baierischen und des Bundesarmeecorps eine gleichfarbige Armbinde als gemeinsames Feldzeichen angelegt hätten.

In Frankfurt lebten Verwandte von mir, die Familie eines reichen und angesehenen Kaufmanns. Gern hätte ich sie aufgesucht, mochte aber meinen Kameraden, der Frankfurt gar nicht kannte, nicht allein lassen, besonders nach dem Vorfalle gleich nach unserer Ankunft. Da mir aber die außerordentliche Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit meiner Verwandten bekannt war, verfiel ich auf den Ausweg, Lieutenant S. zu bitten, mich zu begleiten, wozu er sich auch nach einigem Sträuben seinerseits und fortgesetztem Zureden meinerseits bereit erklärte.

Wie ich erwartet hatte, wurden wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen und genöthigt, zum Mittagsessen zu bleiben.

Der in Frankfurt vorherrschenden Stimmung gemäß, wovon wir am Morgen so handgreifliche Beweise erhalten hatten, war auch mein Onkel ein überzeugter und erbitterter Gegner Preußens, und das machte die Unterhaltung manchmal etwas schwierig, denn obgleich ich, so zu sagen „dienstlich" auch ein Feind Preußens war und im Falle eines Zusammenstoßes mit preußischen Truppen, wie alle meine gleichgesinnten Kameraden meine Pflicht im vollsten Maße und um der kurhessischen Waffenehre willen auch freudig gethan haben würde, konnte ich doch meine innere Ueberzeugung nicht soweit verleugnen, seine heftigen Ausfälle ganz unwidersprochen zu lassen. Dennoch schieden wir schließlich im besten Einvernehmen, als für uns die Stunde geschlagen hatte, wo wir uns nach dem Bahnhofe begeben mußten.

Bei unserer Rückkehr nach Mittelbuchen hörten wir zu unserer Ueberraschung, daß die Batterie Befehl erhalten habe, am anderen Tage nach dem an der Straße von Hanau nach Friedberg liegenden kleinen Städtchen Windecken zu marschiren, wo unter dem Oberst von Baumbach, Kommandeur des 1. Husarenregiments, eine aus dessen Regiment, einem Bataillon des 3. Infanterieregiments und unserer Batterie bestehende Abtheilung zur Beobachtung der genannten Straße zusammentreten sollte.

Mein Quartier fand ich in Windecken bei einer jüdischen Familie, bei der ich sehr gut aufgehoben war. Sie freuten sich, hessische Landsleute aufzunehmen, hatten aber große Angst vor „fremden Völkern," wie sich die Frau ausdrückte und womit sie unsere süddeutschen Bundesgenossen meinte.

Der nächste Tag, Montag, der 25. Juni, brachte uns mancherlei Aufregungen.

Am Morgen hatten wir einige Stunden exerzirt und dann gemeinsam mit den Offizieren der anderen im Städtchen liegenden Truppen zu Mittag gegessen. Kurz nach Tische wurde nachstehende Ansprache des Kurfürsten bekannt gemacht:

„An mein getreues Volk!

Im Begriffe, in die über mich verhängte Kriegsgefangenschaft in's Ausland abgeführt zu werden, ist es meinem landesväterlichen Herzen Bedürfniß, meinen treuen Unterthanen noch diesen Scheidegruß zuzurufen.

Möge der Allmächtige Gott mein Volk in Seinen väterlichen Schutz nehmen und die gegenwärtig über dasselbe, sowie über mich und mein Haus verhängte Trübsal mir und meinem Volke zur Läuterung und zum Frieden dienen lassen.

Zugleich richte ich, indem ich das Land meiner Väter zu verlassen genöthigt werde, an alle in den dermalen okkupirten Landestheilen bestellten Beamten und Diener die Aufforderung, die ihren bisherigen Amtsverhältnissen entsprechenden Funktionen auf Grund ihres bestehenden Diensteides und vorbehaltlich der mir zu bewahrenden Unterthanentreue fortzuführen, als wodurch unter allen Umständen dem wahren Landeswohle am besten entsprochen und gleichzeitig allen etwaigen Gewissensbedrängnissen vorgebeugt wird.

Gott schenke uns bald wieder bessere Tage!

Gegeben, Wilhelmshöhe, den 23. Juni 1866.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

Die schlichte Einfachheit dieser Sprache verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck zu machen, und da sich gleichzeitig einige wahnsinnige Gerüchte verbreiteten, die von der urtheilslosen Menge geglaubt wurden, so sehr sie auch den Stempel der Unmöglichkeit an der Stirne trugen, steigerte sich diese Wirkung bis zur Erbitterung.

Nach diesen Gerüchten sollten die Preußen in Kassel und namentlich auf Wilhelmshöhe wie Barbaren gehaust haben. Die Töchter des preußischen Gesandten, Generals von Roeder, hätten in Begleitung von Offizieren auf dem prächtigen und sorgfältig gepflegten Bowlinggreen hinter dem Wilhelmshöher Schlosse, dessen Betreten natürlich streng untersagt war, unter den Fenstern des Kurfürsten ihre Pferde getummelt; der mit der Gefangennahme des Kurfürsten beauftragte Hauptmann von Lettow-Vorbeck sei mit der äußersten Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Rohheit aufgetreten, mit seinen Soldaten bis in's Schlafgemach des Kurfürsten gedrungen und habe sogar Hand an ihn gelegt. Last, but not least, wurde erzählt, der Kurfürst sei gezwungen worden, den Weg von Schloß Wilhelmshöhe nach dem eine halbe Stunde entfernten Bahnhofe vor Wahlershausen zu Fuße zurückzulegen, umgeben von Musketieren, die es sogar an Kolbenstößen nicht hätten fehlen lassen.

Erregte Gruppen von Bürgern und Soldaten, in deren Zügen Grimm und Wuth zu lesen war, bildeten sich auf den Straßen, und laute Verwünschungen gegen die Preußen wurden gehört.

Noch eine zweite, sehr bedeutungsvolle Nachricht sollte uns dieser Tag bringen.

Gegen Abend ging ein Tagesbefehl des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, des kommandirenden Generals des VIII. Bundesarmeecorps ein:

„An die kurhessischen Truppen.

Hessen!

Die hohe Deutsche Bundesversammlung hat mit Beschluß vom gestrigen Tage Euch meinen Befehlen unterstellt.

Ich begrüße Euch im Namen des VIII. Deutschen Armeecorps, das schon jetzt Eure Treue zu Fürst und Fahneneid bewundert, wie es Eure Tapferkeit bewundern soll, wenn wir vereint für Deutschlands Ehre, für Eures Landesfürsten mit Füßen getretenes Recht zu den Waffen greifen.

Hessen! Euch brauche ich nicht zu sagen, wie man mitten im Frieden und allen Gesetzen zum Hohne, nur weil Ihr treu zum Bunde hieltet, Euer Vaterland überfiel und Euren Kriegsherrn zum Gefangenen machte! Die Stunde der Vergeltung ist nahe: Euch stelle ich an die Spitze der Truppen, welche Euer Vaterland befreien werden. Unser Schlachtruf aber sei:

Gott und unser gutes Recht!

Hauptquartier Darmstadt,
den 23. Juni 1866.

(gez.) Prinz Alexander von Hessen,
General der Infanterie."

Der Befehl machte auf unsere Leute einen gewaltigen Eindruck, als er ihnen beim Abendappell vorgelesen wurde, denn er fiel auf einen durch die Abschiedsworte des Kurfürsten und die erwähnten Gerüchte wohl vorbereiteten Boden. Besonders war es der Schlußsatz, der eine ungeheure Aufregung hervorrief, die sich in nicht endenwollendem Hurrah Luft machte.

Ganz anders aber waren die Empfindungen bei uns Offizieren. Wir empfanden die Zutheilung zum VIII. Armeecorps als eine drückende und gefährliche Fessel, denn es konnten Verhältnisse eintreten, wo das Interesse Kurhessens mit dem seiner süddeutschen Bundesgenossen nicht mehr zusammenfiel, wie denn solche Verhältnisse später thatsächlich eingetreten sind, denen wir mit gebundenen Händen gegenüberstanden.

(Fortsetzung folgt.)



Truppenbewegungen auf der Leipziger Heerstraße im Amt Lichtenau 1811—1815.

Von Gustav Siegel in Hess.-Lichtenau.

(Schluß.)

In den letzten Augusttagen und in der ersten Hälfte des Septembers nahm dann noch einmal eine ansehnliche westfälische Streitmacht (1. u. 2. westf. Kürassierregiment; 3 Bataillone leichter westf. Infanterie) unter General Bastineller eine Beobachtungsstellung hier oben ein. Am 15. rückte sie über Hedemünden nach dem Eichsfelde ab. Um so erstaunter waren die Bürger, in der Nacht vom 27. zum 28. September kleine, fremdartige Lanzenreiter vor den Thoren erscheinen zu sehen; Kosacken vom Czernitscheff'schen Corps. Die freudigst begrüßten Gäste rasteten bis zum nächsten Mittag, dann ritten sie weiter nach Kassel. Wenige Stunden später erschien auch General Bastineller mit 2000 Mann vor der Stadt. Anstatt aber die Kosacken zu verfolgen und ihnen bei Kassel in den Rücken zu fallen, schlug er oberhalb Lichtenau ein Lager auf. Noch an demselben Abend zog er nach Altmorschen weiter. Mit seinem Abmarsche entschwand die letzte geschlossene Truppenabtheilung Jérôme's aus dem Amte.

Die Russen hatten nun freie Bahn. Am nächsten Tage (29.) kam ein neuer Haufe von 100 Kosacken an Lichtenau vorüber, am 30. ein kleinerer Trupp. Beide Abtheilungen zeigten sich indessen in wenig erfreulichem Lichte. Sie mißhandelten den Bürgermeister und den Stadtschreiber, sowie die Gendarmen, erpreßten Lieferungen von der Stadt und hoben die herrschaftlichen Kassen auf.

Czernitscheff's kühne Streifschaar war jedoch zu schwach, um sich schon im Lande behaupten zu können. Noch einmal bevölkerten daher Franzosen und Westfalen, wenn auch nur in Gestalt von Flüchtlingen und Verwundeter die Straße, bis dann vom 29. Oktober die Masse der verbündeten Heere heranwogte. Russen von Wintzigerode'schen Korps — Kosacken, Ulanen, reitende Artillerie — eröffneten den Reigen. Die ersten Preußen — 1 Offizier und 60 Mann vom 6. schlesischen Landwehr-Regiment nebst einer Munitionskolonne — kamen am 11. November hier an.

Am 21. berührte der aus siebenjähriger Verbannung heimkehrende Landesherr das städtische Weichbild. Da die Heerstraße nur die Gemarkungsgrenze berührte, zog ihm die ganze Einwohnerschaft bis dahin entgegen; die Schuljugend vorauf. Rasch wurde ein grüner Triumphbogen errichtet, zu dessen Seite sich dann die Menge vertheilte. Sobald der Kurfürst in Sicht kam, begannen in der Stadt alle Glocken zu läuten, Kinder und Erwachsene sangen „Nun danket alle Gott", Hochrufe erschallten und der Pfarrer hielt eine begeisterte Ansprache. Jubelnd umringte man den Wagen des hohen Herrn, der sich bei diesen Beweisen der Liebe und Treue kaum der Thränen zu erwehren vermochte. Unter stattlichem Ehrengeleite setzte er danach seinen Weg zur Residenzstadt Kassel fort. Auch die am 5. Dezember stattfindende allgemeine Landesfeier der Wiederkunft des angestammten Herrscherhauses nahm einen erhebenden Verlauf. Es bedurfte keines Zwanges dazu.

Die hessischen Behörden nahmen nun ihre Wirksamkeit wieder auf. Bald mischten sich auch in die russischen und preußischen Marschkolonnen kurhessische Truppentheile, die ebenfalls gegen den Erbfeind zogen, um ihm unter dem alten Löwenbanner die jahrelange Unterdrückung heimzuzahlen. Bis zum Mai dauerten die Nachschübe, dann wechselte die Marschrichtung der Truppen. Es ging heimwäts. Siegeslieder erschallten. Deutschland war frei von der Knechtschaft des Korsen. Da athmeten auch die Bewohner des Amtes so recht von Herzen auf. Vergessen waren die Lasten und Beschwerden der letzten Jahre, verschmerzt alle noch so schweren Opfer. Sie waren nicht gering gewesen. Allein die Lichtenauer Bürgerschaft hatte während dieser Zeit mehr denn 17 000 Mann und 6000 Pferden Unterkunft und Verpflegung gewähren müssen, davon allein in 1813 8000 Mann und 4000 Pferden; die übrigen Ortschaften des Amts bis Ende September 1813 3000 Mann und 1100 Pferden. Dazu mußten von den Dörfern vom Herbst 1811 bis Ende 1813 490 zwei- bis vierspännige Wagen zu Kriegsfuhren und 389 Vorspannpferde hergegeben werden, von der Stadt 61 Wagen und 56 Pferde.

Ueber die Stärke der einzelnen Truppentheile, ihre Zugehörigkeit und Marschrichtung, die Zeit ihrer Einlagerung u. dergl. giebt der nachstehende „Auszug aus dem Handbuche der Etappenstation Lichtenau" nähere Auskunft. Er enthält sämmtliche Abtheilungen von einer Stärke von 20 Mann ab.

Auszug aus dem Handbuch der Etappenstation Lichtenau,
1811—1815.

Jahr und Tag	Stärke Offiziere	Stärke Mann	Stärke Pferde	Regiment	Marschrichtung	Bemerkungen
1811.						
11., 12. Mai	1	101	—	6. Lin.-Infant.	Altmorschen-Witzenhausen	
1. Juli bis 24. August	6	200	—	3. u. 4. Komp. 6. Lin.-Inf.	vorher in Breitenbach a/H.; nachher Zierenberg	
17., 18. Aug.	—	48	—	5. Lin.-Infant.	Mühlhausen-Katharinenthal (Wilhelmsthal)	
18., 19. „	14	302	—	2. Komp. vom 5. Lin.-Inf. nebst Rgts.-Stab	Desgl.	
5., 6. Oktob.	19	493	—	1. Gren.; 1. Volt.-Komp. 5. Lin.-Inf. u. Rgts.-Stab	Lager bei Katharinenthal-Eschwege	
4., 5. Nov.	9	145	174	7. Franz. Kürass.	Dörfer bei Kassel-Bischhausen	
5., 7. „	8	98	120	14. „ „	Desgl.	
10., 11. „	2	95	99	Franz. reitende Artill. (zur 3. Kürass.-Div. gehörig)	Desgl.	
29., 30. Dez.	—	28	1	4. Franz. Kürass.	Kassel-Bischhausen	
1812.						
4., 5. Jan.	1	50	3	6. Franz. Kürass.	Kassel-Bischhausen	
14., 15. Febr.	1	79	1	4. u. 14. Franz. Kürass.	Desgl.	
19., 20. „	—	27	—	4. Franz. Kürass.	Desgl.	
21., 22. „	1	24	7	4. „ „	Desgl.	
23., 24. „	1	65	3	7. „ „	Desgl.	
26., 27. „	2	118	—	7. u. 14. Franz. Kürass.	Desgl.	
9., 10. März	19	532	4	93. Franz. Inf.	Kassel-Witzenhausen	in Laudenbach
29., 30. „	4	121	131	3. Frz. Chevauxlegers-Lanc.	Kassel-Bischhausen	
1813.						
30. Jan. bis 17. Febr.	13	24	3	Einzelne Soldaten folgender Regimenter: 6. Rheinbund-Inf., 5. Westf. Lin.-Inf., 11. Franz. l. Inf., Westf. Kür., 56. Franz. Lin.-Inf., Westf. Lin.-Inf.-Rgt. Joseph Napoleon	Bischhausen-Kassel	
14., 15. Febr.	30	115	14	Rest des 11. Franz. leichten Inf.-Rgts.	Desgl.	
	12	55	4			in Walburg
17., 18. „	31	90	16	Rest des 56. Franz. Lin.-Inf.	Desgl.	
18., 19. „	33	85	25	„ „ 21. „ „	Desgl.	
	12	50	3			in Walburg
14.-22. „	7	34	1	Versprengte vom: 2. Chevauxlegers-Lanciers der Westf. Garde, 2. u. 4. Westf. Lin.-Inf., 1. Westf. Artill., 126. Franz. Lin.-Inf., 6. Westf. Lin.-Inf., 21. u. 56. Franz. Lin.-Inf., 5. Westf. Lin.-Inf., 7. Westf. Lin.-Inf.	Desgl.	
22., 23. „	—	23	—	Versch. französische Rgtr.	Desgl.	

Jahr und Tag	Stärke Offiziere	Stärke Mann	Stärke Pferde	Regiment	Marschrichtung	Bemerkungen
23., 24. Febr.	1	41	—	Versch. westfälische Rgtr.	Bischhausen-Kassel	
	1	50	84			in Walburg
24. Febraur bis 4. März	7	119	16	Versprengte vom: Großh. Berg. Inf., 6., 12., 21. u. 56. Franz. Lin.-Inf., 3. Hess.-Darmst. Inf., Versch. Westf. Inf., Versch. Corps und Rgtr. der großen Armee	Desgl.	
4., 6. März	2	56	55	Westf. Train vom 8. Corps der großen Armee	Desgl.	
6. März bis 14. April	19	81	15	Versprengte vom: 56. u. 11. Franz. Inf., 1., 2., 4., 5., 6., 7. u 8. Westf. Lin.-Inf., 1. Großh. Berg. Inf., 1. u. 2. Westf. Küraff., 2. Westf. Hus., Westf. Art., Westf. Jäger-Karab., 9. Franz. Hus., Großh. Berg. Lanc.	Desgl.	
13.-18. Apr.	8	138	152	Westf. Küraff. versch. Rgtr.	Desgl.	
	5	74	126	und Chevauxlegers		in Walburg
27.-28. „	18	36	57	General Graffot und Stab	Kassel-Bischhausen	„ Hopfelden
	14	64	81	Westf. Garde du Corps	Desgl.	
	17	290	333	Westf. Küraff.	Desgl.	in Velmeden und Rommerode
	14	229	12	Westf. Gren.-Garde	Desgl.	
	7	371	—			in Walburg
30. April	1	26	28	Westf. Kürassiere (Esk. des Königs Jérôme)	Helsa-Walburg	„ „
27. April bis 2. Mai	1	26	28	Desgl.	Walburg-Helsa	„ „
1.-4. Mai	5	182	6	Westf. Gren.-Garde	Eschwege-Kassel	
3.-4. „	10	140	166	1. Westf. Küraff.	Desgl.	in Velmeden
	8	144	164			
	4	16	31	General Bastineller u. Stab	Desgl.	in Walburg
	6	34	3	Stab und Musik	Desgl.	
	6	350	1	Grenad.-Garde		in Fürstenhagen und Rommerode
	10	425	—	Chasseur-Garde	Desgl.	in Walburg, Hopfelden und Hollstein
5. Juni	5	195	—	3. Franz. Fuß-Art.	Bischhausen-Kassel	
11., 12. Juni	—	7	—	Westf. Soldaten, die aus russ. Kriegsgefangenschaft entwichen waren	Desgl.	
13., 14. „	1	37	—	26. Komp. 3. Franz. Fuß-Art.	Desgl.	
26., 27. „	1	41	—	29. Franz. Lin.-Inf.	Desgl.	
15., 16. Juli	14	43	12	2. Westf. leicht. Inf.	Reichensachsen-Kassel	
11., 12. Aug.	2	65	—	Verwundete von den Fußtruppen der großen Armee	Bischhausen-Kassel	
30., 31. „	1	44	47	2. Westf. Küraff.	Kassel-Lichtenau	
2., 3. Sept.	1	16	12	Kaiserl. Schatz	Mühlhausen-Mainz	in Friedrichsbrück
3.-8. „	5	297	—	3 Bat. leichter westf. Inf.	Kassel-Lichtenau	

Jahr und Tag	Stärke			Regiment	Marschrichtung	Bemerkungen
	Offiziere	Mann	Pferde			
13.-15. Sept.	2	44	48	2. Westf. Küraff.	Berka=Helsa	
	2	136	}	3. Bat. leichter Westf. Inf.	Gerstungen=Lichtenau=Hedemünden	
	2	145	}			in Walburg
28. „	1	20	21	Ruff. Kosacken	Bischhausen=Kassel	
	66	2000	1000	1. u. 2. Westf. Küraff., 3 Bat. leichter Inf. (General Bastineller)	Witzenhausen=Spangenberg	
29. „	6	100	106	Kosacken	Waldkappel=Kassel	
21., 22. Okt.	1	60	—	Kranke verschiedener franz. Inf.= und Art.=Rgtr.	Eschwege=Kassel	
24.-26. „	1	44	—	Desgl.	Desgl.	
29., 30. „	10	360	400	Russ. Ulanen vom Winzingerode'schen Corps	Walburg=Kassel	
30., 31. „	31	910	1300	3 Komp. Russ. reit. Art., Gen. Graf Orloff u. Stab	Wanfried=Kassel	
31. „	4	90	94	Kosacken	Walburg=Kassel	
11., 12. Nov.	1	131	141	Preuß. Munit.=Kol. (Detach. der Kol. 2 u. 4) unter Bedeckung von 1 Offizier u. 60 Mann des 6. Schles. Landw.=Rgts.	Netra=Kassel	
14., 15. „	3	90	35	Russ. Inf. und Kosacken	Eschwege=Kassel	
24., 25. „	10	238	102	„ „ „ Reiter	Kassel=Waldkappel	
28.-30. „	3	32	2	„ „	Bischhausen=Kassel	
30. „	1	30	67	„ Prov.=Kol.	Desgl.	
4.-6. Dez.	5	30	—	„ Inf.	Desgl.	
12., 13. „	1	76	—	Russ. Inf. vom Langeron'schen Corps	Desgl.	
23., 24. „	4	27	22	Russ. Inf. und Kosacken	Desgl.	
1814.						
5.-11. Jan.	7	300	—	Kurh. Inf.=Rgt. v. Wurmb	von Allendorf, dahin auch zurück	
6., 7. „	3	50	—	Russ. Inf.	Reichensachsen=Kassel	
8.-10. „	13	493	92	7. Preuß. Res.=Rgt. General v. Pirch nebst Stab	Desgl.	
12., 13. „	—	22	6	Jägerdetach. vom 1. Schles. Inf.=R. (Kleist'sches Corps)	Desgl.	
14., 15. „	2	84	90	Feld=Prov.=Amt d. 2. Preuß. Armeecorps und Res.=Mun.=Kol. Nr. 11	Desgl.	
21.-23. „	1	22	—	1. Schles. Inf.	Bischhausen=Kassel	
26., 27. „	3	170	16	7 provis. Artill.=Komp. der Brandenburger Brigade	Desgl.	
26.-28. „	3	174	25	4 prov. Fuß=Art.=Komp. der Schles. Brigade	Desgl.	
28., 29. „	7	236	13	3 Komp. d. Füs.=Bat. d. Kurh. Inf.=Rgts. v. Solms	Desgl.	
3., 4. Febr.	—	75	—	Rekruten für Rgt. v. Solms und hessische Landwehr	Kassel	

Jahr und Tag	Stärke Offiziere	Mann	Pferde	Regiment	Marschrichtung	Bemerkungen
4., 5. Febr.	5	84	103	Weimarer u. Gothaer Freiw. reit. Jäger	Röhrda-Kassel	
	2	60	22	Weimarer Landw.-Bat.	Desgl.	
10.,11. „	11	40	80	Stäbe des Sächs. Gen.-Maj. v. Brause und des Russ. Gen.-Lieut. v. Thielemann	Desgl.	
	8	300	26	Sächs. leichtes Marschbataill. (Jäger)	Bischhausen-Kassel	
13.-15. „	6	58	15	Niederlauf. Landw. - Bataill.	Desgl.	
	3	200	—	(2 Komp. nebst Stab)		
20.,21. „	1	166	44	Gothaer Freiw. Jäger	Desgl.	
1., 2. März	8	38	9	Weimarer Inf.	Desgl.	
6., 7. „	3	31	—	Kriegsgef. gewesene Holländer	Eger-Kassel	
18.,19. „	—	23	—	„ „ „	Röhrda-Kassel	
10.,11. Apr.	3	304	—	Rekonvaleszenten verschieden. preuß. Rgtr.	Berlin-Kassel	
25.,27. „	2	166	—	Kriegsgef. gewesene Holländer	Leipzig-Kassel	
6., 8. Mai	1	240	—	Rekonval. versch. preuß. Rgtr.	Berlin-Netra-Kassel	
21., 22. „	6	25	34	Sächs. Gen.-Maj. v. Gablenz nebst Stab	Kassel-Bischhausen	
	8	370	31	Stab und 2 Komp. des 4. Sächs. Landw.-Rgts.	Desgl.	
23., 24. „	7	28	10	Stab der 2. Kol. d. Sächs. Landw. (Oberst v. Dürschen)	Desgl.	
	6	20	20	Stab d. 1. Sächs. Landw.-R.	Desgl.	
	12	390	49	Sachsen-Gothaer Landwehr	Desgl.	
9.,10. Juni	1	210	—	44. Ruff. Inf.-Jäger	Kassel-Leipzig	
26.,27. „	2	43	—	Kriegsgef. gewesene ehemal. westfälische Soldaten	Netra-Kassel	
12., 13. Juli	5	25	100	Russen (Kosacken)	Münster-Leipzig	
18., 19. „	2	79	82	2. Esk. Elb-Landw.-Kav.-Rgt.	Röcken-Wiesenfeld-Rüstungen	
18., 19. Aug.	12	160	3	2. Bat. 1. Kurh. Landw.-Rgt.	Felsberg-Waldkappel	
18.-27. „	6	61	1	Depot-Bat. 1. Kurh. Landw.	Wabern-Helsa	
29. Aug. bis 6. Sept.	6	300	2	2. Bat. d. Kurh. Inf.-Rgts. Kurfürst	Melsungen-Hasselbach	
1815.						
21., 22. Apr.	10	408	10	2 Komp. d. Füs.-Bat. Inf.-Rgts. v. Solms	Witzenhausen-Homberg	
9.-11. Nov.	3	167	6	Freiw. Fußjäger vom Preuß. Kaiser-Alexander-Garde-R.	Homberg-Witzenhausen	



Ernst Rommel.

Als sich am 26. Mai d. J. die Nachricht von dem schnellen und unerwarteten Tode des Bezirksamtmannes Ernst Rommel mit Blitzesschnelle in Kassel und dessen weiterer Umgebung verbreitete, rief diese schmerzliche Trauerkunde in zahlreichen Kreisen der Bevölkerung eine außergewöhnliche Theilnahme hervor, die ein ergreifendes Zeugniß dafür ablegte, wie innig vertraut der Verstorbene seiner Umgebung geworden war und welch' einer ungemeinen Achtung sich derselbe bei Hoch wie bei Niedrig erfreute.

Gegenüber dem vor wenigen Wochen geschlossenen Grabe, das mit zahlreichen Kränzen der Pietät und Freundschaft geschmückt war und nun die Hülle eines so hochverehrten Mannes und Freundes birgt, geziemt es sich wohl, eine Betrachtung anzustellen, worin eigentlich die hohe Bedeutung Ernst Rommel's für seinen großen Freundeskreis wie für die mit ihm verkehrenden Menschen lag und weshalb derselbe, bei aller Schlichtheit und Einfachheit seines Wesens, einer so allgemeinen Beliebtheit, und man kann wohl sagen, einer so seltenen Popularität sich erfreute.

Mit Recht und ohne Uebertreibung kann Ernst Rommel als eine volksthümliche Persönlichkeit bezeichnet werden. In allen Kreisen der Bevölkerung, fast im ganzen Hessenlande war derselbe ein gern gesehener Mann. Der schlichte Bewohner des Landkreises Kassel, der s. Z. auf dem Landrathsamte sein Anliegen vorzubringen pflegte, der Kasseler Bürger und Handwerker, der mit ihm hier und da bei einem Glase Bier oder auf der alten Kasseler Wachtparade einige Worte gewechselt hatte, der Universitätsfreund, der auf der Hochschule so manche frohe Stunde mit ihm verlebt hatte, der Beamte und Kollege, der mit ihm vielfach in Berührung gekommen war, sie alle, welche die weitgehenden Wogen des dienstlichen oder außerdienstlichen Verkehrs ihm nahe gebracht hatten, liebten und schätzten ihn im gleichen Grade, fühlten sich gleichmäßig von ihm angezogen und standen unter einem gewissen Banne seiner eigenartigen Persönlichkeit.

Woher aber kommt es, daß Ernst Rommel, trotzdem er gerade keine sehr hervorragende Stellung im Staatsleben erreicht hatte und zeitig schon in den ruhigen Hafen der Zur-Disposition-Stellung eingelaufen war, sich dennoch solch' einer allgemeinen Hochschätzung und Anerkennung erfreute? Wie kam es, daß gerade ihm ein solches Vertrauen von allen Seiten entgegengetragen wurde, daß mit ihm am liebsten alle kritischen Fragen besprochen wurden, und er als allgemeiner Berather in den verschiedensten Lagen des Lebens galt? Gerade, offen und ehrlich war sein Charakter, und dieser durchweg kreuzbraven Gesinnung, dieser Lauterkeit und Biederkeit seines innern Wesens, dieser Einfachheit seines Lebens und seiner Anschauungen verdankte er seinen ganz außergewöhnlichen Erfolg auf dem Gebiete des Verkehrs und des Umganges.

Die spezifisch guten Eigenschaften unseres hessischen Volkscharakters, die durch den Wechsel der Verhältnisse sich mehr und mehr verwischen und an Schärfe und Deutlichkeit sichtlich eine starke Einbuße erlitten haben, waren gerade in ihm auf das höchste verkörpert, und hierin liegt eigentlich die Bedeutung Ernst Rommel's für unsere hessische Heimath und die Leser des „Hessenlandes“. So mancher Sitte und Gewohnheit, die von auswärts sich in unserem Hessenlande einbürgerte, stand er schroff und abwehrend gegenüber, und zu dem sog. „patenten und schneidigen“ Wesen hat er sich bei der Einfachheit seines Charakters nie emporschwingen können. An der jetzt so zeitgemäßen Jagd nach dem Mammon und dem jetzt so blühenden Streberthume hatte er ebenfalls keine Freude, und alle derartigen Neigungen lagen ihm gänzlich fern.

An dem heimgegangenen Bezirksamtmann Rommel war jeder Zoll ein Hesse. Und wenn er auch aus naheliegenden Gründen sich von aller und jeder partikularistischen Thätigkeit und Neigung fernhielt, so reichten doch die Wurzeln seines Fühlens und seines Empfindens weit, weit in die hessische Vergangenheit zurück. Wohl niemals fühlte sich Ernst Rommel behaglicher, als wenn im engen Freundeskreise althessische Zeiten und Persönlichkeiten besprochen wurden und alle möglichen Geschichten und Geschichterchen aus unserer hessischen Vergangenheit aufgetischt wurden.

Ein ungemein dankbares Gedächtniß hatte er weiter seiner Gymnasiallaufbahn und seinen zum Theil hochverdienten Lehrern, besonders Flügel und Ring, bewahrt, von welchen er stets mit großer Anhänglichkeit sprach. Die so vielfach nicht beliebte, auf den Gymnasialbänken verlebte Zeit bildete gerade in Rommel's Erinnerung einen gewissen Lichtpunkt und übertraf in seinen Augen noch in mancher Beziehung die spätere freiere, aber auch schon von gewissen Sorgen durchwebte akademische Laufbahn. So sehr Rommel auch an dem Corps Teutonia hing, dem er angehörte, so war es doch seiner eigenartigen Persönlichkeit gegeben, gewisse akademische Gegensätze auszugleichen, den alten Groll und die alte Feindschaft in Freundschaft und Liebe ausklingen zu lassen und allen Hader und alle Streitigkeiten in gemüthlichster Weise zu bannen. So hatte denn Rommel auch unter den, der Teutonia ferner stehenden Corps manchen bewährten und treuen Freund gefunden und damit gleichzeitig den Beweis gegeben, wie er den Menschen und Freund nicht nach der jeweiligen bunten Mütze, sondern nur nach seinem inneren Werthe zu schätzen und zu beurtheilen wußte.

Gerade diese eigene Art, Gegensätze auszugleichen und mit Milde und Schonung zu verfahren, bewährte sich bei Rommel am glänzendsten auch in seiner dienstlichen Stellung als Bezirksamtmann zu Orb. Denn, als die Wogen des Kulturkampfes auf das höchste gingen, ein Verbot dem andern folgte und an die Gefühle unserer katholischen Mitbürger herbe und bittere Anforderungen gestellt wurden, da war es gerade Rommel, der, wiewohl selbst einer protestantischen Pfarrersfamilie entstammend, doch in äußerst geschickter Weise auftrat und, ohne seine staatlichen Pflichten irgendwie zu verletzen, milde, schonend und versöhnend verfuhr, sodaß gerade in Orb die später doch bald wieder zurückgeschraubte Bewegung an Schärfe verlor und hier alle Gehässigkeiten und Kränkungen vermieden wurden. In Orb hatte Rommel überhaupt eine äußerst glückliche Zeit verlebt und, getragen von der Liebe und Anhänglichkeit der Bewohner seines kleinen Kreises, sich eine äußerst angenehme Stellung verschafft. Mit schwerem Herzen schied Rommel von dem ihm lieb gewordenen Orb, und mit aufrichtiger Trauer sahen ihn die Bewohner scheiden, denen er Jahre lang ein wohlmeinender Freund und Berather gewesen war und deren Interessen er stets warm und aufrichtig vertreten hatte.

Der Lebenslauf von Ernst Rommel sei hier nur kurz erzählt. Geboren war er zu Kassel am 19. Juli 1841 und zwar als echtes Kind der Unterneustadt. Der Vater Johann George Rommel wohnte als Prediger in dem Unterneustädter Pfarrhause, von wo er später als Metropolitan nach Oberkaufungen übersiedelte. Die Mutter Rommels war eine Schwester des bekannten Hof=

apothekers Nagell und war das Verhältniß des Sohnes zur Mutter, besonders nach dem Ableben des Vaters, stets das herzlichste und das beste. Rommel's Vater hatte, als s. Z. der Sturm der Freiheitskämpfe losbrauste und auch das Hessenvolk zum Kampfe gegen die französische Gewaltherrschaft sich erhob, die Kanzel mit der Kugelbüchse vertauscht und war als freiwilliger Jäger mit nach Frankreich gezogen. Der Großvater Rommel's war der bekannte Generalsuperintendent Philipp Rommel gewesen, einer der besten Kanzelredner und der hessischen Sache stets mit Leib und Seele ergeben. Die Erinnerung an diese beiden ausgezeichneten Männer war in Rommel's Herzen stets lebendig geblieben und hatte auf ihn einen dauernden Einfluß ausgeübt. Nach einer überaus schönen und glücklichen Gymnasiallaufbahn, aus welcher noch Vieles für weitere Kreise von Interesse sein dürfte, bezog er die Hochschule Marburg, wo er, kaum angekommen, sofort bei dem hochangesehenen Corps der Teutonen aktiv wurde. Nach zwei Semestern siedelte er nach Leipzig über, wo es ihm ebenfalls gelang, in akademischen Kreisen eine gewisse führende Stellung zu erlangen. Nach bestandenem Examen wurde er Kreissekretär zu Kassel und zwar von 1870 bis 1878, wo er in dem damaligen Landrathe, späteren Unterstaatssekretär von Weyrauch einen äußerst angenehmen und wohlwollenden Vorgesetzten fand, der sich später auch bei allen Gelegenheiten in wärmster und anerkennendster Weise seiner annahm. Als Bezirksamtmann war er dann von 1878 bis 1886 in Orb in erfolgreichster Weise thätig und als diese, von der königlich bairischen Verwaltung übernommene Stelle einging und Orb mit dem Kreise Gelnhausen vereinigt wurde, hatte er keine Neigung noch einmal nach Krotoschin oder sonst einem Orte des weiten Preußenlandes überzusiedeln und ließ sich, da seine Gesundheit zudem schon etwas erschüttert war, zur Disposition stellen. Ernst Rommel war lange Jahre Junggeselle; erst am 11. Mai 1889 verheirathete er sich mit Anna Wiederhold, einer Schwester des hochgeschätzten Nervenarztes Dr. Wiederhold zu Wilhelmshöhe, und ist ihm diese eine sorgende Gattin, eine treue Stütze und Pflegerin gewesen, bis der Tod diese späte, aber äußerst glückliche Ehe trennte. Sanft und unerwartet entschlief er am 26. Mai zu Wilhelmshöhe, wohin er sich zur Erholung begeben hatte. Und als am 28. Mai seine Beisetzung auf dem neuen Friedhofe zu Kassel stattfand, folgten Hunderte von Freunden und Bekannten dem reich mit Kränzen geschmückten Sarge, tiefe Trauer um den heimgegangenen Freund im Herzen, allesammt aber von dem schmerzlichen Gedanken bewegt:

Ein braver Mann weniger!

Carl Schwarzkopf.



Trost.

Hat der Tod ein theures Haupt
Von der Seite Dir geraubt,
Nur nicht hadern, nicht verzagen
Und verzehren sich in Klagen!
Einmal muß es ja geschehn,
Kommt das Auseinandergehn,
Wird die Rose sich entfärben,
Und gehn Glas und Krug in Scherben. —

Hat der Tod ein theures Haupt
Aus der Deinen Kreis geraubt,
Schau' auf zu den güld'nen Sternen
In den endlos, ew'gen Fernen,
Wo ein guter Vater weilt,
Der die schwersten Wunden heilt,
Der auch das, was Dich geschlagen,
Weiß zum Besten auszutragen.

Hat der Tod ein theures Haupt
Aus der Deinen Kreis geraubt,
Wende Deinen Blick nach oben,
Wo Dein Liebes aufgehoben!
Wiedersehn! Für Deinen Schmerz
Welch ein Trostwort, armes Herz!
Nur nicht hadern, nicht verzagen
Und verzehren sich in Klagen!

Ludwig Mohr.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine hessische Fürstentochter Urahne der Könige von Italien.*) Als jüngst eine Abordnung der 1. hessischen Husaren nach Italien reiste, um ihrem erlauchten Chef zum Regierungsjubiläum zu gratuliren, da dachte wohl kaum jemand daran, daß auch ein Tröpflein hessischen Bluts in König Humbert's Adern fließt, und vor nun 173 Jahren ein hessischer General die Urahne der italienischen Könige aus dem trauten Rotenburg an der Fulda in ihre neue südliche Heimat brachte. Ich meine die zweite Ge=

*) Mit Genehmigung des Herrn Verf. der „Didaskalia", Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals, entnommen.

mahlin des ersten Kronprinzen von Sardinien (wenn auch dieser Titel damals für den Thronfolger wohl nicht üblich war), Karl Emanuel's (III.), Polyxena, geborene Prinzessin von Hessen-Rotenburg.

Polyxena wurde am 21. September 1706 zu zu Rotenburg als älteste Tochter des Landgrafen Ernst Leopold und der Gräfin Eleonore von Löwenstein-Wertheim geboren. Ihr Vater gehörte zu jener Nebenlinie des landgräflich Hessen-Kassel'schen Fürstenhauses, deren Begründer Landgraf Ernst, ein jüngerer Sohn Moritz' des Gelehrten, mit dem vierten Theile des Landes, der sogenannten Rotenburger Quart, abgefunden und zur katholischen Kirche übergetreten war.

Die Trauung der bildschönen, blondgelockten Prinzessin geschah am 23. Juli 1724 zu Rotenburg durch Prokuration; d. h. der abwesende Bräutigam wurde bei der Ceremonie durch einen außerordentlichen sardinischen Gesandten vertreten. Der Rittersaal des dortigen Schlosses war zu diesem Zweck durch die Fürsorge des in Kassel residirenden Landgrafen Karl mit Tapeten und Mobilien auf's reichste ausgestattet worden. Zugleich bewies der Chef der Hauptlinie seine Freude über diese glänzende Verbindung dadurch, daß er gleich nach dem herkömmlichen Verzicht der Prinzessin die Ehesteuer vorschußweise zahlte.

Polyxena reiste nach der Hochzeit in Begleitung sardinischer Kammerherren und eines mit Glückwünschen und Geschenken beauftragten Gesandten des Landgrafen Karl, Generals von Leutrum, nach Turin. In der Hauptstadt des jungen Königreiches von dem über ihre Anmuth entzückten alten Könige Viktor Amadeus huldvoll empfangen, erwarb sie sich während ihres elfjährigen Ehestandes durch ihre weiblichen Tugenden und ihre Bescheidenheit die Liebe ihres Gemahls und des ganzen Turiner Hofes. Sie starb am 13. Januar 1735. (Rommel, Geschichte von Hessen, X, 107.)

Wie die junge, liebreizende Prinzessin auf ihrem Zuge durch Hessen überall geehrt wurde, ist uns in der Selbstbiographie eines Marburger Studenten der damaligen Zeit aufgezeichnet. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Alß ich auch noch der Zeit zu Marburg studirte, so wurde die Prinzessin von Hessen-Rothenburg an den König (richtiger Kronprinzen) von Sardinien versprochen und nahm ihren Weg über Marburg. Es ließen also des Landgraffen Carls von Hessen-Cassel Hochfürstl. Durchlaucht ein gnädiges Schreiben an die Universität abgehen, wie Höchstdieselben gerne sähen, wenn diese Printzes von denen Studenten eingeholet und wieder bis auf die Gräntze gebracht würde. Ich wurde demnach als ohnwürdiger Obrister zu dieser Studenten-Cavalcade ernennet und führete den gantzen Troup, 2 biß 300 Studenten an. Man machte auch hierzu alle möglichen Anstalten. Sämmtliche Studenten welche zu Officiers ernennet waren, ließen sich neue rothe Röcke mit Balgefarbenen (paille = Stroh) Westen mit Silber bordirt machen und trugen weiße Federn auf dem Huthe. 3 Trompeter und einen Paucker ließen wir von Fulda holen, und zogen also der Königlichen Braut etliche Stunden lang entgegen. Da wir nun an die Chaise langten, so stiegen Herr Eberhard-Gustav von Wuelkenitz und ich von denen Pferden, und ersterer complimentirte die Königin in einer wohlgesetzten Rede, worauf der Sardinische Gesandte in frantzösischer Sprache kurtz antwortete. Nun wurde der Königliche Leibwagen von der Hessischen Garde du Corps begleitet, es verlangte aber der meiste Troup von denen Studenten, diesen Poste d'honneur zu haben, weswegen es auch wirklich einen Halt gab, und solches, wo mir recht, dem in der Suite haltenden Marschall von Linden vorgetragen und der Königin weiter referirt wurde, von welcher man dann in Antwort wieder zurückbekam, daß denjenigen, welche von Adell, erlaubt seyn sollte, neben der Chaise her zu reiten, die Andern aber sollten voraus; hierdurch aber gab es bey diesem freyen Commando noch ein ärger Gemurmele, und ich war froh, daß wir in ziemlicher Ordnung noch in Marburg kamen. Des Abens wurde die Zugbrücke vorm Schloß aufgezogen und es kam auch meines Wissens Niemand von Studenten, als der von Adell war, hinein. Dieses verdroß die andern Studenten solchergestalt, daß sie des andern Tages nicht wieder auffitzen wollten. Doch da uns der Vorzug nächst an der Chaise verstattet wurde, so bequemten sich die Meisten wieder und wir brachten Höchstdieselbe bis auf die Darmstaedtische Gräntze, woselbsten sich ein Corps Giesser Studenten eingefunden, und diesen übergaben wir solche in einem Walde. Der Sardinische Gesandte bedankte sich nochmahlen vor gehabte Bemühung, weiter paßirte aber nichts."

v. D.

Aus Heimath und Fremde.

Beförderung ehemals kurhessischer Offiziere. Unter den militärischen Beförderungen der letzten Zeit in den höheren Dienststellen befinden sich auch die einiger Offiziere, die als junge Lieutenants noch der kurhessischen Armee angehört haben; so wurde Oberst von Roques, bisher Kommandeur des 5. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 42 (Prinz Moritz von Anhalt) zu Stralsund, zum Generalmajor und Kommandeur der 73. Infanteriebrigade in Königsberg i. Pr. ernannt, desgl. Oberstlieutenant Stamm, bisher etatsmäßiger Stabsoffizier im 4. Rheinischen Infanterieregiment Nr. 30 (Graf von Werder) zu Saarlouis, zum Oberst und Kommandeur des 4. Posenschen Infanterieregiments Nr. 59 (Freiherr Hiller von Gaertingen) in Goldap i. Pr.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Rechte Dr. Lehmann wurde für das nächste Winter- und Sommersemester zum Rektor der Universität Marburg gewählt. — Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät zu Marburg Dr. phil. Waentig wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

In den Tagen vom 26.—30. Juli feierte der „Wingolf“ zu Marburg sein 50 jähriges Stiftungsfest, welches studentischem Herkommen gemäß besonders feierlich begangen wurde. Namentlich ist die außerordentlich starke Betheiligung seitens der „alten Herren“ und deren Damen hervorzuheben, sodaß beispielsweise bei dem am Mittag des 27. Juli im Museum abgehaltenen Festessen 500 Gedecke gezählt wurden. Der Verbindung nahestehende Damen überreichten am Vormittag des 27. Juli im Anschluß an ein vom Generalsuperintendenten Werner (Kassel), alten Herrn des Wingolf, abgehaltenes Erbauungs-Kränzchen eine kostbare neue Fahne.

Auszeichnung. Für die besten Leistungen, die in der Kunsthalle der Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung zu Leipzig ausgestellt sind, wurden 7 goldene und 26 silberne Medaillen verliehen. Dabei wurde durch eine goldene Medaille unser Landsmann C. Bantzer aus Marburg, Professor an der Kunstakademie zu Dresden, ausgezeichnet. —r.

Am 21. Juli beging der Rektor der Vorschule zu Kassel Karl Wilhelm Peter (geboren am 8. November 1827 zu Grebendorf bei Eschwege) den Tag, an welchem er vor 50 Jahren in den Schuldienst eingetreten war. Als tüchtiger Fachmann und pädagogischer Schriftsteller erfreut sich der Jubilar hohen Ansehens, besonders aber hat sein Wirken in Schrift und That für die edlen Zwecke des Thierschutzes dazu beigetragen seinen Namen in weite Kreise zu tragen. — Einem angesehenen älteren Kasseler Bürger, dem königlichen und kurfürstlichen Hofwagnermeister Jean Müller wurden am 23. Juli zu seinem 80. Geburtstage vielfache Ehrungen zu Theil.

Todesfälle. Am 16. Juli raffte ein Schlaganfall den durch seine kartographischen Arbeiten weithin bekannten Topographen Dr. Karl Vogel zu Gotha, geboren zu Hersfeld im Jahre 1828, dahin. Nach der Beendigung seiner Studien zunächst bei der kurhessischen Landesaufnahme thätig wurde Vogel 1851 nach Gotha berufen, um in die Gothaer Geographische Anstalt einzutreten. Vogel gab „Partiekarten“ des Thüringer Waldgebirges heraus und schrieb u. a. über „die Festung Paris“. Seit 1880 war Vogel Mitarbeiter der unter Aufsicht des großen Generalstabes herausgegebenen „Karte des Deutschen Reiches“. Im Jahre 1891 ernannte ihn die Universität Marburg in Anerkennung seines Wirkens zum Dr. phil. hon. causa. — Am 18. Juli verstarb plötzlich im 58. Lebensjahre der Apothekenbesitzer Rudolf Matthias zu Schmalkalden, zweiter Vicebürgermeister seiner Vaterstadt, seit 1872 Inhaber der von seinem Vater übernommenen Rosen-Apotheke. Sowohl als Fachmann wie als Mitglied des Stadtraths und der Schuldeputation hatte sich der Dahingeschiedene des größten Vertrauens und Ansehens zu erfreuen. Der Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde verliert in ihm seinen um den Verein hochverdienten langjährigen Vorsitzenden, den seine Kenntnisse von der Geschichte seiner Vaterstadt zu dieser Stelle in hervorragender Weise befähigten. Aus seinem werthvollen Buche: „Die Stadtkirche in Schmalkalden“ (s. „Hessenland“ 1896, S. 223/224) spricht treue Anhänglichkeit an seine schöne Heimath. Es ist lebhaft zu beklagen, daß der jähe Tod den geschichtlichen Studien des Verfassers so bald ein Ziel gesetzt hat. Er ruhe sanft! — Am 20. Juli endete das Leben des Stadtbauraths a. D. Georg Rudolph, eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren die Stelle eines Leiters des Bauwesens der Residenzstadt Kassel in ehrenvollster Weise bekleidet hat. Geboren am 26. Mai 1813 zu Kassel erhielt der Verstorbene im Jahre 1845 seine Stellung, die vor ihm bereits sein Vater und Großvater innegehabt hatten. Im Jahre 1872 zum städtischen Baurath ernannt, waltete der Verstorbene, ein tüchtiger Architekt,

bis zum Jahre 1884, in welchem er in den Ruhestand trat, in Treue seines Amtes. Eine Reihe von Kasseler Schulgebäuden, darunter die frühere Real-, jetzige Oberrealschule in der Hedwigstraße, das Realgymnasium in der Schomburgstraße und die höhere Mädchenschule am Ständeplatze, verdanken neben vielen Privatgebäuden dem verewigten Rudolph, der auch die Restaurirung der Brüderkirche und der Martinskirche in den fünfziger Jahren geleitet hat, ihren Ursprung. — Am 24. Juli erlag der Oberregierungsrath Dr. phil. Gustav Stirn im Bade Krankenheil bei Tölz in Baiern längerem Leiden. Geboren am 31. Dezember 1843 in dem althessischen Biedenkopf, das 1866 von dem Großherzogthum Hessen an Preußen abgetreten wurde, als Sohn des verstorbenen dortigen Kreisphysikus Sanitätsraths Dr. Stirn studirte Gustav Stirn in Gießen Kameralwissenschaften, um im Jahre 1867 als Referendar in den preußischen Staatsdienst zu treten, in welchem er 1874 zum Regierungsassessor aufrückte. 1883 zum Regierungsrath, 1888 zum Oberregierungsrath befördert, war der Verblichene in Köslin, Berlin, Trier und Schleswig thätig, bis er am 1. August 1895 als Dirigent der neugebildeten Finanzabtheilung in Angelegenheiten der Verwaltung der direkten Steuern nach Kassel versetzt wurde. Der Nähe der alten Heimath sollte er sich indeß nicht lange erfreuen. Reiche Geistesgaben, vielseitiges Wissen und große persönliche Liebenswürdigkeit zierten ihn.

Hessische Postkarten. Ein hessischer Landsmann, der aus Marburg gebürtige Maler Otto Ubbelohde hat im Verlag von Fr. Sömmering daselbst künstlerisch ausgeführte Postkarten erscheinen lassen, auf welchem in naturgetreuer Darstellung die Volkstrachten der Schwalm, des Breidenbacher Grundes, der Gladenbacher, Biedenkopfer und Marburger Gegend in hübschen Genrebildern verwendet sind. Sicher benutzen auch viele unserer hessischen Leser, namentlich aus Oberhessen — Niederhessen ist nur durch die Schwalm vertreten — gern diese geschmackvoll ausgestatteten Karten, um fernen Freunden und Bekannten Grüße aus der Heimath zu senden.

Personalien.

Verliehen: dem Rektor Peter und Rektor a. D. Bachmann zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; den Oberlehrern Knoop zu Hanau und Hohenthal zu Marburg das Prädikat Professor; den Professoren Dr. Kius zu Kassel, Wagner zu Kassel, Vogt zu Marburg und Dr. Wackenroder zu Hanau der Rang der Räthe 4. Klasse; dem praktischen Arzt Dr. Hartmann zu Hanau, Leibarzt Sr. Hoheit des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, der Charakter als Sanitätsrath.

Ernannt: Pfarrer Wittekindt in Wachenbuchen zum Metropolitan der Klasse Bücherthal; der Hilfspfarrer Dr. Heußner zum dritten Pfarrer in der Oberneustädter Kirchengemeinde zu Kassel; Forstassessor Reuleaux zum Oberförster der Oberförsterei Densberg mit dem Amtssitz in Schönstein; der Referendar Gölner zum Gerichtsassessor; Zeugfeldwebel Th. Siegel zu Torgau zum Zeuglieutenant in Diedenhofen.

Bestätigt: die Wahl des Direktors Professor Dr. Karl Schirmer zu Lippstadt zum Direktor des städtischen Realgymnasiums zu Magdeburg.

Versetzt: Pfarrer Heßler zu Oberlistingen nach Philippsthal.

In den Ruhestand getreten: Domänenrath Hitzeroth zu Rotenburg a. F.

Geboren: ein Mädchen: Forstassessor Ehrich und Frau Else, geb. Opitz (Kassel, 15. Juli); Lieutenant Martin von Goßler und Frau Annlies, geb. Rabe von Pappenheim (Stendal, 16. Juli); Oberroßarzt Kind und Frau Anna, geb. Pfeiffer (Kassel, 21. Juli); Landrath Alexander von Keudell und Frau Luise, geb. Henschel (Eschwege, 22. Juli); Architekt August Leu und Frau Else, geb. Scheurmann (Koblenz, 26. Juli).

Gestorben: Fräulein Bertha Mütze (Rauisch Holzhausen, 13. Juli); Dr. phil. Karl Vogel, 69 Jahre alt Gotha, 16. Juli); Bürgermeister August Usbeck, 61 Jahre alt (Steinbach-Hallenberg, 18. Juli); Apothekenbesitzer Rudolf Matthias, 57 Jahre alt (Schmalkalden, 18. Juli); verwittwete Frau Pfarrer Ernestine Jacobi, geb. Ritter, 77 Jahre alt (Marburg, 18. Juli); Frau Geheime Regierungsrath Charlotte Klewitz, geb. von Schmerfeld, 68 Jahre alt (Friedrichroda, 19. Juli); verwittwete Frau Maria Eichmann, geb. Sauer, 62 Jahre alt (Hersfeld, 19. Juli); Stadtbaurath a. D. Georg Rudolph, 84 Jahre alt (Kassel, 20. Juli); Fräulein Wilhelmine E. Baldewein, 87 Jahre alt (Wehlheiden, 21. Juli); verwittwete Frau Katharina Laufer, geb. Otto, 80 Jahre alt (Hersfeld, 22. Juli); von Baumbachischer Rentmeister Friedrich Bezzenberger (Kirchhain, 23. Juli); Kaufmann Wilhelm Thel, 30 Jahre alt (Kassel, 24. Juli); Oberregierungsrath Dr. phil. Gustav Stirn, 53 Jahre alt (Bad Krankenheil bei Tölz, 24. Juli); Bürgermeister Georg Ludwig Oeste, 64 Jahre alt (Allendorf a. W., 25. Juli); Rechnungsrath Wilhelm Quentin, 85 Jahre alt (Rodenberg, 26. Juli).

Todesanzeige.

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten schmerzerfüllt die Nachricht, daß uns unser lieber Gatte, Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder und Schwager der

Apotheker Rudolf Matthias

im Alter von 57 Jahren heute plötzlich durch den Tod entrissen wurde.

Wir bitten um stilles Beileid.

Namens der Hinterbliebenen:

Mathilde Matthias, geb. Luther,
nebst **Kindern.**

Schmalkalden, 18. Juli 1897.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XI. Jahrgang. Kassel, 16. August 1897.

Gruß an Marburg.

Sei gegrüßt mir, o mein Marburg,
Theure, vielgeliebte Stadt,
Sitz der Weisheit, Quell der Freude,
Jauchzend zieh' ich in dich heute,
Die mich einst beherbergt hat!

Hochaufragend auf dem Berge
Hab' ich wieder dich geschaut,
Unter deines Schlosses Schirme
Ragen deiner Kirchen Thürme,
Liegst du, wundersam gebaut.

Lieblich bist du wie die Rose,
Die der Jungfrau Busen schmückt,
Lieblich hold wie deine Mädchen,
Die erblüh'n in dir, mein Städtchen,
Die uns einst das Herz entzückt.

Wieder schau' ich deine Berge,
Die dich schützend rings umsteh'n,
Wieder geh' ich durch die Gassen,
Die nun längst ich hab' verlassen,
Die mich einst als Bursch geseh'n.

O, wie hab' ich manche Stunde
Voller Sehnsucht dein gedacht!
Theuer bist du mir geblieben,
Bist mir tief in's Herz geschrieben;
Zu dir zog's mich hin mit Macht.

Hier saß ich am Born der Weisheit,
Die mir ihre Schätze bot,
Hier hab' ich in frohen Stunden
Lieber Freunde Herz gefunden,
Die mir treu in Freud' und Noth.

Längst bist du für uns vergangen,
Schöne alte traute Zeit —
Doch ich hör' die alten Lieder,
Alte Freunde grüß' ich wieder,
Und mein Herz wird froh und weit.

O mein Marburg, wachse fröhlich,
Bleib' der Wahrheit starker Hort!
Bleibe frischer Burschen Freude,
Wie vor Zeiten und wie heute:
Lebe, blühe immerfort!

A. Heilmann.





Deutsche Dichter in Kassel.

Eine lokal= und literarhistorische Skizze von Hans Altmüller.

(Fortsetzung.)

Waren die in Hessen heimischen Dichter um jene Zeit keine Bereicherung des glanzvollen Hofes, so kamen um so bedeutendere von auswärts zahlreich zu Besuch. Daß übrigens Friedrich II. nicht, wie sein großer Namensvetter in Preußen, absolut unempfänglich für deutsche Literatur war, beweist u. A. die in Frage, aber leider nicht zu Stande gekommene Berufung Lessing's nach Kassel. (Stahr, Lessing, 9. Aufl. Bd. I, S. 260.)

Kurz erwähnt sei nur, daß 1771 Herder auf seiner Reise von Darmstadt nach Bückeburg (s. Aus Herder's Nachlaß, Bd. III) und zwei Jahre später Voß in Kassel weilten. Vom nahen Göttingen aus kam dann im Herbst 1774, begleitet von mehreren Hainbunddichtern, auch der große Klopstock hier an, wie Voß erzählt. „Klopstock", schreibt er an Brückner, „reiste Dienstag früh mit Hahn und den beiden Miller nach Kassel, wo sie Leisewitz (der Verfasser des herrlichen Trauerspiels ‚Julius von Tarent', das nicht preisgekrönt, aber um so preiswerther war) erwartete. Klopstock war da ebenfalls incognito und versäumte noch einen Posttag". (Briefe von Joh. Heinr. Voß, herausgegeben von Abraham Voß. Bd. I, S. 178.) Damals muß es gewesen sein — denn später, nach seinem verunglückten Aufenthalt in Karlsruhe, hat Klopstock keine größeren Reisen mehr unternommen —, als der Sänger des „Messias" beim Anblick der Weißensteiner Anlagen in die Worte ausbrach: „Mein Gott, welch' einen großen, schönen Gedanken hat Euer Fürst da in Gottes Schöpfung hineingeworfen!" Diese oft angeführte Aeußerung, die man schwerlich in gleichzeitigen Briefen oder Biographien mitgetheilt finden wird, hat sich wahrscheinlich in Kassel selbst nur mündlich fortgepflanzt, sodaß sich heute ihre Quelle kaum noch nachweisen läßt.

Nachdem 1777 Matthias Claudius und — aber wieder nur wahrscheinlich — Lessing (auf seiner Reise nach Mannheim) Kassel besucht hatten, erschien zwei Jahre darauf, 1779, der Größte von allen, Goethe, mit dem Herzog Karl August incognito reisend. „Wir gehen", schreibt er am 15. September an Frau von Stein, „unter denen Caßler Herrlichkeiten herum, und sehen eine Menge in uns hinein. Die Gemälde Gallerie hat mich sehr gelabt; wir sind wohl und lustig; es war Zeit, daß wir ins Wasser kamen". Goethe hat das Eigenthümliche, daß uns selbst die beiläufigste Bemerkung wie eine andere, frischere Luft anweht und durch die geringsten Mittel gleich uns ein Bild zu geben weiß. So sehen wir hier ihn selbst mit seinen großen, klaren Augen, die sich in Schönheit baden und der Welt Fülle ruhig in sich fließen lassen, um sie noch schöner zurückzustrahlen. Freilich, das Schönste von oder bei Kassel, Wilhelmshöhe, scheint keine Gnade vor diesen Augen gefunden zu haben. Wenigstens kennen wir kein anderes bedeutendes Urtheil Goethe's über unsere unvergleichliche Wilhelmshöhe als seine Bemerkung in der „Italiänischen Reise" über das Oktogon, das dort „ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer ‚Confectaufsatz'" genannt wird. Noch dreimal ist der große Dichter in Kassel gewesen, 1783, ferner 1792 (wo er in der Post am Königsplatz wohnte), und endlich 1801, wo er auch das Theater besuchte.

Im vorletztgenannten Jahre kam auch Jung=Stilling und nach zwei Jahren (1794) Matthisson hier an. In seinen „Erinnerungen" (Bd. I, S. 237—238) berichtet uns dieser interessante Einzelheiten über die später eingeschmolzenen Wachsbilder der hessischen Landgrafen im Museum.

Einen heiteren Sommer verlebte 1796 Hölderlin in Kassel, damals aber schon krankend an seiner unglücklichen Leidenschaft für Susette Gontard, die er in seinem Roman „Hyperion" so ergreifend schildert. Am 6. August schreibt er an seinen Bruder Karl: „Ich lebe seit drei Wochen und drei Tagen sehr glücklich hier in Kassel. — Auch Herr Heinse, der berühmte Verfasser des Ardinghello, lebt mit uns hier. Es ist nichts Schöneres, als so ein heiteres Alter, wie dieser Mann hat. Wir haben auch hier seit einiger Zeit unsere Schauspiele, nur daß sie friedlicher waren als die Euern. Der König von Preußen war bei dem hiesigen Landgrafen zu Besuch und

wurde ziemlich feierlich bewirthet. Die Natur, die einen hier umgiebt, ist groß und reizend. Auch die Kunst macht einem Freude; der hiesige Augarten und der weiße Stein haben Anlagen, die unter die ersten in Deutschland gehören. Auch haben wir Bekanntschaft mit braven Künstlern gemacht. Die Gemäldegallerie und einige Statuen im Museum machten wir wahrhaft glückliche Tage". (Karl Litzmann, Friedrich Hölderlin's Leben, Berlin 1890, S. 385–386.) Auch an Schiller hat Hölderlin von Kassel aus geschrieben. Heinse dagegen, der damals seinen musikalisch hochinteressanten Roman „Hildegard von Hohenthal", veröffentlichte, läßt weiter über seinen Kasseler Aufenthalt nichts verlauten, als daß er im März 1797 an Gleim schreibt: „Vorigen Sommer bin ich in Hessen und Westphalen herumgezogen".

Eines Dichters mag an dieser Stelle Erwähnung geschehen, der um jene Zeit zweimal, 1785 und 1790, sein Glück als Theaterdirektor in Kassel versucht hat, des Schauspieldichters Großmann, eines strebsamen und verdienstvollen Künstlers. Doch konnte er sich hier auf die Dauer nicht halten. Als Dichter rangirt er unter den Verfassern der Familienstücke, einem Iffland, Kotzebue und Schröder. Sein berühmtestes Werk ist das Familiengemälde „Nicht mehr als sechs Schüsseln", ein Schauspiel voll trefflicher Einzelheiten und als Sittenstück dem Kulturhistoriker sehr merkwürdig.

Seltsam mag es erscheinen wenn hier als letzter Dichter aus der Zeit unserer Klassiker der bekannte Magier und Abenteurer Graf Saint Germain genannt wird, der bei dem Landgrafen Karl, dem Bruder des regierenden Landgrafen Wilhelm IX., lebte und auch in Kassel (nach anderen Nachrichten in Schleswig bei eben jenem Landgrafen) gestorben sein soll. Es geschieht auch mehr der Kuriosität halber, hat aber insofern seine Berechtigung, als wir in der That eine von Saint Germain verfaßte interessante Novelle besitzen.

Halb der klassischen und halb schon der romantischen Periode gehört diejenige Jean Paul's an. Auch sie ist, und zwar durch ihren Hauptrepräsentanten, durch Jean Paul selber, in Kassel vertreten. Einige Monate nach seiner Verheirathung, 1801, war er da, wobei er seine Neigung, in Pointen zu reden, nicht verleugnete. „Ich war", schreibt er an Christian Otto, „in Kassel meiner Frau wegen. — In der Stadt giebt's wenig Ellbogen, die nicht eine bettelnde Hand aufmachen, die zwei langen ausgenommen, die mit dem Scepter, die betteln freilich nicht. Ueber den durchaus reinen und großen Sonnenglanz der Wilhelmshöhe spreche der Teufel, der mehr Zeit hat zu malen, als Leute die er holt." (Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Bd. IV, S. 50.) Von Rechts wegen hätte Jean Paul in Wilhelmshöhe eine seiner phantastischen Parkanlagen aus der „Unsichtbaren Loge" oder dem „Titan", eine Spezialität, die übrigens in allen seinen Romanen vorkommt, wiederfinden müssen. Dagegen fand er in Kassel eine ideale Berufsschwester in der merkwürdigen Dichterin Arnoldine Wolf, geb. Weissel, deren poetisches Talent in einer schweren Krankheit plötzlich geweckt worden war. Sie bildete mit Philippine Engelhard und deren Tochter Karoline den damaligen Musenkranz Kassels. Es mögen hier einige Verse von ihr mitgetheilt werden, die, abgesehn davon, daß sie an sich verdienen, wenigstens in Kassel bekannter zu sein, jedenfalls schon durch die eigenthümliche Erfahrung ihrer Verfasserin bemerkenswerth sind. Sie lauten:

„Wie wohl ist mir, wenn in des Schlummers Wiege
Mein zagend Herz ersehnte Ruhe fühlt,
Wenn, matt von manchem Kampf, von manchem Siege,
Ein linder Traum die heißen Schläfe kühlt!
Dann schimmert mir, wo Himmelstropfen thauen,
Ein zartes Licht aus Edens Blumenauen.
Dann fühl' ich, wie von Genien getragen,
Mich sanft entfesselt von des Lebens Druck;
Ein Purpurschein läßt meine Nächte tagen,
Zeigt mir von fern des Himmels Siegerschmuck;
Und ob ich auch nur Schattenbilder sehe,
Sie mildern doch der Seele tiefes Wehe."

In demselben Jahr wie Jean Paul (1801) war auch Heinrich von Kleist in Kassel (auf seiner Reise nach Paris, von Göttingen aus). In einem Brief erwähnt er die Löwenburg.

Bisher haben wir keinen der vielen Dichter, Klopstock ausgenommen, mit eigentlicher poetischer Begeisterung von Kassel reden hören. Dafür entschädigt uns nun ein freilich heute nicht mehr gekannter, Namens Gottlob Wetzel (nicht zu verwechseln mit dem geistreichen Romandichter aus dem vorigen Jahrhundert Karl Wezel, dem Verfasser des „Tobias Knaut"). In seinem 1808 erschienenen Büchlein „Fischers Reise von Leipzig nach Heidelberg" schildert Wetzel unsere Residenzstadt und namentlich die Wilhelmshöher Schönheiten mit einem Schwung und einem dithyrambischen Feuer, daß selbst der stolzeste Lokalpatriot unmöglich mehr verlangen kann. „Cassel lag vor unseren Augen", heißt es da, „in seiner Herrlichkeit, plötzlich, wie eine Feenstadt aus der Erde gesprungen". Und von den Wasserwerken in Wilhelmshöhe: „Keine Worte sprechen das herrliche Zusammenklingen, die überschwängliche Harmonie aus, die aus dem Ganzen das Gemüth anspricht: keine Worte die

Pracht des gewaltigen Elements in tausend glänzenden Spielen. Diese ungeheuren Felsenmassen scheint die Hand der allmächtigen Natur hier aufgethürmt zu haben. Und doch hat die Kunst alle diese prächtigen Wunder gethan. Hier scheint es der Kunst in der That gelungen, ganz in die Natur überzugehen, sich in ihr zu verliehren, daß auch ein geübteres Auge die Züge beyder verwechselt: so groß, in so gigantischem Styl, und doch so einfach hat jene gedichtet". Ueber die Fontaine ist zu lesen: „Einen Anblick, den kein Wort erreicht, gewährt das schwebende Feenschloß, emporgetragen in den Lüften von unsichtbaren Geisteshänden, strahlend im Feyerglanz von Millionen Diamanten und Rubinen". Und so geht es viele Seiten fort.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Ein uns ebenfalls noch an jenem verhängnißvollen 25. Juni bekannt gemachter Befehl unseres Divisionskommandeurs ordnete an, daß unsere Batterie und das 1. Husarenregiment am folgenden Tage nach Langenselbold marschiren sollten, um im Verein mit 1½ Bataillonen des 1. Infanterieregiments die Straße nach Gelnhausen und Schlüchtern zu beobachten.

Die zurückzulegende Entfernung war gering, sodaß wir bei Zeiten in unsere Quartiere kamen, wo uns ein verhältnißmäßig längerer Aufenthalt beschieden war und wir ein ziemlich beschauliches Dasein führten. Vorposten- und Aufklärungsdienst fielen natürlich der Infanterie und Kavallerie zu, und da ein Platz, wo wir mit bespannten Geschützen hätten exerziren können, nicht in unmittelbarer Nähe des Dorfes — und weit durften wir uns natürlich nicht entfernen — nicht vorhanden war, mußten wir uns damit begnügen, täglich einige Stunden am unbespannten Geschütz und zu Fuße zu exerziren und ähnliche kleine Uebungen abzuhalten.

Auch das außerdienstliche Leben gestaltete sich ganz gemüthlich durch den gemeinsamen Mittagstisch mit den Offizieren der anderen Truppentheile. Die Abende verbrachten wir meist in einer kleinen etwas außerhalb des Ortes an der Straße nach Gelnhausen gelegenen Wirthschaft mit hübschem Garten.

Hier sahen wir am 28. Juni Abends einen Postwagen vorbeikommen, in dessen Insassen wir den Generalstabsarzt Dr. Kuckro und noch mehrere andere Militärärzte erkannten, die zur Verpflegung der bei unserem Abmarsch im Lazareth liegenden Kranken in Kassel zurückgeblieben, jetzt aber den Satzungen der Genfer Konvention gemäß von den Preußen entlassen worden waren. Kurhessen war zwar der Genfer Konvention nicht beigetreten, aber Preußen ließ großmüthigerweise ihre Bestimmungen den hessischen Aerzten trotzdem zu Gute kommen.

An demselben Abend noch erschien ein Befehl, wonach der Prinz Alexander die kurhessische Armeedivision am folgenden Tage um ½8 Uhr zu besichtigen wünschte.

Infolgedessen marschirten wir am Freitag den 29. Juni schon sehr frühzeitig nach dem Exerzirplatz der Hanauer Garnison, dem Lamboiwalde. Sobald die Aufstellung der Truppen beendet war, hielt General von Loßberg eine kurze Ansprache, worin er dem Schmerze Ausdruck gab, den jeder hessische Soldat über die traurige Lage des Kurfürsten empfinden werde, und schloß mit der Aufforderung, die Gefühle der Treue und Hingebung durch ein dreimaliges Hurrah zu bekräftigen.

Kurz darauf traf Prinz Alexander ein, und die Parade nahm den gewöhnlichen Verlauf, indem er zuerst die Front der in zwei Treffen aufgestellten Division abritt, worauf ein einmaliger Vorbeimarsch folgte.

Nachdem dieser beendet war, ließ der Prinz das gesammte Offiziercorps zusammenrufen und hielt ebenfalls eine Rede.

Die Parade habe ihm die Freude verschafft, die Division kennen zu lernen, und wenn auch die Haltung der Truppen einen vorzüglichen Eindruck auf ihn gemacht habe, so müsse er doch andererseits zugeben, daß wir in Hinsicht auf unsere Kriegsvorbereitungen noch so weit zurück

seien, daß er zu seinem großen Bedauern das in seinem Tagesbefehl vom 23. gegebene Versprechen, uns an die Spitze seines Corps zu stellen, nicht einlösen könne. Einstweilen seien deshalb nur zwei Eskadrons Husaren zum Vorgehen mit diesem bestimmt. Alle übrigen Truppentheile sollten nach **Mainz** rücken und dort ihre Mobilmachung vollenden. Er verspreche, uns sofort im Felde zu verwenden, sobald er die Meldung erhalte, daß wir in kriegsbereitem Zustande seien.

Das waren neue und keineswegs erfreuliche Ueberraschungen für uns, die uns sehr eindringlich klar machten, welche schweren Folgen unsere ganz widerrechtliche Unterstellung unter das VIII. Bundesarmeecorps für uns hatte.

Zwei Eskadrons unserer Husaren sollten von der Division abgetrennt, und, wie wir später hörten, der Division **Neipperg** des VIII. Armeecorps überwiesen werden. Diese bestand aus der aus Holstein zurückgekehrten österreichischen Brigade Kalik, die durch die vor Ausbruch des Krieges in Mainz und Frankfurt gestandenen österreichischen Regimenter verstärkt worden war, und der herzoglich nassauischen Brigade. Kavallerie hatte der Division bisher gefehlt, und diesem Mangel sollte durch unsere Husaren abgeholfen werden.

Die Anordnung verstimmte uns auf's tiefste. Noch am Nachmittage hatte ich Gelegenheit, einen Offizier des 2. Husarenregiments, aus dessen vier Friedenseskadrons zwei mobile und ein kleines Dépôt gebildet werden sollten, darüber sprechen zu hören.

Einer meiner näheren Bekannten, Premierlieutenant von G. vom 1. Husarenregiment, war nämlich beim Auseinanderreiten nach der Ansprache des Prinzen Alexander mit einem Garde du Corps-Offizier zusammengeprallt. Dabei war sein leichteres und kleineres Pferd zu Falle gekommen, und er hatte sich, wenn auch nicht ernstlich, so doch immerhin so verletzt, daß er einige Tage das Zimmer hüten mußte. Diesen kranken Freund besuchte ich am Nachmittag und traf dort unter anderen auch den Premierlieutenant N. vom 2. Husarenregiment, der sich mit unverhohlener, tiefer Erbitterung über die getroffene Anordnung aussprach.

„General von Loßberg hat dem Prinzen bewiesen, daß wir noch nicht marschiren können, aber dieser hat darauf bestanden, wenigstens einen Theil von uns Kurhessen zu haben, und nun sind wir die Geopferten!" schloß er seine Ausführungen.

Der Ausdruck war vollkommen zutreffend, es war in der That so. General von Loßberg hatte sich unter Hinweis darauf, daß ihm der Wille des Kurfürsten bekannt sei, der nur eine vollkommen ungetheilte Verwendung seiner Truppen nach vollständig beendeter Mobilmachung wünschte, auf's äußerste gegen jede Abgabe von Truppen gewehrt. Zuerst hatte Prinz Alexander die gesammte kurhessische Reiterei verlangt. Als dies abgelehnt worden war, hatte er seine Forderung auf ein Regiment von vier Eskadrons beschränkt, aber auch dies hatte General von Loßberg unter Hinweis darauf abgewiesen, daß zur Aufstellung von vier kriegsstarken Eskadrons alle acht Schwadronen der beiden Husarenregimenter verwandt werden müßten, sodaß der Division selbst nur die beiden Eskadrons Garde du Corps übrig bleiben würden. Da jedoch der Prinz auf Ueberweisung von wenigstens etwas Kavallerie für die österreichisch-nassauische Division bestand und wohl auch Mißtrauen in den guten Willen durchblicken ließ, mußte sich General von Loßberg schließlich zur Abgabe von zwei kriegsstarken Eskadrons bequemen.

Die tiefe Verstimmung, die in N.'s Worten zum Ausdruck kam, fand einen aufrichtigen Widerhall in unseren Herzen, denn wir alle sahen wohl ein, daß es sich hier um mehr handelte, als nur um die Abgabe eines verhältnißmäßig kleinen Theils unserer Division. Wir fühlten, daß von diesem Augenblick an eine Umkehr auf dem betretenen Wege ungleich schwieriger, wenn nicht unmöglich sei, denn wenn unsere Husarenschwadronen einmal aus dem Verbande der Division gelöst, dem Einflusse unseres Kommandirenden *entzogen waren*, so *mußten Entschließungen*, wie die oben angedeuteten auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Wäre dann noch eine Aenderung in den Ansichten des Kurfürsten, der vielleicht ohne Kenntniß von der Abtrennung der Husaren blieb, eingetreten, so wären diese, im Verbande des VIII. Corps, räumlich wahrscheinlich weit von der Hauptmasse der Division getrennt, in eine geradezu verzweifelte Lage gekommen.

Auch der zweite Theil der Mittheilungen, unsere Verlegung nach Mainz, angeblich, um dort unsere Mobilmachung zu vollenden, konnte nur dazu beitragen, unsere Verstimmung zu vertiefen. Wir hatten das Gefühl, als ob wir in eine Falle gelockt würden, woraus es kein Entrinnen gab.

Nach der Parade waren wir, wie aus dem Vorstehenden zu entnehmen ist, nach Langenselbold zurückgekehrt, wo wir noch mehrere Tage blieben, wärend die in und bei Hanau stehenden Regimenter schon am 30. Juni anfingen, nach Mainz abzurücken. Unsere Aufgabe war jetzt, diesen Abmarsch gegen Ueberraschungen von Osten her zu decken.

Die Einförmigkeit des Lebens in dem kleinen Orte wurde einige Mal durch kleine Aufregungen unterbrochen.

Zunächst verbreitete sich noch am 29. die Nachricht vom Siege der Hannoveraner bei Langensalza und ihrer darauf folgenden Kapitulation. Ein Sieg, dem eine Kapitulation des Siegers folgt! Seltsame Zusammenstellung! Und doch war es buchstäblich so: ein Bild des Schicksals, das uns hätte befallen können, wenn wir auf dem Marsche mit den Preußen zusammengestoßen wären.

Ein weiteres, etwas aufregendes Ereigniß trat am 30. ein.

Lieutenant von Bardeleben vom 1. Husarenregiment stieß bei einem Patrouillenritt auf einen preußischen Parlamentär, den Major Preuß vom 70. Infanterieregiment. Dieser war Ueberbringer eines Schreibens, das der preußische Gouverneur von Hessen, General von Werder, auf Befehl seiner Majestät des Königs an den General von Loßberg gerichtet hatte.

Der unsere Abtheilung kommandirende Oberst von Baumbach ließ den Parlamentär ersuchen, sich einstweilen im Quartier des Majors von Amelunxen vom 1. Husarenregiment aufzuhalten, bis er Anweisung eingeholt habe, was mit dem Schreiben geschehen solle. Hierauf schickte er seinen Adjutanten, Lieutenant Schnackenberg, nach Hanau, um die Befehle des Generals von Loßberg zu erbitten. Dieser schrieb zurück, er sei nicht mehr selbstständiger Kommandirender, sondern stehe unter dem Befehle des Prinzen Alexander und befinde sich somit nicht in der Lage, das Schreiben annehmen zu können. Major Preuß, dessen Auftrag nur an den General von Loßberg, nicht an den Prinzen Alexander gerichtet war, mußte unverrichteter Sache wieder nach Kassel zurückkehren.

Wie man später erzählte, soll das Schreiben des Generals von Werder die Aufforderung an den General von Loßberg enthalten haben, die kurhessischen Truppen für neutral zu erklären, sie in ihre Garnisonen zurückzuführen und bis auf geringe Stämme zu entlassen. Den Offizieren wurde Fortbezug ihrer Gebührnisse zugesichert.

Das dieses Gerücht der Wahrheit ziemlich nahe kam, scheint daraus hervorzugehen, daß kurze Zeit danach in den Kasseler Zeitungen ein Aufruf des Generals von Werder an die kurhessischen Truppen veröffentlicht wurde, der die gleiche Aufforderung und Zusicherung enthielt.

Von Langenselbold aus fuhr ich auch noch einmal nach Frankfurt, theils um meine Verwandten zu besuchen, theils um einige Besorgungen zu machen. Während bei meiner ersten Anwesenheit noch keine süddeutschen Truppen dort gewesen waren, fand ich jetzt die Stadt von Hessen-Darmstädtern besetzt. Als mich Nachmittags mein Weg über den Goetheplatz führte, hielten dort mehrere Kompagnien Appell ab, und ich entsinne mich namentlich, daß mir eine Kompagnie hessen-homburgischer Jäger durch ihre schäbigen, abgetragenen Waffenröcke auffiel, während die Darmstädter alle neue Anzüge trugen.

Uebrigens fand ich Frankfurt in großer, freudiger Aufregung, und viele Häuser waren mit schwarz-roth-gelben Fahnen geschmückt. Die ersten Kämpfe in Böhmen, die Schlachten und Gefechte bei Nachod, Gitschin, Skalitz u. s. w. waren bekannt geworden und wurden für österreichische Siege gehalten! Daher der Jubel!

Etwas Abwechselung brachte uns auch ein Besuch eines Bruders unseres „jüngsten Lieutenants“, der zur Zeit als Arzt in Würzburg lebte. Besonderes interessirte uns, was er von den nicht gerade erfreulichen Zuständen in der baierischen Armee zu erzählen wußte.

Unter Anderem berichtete er Folgendes:

Eine baierische Kavalleriebrigade war von Schweinfurt aus gegen Hünfeld vorgegangen. Als die Spitze in der Nähe dieses Ortes aus dem Walde trat, wurde sie von einigen auf einer Anhöhe — wahrscheinlich dem Plateau zwischen Hünfeld und Rückers, wo am 18. Juni das Gros unserer Truppen aufmarschirt war, um den Angriff der Preußen zu erwarten — aufgefahrenen Geschützen mit einigen Granaten begrüßt. Sofort machte die ganze Brigade Kehrt und jagte in toller Panik zurück. Man hatte Theile davon in voller Auflösung durch Würzburg sprengen sehen.

Beiläufig will ich noch erwähnen, daß in Langenselbold auch endlich das Schicksal meines kranken Pferdes entschieden wurde. Seine Tödtung war höheren Ortes genehmigt worden, und ein Pistolenschuß befreite es demnach von seinen Leiden, mich und die Batterie aber von einer großen Last.

(Fortsetzung folgt.)



Oberstlieutenant Karl Stähle †.

„Sie haben einen guten Mann begraben,
Uns aber war er mehr."

Wiederum ist einer der althessischen Offiziere aus dem Leben geschieden, ein Mann, dessen Name von bestem Klange war bei Allen, die jemals mit ihm in Berührung kamen, aber auch über diesen Kreis weit hinaus.

Karl Friedrich Wilhelm Ludwig wurde am 20. Juli 1829 zu Fulda geboren, wo sein Vater Wilhelm Stähle als Sekondlieutenant in dem Füsilierbataillon des zweiten kurhessischen Linieninfanterieregimentes stand. Doch am 15. Oktober desselben Jahres wurde dieser zum Premierlieutenant in dem in Kassel stehenden 2. Schützenbataillon befördert. Im Jahre 1834 zum Dienste als Platzmajor der Residenz kommandirt, empfing der Vater Stähle am 21. Januar 1836 die Ernennung zum Kapitain und Platzmajor. Mit dieser Stellung war die Dienstwohnung im Kommandanturgebäude am Friedrichsplatze verbunden, sodaß Karl und seine Geschwister in schönen Räumen aufwuchsen, den großen Friedrichsplatz und den Theaterplatz zu ihren Spielen benutzen konnten und eine der schönsten Lagen des damaligen Kassels sie umgab.

Wie der Vater wollte auch unser Karl Soldat werden, er verließ daher das Friedrichsgymnasium im Sommer 1843, um am 30. Juni in das kurfürstliche Kadettencorps einzutreten. In diesem herrschte strenge Zucht, die zukünftigen jungen Krieger wurden einfach in allem gehalten. Sommers und Winters hatten sie sich um 6 Uhr früh zu erheben, um 6½ Uhr traten sie zum Appell heran, der Geistliche der Anstalt hielt eine Andacht, dann wurden die „Achtel" vertheilt (Viertel eines runden Laibes Schwarzbrod von 1½ Pfund, das auf den Tag vertheilt war), zu dem der Kadett nach Bedarf Wasser trinken konnte. Um 7 Uhr begann der Unterricht, der mit je 5 Minuten Pause zwischen zwei Stunden bis 12 Uhr währte. Hierauf fand Appell statt, bei dem der Stabsoffizier vom Dienst den Anzug musterte und dann marschirte die Truppe in den Speisesaal. Die Speisen waren einfach, gut und hinreichend. Nachmittags von 1 Uhr ab fand wieder Unterricht statt, der mehr das Zeichnen, Fechten, Exerciren, Schwimmen, Tanzen begriff, während Vormittags die wissenschaftlichen Disziplinen vorgenommen wurden. Auch das Turnen betrieben die jungen Leute, doch nicht unter diesem zu jener Zeit verpönten Namen: Voltigiren nannte es der Stundenplan. Mit dem Auffsteigen in den Klassen traten weitere Gegenstände des Unterrichts hinzu, so das Reiten unter Stallmeister Crédé im Landgestüte, das Aufnehmen des Geländes. Die Kadetten blieben bis 7 Uhr Abends beschäftigt, dann traten sie wieder zum Appell heran, der Feldwebel besichtigte den Anzug, worauf es in den Eßsaal ging. Es gab gute Kost, meist eine einfache Fleischspeise, einmal wöchentlich eine Mehlspeise, darunter die bei den jungen Leuten sehr beliebten „Schnitten". Sodann trieben sich jene bis 8 Uhr auf dem ziemlich großen Spielplatze mit dem Turnplatze umher, wie Mittags bis 1 Uhr. Von 8—9 Abends war Arbeitsstunde auf den Zimmern, die je mit 1—2 Kadetten belegt waren, um 9 Uhr hatten sie sich zu Bett zu legen. Wenn jedoch der Unteroffizier vom Dienst die Zimmer revidirt hatte, schlich wohl mitunter ein und der andere aus dem Bette, Besuche und Unfug fanden statt, die Strafe nach sich zogen, wenn die Uebelthäter entdeckt wurden. Sonnabend Nachmittags von 4 Uhr ab, Sonntags nach dem Gottesdienste von 11 Uhr ab wurde den Kadetten Urlaub ertheilt, sofern sie nicht Arreststrafen abzusitzen hatten, wozu die genannten Zeiten bestimmt waren. Sie hatten Urlaubszettel einzureichen, auf denen Zeit und Ort des gewünschten Urlaubs vermerkt waren; solchen, die den Vorgesetzten nicht zuverlässig erschienen, wurden Zettel nachgeschickt, auf denen sie ihre Anwesenheit nach Ort und Zeit bescheinigen mußten und wehe dem, der nicht angetroffen wurde.

Man darf glauben, daß die ernste strenge Erziehung heilsam war, wenn auch nach dem Austritte aus dem Corps bei manchem sich durch die ungewohnte Selbstständigkeit ein Rückschlag von nachtheiliger Wirkung geltend machte.

Nach wohlbestandenem Offiziersexamen wurde Karl Stähle am 6. Juni 1847 zum Portepeefähnrich im 3. Linieninfanterieregimente in Hanau ernannt. Da er noch klein und nicht kräftig war, vermochte er die Anstrengungen des Dienstes nur mit Aufbietung aller Willenskraft zu ertragen, von den Vorgesetzten mit Schonung behandelt. Sehr erwünscht kam ihm daher die Beförderung zum Sekondlieutenant im Artillerieregimente, 12. September 1847.

Stähle befand sich in der Bahn, auf welche die Wünsche seines jungen Herzens gerichtet waren, einer Bahn, für die er, wie die Folgezeit lehrte, reichbegabt war. Das Offizierscorps der Artillerie zählte damals einige kleine Kameraden; nach dem vielgebrauchten Handbuche für Artillerieoffiziere war jenen die scherzhafte Bezeichnung der „Taschenartilleristen" beigelegt worden, selbstverständlich wurde unser noch recht kleiner Freund ihnen zugezählt. Allein diese Bezeichnung mochte seinen Ehrgeiz geweckt haben, er legte sich auf's Wachsen und erreichte nach einigen Jahren noch eine stattliche Größe, ein höchst seltener Fall.

Es kam das Jahr 1848, mit ihm für das Heer eine Zeit mehrfacher Verwendung; Mitte des August 1849 marschirte eine mobile Kolonne von zwei Bataillonen Infanterie, zwei Jägerkompagnien, dem Leibhusarenregiment, der 1. Fußbatterie von 6 Geschützen und einer Abtheilung Pioniere in die Provinz Hanau, Unruhen entgegen zu treten. Lieutenant Stähle gehörte der vom Hauptmann von Rumers geführten Batterie an, die mit dem Husarenregimente im Hanauischen verblieb, als die anderen Truppen im November nach ihren Garnisons zurückmarschirten. Stähle nützte die Gelegenheit, unter seinem vortrefflichen Batteriechef sich auszubilden; das Sonderkommando in Hanau währte bis in den Herbst 1850, wo des Lebens höchster Ernst an den 21jährigen herantrat.

Kurhessen war durch den Minister Hassenpflug in die schlimmste Lage gebracht worden, das kleine Heer wegen des auf die Verfassung geleisteten Eides seiner Offiziere nicht verwendbar zu den Gewaltmaßregeln Hassenpflug's. Da stellte der Oberbefehlshaber, Generallieutenant von Haynau, die Offiziere vor die Wahl, einen jeden Befehl auszuführen oder ihren Abschied einzureichen. Mit fast sämmtlichen seiner Kameraden reichte Stähle das Entlassungsgesuch ein, doch erhielt keiner der Artillerieoffiziere den Abschied.

Nach Ablegung der Prüfung in den Fachwissenschaften rückte Stähle am 11. Juni 1853 zum wirklichen Artillerieoffizier vor und wurde am 20. November zum Premierlieutenant in der Pionierkompagnie befördert, der er seit dem 13. Januar desselben Jahres angehörte. Dieser in Großstaaten eine besondere Waffengattung bedingende Dienst wurde in Kurhessen von Offizieren der Artillerie versehen, die sich außer für diese auch die Ausbildung zum Ingenieur aneignen mußten. Der kleine Staat hatte zu dem Baue der Bundesfestungen Ulm und Rastadt zwei Ingenieuroffiziere kommandiren müssen,

von denen der zu Ulm beschäftigt gewesene Hauptmann Schleenstein Kommandeur der Pionierkompagnie war, als Stähle in diese eintrat, wo er unter dem ausgezeichneten Vorgesetzten eine gute Schule durchmachte.

Er bestand später die Prüfung zum Hauptmann der Artillerie, vier größere Arbeiten und eine binnen einer halben Stunde in Klausur zu lösende Aufgabe, worauf er am 11. Juli 1861 zum Hauptmann und Batteriechef der 12 pfünder Batterie ernannt wurde. Nun war er wieder Artillerist und zwar ein so tüchtiger, daß ihm im Jahre 1863 das ehrende Amt als Examinator in der Prüfungskommission für Artillerieoffiziere allerhöchsten Ortes übertragen wurde. Als die Pionierkompagnie frei geworden war, fiel die Wahl zu dieser selbstständigen Stellung auf Stähle, am 14. Februar 1865 empfing er die Ernennung zum Kommandeur jener Truppe.

Wie er ein nach jeder Richtung fähiger Offizier war, so zeichneten ihn auch menschlich schöne Eigenschaften aus; ein guter Kamerad, bei Hoch und Niedrig beliebt, gewandt und liebenswürdig, von köstlichem Humor, den eine bedeutende musikalische Begabung trefflich unterstützte — mußte er in allen Kreisen gern gesehen sein. Als Mitglied des noch heute in Kassel bestehenden Quartettvereins wirkte er in hervorragender Weise für das Musikalische wie für eine heiter schöne Geselligkeit; manche noch Lebende werden sich seiner Vorträge, seiner belebenden Persönlichkeit gern erinnern.

Zu allem war ihm auch häusliches Glück beschieden. Unser Freund schloß am 22. April 1862 die Ehe mit Fräulein Jenny Weis, einen Bund, dessen reines Glück nur durch den Tod des Gatten geendigt worden ist.

In dienstlich voll befriedigender Stellung, höchst angenehmen Verhältnissen in der Gesellschaft wie daheim verlebte Stähle einige Jahre, bis der Sturm von 1866 das Kurfürstenthum vernichtete, damit dessen kleines Heer, nachdem es noch unter dem Banner des Bundestages gegen Preußen in's Feld gezogen war. Diesen Feldzug in Südwestdeutschland machte Stähle mit; als im Herbste das kurhessische Offizierscorps in alle Welt zerstreut wurde, führte den Hauptmann Stähle sein Schicksal an den Rhein, wo er dem Pionierbataillon Nr. 8 zur Dienstleistung überwiesen wurde, 20. November 1866, und den Dienst als Ingenieuroffizier vom Platz zu Ehrenbreitstein zu versehen hatte.

Im Mai 1870 erhielt er die Ernennung zum Ingenieuroffizier vom Platz in Memel und am 22. Oktober d. J. folgte die Beförderung zum Major. Für die pflichtgetreuen Dienste während des Krieges von 1870/71 wurde ihm die Kriegsdenkmünze von Stahl am Kombattantenbande, ebenso der Rothe Adlerorden IV. Klasse verliehen.

Wie in Hessen, dann am heiteren Rhein, so fanden sich Stähle und seine Familie auch in dem fernen ernsten Nordosten gut in die Lebensverhältnisse, die durch das Klima wie durch die Bewohner sich von denen im Westen erheblich unterscheiden. Für den kürzeren Sommer gewährte der Winter mit seiner Geselligkeit, der die Menschen einander näher bringt, einigen Ersatz. Es war aber Stähle beschieden, hier längere Zeit zu leben, als an einem anderen Orte seiner dienstlichen Wirksamkeit. Dadurch schlossen er und die Seinigen sich vielfach an Andere an, fühlten hier zuletzt sich heimisch und lebten in höchst angenehmen freundlichen Beziehungen. Noch eine Beförderung brachte ihm der Kaiserliche Geburtstag des Jahres 1876, die zum Oberstlieutenant, doch Ende 1878 sah er sich veranlaßt, um die Pensionirung nachzusuchen, die gewährt wurde. Der noch gesunde und rüstige Mann wünschte noch thätig zu sein, es zeigte sich jetzt, daß er in seiner dienstlichen Stellung sich die Achtung weiter Kreise in Memel gewonnen hatte. An dem Tage, der ihm das Pensionsreskript in die Hände führte, eröffnete ihm der Königliche Landrath, daß der Kreisausschuß ihn mit den Geschäften eines Kreisbaumeisters betraut habe, die vorzugsweise den Wegebau umfaßten. Dieser so rasch eintretende glückliche Fall ergänzte das geschmälerte Einkommen wieder und legte Stähle Dienstobliegenheiten auf, die er nach seiner früheren Thätigkeit und bei seiner Begabung und Gewandtheit wohl versehen konnte. Freilich waren sie öfters anstrengend, im Winter zumal, wo Schnee, Eis, großes Wasser das Durchkommen zu solchen Stellen hinderten, zu denen der Kreisbaumeister mitunter eiligst gerufen wurde.

Den hochbetagten Vater noch einmal zu sehen, machte Stähle sich mit den Seinen im Sommer 1885 nach der Heimath auf, besuchte seinen Vater in Fulda und erfreute sich des Wiedersehens mit den zahlreichen Freunden und Bekannten in Hessen. Einige Monate nach dieser alle Betheiligten erquickenden Fahrt traf die Familie ein unerwarteter schwerer Schlag: ein hoffnungsvoller Sohn starb im Kadettenhause, Dezember 1885. Der von dem Anblicke dieses Enkels noch erfreute alte Vater, Oberstlieutenant a. D., überlebte das Unglück und wurde erst im November 1886 abgerufen, 92jährig.

Die Anstrengungen seines Dienstes hatten bei Stähle ein Leiden hervorgerufen, dessen Heilung er im Sommer 1890 im Bade Wildungen suchte. Als er die Unmöglichkeit erkennen mußte, das Amt länger zu versehen, dessen Pflichten gerade in der schlimmsten kältesten Zeit des Jahres am dringendsten waren, suchte er schweren Herzens um die Entlassung aus demselben nach und empfing sie mit warmer Anerkennung seiner zwölfjährigen Leistungen.

Ueber zwanzig Jahre hatte er in der Stadt gelebt, die ihm und den Seinigen zur zweiten Heimath geworden war — nun mußte es geschieden sein, um ein milderes Klima für den Leidenden aufzusuchen. Das freundliche Wildungen, eine Wallfahrtsstätte für zahllose Kranke, zog ihn an, er siedelte mit der Familie dahin über, die schwer geschädigte Gesundheit an den Wunderquellen unter der Hand ausgezeichneter Aerzte zu bessern.

Freundschaft und Liebe folgten von dem Ostseestrande den Geschiedenen nach, zahllose Fäden schlangen sich von Memel nach Wildungen; auch hier hatten Stähle und die Seinen bald sich eingebürgert, allgemeine Achtung und Zuneigung erworben. Nur das höchste Gut zum Leben, Gesundheit, wurde ihm nicht wieder ganz zu Theil, nur durch Vorsicht und Enthaltung mochte er noch sein Leben verlängern.

Im Sommer 1897 nahmen die Leiden derartig zu, daß man sich mit dem Gedanken an das Schlimmste gefaßt machen mußte. Da war es dem Schreiber dieser Zeilen fünf Wochen lang vergönnt, in dem gastlichen Hause Stähle's dem leidenden Freunde nahe zu sein, ein wehmüthiger Ausklang einer fünfzigjährigen Freundschaft. Noch einmal erlebte er seinen Geburtstag, 20. Juli, mit den Seinen, die in tiefster Seelenangst das Befinden des Schwererkrankten belauschten — seine Tage waren gezählt, alle aufopfernde Liebe der Gattin, der Tochter, des herbeigeeilten Sohnes, alle Sorgfalt des Arztes vermochten nur das Erlöschen des Lebens zu verzögern, am Nachmittage des 23. Juli hauchte Stähle den letzten Athemzug aus. Er war bei Besinnung geblieben, bis die Todesschatten sich auf ihn herabsenkten. Seine Freundlichkeit und Güte verließ ihn nicht in Leiden und Schmerzen, ein rührendes Zeichen hierfür war, daß ein zweijähriges Kind, Vera von Berger, die mit ihrer Mutter längere Zeit im Hause

weilte, solche Zuneigung zu ihm faßte, daß sie ihn besuchte, sobald sie konnte, so auch noch am Tage vor dem Tode ihres alten Freundes.

Die höchste Theilnahme rief dieser Todesfall bei allen hervor, die dem Entschlafenen im Leben begegnet waren, wie die Bestattung zur äußerlichen Anschauung gebracht hat. Von nahe und fern empfing die schwer geprüfte Familie die Zeichen, daß Viele, sehr Viele mit ihnen ihr Herzeleid trugen, daß der treue Mann wiederum treues Gedenken finde. Von ihm gilt das Wort „er hatte keinen Feind“ in Wahrheit.

Möge der Witwe die Erinnerung an einen solchen Gatten, an das innigste Verhältniß zu ihm bis zum Augenblicke des Scheidens eine schmerzlichsüße sein!

Ich schließe im Andenken an den verlorenen unvergeßlichen Freund: Sei Dir die Erde leicht! —

C. v. Stamford.



Aus alter und neuer Zeit.

Die Stellvertretung im kurhessischen Militärdienst. Nach dem kurhessischen Rekrutirungsgesetz vom 29. September 1848 war durch § 29 die Stellvertretung gestattet, obschon nach § 1 dieses Gesetzes mit Ausnahme der Prinzen des kurfürstlichen Hauses und der standesherrlichen Familien jeder Waffenfähige zum Kriegsdienste verbunden war. Wenn die Stellvertretung dennoch festgehalten wurde, so beruhte dies auf § 40 der Verfassungsurkunde, die abzuändern man Bedenken trug. Die näheren Einzelheiten der Stellvertretung regelten sich nach wie vor nach den Bestimmungen des im Uebrigen außer Kraft gesetzten Rekrutirungsgesetzes vom 25. Oktober 1834, Abschnitt IX von der Stellvertretung, in dessen Paragraphen (93—106) das Nähere angeordnet war, nur wurde die Stellvertretung insofern eingeschränkt, als dieselbe nach dem neuen Gesetz lediglich in Bezug auf das erste Aufgebot (Linie) zuläßig blieb, während der vertretene *Militärpflichtige im zweiten Aufgebote (Landwehr)* selbst dienen mußte. Die neue Organisation von 1848 gründete sich (vergl. § 3 u. 4 des Gesetzes) auf den Begriff eines zwiefachen Aufgebots, von denen das erste das stehende Heer bildete, welches stets bereit zu sein hatte, um in das Feld zu rücken. Jedes Aufgebot enthielt zwei Abtheilungen, deren zweite die Reserve für die erste bildete. Wenn die Dienstpflicht, die vom 1. Januar desjenigen Jahres, in welchem der Dienstpflichtige das 21. Lebensjahr vollendete, bis zum Schlusse desjenigen Jahres dauerte, in welchem derselbe das 30. Lebensjahr zurückgelegt hatte, so war im Einzelnen die Dienstpflicht dahin geregelt, daß der ersten Abtheilung des ersten Aufgebots die Mannschaft der Altersklassen des 21. bis 23. Jahres; der zweiten Abtheilung des ersten Aufgebots die Mannschaft der Altersklassen des 24. und 25. Jahres; der ersten Abtheilung des zweiten Aufgebots die Mannschaften der Altersklassen des 26. und 27. Jahres; und endlich der zweiten Abtheilung des zweiten Aufgebots die Mannschaft der Altersklassen des 28. bis 30. Jahres zugewiesen wurde.

Der Stellvertreter, der, wenn er bereits im Militär gedient hatte, nicht über 30 Jahre alt sein, anderenfalls aber das 25. Lebensjahr nicht überschritten haben, auch nicht verheirathet sein durfte, mußte mit dem von ihm zu vertretenden Dienstpflichtigen einen Vertrag schließen, nach dessen Festsetzungen die Stellvertretung stattzufinden hatte. Dieser Vertrag galt als Privatabkommen unter den Betheiligten, war jedoch gerichtlich festzustellen und mußte, ebenfalls nach § 98 des Rekrutirungsgesetzes von 1834, allen dessen Vorschriften über die Stellvertretung entsprechen, namentlich die Bestimmung enthalten, daß der Stellvertreter im Kriege und im Frieden die Militärpflicht des Vertretenen vollständig übernehmen, daß die Stellvertretung infolge eines vom Stellvertreter begangenen Verbrechens erlöschen (§ 102) und zur Sicherung der Kriegskasse für die dem Stellvertreter anvertrauten Effekten zwei Drittel der Einstandssumme, *jedoch nicht unter 50 Thalern, als Kaution bei* der Kriegskasse zur Abgabe an die Landeskreditkasse hinterlegt und von letzterer dem Stellvertreter mit dem höchsten bei ihr üblichen Prozente verzinst werden sollten.

Prinzipiell bestand im Landtage keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Stellvertretung in einem Widerspruche zu den Begriffen stehe, „welche hinsichtlich der Pflichten wie der Rechte der Staatsbürger, der Gleichheit vor dem Gesetze und der Waffenehre herrschen“. Sie sollte nach damaliger Auffassung nur aufrecht erhalten bleiben, um den schroffen Uebergang von der Militärfreiheit einzelner Stände und ganzer Städte zu vermitteln, ein Gesichtspunkt, unter dem auch die in Kurhessen bereits zu Recht bestehende Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes betrachtet wurde.

Zufällig liegt uns als Beleg ein solcher Vertrag vor, der am 4. April 1849 zwischen dem verabschiedeten Jäger Wilhelm Wohlleben aus Wahlershausen (Stellvertreter) und dem Einwohner Johann Friedrich Wömpner aus Altenhagen (Grafschaft Schaumburg) als Vormund seines Sohnes Karl

Friedrich Christoph (zu Vertretenden) in 7 Paragraphen unter stadtgerichtlicher Beglaubigung zu Kassel geschlossen wurde. Nach diesem Vertrage erhielt Wohlleben für die Stellvertretung den Betrag von 240 Thalern als Einstandssumme zugesichert, wovon ihm alsbald 40 Thaler bei der Einstellung ausgezahlt, während der Rest bei der Landeskreditkasse bis zur Beendigung der Dienstzeit zu dem oben angegebenen Zwecke belegt werden sollte.

Für den Fall, daß p. Wohlleben nach geschehenem Zuführung mit dem Tode abgehen oder untauglich werden würde, gingen alle seine Forderungen aus dem Vertrage auf seine Erben über bezw. mußten ungeachtet der eingetretenen Dienstuntauglichkeit an ihn selbst ausgezahlt werden. Der zum Gefreiten aufgerückte p. Wohlleben hat sodann, wie aus seinem ebenfalls vorliegenden, von dem Oberst Osterwald, Kommandeür des 1. Infanterieregiments (Kurfürst), unter dem 21. März 1853 ausgefertigten Entlassungsschein (Paß) für den p. Wömpner hervorgeht, beide Abtheilungen des 1. Aufgebots abgedient und konnte mit Anrechnung seiner eigenen Dienstzeit in beiden Abtheilungen, wie dies auch in dem Passe ausgeführt ist, auf eine Gesammtdienstzeit von fast 9 Jahren zurückblicken, von denen 5 Jahre auf seine frühere bei den Jägern zugebrachte Dienstzeit auf eigene Rechnung entfallen sein werden. Nach seiner Entlassung, in einem Alter von 31½ Jahren, war er in der Lage seine 200 Thaler nebst inzwischen aufgelaufenen Zinsen abzuheben und mit deren Hülfe sich eine Stellung im bürgerlichen Leben zu erwerben. An derartigen Fällen wird kein Mangel gewesen sein, die Stellvertretung hatte somit auch ihr Gutes.

Aus Heimath und Fremde.

Ausstellung in der Landesbibliothek. Die Ausstellung von Bildern und Plänen der Residenzstadt Kassel und von Wilhelmshöhe in der Ständischen Landesbibliothek, auf die bereits in Nr. 14 dieser Zeitschrift (S. 191) hingewiesen ist, hat durch eine Anzahl neuhinzugekommener, höchst werthvoller Gegenstände, die zum Theil für den Zweck der Ausstellung von den Besitzern leihweise zur Verfügung gestellt sind, eine wesentliche Erweiterung erfahren. Darunter befinden sich: die durch Steindruck vervielfältigten Pläne der Moritz- und Karlsaue aus den Jahren 1686 bezw. 1786, nach den Originalen gezeichnet von Major a. D. von Stamford zu seinem Vortrage über die Karlsaue, mit dessen Abdruck im „Hessenland“ alsbald begonnen werden wird, ein Geschenk dieses Herrn an die Bibliothek; zwei Tuschskizzen vom Schloß Wilhelmshöhe aus dem Jahre 1786 und dem alten fürstlichen Schloß, geliehen von Generalmajor z. D. von Bauer; ein Plan der Stadt und der Festungswerke (Eigenthum des Kaufmanns van der Linden); 14 Blätter, das alte im Jahre 1811 abgebrannte kurfürstliche Schloß darstellend, mit Situationsplänen und den Grundrissen der einzelnen Stockwerke, gezeichnet von dem kürzlich verstorbenen Stadtbaurath Rudolph zu Kassel nach den Originalen, welche sich im Besitz der Königlichen Regierung daselbst befinden, dargeliehen von Architekt Zahn; eine Ansicht der Stadt aus der Vogelperspektive, etwa von der Oberneustadt aus gesehen (Eigenthum des Eisenbahnsekretärs Schnakenberg); eine besonders gut ausgeführte Karte der Unterneustadt (Eigenthum des Restaurateurs Heine) vom Jahre 1766, sowie fünf treffliche Aquarelle von Bleuel, Wilhelmshöher Ansichten darstellend (Eigenthum des Buchhändlers Klaunig). Vor allem aber sind zu nennen 69 Photographien von Kasseler Straßen, Plätzen und Gebäuden, welche die Stadt Kassel aus ihrem Besitz auf Veranlassung des Sanitätsraths Dr. Endemann mit Genehmigung des Herrn Oberbürgermeisters Westerburg für die Dauer der Ausstellung gütigst verfügbar gemacht hat. Diese Photographien sind um so werthvoller, als sich darunter eine ganze Reihe befindet, die jetzt nicht mehr vorhandene Gegenstände darstellen, so eine solche der Martinskirche mit dem alten Thurm, der in seiner architektonisch freilich unschönen Form immerhin doch ein ehrwürdiges Kasseler Wahrzeichen war, eine solche des im Jahre 1891 abgebrochenen Dechaneigebäudes, das dem den Kasseler Steuerzahlern so theuren Philippsplatze weichen mußte, und der nunmehr auch beseitigten Gnadengasse, an deren Stelle die Theaterstraße getreten ist. Die so reichhaltige Ausstellung, welche in letzter Zeit u. A. von Herrn Oberpräsident Magdeburg, Excellenz, Landesdirektor Freiherrn Riedesel zu Eisenbach und Eisenbahndirektionspräsident Ulrich einer eingehenden Besichtigung unterzogen ist, erfreut sich nach wie vor in den Stunden, in welchen sie geöffnet ist, nämlich Montags und Donnerstags von 11—12½ Uhr Vormittags und Dienstags und Freitags Nachmittags von 4—5½ Uhr eines regen Zuspruchs. Da die Ausstellung nur noch bis zum 20. d. M. geöffnet sein wird, sei an dieser Stelle

deren Besuch unsern Lesern, soweit sich ihnen die Gelegenheit bietet, nochmals warm an's Herz gelegt.

Universitätsnachrichten. Dem Kirchenhistoriker Privatdozenten Lic. theol. und Dr. phil. Hans Achelis zu Göttingen, Sohn des Universitätspredigers Professor Dr. Achelis zu Marburg, ist das Prädikat Professor beigelegt worden.

Am 24. Juli entschlief zu Frankfurt a. M. im 77. Lebensjahre Konsul a. D. Becker, ein Mann, der sich um seine Vaterstadt Gelnhausen, zu deren Zierden seine schöne Villa gehört, hohe Verdienste erworben hat. Neben der Gründung der gemeinnützigen Schöffer-Becker'schen Stiftung, Kleinkinderschule und -Bewahranstalt, die im Jahre 1881 von ihm und seinem noch nicht vergessenen Schwiegervater Konsul C. H. Schöffer errichtet wurde, sind vor allem seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunstpflege rühmend hervorzuheben, die dem Verewigten als ausgezeichnetem Kunstkenner sehr am Herzen lag. Zu der durchgreifenden Restauration der ehrwürdigen Marienkirche der alten Kaiserstadt in den Jahren 1876—1878, auf die der Freund der alten deutschen Kunst jetzt wieder mit hoher Befriedigung blicken darf, hat der Verblichene eine so außerordentlich reiche Beihülfe beigesteuert, daß dadurch erst die Wiederherstellung des herrlichen Kunstbaues in voller Schönheit möglich wurde. Becker's thätigem Eingreifen ist es zuzuschreiben, daß das an der nordöstlichen Ecke des Untermarktes zu Gelnhausen belegene, durch Konservator Dr. Bickell in Marburg entdeckte romanische Haus, in dem vielleicht das älteste Rathhaus oder älteste Kaufhaus der Stadt zu suchen ist, aus seinen Mitteln ohne Rücksicht auf die Höhe der damit verknüpften Kosten hergerichtet und somit die Stadt Gelnhausen um den Besitz eines Kunstdenkmals bereichert wurde. Die Stadt hatte dem edlen Manne mit Fug und Recht das Ehrenbürgerrecht verliehen. Nun ruht er von seinen langen und schweren Leiden, die ihn am Abend seines Lebens heimsuchten, aus.

Hessische Bücherschau.

Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Lessing und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessing's Werken. — Nachtragsband. — Vollendet und mit Vorrede versehen von Frau Julius W. Braun, [geb. Stamm.] Berlin (Friedrich Stahn) 1897.

Der am 5. Oktober 1895 heimgegangene Verfasser, dessen Name unseren Lesern wohl bekannt ist (vergl. „Hessenland" 1895, S. 273—275) war nicht mehr in der Lage gewesen, sein vornehmstes Lebenswerk zu Ende zu führen, das allein hinreichen würde, sein Andenken vor dem Vergessenwerden zu bewahren, nämlich sein Unternehmen, über die Werke der großen Klassiker des deutschen Volkes die Urtheile ihrer Zeitgenossen zu sammeln, um so ein getreues Spiegelbild der Aufnahme zu geben, welche die geistigen Erzeugnisse Schiller's, Goethe's und Lessing's bei ihrem Erscheinen gefunden haben. Neben dem Nachtragsband zu Lessing fehlten noch die Bände, welche die Berichte aus den letzten Jahren Goethe's nach 1812 bringen sollten, ferner der zu „Schiller und Goethe" erforderliche Nachtragsband. Nunmehr ist, dank der unermüdlichen Arbeit der treuen Genossin, der thätigen Gehilfin ihres Gatten an dem Kritikenwerk während mehr als zwanzig Jahren, in Stärke von über 12 Bogen der lange erwartete Nachtragsband zu Lessing erschienen, der nachträglich aufgefundene deutsche Kritiken, Anmerkungen über die Autoren, die benutzten Zeitungen und ein ausführliches Register enthält, ein Band, der ganz auf der Höhe der übrigen Theile des verdienstvollen Werkes steht. Bogen 1—3 lagen bereits beim Tode von Julius W. Braun gedruckt vor, Bogen 4 war druckfertig, an der Drucklegung des Uebrigen ist die Wittwe hervorragend betheiligt, weshalb wenigstens an dieser Stelle das ihr gebührende Lob offen ausgesprochen sei. Wie Julius W. Braun in dem noch aus seiner Feder stammenden Theil der Vorrede bescheiden sagt, kann ein Werk wie das vorliegende nur Stückwerk bleiben. Daß dem so ist, wird jeder, der sich von dem Material, welches zu durcharbeiten war, eine Vorstellung machen kann, einsehen, ohne aber deshalb die Leistungen des Verfassers und seiner treuen, unermüdlichen Gehilfin zu verkennen. So geben wir denn auch diesem neunten Band des Kritikenwerkes unseres verstorbenen hessischen Landsmannes gern ein freundliches Geleitswort, auf welches er Anspruch hat, in der Hoffnung, daß derselbe in der gelehrten Welt nicht minder Beachtung finde, als seine Vorgänger und das Andenken an den selbstlosen Autor von Neuem gestärkt werde.

Heimathskunde des Kreises Eschwege. Für Schule und Haus bearbeitet von H. Bierwirth und H. Schindewolf. Eschwege (A. Roßbach) 1897. Preis 0,60 M.

Für einen recht geringen Preis bieten die Verfasser ein sehr fleißig gearbeitetes Buch, das nicht nur für die Volksschule, besonders deren Oberstufe, sondern auch für das große Publikum seinen Werth besitzt, da es viel Belehrendes bietet und sich gut liest. Nachdem die treffliche Heimathskunde des Kreises Frankenberg, aus der Feder des Rektors Schenk zu Frankenberg, mit bestem Erfolg die Bahn geebnet hat, folgen H. Bierwirth und H. Schindewolf, Lehrer in Eschwege, auf dem gleichen Wege, aber mit dem Unterschiede, daß sie das rein pädagogische Moment stark betonen und infolgedessen Manches bringen, was den der Schule entwachsenen Leser weniger anmuthet, wozu namentlich die bisweilen anfechtbaren volkswirthschaftlichen Belehrungen des ersten Theils (der Ortskunde) zu rechnen sind. Auch reifere Leser werden sich indeß an dem, was an Heimathskunde im engeren Sinne gegeben wird, schadlos halten können. Fremde, welche das prächtige Werrathal besuchen, haben an dem Buche in dieser Beziehung einen recht brauchbaren Mentor, zumal wenn noch außerdem ein praktisch verwerthbarer Touristenführer zu Gebote steht, der als Wegweiser und Pfadfinder dienen kann. Das historische Material, auf welchem sich die Darstellung aufbaut, ist mit Verständniß nach den besten Quellen zusammengetragen und recht reichhaltig, die Sichtung und Anordnung des Stoffes als geschickt getroffen zu bezeichnen, besonders gilt dies von dem zweiten Theil, Landschaftsbilder des Kreises, in welchem das obere und untere Werragebiet, das Wohragebiet, der Meißner sammt östlichem Vorland und der Ringgau anschaulich beschrieben sind, gleiches Lob ist den sechs Einzelbildern über die Stadt Eschwege zu spenden, aus denen man sich über die hervorragendsten Bauwerke alter und neuer Zeit, die Bildungsanstalten, die städtische Verwaltung, Fabrikation und Handwerk, Handel und Verkehr eingehend unterrichten kann. Ueber die geologischen und sonstigen Bodenverhältnisse ist das Nöthige gesagt. Wir nehmen keinen Anstand, das Buch innerhalb der Grenzen, die es sich selbst gesteckt hat, zu empfehlen.



Personalien.

Verliehen: in Anerkennung der bei Ablegung der zweiten Haupt-(Baumeister-)Prüfung für den preußischen Staatsdienst im Baufach dargelegten tüchtigen Kenntnisse und Leistungen dem Regierungsbaumeister Wilhelm Theobald aus Homberg eine Prämie von 1800 Mark zur Ausführung größerer Studienreisen, bezw. weiterer Ausbildung für seinen Beruf.

Ernannt: Gerichtsassessor Kotzenberg in Karlshafen zum Amtsrichter in Burghaun; Gerichtsassessor von Kienitz zum Amtsrichter in Steinbach-Hallenberg; Forstassessor Cordemann zum Oberförster in Thiergarten.

Versetzt: die Amtsgerichtsräthe Führer in Eschwege und Stammler in Rosenthal nach Wiesbaden; der Oberförster Heymach in Vöhl auf die Oberförsterei Ehrsten mit dem Wohnsitze in Grebenstein.

Verlobt: Amtsrichter Karl Wagner mit Fräulein Klara Schmitz zu Bochum (Frankenberg, Juli); Pfarrer Alexander Ruetz mit Fräulein Anna Marx zu Frankfurt a. M. (Kassel, August).

Vermählt: Gerichtsassessor Hermann Oppermann zu Wiesbaden mit Fräulein Auguste Hedwig Volz (Kassel, Juli); Dr. med. Adolf Klingelhöefer zu Schweinsberg mit Fräulein Else Sallmann (Kirchhain, 4. August).

Geboren: ein Sohn: Rittmeister a. D. von Schutzbar-Milchling und Frau Rosita, geb. Marston (Hann. Münden, 7. August); Institutsvorsteher Dr. Schrader und Frau Lulu, geb. Müller (Görlitz, 10. August); Kaufmann Georg Baetz und Frau Alwine, geb. Koch (Kassel-Niederzwehren, 10. August); ein Mädchen: Premierlieutenant Günther Freiherr von Berlepsch und Elis Freifrau von Berlepsch, geb. von Ponickau (Pohla, 30. Juli); praktischer Arzt Dr. Karl Mense und Frau (Kassel, 2. August); praktischer Arzt Dr. med. B. Heilbrun und Frau Helene, geb. Popper (Kassel, 8. August); Lieutenant Freiherr von Hanstein und Frau Agnes, geb. von dem Knesebeck (Frankfurt a. O., 9. August).

Gestorben: Konsul a. D. Becker, 76 Jahre alt (Gelnhausen, 24. Juli); Oberlehrer a. D. Ernst Oheim, 50 Jahre alt (Hersfeld, 30. Juli); Fräulein Charlotte Iber (Kassel, 30. Juli); Frau Hauptmann Mary von Eschwege, geb. Stobwasser (Kolmar i. E., 31. Juli); Lehrer Johannes Spangenberg, 73 Jahre alt (Kassel, 31. Juli); Sekondlieutenant a. D. Heinrich von Kietzell (Witzenhausen, 31. Juli); Fräulein Marie Berg (Kassel, 3. August); verwittwete Frau Martha Wenzel, geb. Hartdegen (Kassel, 4. August); Hoftheatermaler Paul Oertel, 38 Jahre alt (Kassel, 5. August).

Briefkasten.

P. W. in Leipzig. Die bewußte Angelegenheit konnte wegen Abwesenheit des betreffenden Herrn von Kassel bis jetzt nicht angegriffen werden, doch wird dies nach dessen nunmehr erfolgter Rückkehr geschehen können. Besten Gruß.

J. W. Br. in Halensee. Beste Grüße.

L. M. in Wehlheiden. Einverstanden. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XI. Jahrgang. Kassel, 1. September 1897.

Maifest-Morgen.

Wolkenlos spannte der Himmel sich über die blühende Erde,
Die in dem Frühlingsgewand strahlt wie ein bräutliches Weib,
Dessen Schönheit erreichte den höchsten Grad von Vollendung,
Aber doch mädchenhaft blieb, rein wie das Perlengeschmeid,
Wie der duftige Schmelz, der verklärt die erschlossene Rose,
Und wie das betende Aug', das sich zum Vater erhebt.
Dichtverschleierte Pfade, vom Blättergewirre verdunkelt,
Ziehen durch grünenden Wald vielfach verschlungenes Band,
Bis sie im Thal sich verbinden zu einer verbreiterten Straße,
Die durch wogendes Korn weiter den Wanderer führt.
Sonst lag Stille und Ruhe auf weiten, gesegneten Fluren,
Heute aber das Bild fröhliches Treiben belebt.

Männer und Weiber zu Hauf', in Festtagsgewänder gekleidet,
Füllen mit frohem Gedräng' jeglichen Steg im Geländ.
Sichtbar waren gesondert Gemeinden, auch Ortschaft von Ortschaft,
Und an dichterm Gewühl kennt man vereinigten Stamm.
Zeichen flattern an Stangen. Erbeutete Waffen und Fahnen
Geben Bedeutung und Ehr' vor den Genossen des Gau's.

Mädchen, in Reihen geordnet, versperren die Breite des Weges,
Halten Hand sich an Hand, singen im fröhlichen Chor.
Bursche auf muthigen Pferden umschwärmen und necken die Mädchen,
Diesen aber geziemt's, stolz sich zu zeigen und spröd'.

Rinder brüllen, Gestampfe von Rossen ertönet vernehmlich,
Wenn in Geleisen des Wegs stockt der wandernde Zug.
Kräftige Schultern stemmen sich gegen die Speichen der Wagen,
Schwankend beginnt das Gefährt weiter zu rücken im Sand.
Fröhliches Jauchzen erschallt und lustiges Knallen der Peitschen,
Rosse befeuernd im Lauf, Rinder im langsamen Gang.

Lust und Frohsinn beherrscht die Gemüther der kattischen Leute,
Denn entgegen dem Fest geht es beflügelten Schritts.
Lang' ist gewesen die Haft, die gestrenge der Winter verhängte
Ueber das einsame Dorf oder das Einzelgehöft.
Nun ist vergessen die Oede, die Mühsal und jedes Entbehrniß.
Wie sich ein kindliches Herz schon an dem Kleinsten erfreut,
Also das kindliche Volk fast überschäumt vor Vergnügen
In Erwartung des Tags, der so viel Freude bescheert.

Fernher Friedelar winkt mit grünem, bewaldeten Gipfel,
Und zu Füßen das Band silbernen Wassers erglänzt.
Wellen der Edder! von Fischen belebt, und goldene Körner
Trägt die krystallene Fluth tief im verbergenden Schooß.
Bald ist gefunden die Furth, die Mannen erkämpfen sich Durchzug,
Stürzen in's Wasser sich kühn, leiten die Rosse hindurch,
Stützen die ängstlichen Frauen, und Jauchzen und Lachen ertönet,
Denn der natürliche Sinn freut sich an jeglichem Thun.

Emilie Scheel †.

(Aus „Am Edderstrand".)





Deutsche Dichter in Kassel.

Eine lokal- und literarhistorische Skizze von Hans Altmüller.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Aber nicht nur in einer Reiseschilderung verherrlicht, auch im Roman poetisch verwerthet wird die hessische Residenzstadt nun, und zwar geschieht dies zuerst durch einen der bedeutendsten Dichter der romantischen Schule, durch Clemens Brentano, der uns somit in die Periode der Romantiker geleitet. Brentano hat für einen Theil seines Romans „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" unsere Residenz zum Schauplatz der Handlung gewählt. Die Vermuthung des Verfassers dieser Zeilen, daß dem so sei, hat sich durch die Mittheilungen des vor wenigen Jahren erschienenen Buches von Reinhard Steig „Arnim und Brentano" als richtig erwiesen. Der „große Christoffel" fehlt nicht. Auch wird der Besuch Friedrich Wilhelm's III. bei seinem landgräflichen Schwager angedeutet. (Godwi, Bd. I, S. 188—204.) Wann Brentano zum ersten Mal in Kassel war, ist schwer zu ermitteln; wahrscheinlich geschah es, da er den Besuch des preußischen Königs erwähnt, schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1808 schloß er hier seine abenteuerliche zweite Ehe mit Auguste Busmann. Wie er damals aussah, schildert uns Ludwig Ruhl in seinen „Erinnerungen an Jakob und Wilhelm Grimm". Als einen „wohlgewachsenen, mittelgroßen Mann" bezeichnet er ihn, „bräunlichen Gesichts, mit beweglichen schwarzen, geistsprühenden Augen". Zugleich mit Brentano waren seine Schwester Bettina und sein Schwager Achim von Arnim damals in Kassel anwesend. Brentano's Schwester Lulu war mit dem Bankier des Königs Jérôme, Jordis, vermählt. Dieser bewohnte das Haus am Rondel mit dem später fürstlich hanauischen Park (das jetzige Stadtbauamt). „Den parkartigen Garten auf der Höhe des Weinberges", erzählt Ruhl, „hatte Christian Brentano, den Geschwisterliebe auch nach Kassel zog, erwählt, einen selbst verfertigten Luftballon aufsteigen zu lassen. Uns Kindern sollte es vergönnt sein, das Schauspiel mit anzusehen, und so war es dann im Lichte eines schönen Sommer-Nachmittags, wo ich den Brüdern Grimm neben anderen zahlreich Eingeladenen ein zweites Mal begegnete."

Noch ein dritter Romantiker, A. W. Schlegel, besuchte in jenem Jahre (1808) Kassel (von Weimar aus), und sein Freund Tieck hat wiederum mehrmals unserer Stadt die Ehre erwiesen. In den neunziger Jahren kam er von Göttingen mit Wackenroder hierher und 1825 amtlich als Dramaturg von Dresden. (Köpke, Ludwig Tieck, Bd. II, S. 42.)

Einer der weniger namhaften Jünger der romantischen Schule stammt aus Hessen selbst. Es ist Ernst von der Malsburg, kein großer, aber ein echter Dichter. Am bekanntesten ist er durch seine Uebersetzungen spanischer Dramen, namentlich Calderon's geworden. Mehrmals wohnte er in Kassel, in der westfälischen Zeit von 1806—1808 und nachher von 1813—1817. Sieben Jahre später starb er auf seinem Gut Escheberg.

Was endlich die Periode des jungen Deutschlands betrifft, mit der wir unsere Betrachtung billigerweise schließen, um nicht zu weit in die Gegenwart zu gerathen, so sind die Chorführer dieser Dichtergruppe, Börne und Heine, beide in Kassel gewesen, Heine in den zwanziger Jahren mehrmals (1824 und 1827) und Börne ebenfalls in diesem Jahrzehnt, 1828. Gutzkow berichtet in seiner Biographie Börne's: „Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er (d. h. Börne) ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsaue einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte". (Gutzkow, Gesammelte Werke, Frankfurt 1845, Bd. VI, S. 184.)

Zur Zeit des jungen Deutschlands, d. h. in den dreißiger Jahren, finden wir in Kassel eine Anzahl heimischer Schriftsteller thätig, die, wie sie die ersten hessischen Dichter der neueren Zeit sind, die diesen Namen wahrhaft verdienen, auch

einen Ruf weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus erworben haben: nämlich Heinrich König, Ernst Koch und Franz Dingelstedt. Als vierter, freilich keineswegs ebenbürtiger, wäre allenfalls der Kasseler Georg Döring zu nennen. Alle diese Dichter haben unsere Residenz in größeren Werken verherrlicht beziehungsweise dargestellt; König in seinem bekannten Roman „König Jérôme's Karneval", Koch im „Prinz Rosa-Stramin", Dingelstedt in dem ironischen Roman „Die neuen Argonauten" und Döring in seiner geschichtlichen Novelle „Das Kunsthaus".

Stofflich das interessanteste Buch ist das zuletzt genannte, das von den Schicksalen der Stadt gegen Ende des siebenjährigen Kriegs (1762) handelt und als lokalen Mittelpunkt das ehemalige Kunsthaus (das jetzige Naturalienmuseum) schildert. Nicht ungeschickt erfunden, leidlich erzählt und von spannenden Episoden durchflochten, giebt uns die Handlung Bilder einer Zeit, die an bunter Abenteuerlichkeit jener anderen Franzosenherrschaft gleichkommt, von der uns König's Roman erzählt.

Man hat an seinem „Carneval Jérôme's" mit Recht die Unart gerügt, nach geschmacklosen Wortspielen und Witzen zu haschen, und zwar Witzen sehr niedriger Gattung. Ueberhaupt ist der Roman weder durch Gehalt noch Erfindung ausgezeichnet. Was ihm aber einen höheren Werth verleiht, ist die wahrhaft poetische Schilderung namentlich der landschaftlichen Szenerie. Unsere Stadt ist (außer im „Prinz Rosa-Stramin") niemals wieder so schön und mit einer so — man kann sagen — Goethe'schen Plastik dargestellt worden wie in diesem Roman von König.

Lyrischer, aber als von einem noch größeren Dichter noch poetischer, ist die Schilderung Kassel's im „Prinz Rosa-Stramin". Zugleich kommt hier ein Element hinzu, das wir bereits bei den älteren Dichtern unseres Heimathlandes (von Burkard Waldis an) wahrnehmen können, und das ganz zur Eigenart unseres Stammes paßt, das humoristische.

Dies Element begegnet uns, nur in der Modifikation des rein Witzigen, auch bei Dingelstedt in seinem Roman „Die neuen Argonauten". Die Erzählung schildert schlimm, wie ihr Verfasser war, die Kasseler Zustände in den dreißiger Jahren. Der damalige Allerweltsdichter Hofrath Niemeyer und das Pensionat des Fräulein Espe (im Roman Madame Pappel genannt) spielen darin eine Rolle. Kassel heißt Kesselstadt. In seiner Biographie Dingelstedt's theilt Julius Rodenberg interessante Bruchstücke eines von jenem geplanten Kasseler Romans mit, der den Titel „Sieben Jahre" führen und in der westfälischen Zeit spielen sollte. Auch sonst noch hat Dingelstedt unsere Stadt geschildert (im „Wanderbuch") mit jener nachlässigen Eleganz, jenem sentimentalen Esprit, der überhaupt die Zeit des jungen Deutschlands kennzeichnet.

Wenn wir uns zum Schluß noch erinnern, daß einer der bedeutendsten Dichter der Epoche, Karl Immermann, eine Episode seines klassischen Romans „Münchhausen" in Kassel spielen läßt (die Geschichte von den kurhessischen Zöpfen), und daß der liebenswürdige Wilhelm Hauff in der Vorrede zu seinen „Novellen" erzählt, er habe den Stoff dazu außer in anderen Städten auch in Kassel gefunden (eine Bemerkung, die offenbar ganz ernsthaft gemeint ist), so dürfen wir unsere Dichterrevue, die zugleich ein Versuch ist, die Literaturgeschichte einmal von einem ganz lokalen Standpunkt aus zu betrachten, für diesmal beenden. Um die Mitte des Jahrhunderts, von den vierziger Jahren an, wo von Geibel und Mosenthal, und den fünfziger, wo von Bodenstedt, von Herman Grimm und dem unvergeßlichen Vater des Verfassers, Karl Altmüller, die Rede sein müßte, bis zur jüngsten Gegenwart hinauf wird die Menge der in Kassel anwesenden Dichter unübersehbar und unverfolgbar, so interessant auch gerade mancher Besuch eines Poeten der Neuzeit erscheint. Indessen mußte bei der vorliegenden Arbeit von vornherein jeder Anspruch auf Vollständigkeit abgewiesen werden, wie denn dieser Aufsatz ursprünglich nur aus flüchtigen Notizen, aus Spänen hervorgegangen ist, die von des Verfassers Arbeitstisch hier und da herabgefallen sind. Sollte sich inzwischen noch von anderer Seite her ein Beitrag zur Ergänzung oder zur Berichtigung unserer biographischen Fragmente finden, so wird er vielleicht nicht nur dem Schreiber dieser Zeilen willkommen sein.

Um aber eine Betrachtung, die von so vielen Dichtern handelt, nicht gar zu prosaisch zu schließen, möge es erlaubt sein, einige Zeilen mitzutheilen, die zum Preise der Stadt, der unsere Untersuchung gegolten hat, entstanden sind.

Du traute Heimathstadt, vor allen
Mußt Du mir immerdar gefallen!
Du liegst in Deinem weiten Thale,
Wie Blumen liegen in der Schale.
Von Bergen hält ein Veilchenkranz
Dich zärtlichtreu umschlungen ganz,
Und wenn erblaßt ihr sanftes Licht,
Dann sind sie noch Vergißmeinnicht!
Sie schützen Dich und sind ein Wall,
Doch fernbescheiden stehn sie all'
Mit lieblich demüthigen Zügen,
Als ob sie Dir die Schleppe trügen.

Durch Wiesen zieht mit leisem Gange
Des Fuldastromes Silberschlange,
Und mit dem ew'gen Wellenkuß
Liebkost dem Thal der stille Fluß.
Doch über alles, was Du hast,
Geht Deiner Farben Glanz und Glast;
Denn wenn der Abend kommt gezogen,
Dann strahlst Du wie ein Regenbogen,
Und wenn die Sonne von Dir scheidet,
Zeigt sie im Blick noch, wie sie leidet;
Des Lichtes Herzblut giebt sie hin
Mit schmerzlich-liebevollem Sinn
Und schenkt aus ihrer Strahlenhülle
Purpur und Gold Dir noch in Fülle.
Und streut die schönsten ihrer Blüthen,
Um Dir die Trennung zu vergüten.
Dann naht die Nacht in stetem Wandel,
Nimmt Dich in ihren blauen Mantel,
Und sicher ruhst Du und versteckt,
Bis Dich der junge Tag erweckt.

Ein hessischer Postbeamter im 18. Jahrhundert.

Von J. Ruhl, Postsekretär in Marburg.

Als Postschreiber in Kassel wurde am 7. November 1732 vom Landgrafen Wilhelm als Statthalter von Hessen „nomine regis“, d. i. im Namen des Landgrafen Friedrich I., Königs von Schweden, ein junger Mann Namens Georg Heinrich Ewald gegen 8 Thaler monatlichen Gehalts angestellt. Die ihm bei seinem Dienstantritt eingehändigte Dienstanweisung bestand aus 20 Paragraphen. Neben dem Dienste im „Postcomtoir“ soll er sich auch „zum copyren brauchen lassen“ und das ganze Zeitungsgeschäft so lange besorgen, bis es einem anderen Beamten übertragen würde; die Zeitungsgelder mußte er wöchentlich abliefern. Die Postgelder soll er genau nach den vorhandenen Taxen erheben und buchen; wenn er Dienst hat, darf er sich nicht aus dem Comtoir entfernen; es ist ihm nicht gestattet, über Nacht aus Kassel zu reisen; gegen jedermann, ob hoch oder niedrig, soll er sich stets ehrerbietig, bescheiden und höflich bezeigen; alle Sendungen, welche mit den reitenden oder fahrenden Posten zu versenden waren, mußten in ein Buch und in eine Karte eingetragen werden, welch' letztere an den Bestimmungsort mitgesandt wurde; Packete, Geldbriefe und Pretiosen waren in der Karte besonders zu rekommandiren. Die mit den Posten ankommenden Packete und Gelder mußten in ein besonderes Buch eingetragen werden, in welchem die Lokalsachen von dem verpflichteten Briefträger und die weitergehenden Sachen von dem sie weitersendenden Schreiber besonders quittirt werden mußten. Bei Abfertigung der Posten mußten die Packete, Beutel und Felleisen gut versiegelt und verschlossen sein; der Abfertigung mußte der jeweilige Postmeister beiwohnen, welcher für alles verantwortlich war. Wenn Sachen in schadhaftem Zustande ankamen, so mußte der Postschreiber dem Postmeister sofort Meldung davon machen, welcher dann der rückliegenden schuldigen Postanstalt eine entsprechende Mittheilung zugehen ließ. Das Personengeld und Ueberfrachtporto war stets vorauszubezahlen und sofort zu buchen; überhaupt wurde vorgeschrieben, daß alle und jede Postgelder sofort zur Kasse zu legen und zu buchen waren. Schließlich wurde dem Postschreiber Ewald noch zur Pflicht gemacht, daß er über alles, was er auf der Post gewahr würde, nicht die geringste Mittheilung an andere Personen machen dürfte.

Diese Dienstanweisung aus dem Jahre 1732 für den Postschreiber Ewald giebt uns heute noch ein sehr anschauliches Bild von den Pflichten, Dienstobliegenheiten und Anforderungen, die schon zu jener Zeit die hessische Postverwaltung von ihren Beamten verlangte. Man kann sagen, daß im Großen und Ganzen die hier ausgedrückten Grundsätze noch heute bei der Reichspost in Geltung sind.

Vom 1. Januar 1735 an erhielt Ewald 9 Thaler monatlich und vom 1. August 1737 an wurde sein jährliches Einkommen auf 150 Thaler festgesetzt, indem er von da ab zugleich zum zweiten Postskribenten in Kassel ernannt wurde und mit dem damaligen ersten Postskribenten Namens Gottwald den wöchentlichen Schalterdienst abwechselnd versehen mußte. Neben dem Schalterdienste lag ihm aber noch die Abfertigung mehrerer ihm zugewiesenen Posten ob, und ebenso mußte er noch das Zeitungsgeschäft besorgen, über welch' letzteres er monatlich eine Zusammenstellung an den damaligen Postmeister Geschwind einreichen mußte, aus der ersichtlich war, ob mehr oder weniger Zeitungen debitirt wurden, als die Zeitungsverleger übersandten. Die Zeit der Beförderung Ewald's zum Kalkulator ist nicht bekannt. Er war noch nicht 20 Jahre im Postdienste beschäftigt, als er am 9. Mai 1752 starb.

Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Montag, den 2. Juli, marschirte unsere ganze Abtheilung von Langenselbold nach dem etwa halbwegs Hanau gelegenen Dorfe Rückingen. Die Entfernung war ganz geringfügig, sodaß wir schon sehr zeitig unsere neuen Quartiere erreichten. Ich fand das meine beim Pfarrer des Ortes, und es war das erste, wo ich nicht freundlich aufgenommen wurde. Namentlich behauptete Hochwürden, keinen Platz für mein Pferd zu haben. Während ich noch mit ihm verhandelte und ihm klar zu machen suchte, daß es seine Sache sei, einen Platz für mein Pferd zu finden, da der Bürgermeister, der seine Verhältnisse doch sicher kenne, das Quartierbillet auf mich und mein Pferd ausgestellt habe, kam mein Bursch, der auf die Suche gegangen war, zurück und meldete mir, er habe einen großen, fast leeren Stall gefunden. So war es in der That. Der Herr Pfarrer hatte einen Stall, worin eine ganze Geschützbespannung hätte untergebracht werden können. Nur eine Kuh stand darin, die nahe am Kalben war, und deshalb wollte der Herr Pfarrer kein Pferd dabei haben. Da ich nicht einzusehen vermochte, welchen Schaden mein biederer Nero dieser Mutterfreuden erwartenden Kuh thun könne, gab ich meinem Burschen den Befehl, mein Streitroß augenblicklich in den gefundenen Stall zu ziehen, und damit war die Geschichte abgemacht.

Beim Mittagsessen, das wir mit den Offizieren der anderen Truppen gemeinsam einnahmen, wurde uns eine seltsame Ueberraschung zu Theil.

Plötzlich öffnete sich nämlich die Thür, und herein trat ein württembergischer Artilleriehauptmann, meldete sich beim Obersten von Baumbach und fragte diesen, ob er ihm nicht mittheilen könne, wo sich das Hauptquartier der württembergischen Division befinde. Oberst von Baumbach konnte ihm leider die gewünschte Auskunft nicht geben. Nun bat der Württemberger um die Erlaubniß, seine Batterie, die noch auf der Landstraße hielt, im Dorfe ein paar Stunden ruhen zu lassen und mit seinen Offizieren an unserem Mittagstische theilzunehmen. Diese Erlaubniß wurde ihm natürlich gern gegeben und für die Waffenkameraden Platz bei uns Artillerieoffizieren gemacht. Sie ließen sich das Essen schmecken, und dabei erzählte uns der biedere Schwabe, daß er mit seiner Batterie ganz allein, ohne Bedeckung schon ein paar Tage in der Welt spazieren fahre und seine Division suche, ohne sie aber finden zu können, da ihm niemand genauen Bescheid zu geben wisse. Nun habe er beschlossen, sich mit seiner Batterie in Höchstadt einzuquartieren und einen seiner Offiziere nach Frankfurt zu schicken, um dem Hauptquartier des VIII. Armeecorps Meldung über seine Lage zu erstatten und Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Am folgenden Vormittag gegen 10 Uhr erhielt unsere Batterie den Befehl, nach Kesselstadt bei Hanau zu marschiren. Dort sollte sie die nächste Nacht bleiben, am andern Morgen, den 4. Juli, aber um 8 Uhr zur Verladung nach Mainz am Bahnhofe zu Hanau bereitstehen. Als wir auf dem Marsche nach unserm neuen Bestimmungsorte am Nachmittag durch Hanau kamen, begegnete uns auf einem freien Platze der Stadt unsere reitende Batterie, die nach Höchst wollte, von wo sie am 4. Juli Mainz erreichen sollte. Ihr schlossen sich drei Schwadronen des 1. Husarenregiments an.

Von Hanau aus wurde Lieutenant V. mit der Eisenbahn nach Mainz als Quartiermacher unserer Batterie vorausgeschickt.

Kesselstadt liegt dicht bei Hanau, sodaß wir bei guter Zeit in unsere Quartiere kamen und auch am anderen Morgen nur einen kurzen Marsch nach dem Bahnhofe zurückzulegen hatten. Leider mußten wir diesen unter einem wolkenbruchartigen Gewitterregen ausführen, sodaß wir völlig durchnäßt dort ankamen. Die Verladung war rasch bewerkstelligt, aber der Zug konnte noch lange nicht abgehen, da dazu telegraphische Anweisung der Bahnverwaltung in Frankfurt abgewartet werden mußte. Mit demselben Zuge wurde das Bataillon des 1. Infanterieregiments befördert, das mit uns in Langenselbold und Rückingen gelegen hatte, und ein Kommando von ca. 60 gedrückten und kranken Pferden des 1. Husarenregiments unter Premierlieutenant Wiegrebe. Dieser hatte sich in Hanau selbst aufgehalten und wußte von den Ereignissen der letzten Tage mehr als wir. Auch ihm waren die Nachrichten über die ersten Gefechte in Böhmen bekannt, aber er wußte auch schon, daß sie nicht Siege der Oesterreicher, sondern Niederlagen waren. Selbst unbestimmte Gerüchte über eine am vorigen

Tage geschlagene große Schlacht (es war der 4. Juli, der Tag nach Königgrätz) waren schon im Umlauf. Auch am Rhein, in der Gegend von Eltville, sollte ein Gefecht gegen von Koblenz gekommene preußische Landwehr- und Ersatztruppen stattgefunden haben, wobei auch unser Leibgarderegiment und unser Jägerbataillon betheiligt gewesen wären. Premierlieutenant Harnickell von den Jägern und Lieutenant von Gilsa von der Garde wurden als gefallen, andere als verwundet genannt. Wie sich später herausstellte, war an der ganzen Sache kein wahres Wort.

Während dieser Unterhaltung kam die Nachricht, daß unser Zug gar nicht über Frankfurt fahren könne, weil die Bahnen in der Nähe dieser Stadt durch die süddeutschen Truppen zu stark in Anspruch genommen seien, sodaß die Benutzung der Verbindungsbahn zwischen dem Hanauer Bahnhof in Frankfurt und dem Main-Neckar Bahnhofe für unsern Zug unmöglich sei. Weiteres solle abgewartet werden.

Endlich gegen 10 Uhr kam die ersehnte Anweisung, daß unser Zug abgelassen werden könne, aber über Aschaffenburg und Darmstadt. Das war gerade keine erfreuliche Nachricht, denn sie stellte uns eine Fahrt in Aussicht, die bis gegen Abend dauern konnte.

In Aschaffenburg, das wir zwischen 12 und 1 Uhr erreichten, durften wir die Wagen nicht verlassen, weil es angeblich gleich weitergehen sollte. Trotzdem dauerte es eine gute halbe Stunde, bis wir uns wieder in Bewegung setzten. In Dieburg, das etwas weiter von Aschaffenburg als von Darmstadt entfernt ist, gab es wieder einen längern Aufenthalt. Wir waren mittlerweile sehr hungrig geworden, denn auf dem Hanauer Bahnhofe befand sich damals keine Wirthschaft, und nach der Stadt hatten wir nicht mehr gehen dürfen. Demnach hatten wir seit dem Morgenkaffee nichts mehr genossen. Auch in Dieburg war keine Wirthschaft auf dem Bahnhofe, der Ort lag zu weit entfernt, als daß wir hätten hingehen können, und nur eine kleine Fuhrmannskneipe, einige hundert Schritte vom Bahnhof gelegen, war erreichbar, um das Bedürfniß nach Speise und Trank zu befriedigen. Auf eine so starke Kundschaft, wie sie jetzt plötzlich vorsprach, war diese aber auch nicht eingerichtet, sodaß sie sehr bald ausverkauft war. Von unsern Leuten mußte die überwiegende Mehrzahl die Fahrt hungrig fortsetzen.

Einen abermaligen längern Aufenthalt gab es in Darmstadt, aber auch hier durften wir wieder die Wagen nicht verlassen. Zunächst hielten wir außerhalb des Bahnhofes, wo wir Gelegenheit hatten, einen langen Zug mit badischen Truppen vorbeifahren zu sehen. Als dieser endlich fort war, fuhren wir zwar in den Bahnhof ein, hielten aber doch noch so weit vom Wirthschaftsgebäude entfernt, daß wir nicht dorthin gehen konnten. Endlich setzte sich unser Zug wieder in Bewegung und fuhr nun ohne wesentlichen Aufenthalt nach Mainz.

Den Augenblick, wo wir über die Rheinbrücke kamen, werde ich nie vergessen, denn ich hatte den Rhein noch nie gesehen.

Es war etwa 6 Uhr, als wir auf dem Mainzer Bahnhofe anlangten. Nach den Mittheilungen unseres Quartiermachers sollten die Geschütze auf dem Schloßplatze aufgefahren werden. Die Pferde kamen nach einem im Bastion Martin am Gauthor gelegenen Stalle, die Mannschaft in die Münsterkaserne, während für die Offiziere Bürgerquartiere gemacht worden waren. Mein Billet lautete auf das „Hotel zur Ludwigsbahn", wenn ich nicht irre, in der Holzgasse.

Als wir endlich mit dem Ausladen der Geschütze und Pferde fertig waren und nach dem Schloßplatz marschiren wollten, wurde uns eine erste Ueberraschung zu Theil. Die Offizierspferde waren nicht da! Wie sich später herausstellte, hatte der Bursche des Lieutenants V. unsere Burschen gleich nach dem Ausladen der Pferde nach dem für die Batterie bestimmten Stalle geführt, und so mußten wir denn unseren Einzug in Mainz in wenig würdiger Weise halten, d. h. zu Fuße neben der Batterie herlaufen; ebenso mußten wir, nachdem die Geschütze auf dem Schloßplatze aufgefahren und abgespannt waren, unsere Zugpferde den ziemlich weiten Weg nach dem Gauthor begleiten. Besonders unangenehm war die Sache für mich. In meinem rechten Stiefel war nämlich etwas nicht in Ordnung, was mir schon während der Eisenbahnfahrt große Beschwerde bereitet hatte, die sich jetzt beim Gehen auf dem schlechten Pflaster zu unerträglichen Qualen steigerte.

Bei unserer Ankunft auf dem Bastion Martin wartete unser eine neue Ueberraschung. Wir fanden nämlich den für uns bestimmten Stall von den mit uns in demselben Zuge gekommenen, aber vor uns ausgeladenen kranken Husarenpferden besetzt. In dem Glauben, daß die Verfügungen im letzten Augenblick geändert seien, wurde Lieutenant V. zum österreichischen Platzmajor, als der zuständigen Behörde, geschickt, um Aufklärungen zu verlangen. Er kam jedoch nach etwa einer halben Stunde zurück und meldete, daß die „Kanzlei" des Platzmajors seit 6 Uhr geschlossen

und dieser für heute in dienstlicher Angelegenheit nicht mehr zu sprechen sei.

Unser Batteriechef trug Bedenken, die Husarenpferde einfach hinauszuweisen, einmal, weil es sich um kranke Pferde handelte, und sodann, weil er die Leute in Zwiespalt mit von ihren Vorgesetzten gegebenen Anordnungen gebracht hätte, zumal er nicht wissen konnte, ob der Fehler nicht von der höheren Behörde begangen und der Stall nicht irrthümlich zweimal vergeben sei, sodaß die Husaren ebensoviel Recht hatten, als wir.

So blieb uns denn weiter nichts übrig, als in dem geräumigen Hofe des Bastions zu biwakiren. Während die Vorbereitungen hierzu getroffen wurden, erbat und erhielt ich die Erlaubniß, mich für kurze Zeit nach meinem Quartier begeben zu dürfen, um die Stiefel zu wechseln. Nachdem ich das Hotel ohne Mühe gefunden hatte, und da mein Koffer glücklicherweise schon angekommen war, ging das sehr rasch, und ich fühlte mich wie im Himmel. Ehe ich mich zur Batterie zurückbegab, sorgte ich aber auch für meinen Magen, indem ich mir ein kräftiges Abendessen bestellte und ein Glas ausgezeichneten Bieres trank.

In dem kleinen Gastzimmer befanden sich außer mir noch zwei baierische Offiziere, die ebenfalls im Hause einquartiert waren, und die hübsche junge Wirthin. Ueber die am Tage vorher stattgefundene Schlacht in Böhmen waren hier schon nähere Nachrichten bekannt, und man wußte, daß sie mit einer vollständigen Niederlage der Oesterreicher geendet hatte. Die Unterhaltung beschäftigte sich natürlich ausschließlich mit diesem Ereigniß, und die kleine Wirthin entpuppte sich dabei als so entschiedene Preußenfeindin, daß sie sich sogar zu der Aeußerung verstieg, sie wolle lieber die Franzosen in Mainz sehen, als die Preußen. Sie bediente sich dabei mit der den Mainzerinnen der mittleren Klassen eignen — Ungezwungenheit eines damals üblichen Schimpfnamens für die Preußen, den ich jedoch, als nicht salonfähig, unterdrücken will.

Nachdem ich meinen Hunger einigermaßen gestillt hatte, begab ich mich zur Batterie zurück. Hier hatten inzwischen die Bewohner der nächstgelegenen Häuser erfahren, was vorging, sowie auch, daß unsere Leute zum größten Theil seit dem Kaffee in Kesselstadt nichts zu essen bekommen hatten. Mit dankenswerther Gastlichkeit brachten sie Nahrungsmittel in großer Menge. Ein in der Nähe wohnender Fleischer schickte eine große Wanne voll Würste und Schinken, ein Bäcker einen Korb voll Brot, andere brachten Kaffee in gewaltigen Kannen herbei, und bald wurde auch ein ansehnliches Faß Bier von einer in der Nähe befindlichen Brauerei herbeigerollt.

Auch unsere Bedienungsmannschaft stellte sich ein, die nach dem Abspannen auf dem Schloßplatze nach der für sie bestimmten Münsterkaserne geschickt worden war. Jetzt kam sie unter Führung des Feldwebels anmarschirt, der dem Hauptmann meldete, die ihnen überwiesenen Räume starrten so von Schmutz und Ungeziefer, daß sie nicht dort bleiben könnten. Sie bäten um die Erlaubniß, mit biwakiren zu dürfen und wollten am nächsten Morgen die Kaserne erst gründlich reinigen, ehe sie einzögen.

Ein frischer Vorrath von Lebensmitteln wurde herbeigeschafft, diesmal gegen Bezahlung, und bald waren auch diese Hungrigen gesättigt. Holz und Stroh hatten wir natürlich nicht, und so konnten wir leider kein Feuer anzünden und mußten uns mit der bloßen Erde als Lagerstatt begnügen. Einige von der nahen Wirthschaft geliehenen Windlichter, die auf den im Bastionshofe lagernden Kugelhaufen aufgestellt wurden, beleuchteten das Bild nur schwach mit ihrem unsichern, flackernden Scheine und gaben ihm einen ganz phantastischen Anstrich.

Unseren Leuten war mit der Sättigung auch die gute Laune zurückgekehrt, und bald ertönten ihre lustigen Lieder und ihr fröhliches, die derben Späße der privilegirten Spaßmacher, die jede Truppe besitzt, anerkennendes Gelächter in die Nacht hinaus, bis gegen 11 Uhr mit Rücksicht auf die Bewohner der nächsten Häuser Ruhe geboten wurde. Glücklicherweise war die Nacht warm und trocken, und es ließ sich auch ohne Stroh und Decke auf dem Rasen der Wallböschungen recht gut schlafen. Dieses Bett hatte auch den Vorzug, wanzenfrei zu sein, was in Mainz immerhin in die Wagschale fällt, wie ich später noch zu lernen Gelegenheit hatte.

Das war unser Einzug in die Bundesfestung Mainz! Wollte Gott, wir hätten sie nie betreten!

4. In Mainz.

Wir, das heißt das 1. Bataillon des 1. Regiments und unsere Batterie, waren die Truppen, die zuletzt in der Gegend von Hanau gestanden hatten, und am 4. Juli Abends war somit die kurhessische Armeedivision in und bei Mainz versammelt. Drei Bataillone Infanterie standen in den Dörfern, die die Festung auf dem linken Rheinufer im Halbkreise umgeben, auf Vorposten, ein Bataillon war zeitweise nach Biebrich ent-

sandt, angeblich, um den bei Wiesbaden stehenden nassauischen Ersatztruppen als Rückhalt zu dienen, in Wahrheit wohl um das Hoflager des Herzogs von Nassau in Biebrich zu decken. Die übrigen waren in Mainz und Kastell untergebracht, mit Ausnahme von drei Schwadronen des 1. Husarenregiments, die der Gouverneur, der baierische Generallieutenant Graf Rechberg, nicht in die Festung aufnehmen wollte, weil es dort an Stallung gebrach. Diese wurden deshalb in einigen Dörfern südlich des Mains auf dem rechten Rheinufer einquartiert.

Das Kriegsministerium, das in Hanau geblieben war, um von dort aus die Mobilmachung zu leiten, hatte zu seinem Schutze ein Bataillon des 2. Regiments und eine Schwadron des 1. Husarenregiments zurückbehalten. An seine Spitze war an Stelle des in Kassel in Kriegsgefangenschaft gerathenen Generals von Meyerfeld, General von Schenk zu Schweinsberg getreten, aber nicht als Kriegsminister, sondern nur als „Vorstand der Kriegsverwaltung“.

Nun hätte die Mobilmachung ernstlich in Angriff genommen werden können und sollen. Ich selbst habe persönlich nichts von Mobilmachungsarbeiten bemerkt, und obgleich sich diese Blätter nur mit meinen persönlichen Erlebnissen beschäftigen sollen, will ich, ehe ich zur Fortsetzung ihrer Schilderung übergehe, kurz das zusammenstellen, was ich darüber erfahren habe. Auf dienstlichem Wege drang von dem, was beim Kommando der Division vorging, nur wenig bis zum einfachen Artillerielieutenant herab, aber aus dem, was ich gesprächsweise in Erfahrung brachte, habe ich mir doch ein Bild der Verhältnisse gemacht, das ziemlich richtig sein dürfte.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Lokalpatriotismus des 17. Jahrhunderts. Am 5. August 1665 verkündete der Bürgermeister der seit 1435 den Pfalzgrafen bei Rhein und den Grafen von Hanau verpfändeten Reichsstadt Gelnhausen, Johann Georg Froschhäuser, wie dies damals alljährlich mindestens einmal zu geschehen pflegte, den Zunftmeistern als Vertretern der Bürgerschaft eine Reihe „Stadtgeboth“. Die Befolgung dieser in den im Archiv der Stadt noch jetzt vorhandenen Stadtprotokollen überlieferten Gebote lag dem hohen Rathe besonders am Herzen. Unter ihnen dürfte das folgende heute nicht ganz, ohne Heiterkeit zu erwecken, gelesen werden. Es heißt darin nämlich: „Das Burchthor (das nach der alten Kaiserpfalz führende Thor) soll altem Herkommen nach wieder offen gehalten, doch soll jedweder ermahnet sein, sein Geldt nicht außer der Stadt zu verdrincken, sondern, dafern ein oder der ander etwaß zu vertrincken gemeinet, daßelbe der Stadt gönnen soll.“ Es scheint darnach in Gelnhausen dermalen eine Reihe Leute gegeben zu haben, die „etwaß zu vertrincken gemeinet“, aber nicht gerade darauf bedacht waren, „daßelbe der Stadt zu gönnen“.

Bemerkenswerth ist weiter folgende Anordnung der Obrigkeit, die ebenfalls mit der Thoröffnung zusammenhängt. Darin heißt es: „Weilen auch angehalten worden, fruher als bißhero geschehen, die Thor zu öffnen, so soll jedweder so zur Wacht geboten, bey fruher Tageszeit am Thor sich finden lassen, und dasselbe fleißig in Acht nehmen, auch daß Gewehr beßer, als bißhero geschehen, in Acht nehmen, und da einer in Besichtigungsfall fahrleßig befunden würde, er der Straff gewärtig seyn solle.“ Darnach scheint es in Gelnhausen damals mit dem Wachtdienst nicht eben zum Besten bestellt gewesen zu sein. Als Entschuldigung könnte vielleicht angeführt werden, daß das Jahr 1665 kein Kriegsjahr war.

Die letzte Aufnahme in die „Kasseler Kaufmannschaft“. Die Ständische Landesbibliothek zu Kassel erhielt von der Wittwe des verstorbenen Schriftstellers Julius W. Braun, Luise, geb. Stamm, eine kulturhistorisch werthvolle Urkunde als Geschenk überwiesen, nämlich den am 4. Juli 1866 ausgestellten Schein über die Aufnahme des damals 22jährigen Braun in die Kasseler Kaufmannschaft. Unterzeichnet ist der Schein von den Vorstehern der kaufmännischen Innung, den erst in den letzten Jahren verstorbenen Herren Heinrich Scheurmann und Wilhelm Mertz, dem obrigkeitlichen Deputirten Polizeiinspektor (später Polizeirath) Boedicker und namens des kurfürstlichen Oberzunftamts als beglaubigender Behörde von dem Oberbürgermeister Nebelthau und dem Kreissekretär Mirus. In dem Scheine wird bezeugt, daß Braun die zur glaubhaften Buchführung nöthigen Kenntnisse und den Besitz des erforderlichen Vermögens nach-

gewiesen habe. Auf der linken Seite des Folioformularbogens unter dem Text der Bescheinigung und neben den Unterschriften sind die zu entrichtenden Gebühren in der Höhe von 34 Thlrn., 6 Sgr. und 11 Hlrn. gebucht, von denen u. A. der Kasse der Kaufmannschaft 25 Thaler zukamen, den Vorstehern 3½ Thaler, der Stadtkämmerei 2 Thaler 13 Sgr. 2 Hlr. und dem obrigkeitlichen Deputirten 1 Thaler. Zu bemerken ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der vorliegende, am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz ausgestellte Aufnahmeschein der letzte seiner Art gewesen ist. Er dürfte deshalb, abgesehen von der Person des Aufgenommenen, auch hierdurch besonderes Interesse erregen.

Aus Heimath und Fremde.

Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta Viktoria auf Wilhelmshöhe. — Am 14. August traf Kaiser Wilhelm II. mit der Kaiserin Augusta Viktoria auf Schloß Wilhelmshöhe ein, wo die beiden jüngsten Kinder des kaiserlichen Paares, Prinz Joachim und Prinzessin Louise, bereits seit einiger Zeit weilten. Die allerhöchsten Herrschaften, welche am 25. August Wilhelmshöhe verlassen haben, ermangelten nicht die Gunst der Witterung zum Besuch der prächtigen Anlagen und der weiteren Umgebung nach Möglichkeit auszunutzen.

Geburtstag Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. — Zum 20. August, dem Geburtstage Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. von Hessen, prangte dessen Grabstätte auf dem alten Friedhofe zu Kassel in diesem Jahre in ganz besonders reichem Schmuck.

Geschichtsverein. — Am 14. August unternahm der Marburger Geschichtsverein einen vom schönsten Wetter begünstigten Ausflug nach dem Hermannstein zu den Resten der vom Landgraf Hermann im Jahre 1376 dort errichteten Burg, von denen noch soviel erhalten ist, daß man sich von dem Aufbau und der Befestigung ein deutliches Bild machen kann. Von der eigentlichen Thurmfeste stehen noch zwei gutgewölbte Gemächer, das dritte, oberste ist leider schon zerstört. Falls nicht bald für die Erhaltung der Ruine etwas geschieht, geht das historisch bemerkenswerthe Bauwerk dem Untergang entgegen. Der am Fuße der Burg gelegene v. Schenck'sche Gutshof weist ein stattliches Herrenhaus mit gutem Fachwerkbau auf. Einer eingehenden Besichtigung wurde ebenfalls die am Ende des 15. Jahrhunderts errichtete Kirche mit ihren Grabsteinen und der zum Pfarrhause umgebauten Beghinenklause unterzogen.

Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. — In den Tagen vom 3. bis 7. September wird in Dürkheim (Pfalz) die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine stattfinden, für welche u. A. folgende Vorträge angesetzt sind: Geheimer Rath Professor Dr. Richard Schroeder (Heidelberg): „Die deutsche Kaisersage" (4. September); Dr. Köhl (Worms): „Römische Grabfelder bei Worms" (6. September). Zur Sprache gelangen wird u. A. die Frage: „Was kann seitens der Staatsverwaltungen für die Erhaltung und Ordnung der städtischen, Landgemeinde- und Pfarr-Archive sowie der größeren Privat-Archive geschehen?" (Archivrath Dr. Ermisch-Dresden). Bericht erstatten werden u. A. Professor Dr. von Thudichum-Tübingen aus Büdingen über: „Die Herstellung statistisch-historischer Grundkarten", ferner Architekt P. Wallé-Berlin über: „Die Lage des Denkmalschutzes" und Sanitätsrath Weiß-Bückeburg über „den gegenwärtigen Stand der Forschungen betreffend Orts- und Flurnamen in Deutschland".

Hessischer Nationalverband von Nordamerika. — Vom 18. bis 21. Juli tagte in Toledo (Ohio) der Konvent des hessischen Nationalverbandes von Nordamerika, zu welchem sich Abgesandte der Hessenvereine aus allen Theilen der vereinigten Staaten eingestellt hatten. Ganz besonders zahlreich vertreten waren die Detroiter, die in einer Stärke von 600 Köpfen in Toledo eingetroffen waren. Die Feier verlief unter der Leitung des Verbandsvorsitzenden Philipp Hassenzahl aus Detroit auf das Beste. Sekretär des Verbandes ist nach wie vor Karl Wurzer aus Detroit. Die nächstjährige Tagung des Verbandes wird in Cincinnati statthaben.

Ausgrabungen. — Bei den Ausgrabungen am vortrefflich erhaltenen Limeskastell Altenburg bei Holzhausen auf der Heide in der ehemals hessischen Grafschaft Katzenelnbogen, dessen vier Thore nunmehr fast völlig freigelegt sind, ist vor einem Thore ein großes Stück einer Inschrift aus vergoldeten Bronzebuchstaben gefunden, die in fünf Zeilen auf einer etwa drei Meter langen und 90 Zentimeter hohen Kalksteinplatte mit silbernen Stiften angeheftet sind. Anscheinend handelt es

sich um eine im Jahre 213 n. Chr. nach dem Siege über die Allemannen gestiftete Ehreninschrift für den Kaiser Caracalla.

Frankonia — Saxonia. Sonntag, am 8. August 1897 feierten in der alten Philippina die alten Franken, Chatten, Sachsen ihr 50jähriges Stiftungsfest. Am 15. August 1847 wurde die Frankonia in Marburg gegründet; im Wintersemester 1855/56 erlosch dieselbe unter dem Namen Saxonia. In den späteren Jahren vereinigte der „Frankentag“ mit wenigen Unterbrechungen fast alljährig die Mitglieder zu einer Stiftungsfeier, selbstverständlich auch in diesem Jahre. Einer offiziellen Einladung folgte zur Anregung allseitiger Betheiligung das folgende Gedicht von Dr. W. Jacobi zu Bockenheim:

Noch einmal zu Frankonias Jahresfeste
Entbieten wir der Freunde kleine Zahl,
Noch einmal, ehe von dem kargen Reste
Die letzten wandern in der Schatten Thal.

Und keiner fehle bei des Tages Feier,
Der gerne noch des Freundes Stimme lauscht,
Dem noch im Herzen blieb die Stätte theuer,
Wo seines Lebens Frühling einst verrauscht!

Wir wollen uns in alte Zeit versenken
Uns der Erinn'rung ferner Tage freu'n,
Der Todten wollen treulich wir gedenken
Und unsrer Jugend volle Becher weih'n.

Die alten Lieder sollen wieder schallen,
Die trauten Weisen, sinnig, ernst und mild,
Und auf den Tönen leis' vorüberwallen
Manch' halb vergessen liebes Schattenbild.

Und wenn des Tages Farben dann erbleichen,
Der Abend dunkelt über Marburg's Höh'n,
Dann wollen scheidend wir die Hand uns reichen
Und fragen nicht, ob wir uns wiederseh'n.

Während im Jahre 1876, zum Universitätsjubiläum der alma mater Philippina, sich noch einige 30 Mitglieder zur Festlichkeit eingefunden, ist heute das Häuflein der alten Franken recht erheblich zusammengeschmolzen, und besonders hat der Tod in den letzten Jahren die Reihen sehr gelichtet; es leben zur Zeit noch 24 Mitglieder. Von diesem noch lebenden kleinen Rest waren 9 alte Herrn zur Feier versammelt, vielen war durch vorgerücktes Alter die Betheiligung unmöglich geworden; es darf dies nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der älteste der Anwesenden 97 Semester und der letzte Fuchs der Verbindung 84 Semester zählt.

Die Festlichkeit wurde am Vorabend mit einem gemüthlichen Beisammensein begonnen. Am folgenden Morgen folgte eine Wagenfahrt nach dem schön gelegenen Frauenberg, daran schloß sich in gemeinsames Festmahl im Gasthof zum Ritter. Neben so manchen Tischreden verherrlichte Dr. W. Jacobi das Fest mit folgendem Gedicht:

In deiner Wälder reichem Kranz,
Der hold das Thal umschließet
Du schönste Zier des Heimathlands,
Mein Marburg, sei gegrüßet!
Sei mir gegrüßt, du heller Strom,
Du ragend Schloß, du stolzer Dom,
Und hoch am Berggehänge
Ihr Straßen steil und enge!

Wie winkt ihr mir so freundlich heut',
Ihr grün umlaubten Schenken,
Und wecket lang' entschwund'ner Zeit
Wehmüthiges Gedenken!
Aus fernen Tagen hallt es nach:
Der Jubel bei dem Zechgelag,
Der Lieder munt're Weisen,
Der Becher fröhlich Kreisen.

Der Freiheit Geist wob einst das Band
Und gab ihm seine Weihe,
Als aus dem Freundeskreis erstand
Frankonia, die freie.
Wohl kamen Zeiten trüb und schwer,
Und mancher Sturm erbraust' daher;
Wir harrten ohne Zagen
Des heller'n Morgens Tagen.

Nun ist ein halbes Hundertjahr
Im Flug der Zeit entflohen,
Zerstoben längst die munt're Schaar,
Im Grab verstummt die frohen.
Von stolzer Zahl ein winz'ger Rest
Hält noch an alter Treue fest.
Bald ruht im kühlen Grunde
Der letzte von dem Bunde.

Doch komme, was da kommen mag,
Ob morgen oder heute,
Kein Trübsinn soll am Jubeltag
Verkümmern uns die Freude.
Noch lacht die Welt im Sonnengold,
Noch winkt der Wein uns licht und hold;
Durch ihn muß es gelingen
Uns heute zu verjüngen.

Ob der Begeist'rung Flamme auch
In Asche längst gesunken,
Es wecket der Erinn'rung Hauch
Von neuem ihre Funken.
Hell sprüh'n sie auf zur Gluth entfacht,
Der Jugendmuth ist frisch erwacht
Und sprengt der Jahre Schranken
Glück auf, ihr alten Franken!

Die letzten Eisenbahnzüge führten die Einzelnen in vergnügter Stimmung wieder ihrer Heimath entgegen. L.

Das Leitgedicht der vorigen Nummer (S. 209) ist von dem Verfasser zu dem 50jährigen Stiftungsfest des „Wingolf“ zu Marburg (s. Nr. 15, S. 207) gedichtet worden, wie nachträglich noch besonders hervorgehoben sei.

Todesfälle. Am 14. August setzte der Tod den schweren Leiden der Frau Dr. Emilie Scheel,

geb. Quentin, zu Kloster Haina ein Ziel. Unseren Lesern ist die Verstorbene wohl bekannt, sind doch in den Jahrgängen 1892—1896 eine Reihe trefflicher Gedichte derselben veröffentlicht worden, unter denen namentlich die letzten: „Im Walde“ (Märchen) und „Klosterbruders Mißgeschick“ (1896, S. 297 bezw. 269) besonders anerkennend zu nennen sind. Auch als Prosaschriftstellerin hat sich Emilie Scheel durch die Skizze: „Was der Apfelbaum erlebt hat“ (1896, S. 147, 162) bestens eingeführt. In Buchform erschien von ihr im Jahre 1896: „Am Edderstrand. Ein Sang aus dem Kattenland“, dem vom Bibliothekar an der Landesbibliothek zu Kassel Dr. Hugo Brunner „als einer der anmuthigsten Dichtungen, welche seit vielen Jahren nicht bloß auf dem Boden des engeren Vaterlandes an's Licht getreten sind“ („Hessenland“ 1896, S. 307) mit Recht eine warme Empfehlung zu Theil geworden ist. Trotz der heftigsten Leiden hat die Heimgegangene unentwegt weiter gearbeitet, um noch mit neuen literarischen Erzeugnissen hervortreten zu können. Nun hat der unerbittliche Schnitter ihrem Leiden und Streben in gleicher Weise ein Ende gemacht. Edle Dulderin, ruhe sanft! Als Probe der dichterischen Begabung von Emilie Scheel seien als Leitgedicht der vorliegenden Nummer die einleitenden Strophen des zehnten Gesanges aus „Am Edderstrand“ zum Abdruck gebracht. — Am 15. August verstarb zu Kassel im Alter von 63 Jahren ein besonders geachteter Kasseler Bürger, der frühere Kupferschmiedemeister Hartmann Herzog, einer der besten Kenner der Kasseler Mundart, in welcher er eine Reihe trefflich gelungener Gedichte verfaßt hat. Das letzte derselben ist unter dem Titel: „Das Fillestinzchen, scherzhafte Reime in Kasseler Mundart“ in Nummer 1 des laufenden Jahrgangs vom „Hessenland“ veröffentlicht worden. Mit Hartmann Herzog ist wieder ein Stück Alt-Kassel zu Grabe getragen.

Hessische Bücherschau.

Die blaue Dame. Ein Bild aus den Tagen des Königsreichs Westfalen von Ludwig Mohr. II. Auflage. Kassel bei Carl Vietor. 1897.

Der Verfasser dieses Romans steigt in jene Zeit hinab, in der auch sein Roman „Roth-weiß“ spielt; es ist sogar der gleiche historische Boden, auf dem er sich bewegt, und wir begegnen auch wieder einzelnen uns schon bekannten Persönlichkeiten. Dennoch ist die Tendenz eine andere. War es in „Roth-weiß“ dem Dichter darum zu thun, das Werden und Heranreifen eines großen politischen Vorgangs aus der Zeit der Fremdherrschaft in lebendigen Farben zu malen und daraus die tragischen Konflikte zu konstruiren, in welche die handelnden Personen verflochten werden, — so hat er sich in dem vorliegenden Romane die Aufgabe gestellt: ein Bild zu entwerfen von der Sittenlosigkeit des Napoleonischen Hofes in Kassel, und wie diese demoralisirend wirkte auf das öffentliche, wie auf das Privatleben, auf den öffentlichen Dienst, wie auf den engeren Kreis der Familie. Wir fühlen, daß eisenfeste Charaktere dazu gehören, in diesem Schlamm von königlicher Liederlichkeit, sowie von Bosheit und Verworfenheit der Hofschranzen, fest zu stehen und allen teuflischen Anfechtungen und Anschlägen zu trotzen. Diese Rolle ist einer althessischen Adelsfamilie von Turnau zugefallen. Und wo sich die höchsten Staatswürdenträger förmlich überbieten, dem König in seinen Liebesabenteuern die entwürdigendsten Dienste zu leisten, da ist natürlich das Leben auf Seiten des Anstandes und der guten Sitten ein fortwährender Kampf, ja nicht selten ein Kampf bis zur Erschöpfung; aber diesen Kampf nimmt die Heldin der Erzählung, die „blaue Dame“, eine Frau von Turnau, in einer Weise auf: die selbst dem lockeren Jérôme Respekt abtrotzt, obwohl er eigentlich gar nicht daran denkt, die Hoffnung auf den Besitz der reizenden „blauen Dame“ aufzugeben. Die Charaktereigenschaften dieser hessischen Edeldame führen den König sogar seiner Gemahlin zurück, der er die heiligsten und zärtlichsten Versprechungen macht, sich zu bessern, während die Königin erstaunt, daß es an dem lockeren Hofe eine Frau giebt, die ihrem leichtfertigen „Fifi“ zu widerstehen vermag, fast in ein freundschaftliches Verhältniß zu Frau von Turnau tritt und dann zu deren und ihres eingekerkerten Mannes Gunsten, hinter dem Rücken des Königs, die köstlichsten Intriguen gegen den allmächtigen „General der hohen Polizei“ spinnt, durch die es schließlich dem von Schergen umgebenen Ehepaar Turnau möglich wird, der Machtsphäre des Königs „Lustik“ und seiner hochgestellten Helfershelfer zu entfliehen, bis das Schicksal den kaiserlichen Bruder in den russischen Schneesteppen ereilte und damit auch der eben so tollen, als liederlichen Wirthschaft Jérôme's in Kassel ein Ende machte.

Der Aufbau des Ganzen bis zur Katastrophe befriedigt ebenso, wie die Ausführungen im

Einzelnen, und selbst die Episoden, die alle mehr oder weniger in den Gang der Ereignisse eingreifen, sind mit vielem Geschick gezeichnet. Daß der Dichter, trotz der empörenden und aufregenden Hinterlist, mit der die Familie Turnau verfolgt wird, sich doch nicht hinreißen ließ, gegen Jérôme ungerecht zu werden, muß ihm um so mehr angerechnet werden, als es gerade für einen hessischen Dichter zu nahe lag, den König als einen wahren Ausbund zu schildern. Statt dessen sehen wir Jérôme sehr richtig in der zügellosesten Verliebtheit und Vergnügungssucht, aber daneben auch in seiner bekannten, zuweilen rührenden Gutmüthigkeit, bekanntlich jener Eigenschaft, die seine Gemahlin, die württembergische Prinzessin, so sehr an ihm schätzte, daß sie darüber seinen Leichtsinn vergessen konnte. Und dieser Leichtsinn gipfelt hier in den Worten: „Hätte ich nur die Turnau erwischt, dann möchte der Teufel alle Kriegslorbeeren holen.“

Das Buch sei den Lesern des „Hessenlandes“ auf's beste empfohlen. Denn ist auch das Werk der allgemeinen deutschen Roman-Literatur einzureihen, d. h. durchaus nicht nur für engere Kreise geschrieben, so sollte es doch jeder Kasselaner kennen, dem das Leben in seiner Vaterstadt nicht gleichgültig erscheint. Beweist das Buch doch auch auf jeder Seite, daß der Dichter die ernstesten Studien machte, um in die Geschichte des westfälischen Hofes einzudringen, wie kaum ein zweiter.

Nur eins möchte ich ihm für eine fernere Auflage anrathen, nämlich: den Roman, als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, von den angehängten Nachschriften zu befreien, die ohnehin für den Gang der Ereignisse ganz bedeutungslos sind.

C. P.



Personalien.

Verliehen: dem Oberbürgermeister Schneider zu Magdeburg der Kronenorden 2. Klasse; Direktor Adolf Schmidt zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; den Oberamtmännern Schuppius in Rüdigheimerhof, Oldenburg in Wilhelmshof und Rohde in Möllenbeck der Charakter als Amtsrath.

Ernannt: der Forstassessor Krüger in Czerski zum Oberförster in Vöhl.

In den **Ruhestand** getreten: Landgerichtsdirektor Boysen zu Hanau; Regierungssekretär Rechnungsrath Braunhoff zu Kassel; Rentmeister Rechnungsrath Soff zu Hofgeismar.

Verlobt: Oberlehrer Karl Bröcking mit Fräulein Anna Grün (Kassel, August); Eisenbahnsekretär Otto Waitz mit Fräulein Luise Ramspeck aus Alsfeld (Fulda, August); Kaufmann Hermann Galland mit Fräulein Frieda Herbst in Würzburg (Frankfurt a. M., August); Hauptmann Erich von Trott zu Solz mit Fräulein Frieda von Trott zu Solz (Imshausen, August).

Vermählt: Referendar Philipp Grau aus Gelnhausen mit Fräulein Hedwig Wohlfarth (Hanau, 21. August); Fabrikant Wilhelm Staffel, Kassel, mit Fräulein Auguste König (Gütersloh, August).

Geboren: ein Sohn: Oberpostassistent Rudolf Manger und Frau (Kassel, 18. August); Landrath Freiherr Alexander von Dalwigk zu Lichtenfels und Freifrau Sophie, geb. Freiin von Stein zu Nord- und Ostheim (Hünfeld, 24. August); eine Tochter: Inspektor am herzoglichen Museum Dr. Christian Scherer und Frau Bertha, geb. Brandes (Braunschweig, 21. August); Staatsminister Wirklicher Geheimer Rath von Pawel und Frau Frieda, geb. von Specht (Weimar, 24. August).

Gestorben: Fabrikdirektor Dr. phil. Richard Wippermann, 50 Jahre alt (Inselsberg, 8. August); verwittwete Frau Auguste André, geb. Klittermann, 69 Jahre alt (Niederschmalkalden, 13. August); Frau Dr. Emilie Scheel, geb. Quentin (Landeshospital Haina, 14. August); Privatmann Hartmann Herzog, 63 Jahre alt (Kassel, 15. August); verwittwete Frau Pfarrer Marie Dieterich, geb. Altmüller, 54 Jahre alt (Hersfeld, 16. August); Frau Professor Julie von Holst, geb. Hetsch (Marburg, 17. August); Stadtwachtmeister Siegismund Lohmann, 76 Jahre alt (Kassel, 17. August); Baurath Alexander Georg, 52 Jahre alt (Kassel, 17. August); Eisenbahnbetriebssekretär a. D. Heinrich Meinke, 63 Jahre alt (Kassel, 17. August); Wagnermeister Georg Wilhelm Damm, 69 Jahre alt (Kassel, 19. August); Frau Postsekretär Helene Arimond, geb. Höfft, 57 Jahre alt (Kassel, 20. August); Fabrikant Friedrich Sömmering, (Marburg, 20. August); Kaufmann Jakob Döring, 32 Jahre alt (Wehlheiden, 21. August); Geheimer Regierungsrath a. D. Ludwig Schwarz, 79 Jahre alt (Kassel, 28. August).

Todesanzeige.

Am 8. d. M. verschied plötzlich und unerwartet bei einer Besteigung des Inselsbergs am Herzschlag unser innigst geliebter Bruder, Schwager und Onkel

Dr. phil. Richard Wippermann,

Direktor der Zuckerfabrik zu Lützen,

im 51. Lebensjahre.

Namens der tieftrauernden Hinterbliebenen:

A. Wippermann,
Landgerichtsdirektor.

Kassel, den 28. August 1897.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XI. Jahrgang. Kassel, 16. September 1897.

Am Frauenberge zu Fulda.

Der Schäfer zieht zum Thal hinab,
Die Lämmlein einzupferchen,
Der Abendpurpur schickt herab
Zur Ruh' die müden Lerchen.

Des Himmels roth gewölbtes Zelt
Malt roth des Flusses Wellen,
Als ob vom Sonnengold geschwellt
Schon seien seine Quellen.

Gleich Weihrauchduft entsteigt Arom
Dem Kelche jeder Blume;
Und hört ihr's läuten dort im Dom,
Dem grauen Heiligthume?

Nun wird der Berg mir zum Altar
Des Friedens hier auf Erden!
Das Ave singt die Vögelschaar,
Ich muß sein Priester werden!

Ein gelbes Blatt.

Da liegt ein Blatt, vergilbt, verdorrt,
Und spielend trägt der Wind es fort.

Es hat gegrünt am Lindenbaum,
Der hoch sich hebt im Aetherraum.

Und Bienen kamen groß und klein
Und sogen Honig von ihm ein.

Nun liegt's, der Winde Spiel, im Moos,
Gebrochen von des Sturmes Stoß. —

Wie doch dem Blatt, das rasch erbleicht,
Das Menschenherz so seltsam gleicht.

Ein Jugendtraum voll Lenzesblühn,
Ein Erdenglück voll Liebesglühn!

Doch nur ein kleiner Seelenschmerz
Bricht Lenz und Liebe, Glück und Herz.

Carl Preser
(aus „Gedichte", 4. Auflage).





Grimmelshausen's Eltern.

(Nachdruck verboten.)

In seinem Aufsatze: „Ein Gelnhäuser Copialbuch des 16. Jahrhunderts mit der ersten Erwähnung der Familie Grimmelshausen" hat der verstorbene Oberbibliothekar der Landesbibliothek zu Kassel Dr. Albert Duncker in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (Band 9 der neuen Folge S. 385—396) den Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür erbracht, daß der Name Grimmelshausen wirklich der Familienname des berühmten Dichters ist und dieser aus Gelnhausen stammt. Die bis dahin nicht ausgeschlossene Möglichkeit, daß auch dieser Name nicht der ursprüngliche des Verfassers des „Simplicissimus" und anderer zahlreicher Werke gewesen, sondern von ihm angenommen oder ihm bei seiner Erhebung in den Adelstand ertheilt worden sei, kann seit Duncker's Beweisführung, die sich auf einen Handschriftenfund des Bürgermeisters Georg Schöffer im Gelnhäuser Stadtarchiv stützte, als beseitigt gelten. Zwar hat Georg Flohr im „Hessenland" (Jahrgang 1890, S. 271—272) an Duncker's Darlegungen dies und jenes bemängelt, im einzelnen nicht ohne Grund, so z. B. die Bezeichnung der Urkunde, auf welche sich Duncker bezog, als „Kaufbrief", während es in Wirklichkeit nur ein „Revers" ist, auf dem Jorg Christoph von Grimmelshausen, Zentgraf zu [Unter-] Reichenbach (im Vogelsberg, 4—5 Stunden von Gelnhausen) und seine Gattin Katharina, geb. Krug, dem Bürgermeister und Rath der Stadt Gelnhausen bescheinigen, von ihnen die Vergünstigung erhalten zu haben, eine näher bezeichnete Behausung in der obersten Haitzergasse kaufen zu dürfen. Weiter mag Georg Flohr gern eingeräumt werden, daß es nicht statthaft ist, die betreffende Handschrift der Stadt „Copialbuch" zu nennen, während es auf seiner S. 11 bei einem Eintrag „Bürgermeisterbuch" genannt wird, daß ferner das Haus, welches die „Grimmelshausischen Erben" laut Ausweis des — nunmehr im königlichen Staatsarchiv zu Marburg aufbewahrten — „Währschaftsbuches" unter dem 17. Oktober 1657 verkauften, nicht in der Haitzergasse lag, wie das Gebäude, welches Jorg Christoph von Grimmelshausen und seine Ehefrau im Jahre 1571 erwerben durften, und daß Hans Jakob Christoph Grimmelshausen selbst unter den Grimmelshausischen Erben nicht namentlich erwähnt wird. Alles das genügt nicht, um Duncker's Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür umzustoßen, daß der Dichter nicht aus einer armen, fast verkommenen Bauernfamilie stammt, wie man in neuerer Zeit bis dahin allgemein glaubte, auch nicht aus einem Gelnhausen benachbarten Spessartdorf, sondern daß Gelnhausen selbst der zeitweilige Sitz der Familie Grimmelshausen und daher gewiß auch der Geburtsort des Dichters war. Duncker (a. a. O. S. 392) hält den Käufer des betreffenden Hauses der Haitzergasse für den Großvater unseres Dichters, dessen Geburt von den Herausgebern seiner Werke ziemlich übereinstimmend zwischen die Jahre 1622 bis 1625, spätestens in das letztgenannte Jahr gesetzt wird.

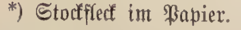
Wenn des Dichters Eltern bislang noch unbekannt waren, so ist es dem Schreiber dieser Zeilen gelungen, bei Gelegenheit der Durchsicht der alten Rathsprotokolle der Stadt Gelnhausen deren Namen mit derselben Wahrscheinlichkeit ausfindig zu machen, wie Duncker den Großvater. In dem Protokoll der Stadt Gelnhausen vom Jahre 1640, welches im Gelnhäuser Stadtarchiv vorhanden ist, heißt es in dem Bericht über die Rathssitzung vom 5. August: „Hatt sich Caspar Christoph Grimelsheuser, anjetzo Capitain d'armes zu Hanaw, bey E. E. Rath angemeldt vnnd angezeigt, nachdem er bereiths zwey Jahr lang in der Hanawischen Kriegsbestallung begriffen, auch langer darinnen zu verharren vnnd die Bürgerschafft alda anzunehmen vnnd haußheblichen niderzuthun gesinnet, als pathe er sich der burgerlichen Pflichten, damit er E. E. Rath alhie verwanndt, zum Effect seines Intents zu erlassen vnnd ihme darüber einen Abscheidtsbrieff mittzutheilen. Ist ihme erkandt, durch den Stattschreiber der Gebühr nach außgefertigt vnnd zugestelt worden."

In dem Bericht über die Sitzung der Stadtschöffen, der neben dem Rath bestehenden städtischen Körperschaft, vom 7. August 1640 lesen wir dann

noch: „Caspar Christoph Grimelsheuser, anjetzo Capitain d'armes in der Gravlichen Guarnison zu Hanaw, repetirt seine gestrigs tags mit den Herren Deputirten [Rathsdeputationsmitgliedern] gepflogene [Verne]hmung*), vnnd weiln dieselbe die Erörtherung deren dabey vorgefallenen Disputen nit über sich nehmen wollen, sondern vor E. E. Rath verweisen, als bath er, weiln er weckhfertt, vff vorhergehende Relation die Herren Deputirten Bescheidt darinnen günstig zu ertheilen. — Decretum: Es würdt von den Herren Schöffen Grimelsheusers zweyjährige Wachtbestallung, so sich vff 24 Reichsthaler belaufft, vff 25 Gulden limitirt, die in seiner Rechnung beygebrachte Kriegsvnkosten aber vigore hiebeuohrigen allgemeinen vonn E. E. Rath ertheilten Decrets gentzlichen cassirt vnnd vffgehoben von Amptswegen."

Aus diesen Protokollauszügen geht hervor, daß Caspar Christoph Grimmelshausen (die Abweichung Grimelsheuser kann doch kaum irgendwie in's Gewicht fallen) bis zu seiner Uebernahme als Capitain d'armes in den hanauischen Dienst im Jahre 1638 als Wachtmeister der Stadt Gelnhausen thätig gewesen war und zwei Jahr später bei seinem endgültigen Abzuge im Jahre 1640 noch Forderungen an die Stadt zu stellen hatte, welche auf seinem früheren Dienstverhältniß zu der Stadt beruhten.

Der Schluß, in diesem bis zum August 1640 der Gelnhäuser eingesessenen Bürgerschaft angehörigen Kriegsmann Caspar Christoph den Vater des Dichters zu sehen, mit dem, wie mit dessen vermuthlichem Großvater er den Vornamen Christoph theilt, liegt nahe, um so näher, als männiglich bekannt ist, daß der Verfasser des „Simplicissimus" in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges aufwuchs. Der Adel der Familie von Grimmelshausen, an dem Duncker (a. a. O. S. 393) festhält, wird durch den Stand des muthmaßlichen Vaters des Dichters wie durch das Fehlen eines „von" im Protokollbuche nicht beeinträchtigt, war derselbe doch bis zu seinem Uebertritt in hanauische Dienste anscheinend Leiter des städtischen Wachtdienstes gewesen; die immerhin geringe und verspätete Bezahlung wird bei dem, was Gelnhausen im dreißigjährigen Kriege auszuhalten hatte (vergl. Junghans, Versuch einer Geschichte der freien Reichsstadt Gelnhausen, Zeitschrift N. F. 12, S. 314—321), nicht auffallen. Daß die 24 Reichsthaler bezw. 25 Gulden Gehalt an Grimmelshausen mit anderen Augen zu betrachten sind als ein gleicher Betrag in der Gegenwart, braucht ja nicht besonders hervorgehoben zu werden.



*) Stockfleck im Papier.

Wenn nach dem Rathsprotokoll vom 8. Januar 1645 eine Katharina Grimmelsheuserin dem Bürgermeister eine „Supplikation" übergab, Herrn Hünefelden mit 15 Rthlr. Schulden betreffent", und auf Grund eines von ihr vorgewiesenen Handscheins des Herrn Hünefeld bat, dieses Mitglied einer der damals besonders geachteten Familie der Stadt zur Zahlung zu veranlassen, so spricht nach dem Obigen die Wahrscheinlichkeit eher dafür, als dagegen, in dieser Katharina die Mutter unseres Dichters zu erblicken. Ihr Gatte konnte gestorben und sie nach dessem Tode in ihre Vaterstadt zurückgekehrt sein, wo sie möglicherweise noch Grundbesitz haben konnte und vor dem 17. Oktober 1657 gestorben sein muß (Flohr a. a. O.).

Wir lernen durch Flohr auch vier Familien kennen, welche die „Grimmelshausischen Erben" waren, deren einer Katharina wohl angehört haben wird, nämlich Riehel, Guntermann, Krug oder Schöffer, welch' letztere bekanntlich in Gelnhausen noch heute in hohem Ansehen steht.

Daß der berühmte Sohn nicht genannt wird, erklärt sich schon aus seiner Abwesenheit, mochte er bereits in der guten Stadt Renchen in Baden weilen, als deren Schultheiß er 1675 starb, oder nicht. Wußte man überhaupt im Jahre 1657 in Gelnhausen, wo er weilte?

Selbst wenn aber über die Nähe der Verwandtschaft von Kaspar Christoph und Katharina Grimmelshausen mit dem großen Dichter noch Zweifel herrschen sollten, so würden an der Verwandtschaft selbst doch solche nicht bestehen können.

W. Grotefend.



Die Unruhen in Hessen im Jahre 1830.

Es wird vielleicht den Lesern dieser Zeitschrift nicht uninteressant sein, eine kurze, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse verfaßte Schilderung der Unruhen, welche Ende September 1830 in Kurhessen ausbrachen, zu lesen. Dieselbe entstammt der jugendlichen lebendigen Feder eines Studenten der Rechte, L. Bang aus Goßfelden bei Marburg. Ich

habe sie unter den nachgelassenen Papieren des 1894 auf seinem Rittergute Großkmehlen in der Provinz Sachsen verstorbenen königlich preußischen Geheimen Regierungsrathes Prof. Dr. jur. Karl Eduard Zachariä von Lingenthal, des bekannten Byzantinisten und Rechtsgelehrten, aufgefunden, und ich meine, sie sei nicht unwürdig, ihres Inhaltes wegen der Vergessenheit entrissen zu werden. L. Bang studirte damals in Heidelberg und verkehrte vielfach mit diesem, der damals ebenfalls in seiner Heimath seinen juristischen Studien unter der Leitung seines berühmten Vaters, des Professors des Staatsrechts Karl Salomo Zachariä, oblag.

Die Ereignisse, welche Bang seinem Jugendfreunde in einem Briefe schildert, dürfen bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden; Bemerkungen dazu sind überflüssig. Alles Unwesentliche, Eingang und Schluß, lasse ich weg. Im Uebrigen lautet der Brief folgendermaßen:

Am 21. September reiste ich von Heidelberg ab und blieb acht Tage in Hanau. Während dieser Zeit brachen daselbst die Unruhen aus, welche sich nachher über ganz Hessen ausgebreitet haben und noch fortdauern. Anfangs beschränkte sich die Wuth des meist brodlosen Pöbels nur gegen Licent und Stempel. Das Licenthaus in Hanau steht in der Mitte der Stadt. Sie schlugen die Fenster ein, holten alle Papiere heraus und verbrannten sie mitten auf der Straße. Andere Sachen, welche sich noch auf dem Bureau fanden, wurden mitverbrannt. Sogar eine ziemlich bedeutende Summe Geldes, welches sich vorfand, behielten sie nicht, sondern warfen es in den Main. Dies geschah Abends um ½9 Uhr. Die angesehensten Bürger, Offiziere und gemeine Soldaten standen dabei, alle freuten sich darüber. „Nun an den Deines!“, sagte einer der Rebellen (so wollen wir sie nennen), als das Feuerchen beinahe erloschen war. Dieser Deines ist ein reicher Privatmann, welcher mit Korn wuchert. Zum Glück fing es an zu regnen. Da sagte ein anderer: „Meine Herren, ich denke, wir lassen die Fortsetzung morgen folgen“, und so gingen sie auseinander. Da nun die besseren Bürger sahen, daß sie auch an Privateigenthum ihren Muth auslassen wollten, so wurde des anderen Morgens sogleich eine Bürgergarde organisirt, und alle Häuser, welche von den Rebellen etwas zu befürchten hatten, wurden mit starker Wache versehen. Von nun an war also in Hanau ziemliche Ruhe durch den ausgezeichneten Eifer der Bürgergarde. Uebrigens ging es nun nach außen. In der Nacht zerstörten die Rebellen ein Mauthbureau in den umliegenden Grenzorten, überall holten sie sich von den Schultheißen in den Dörfern das Stempelpapier und verbrannten es.

Auf detaillirte Beschreibungen der einzelnen Vorfälle kann ich mich nun natürlich nicht einlassen. Ich könnte allenfalls einen großen Quartanten darüber schreiben und Dir diesen dediciren. Wo hätte ich gedacht, daß ich mein liebes Hessen in so veränderter Gestalt hätte wiederfinden sollen. Vieles wirst Du ja auch aus den Zeitungen lesen, wiewohl man annehmen kann, daß nicht der zehnte Theil von dem, was hier vorgeht, in die Zeitungen gerückt wird. Fast jede Nacht fallen hier neue Exzesse vor und man befürchtet noch unzählige.

Von denen im Darmstädtischen wirst Du viel gelesen haben. Am 30. September ging ich von Friedberg aus zu Fuß nach Solms-Lich, durch einen Theil der sogenannten Wetterau. Da sah ich in einer Entfernung von einer Stunde einen gewaltigen Dampf in einem Dorfe (Biegenheim). Auf meine Frage, was dort dampfe, antwortete mir ein alternder Bauer ganz kalt: „O, do sein de Rewelle ebbe, de verbrenne dem Forstenspekter on Landrichter ehr Geschreibse.“ Wäre ich eine Stunde später dieses Weges gekommen, so hätte ich ohne Gnade mit ihnen ziehen müssen; denn ein jeder, der auf sie stieß, mußte mitziehen. In einem Dorfe Steinau hat ein Beamter in der Nacht mehrere Stunden weit en chemise mit seiner Familie flüchten müssen. Einem Pfarrer in Nidda, welcher bei der Durchreise des neuen Großherzogs an der Straße einen Rasenaltar errichtet hatte und bei dem Vorüberfahren des Großherzogs Gott knieend dankte für die segensreiche Erscheinung des Regenten und gleichsam in Verzückungen gerieth, als ob er Engelsgestalten sähe, diesen haben sie auf ein Pferd gesetzt, ihn auf ihren Streifzügen an ihrer Spitze reiten lassen und ihm befohlen, in einem fort den Hut schwenkend zu rufen: „Vivat die Freiheit!“ Und so haben sie unzählige solcher Dinge verübt.

Aber wie hat Dir das Benehmen der Stadt Kassel gefallen und wie gefällt Dir der Kiefermeister Herbold? Von diesem muß ich Dir doch noch einiges sagen, was man in den Zeitungen nicht liest. Er war, wie Du gelesen haben wirst, mit unter der Deputation an den Kurfürsten, wo er äußerst freimüthig gesprochen hat. Der Kabinetsrath Rivalier von Meysebug, welcher in Kassel zu den den Bürgern verhaßten Beamten gehörte, fragt die einzelnen Deputirten nach ihrem Namen. Als er an Herbold kommt, sagt

dieser: „Ich bin Kiefermeister, heiße Karl Herbold. Nun will ich Ihnen auch sagen, wer Sie sind. Sie sind der Minister Polignac.“ „O nicht doch“, antwortete dieser in größter Bestürzung und entfernte sich. — Ein anderes von ihm! Der Kurprinz wollte nach Frankfurt reisen. Die Bürger wollten ihn nicht fortlassen. Da er dringende Geschäfte vorschützt, so giebt ihm Herbold, ich glaube auf drei Wochen Urlaub, schlägt ihm in die Hand und sagt: „Reisen Sie glücklich, ein ehrlicher Mann hält sein Wort.“ Uebrigens hat dieser Mann ganz allein unzählige Exzesse in Kassel durch seine Beliebtheit bei den Bürgern verhütet. Der französische Gesandte ist zu dem Kurfürsten ganz entzückt gegangen und hat ihm wegen seiner Bürger gratulirt. Den Herbold hat er in dessen Wohnung besucht und hat ihm das französische Bürgerrecht ertheilt. Dieser Herbold ist schon in Wachs bossirt und wird rasend gekauft. Ein jeder Bürger läßt zwei Eimer bei ihm machen, auf welchen der 15. September, der Tag der Deputation vor dem Kurfürsten, eingebrannt ist. Der Kurprinz hat 15 bei ihm bestellt!

Auch der von Kopp ist in Kassel sehr verhaßt. Deshalb haben die Bürger, wenn er über die Straße gegangen ist, immer gerufen: „Kopp ab!“

Ein schreckliches Pasquill ist im Umlaufe auf die Gräfin [von Reichenbach], deren Brüder, einige Minister und sonstige Beamte. — Es existirt ein Bild in Kassel, wo der Kiefermeister Herbold mehreren Ministern die Reise antreibt; ein anderes, wo der Dey von Algier, der Ex-roi von Frankreich und der Herzog von Braunschweig Whist spielen; der Kurfürst kommt dazu und bittet um Erlaubniß mitspielen zu dürfen.

Man ist sehr gespannt auf den 16. dieses Monats, wo die ständischen Deputirten in Kassel zusammenkommen. Geht da nicht alles gleich nach Wunsch, so ist noch Vieles und Arges zu befürchten. Auf das Militär ist sich auch im Geringsten nicht zu verlassen. Kurz, wie es bei uns aussieht, davon kann man sich im Auslande gar keinen Begriff machen. Als der Kurprinz, wie oben erwähnt, von Kassel abreiste, wußte er noch nichts von den Unruhen in Hanau. Als er in der Gegend von Friedberg Nachricht davon bekam, eilte er, um geschwind dahin zu kommen. Er kam gegen Abend in Hanau an, fuhr gerade in die Stadt auf den Paradeplatz, wo die Bürgergarde, worunter auch ich war, förmlich bewaffnet und mit weißen Binden um den Arm aufgestellt war. Gerade hier traf die an ihn geschickte Deputation zu ihm. Er sprang aus dem Wagen und fragte, bestürzt auf die aufgestellte Garde deutend, was das bedeute. Darauf trat einer der Deputirten, ein Hutfabrikant Rößeler, welchen sie den Hanauer Lafayette nennen, zu ihm und sagte, freilich etwas lächerlich als Antwort auf die Frage des Kurprinzen: „Das sind die blutigen Folgen der tyrannischen Willkür Ihres Herrn Vaters!“ (ipsissima verba). Der Kurprinz zog alsbald sein weißes Taschentuch hervor, band es um den Arm und patrouillirte bis um 1 Uhr Nachts.

In Kassel fuhr neulich der Kurfürst mit seiner Tochter, welche mit der Gräfin erzeugt war, in einem Wagen aus. Sogleich wurde eine Deputation an ihn geschickt, welche ihm bedeutete, es wäre dies unschicklich und könne das Volk reizen. Aus diesem und dem Obigen kannst Du ohngefähr abnehmen, wie die Stimmung in unserem Lande ist. Doch genug hiervon! Solcher Dinge fallen tausende vor. Dein L. Bang, stud. jur. Goßfelden, 13. Oktober 1830.

Plauen im Vogtlande.

William Fischer.



Der Schöpfer der kurhessischen Landesaufnahme.

Ernst Heinrich Wiegrebe erblickte zu Betheln bei Hildesheim, wo sein Vater Pfarrer war, im April 1793 das Licht der Welt. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium der alten Bischofsstadt und ging, nachdem er jenes durchgemacht hatte, an die Universität Göttingen zum Studium der Mathematik und Physik. Das Jahr 1812 sah die Erhebung Westeuropas gegen Rußland unter Napoleon; Vielen erschien die militärische Laufbahn lockend, Ruhm und Ehre versprechend. So auch unserem 19jährigen Musensohne; mit drei anderen Studiosen zog er im Dezember 1812, ehe noch die Nachrichten des auf Rußlands Eissteppen sich zutragenden ungeheuern Unglücks die Welt entsetzten, von Göttingen zu Fuße nach Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Nach bestandener Prüfung wurde der Jüngling als Eleve-Sous-

lieutenant in die Artillerie- und Ingenieurschule aufgenommen und gab sich vorzugsweise dem Studium seiner Lieblingswissenschaft hin, der Mathematik.

Bei dem Ueberfalle von Kassel durch den russischen General Czerniczew wurde Wiegrebe am 28. September 1813 als Lieutenant in die Artillerie versetzt, Ende des Oktober brach das Königreich Westfalen zusammen, das Kurfürstenthum Hessen wurde hergestellt und unser junger Offizier zum Secondlieutenant im kurhessischen Artillerieregimente ernannt. Im Februar 1814 zog er in diesem gegen Napoleon ins Feld. Er nahm an den Belagerungen von Thionville und Luxemburg Theil. Nach dem Frieden wurde der junge wissenschaftlich strebende Offizier Lehrer am Kadettencorps und im Dezember 1820 zum Kapitän befördert. Bald darauf erhielt er mit Radowitz, dem späteren berühmten Freunde König Friedrich Wilhelm's IV., die Versetzung in den Generalstab. Als Mitglied der Kommission des deutschen Bundes war er im Jahre 1821 bis zum September bei Uebernahme der Festung Landau thätig. Nach dem napoleonischen Sturme war Europa wieder in seine Fugen eingerenkt worden, die Nothwendigkeit trat hervor, die vielfach veränderten Gebietsverhältnisse festzulegen und die Darstellung durch Karten zu verbessern. Kurfürst Wilhelm II. von Hessen beschloß im Frühjahre 1821 die Landesaufnahme seines Staates und ernannte im Oktober eine Kommission, der auch Wiegrebe angehörte, unter dem Vorsitze des Obersten von Cochenhausen. Sie vertraute Wiegrebe die Triangulirung der Herrschaft Schmalkalden an, eines etwa fünf Quadratmeilen umfassenden Gebietes am Thüringer Wald. Er empfing die Elemente der Dreiecksseite Seeberg bei Gotha — Inselsberg, an die er anknüpfte, in Erfurt und führte die Arbeit im Jahre 1822 aus. Im folgenden Jahre wurde unter seiner Leitung die Meßtischaufnahme dieses Gebietes im Maßstabe von $^1/_{25000}$ der wirklichen Größe durchgeführt, hiermit eine selbstständige Erstlingsschöpfung des jungen Offiziers. Doch zu seinem Schmerze mußte er auf die Fortsetzung der Aufnahme im Hauptlande des Kurstaates verzichten, da sich die Geldmittel dafür nicht hatten finden wollen. Wiegrebe setzte jedoch die Arbeit fort, die bereits von fremden Trigonometern gemessenen Winkel für das Dreiecksnetz wurden gesammelt, auch andere Vorbereitungen für die zukünftige Landesvermessung getroffen. Professor Gerling zu Marburg bewirkte die von ihm auf dem Johannisberge bei Nauheim begonnene Dreieckslegung des Hauptnetzes für den Kurstaat bis etwa zur Hälfte; sie war durch Verbindung mit der hannoverischen auf die im Jahre 1820 von Schuhmacher in Holstein gemessene Basis gegründet. Das Bedürfniß eines allgemeinen Dreiecksnetzes trat auch für die Katasterarbeiten im Lande hervor, ebenso empfand man die Nothwendigkeit von Uebersichtsblättern im Maßstabe topographischer Karten. Der Mann, dessen Begabung und Neigung ihn zur Schaffung solchen Werkes befähigten, arbeitete Jahr für Jahr mit ehernem Fleiße daran. Wiegrebe wurde am 19. April 1835 zum Major befördert, dann am 20. Mai zum Vorsitzenden einer Kommission ernannt, welcher Professor Gerling und Landmesser Kraus angehörten, die im Jahre 1838 das Hauptdreiecksnetz beendigte. Gleichzeitig führten unter Leitung Wiegrebe's sieben Offiziere die Meßtischaufnahme von sieben Quadratmeilen in der Gegend von Kassel (1835—1840) in $^1/_{12500}$ der wirklichen Größe aus. Der erprobte Mann empfing am 6. Juni 1839 die Ernennung zum Direktor der Landesaufnahme des Kurfürstenthums. Nach seinen Vorschlägen erfolgte am 26. Juni 1840 die Instruktion des Finanzministeriums, welche für die Dreieckslegung neun Jahre, für die Detailaufnahme zehn Jahre in Aussicht nahm. Die Instruktion für die topographischen Arbeiten des königlich preußischen Generalstabes vom 15. Januar 1821 war zu Grunde gelegt worden. Nachdem das neue Personal — zwei Theodolitführer mit zwei Gehilfen und acht Meßtischführer, z. Th. Offiziere, z. Th. vom Steuer- und Straßenbaufache — eingeübt war, begann im Juli 1840 die Triangulirung, 1841 die Meßtischaufnahme. Nach einer Uebungsprobe im Lithographiren wurden im August 1845 dem Kurprinzen-Mitregenten fünf Meßtischblätter vorgelegt, worauf der Regent die Lithographirung der Landesaufnahme in $^1/_{50000}$ der wirklichen Größe befahl (15. November 1845). Der Leiter der letzteren stieg am 2. Juni 1843 zum Oberstlieutenant auf; eine lithographische Abtheilung wurde 1845 neben der trigonometrischen und der Meßtischabtheilung eingerichtet.

Von dem Direktor zusammengestellt, erschien im Februar 1847 eine „Sammlung verschiedener Bestimmungen und Notizen nach den bis dahin gemachten Erfahrungen". Weiter im August 1847 „Hilfstafeln für die topographische Landesaufnahme von Kurhessen nach Walbeck's Elementen des Erdsphäroids, Abo 1819" (Kassel 1847). Mitten in den Stürmen des Jahres 1848 wurde dem Lande die erste von seiner Aufnahme gezeitigte Frucht dargereicht: 6 Blatt von den 40 insgesammt beabsichtigten wurden am 29. August

veröffentlicht und erweckten Bewunderung im In- wie im Auslande. Berliner wie Münchener Blätter besprachen die Erstlinge des Werkes auf das günstigste. Die Preußische Militär-Litteratur-Zeitung sagte in Nr. 35 von 1849: „Ist einem doch, als führe ein Lichtstrahl durch finstere Nacht vor dem Auge, wenn man in unserer Zeit eine mühsame Unternehmung fortschreiten sieht, welche Zeit, Aufmerksamkeit, Gemüthsruhe und Geldmittel erfordert . . . Wir können der kurfürstlichen Regierung nur im Namen der Wissenschaft gratuliren, daß sie muthig in dem großen Unternehmen fortschreitet, das auch die Nachwelt dankbar anerkennen wird . . .“ Der Leiter des Werkes, 1847 mit dem Ritterkreuze des kurhessischen Löwenordens geschmückt, am 10. April 1849 zum Obersten ernannt, hatte die Erfahrungen seit 1841 sorgfältig benutzt, so erschienen im März 1850 an Stelle der Vorschriften von 1841 neue „Vorschriften für die Meßtischarbeiten und die Zeichnungsarten der topographischen Aufnahme von Kurhessen“ (1850). Während das Land politisch in Verwirrung gerieth, ging die stille fleißige Arbeit Wiegrebe's und seiner tüchtigen Gehilfen ruhig weiter. Nur die Katastrophe im Herbst 1850 unterbrach das Werk auf einige Zeit. Auch Oberst Wiegrebe war nahe daran, in das Schicksal der kurhessischen Offiziere verwickelt zu werden, indem ihm der Oberbefehlshaber, General von Haynau, die Stellung als Kommandant von Kassel anbot. Er erklärte offen seine Anschauung, weshalb Haynau ihm die erwähnte Funktion nicht übertrug. Zum Glück für Wiegrebe, dem voraussichtlich Festungshaft aus jener Stellung erwachsen sein würde, in deren Folge Verabschiedung und damit Entfernung von der Leitung der Landesaufnahme; doch er blieb dieser erhalten!

Im Jahre 1852 ergab sich der Flächengehalt des Kurstaates zu 174,7 Quadratmeilen, vorbehaltlich der endgiltigen Bestimmung, eine große Enttäuschung für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, da man bis dahin die Ausdehnung Kurhessens bis zu 208 Quadratmeilen angenommen hatte. Er wurde über diese Verkleinerung seines Staates ungehalten und mag dem Entdecker derselben, dem Direktor der Vermessung, darob einige Ungnade bewahrt haben. Die Dreieckslegung Kurhessens wurde im Jahre 1853 mit derjenigen der Grafschaft Schaumburg vollständig abgeschlossen; daher ging die trigonometrische Abtheilung im folgenden Jahre ein, die rasche Förderung der Arbeiten stellte auch die Vollendung der Meßtischaufnahme in nahe Aussicht. Um das bewährte Personal noch für weitere Aufgaben verwenden zu können, beantragte Wiegrebe, zwei Generalkarten des Staates von gleicher Güte wie die topographischen Karten in $^1/_{50000}$ der wirklichen Größe herzustellen und zwar: 1) Eine Karte im Maßstabe von $^1/_{350000}$ der wirklichen Größe, die an das Format der zu $^1/_{50000}$ nahe sich anschließe, auf der sämmtliche Dörfer, doch nur wenige einzelne Höfe und Mühlen, alle bedeutenden Bäche, die Chausseen und andere Hauptkommunikationen, eine für die generelle Landeskunde ausreichende Angabe der Höhenzüge, jedoch keine Wälder und nur wenige Namen von Bergen, auch nur hin und wieder eine Höhenzahl nebst der Eintheilung in Kreise und Aemter enthalten sein sollten. 2) Eine Generalkarte in $^1/_{200000}$ der wirklichen Größe und in zwei Blättern, die außer den vorgedachten Angaben auch sämmtliche Höfe und Mühlen, selbst die kleinsten Bäche, alle bedeutenden Ortskommunikationen, eine schon ziemlich spezielle Terraindarstellung, viele Höhenzahlen; außerdem die Wälder enthalten würde. Der Antrag fand die Genehmigung des Kurfürsten am 16. März 1855. Zu Ende des April 1856 ging die Abtheilung für Meßtischaufnahme ein, es blieb von ihr nur der Landmesser J. A. Kaupert in Thätigkeit, welcher die Musterzeichnung der beiden Generalkarten ausführte und für die Ergänzung von Zeichnungen unabkömmlich war. Die lithographische Abtheilung arbeitete angestrengt weiter. Die Originalaufnahme war im Maßstabe von $^1/_{25000}$ der wirklichen Größe geschehen, je vier *Sektionen in dieser Größe wurden in ein Blatt von* $^1/_{50000}$ der wirklichen Größe zusammengetragen u. s. f. Der Antrag des Direktors, die Sektionen mit Weglassung der Höhenschraffirung, dagegen in Rothdruck der Horizontalen zu lithographiren, wurde ebenfalls allerhöchst genehmigt, unter dem 7. März 1856, und sodann 112 dieser Sektionen in Angriff genommen. Die letztgenannte Darstellung des Geländes, die Niveaukarte, ist eine originelle Idee Wiegrebe's, die Allen, welche die Führung der Horizontalen zu lesen verstehen, ein klares Bild der aufgenommenen Gegend gibt. Er nimmt hierbei an, daß horizontale Schnitte in einem Abstande von 5 Ruthen = 30 rheinländische Fuß übereinander durch unebenes Gelände geführt werden; solche ergeben an der Oberfläche der durchschnittenen Unebenheiten gekrümmte Linien, die Horizontalen, in deren jeder alle einzelnen Punkte gleich hoch über dem Meere liegen. Die Niveaukarte ist von hohem Werthe, was sich bei Anlage von Eisenbahnen, technischen Werken für die Wissenschaft zeigte. Ihren Grundgedanken hatte Wiegrebe bereits 1821 erfaßt.

Mit vollem Rechte durfte die von dem Hauptmann Matthias des Generalstabes abgefaßte Denkschrift über die Landesaufnahme es aussprechen: „Wir besitzen ein Kartenwerk, dessen sich nach höherem Urtheil kein anderer Staat bis dahin rühmen kann, ein Werk, dem Dirigenten der Landesaufnahme zum bleibenden Denkmal!" Nach Vollendung der Aufgabe, die sein Leben ausgefüllt hatte, erbat Wiegrebe den Abschied und erhielt ihn am 7. März 1858. Eine Anerkennung des Landesherrn, dessen Staate er die beste bis dahin vorhandene Karte, ein Kunstwerk an Schönheit, geschaffen hatte, wurde ihm beim Scheiden aus dem Dienste, nachdem er das Kommandeurkreuz zweiter Klasse des kurfürstlichen Wilhelmsordens am 1. Oktober 1856 am Schlusse der Herbstmanöver erhielt, nicht zu Theil — im Gegentheil erfuhr er eine bittere Kränkung. Die einzelnen Blätter des topographischen Atlasses trugen die Namen der Männer, welche sie aufgenommen und lithographirt hatten. Entsprechend war für das Ganze die Angabe vorgeschlagen worden: „Ausgeführt unter Leitung des Obersten Wiegrebe". Der Kurfürst strich den Namen und befahl dafür zu setzen: „Des kurfürstlichen Generalstabes". In dem Dorfe Elmshagen, einige Meilen von Kassel, in gebirgiger Gegend schön gelegen, hatte Wiegrebe ein Gut angelegt; hierher zog er sich zurück, baute seinen Kohl und gab sich fürder den strengen Studien hin, von denen er nicht lassen konnte. Die Achtung und Liebe seiner Freunde, unter denen auch seine Helfer am Werke seines Lebens sich befanden, suchten ihn und seine Familie in dieser Abgeschiedenheit auf. Zahlreiche Anerkennungen der kurhessischen Landesaufnahme in der Presse Deutschlands und Oesterreichs verliehen dem Lebensabende Wiegrebe's milde Befriedigung. Der ernste bescheidene Mann hatte nie nach äußerem Glanze und Ehre gestrebt, nur um die Sache war es ihm zu thun gewesen, für sie und in ihr hatte er gelebt, aber sie brachte nun Ehre auf sein Haupt.

Die philosophische Fakultät der Universität Marburg erkannte unter dem 10. Mai 1862 seine Verdienste um die Landesaufnahme einstimmig durch Verleihung des Doktortitels an. Als sein Vaterland im Jahre 1866 von Preußen in Besitz genommen war, erkannte der Großstaat das Werk der Landesaufnahme auf das höchste an, er nahm es zum Vorbilde für seine eigene Landesaufnahme. Der Chef des Generalstabes, General von Moltke, wurde an die Spitze der Kommission für das Vermessungswesen gestellt. Der ausgezeichnete Mitarbeiter Wiegrebe's, J. A. Kaupert (1896 Geheimer Kriegsrath Dr. phil. zu Berlin) schrieb an ihn im Februar 1868: „Man hat hier im Generalstabe, General von Moltke an der Spitze, die volle Ueberzeugung durch die That gewonnen, daß die unter Ihrer Leitung entstandenen topographischen Karten alles in sich vereinigen, was man nur von einer solchen Karte verlangen und erwarten kann. Dieses mustergiltige Werk haben Sie hervorgerufen; Ihre mathematischen Prinzipien gaben den Grundstein für das zu errichtende Gebäude, Ihre exakten Forderungen zeigten dem gewissenhaften Arbeiter die Bahn, auf welcher der Bau in aller Schöne entstehen konnte . . . der Bau gelang. Hier ist in der Topographie noch viel zu thun; feste Anschauungen haben noch keine Wurzeln gefaßt . . ." Kaupert theilt dann noch mit, daß ihm der Auftrag geworden sei, eine Instruktion für die topographische Aufnahme zu entwerfen und fügt in Dankbarkeit des Schülers bei, es würde ihm eine besondere Freude gewähren, seiner Arbeit voransetzen zu können: „Bearbeitet auf Grund der von Oberst Wiegrebe für die kurhessischen topographischen Arbeiten ertheilten Instruktion von 1849". Welche Empfindungen mußte solche Anerkennung seines Geisteskindes in dem Greise erwecken! Vier Jahre würdevoller Muße waren ihm noch beschieden. Seine kräftige Gesundheit, seine mäßige arbeitsame Lebensweise hatten ihn in ein heiteres Alter geführt. Fast 79jährig wurde er von Unwohlsein befallen, nach einigen Tagen, umgeben von Gattin und Kindern, senkte sich sanft der Tod auf ihn herab. Anstrengend hatte er in seinem Berufe das Augenlicht gebrauchen müssen, einer Brille nie bedurft; sein volles Kopfhaar war ihm erhalten, alle seine Zähne nahm er mit in das Grab, ein seltenes Beispiel körperlicher wie geistiger Rüstigkeit.

Carl v. Stamford.

(Abdruck aus der Allgemeinen Deutschen Biographie.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wir waren, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, nach Mainz geschickt worden, um dort in Ruhe und Sicherheit unsere Mobilmachung durchzuführen. Während dieser Zeit sollten die kurhessischen Truppen zur Verfügung des Gouverneurs stehen. Der erste und hauptsächlichste Zweck war aber die Mobilmachung. Dieses Verhältniß wurde jedoch schon am 5. Juli, am Tage nach unserer Ankunft, geradezu auf den Kopf gestellt.

Allerhand Tartarennachrichten von einem beabsichtigten Handstreich der Preußen gegen Mainz, Gerüchte, deren Unwahrscheinlichkeit auf der Hand lag und von deren Unrichtigkeit man sich bei einigem guten Willen leicht hätte überzeugen können, hatten den Gouverneur veranlaßt, zu erklären, die Festung sei gefährdet und die kurhessischen Truppen könnten nicht mehr daraus entlassen werden. Am folgenden Tage ging er noch weiter und befahl die vorläufige Einstellung der Mobilmachung. Diesen Befehl begründete er damit, daß er sagte, er sähe ein, daß angestrengter Festungsdienst und Mobilmachung nebeneinander unausführbar seien. Er werde die Bestätigung dieses Befehles durch die Bundesversammlung und damit die endgültige Einstellung der Mobilmachung herbeiführen.

Das gelang ihm auch. Der hohe Rumpfbundestag verfügte, daß die Besatzung der Festung Mainz aus dem Bestande der kurhessischen Truppen auf die nöthige Stärke zu ergänzen und nur der Rest mobil zu machen sei. Wäre dieser Beschluß zur Ausführung gekommen, so hätte dadurch wieder eine Zerreißung des kurhessischen Kontingents eintreten müssen, und dazu konnte sich General von Loßberg unter keinen Umständen verstehen, da er wußte, daß eine solche Zerreißung den Absichten des Kurfürsten durchaus zuwiderlief. Ueberdies konnte weder ein Beschluß des Rumpfbundestages, noch ein Befehl des baierischen Generallieutenants Grafen von Rechberg die Allerhöchste Ordre des Kurfürsten, die die Mobilmachung anordnete, aufheben. Zur Ausführung dieser Ordre blieb General von Loßberg nach wie vor verpflichtet.

Zu der Annahme, daß eine Zerreißung des Kontingents den Absichten des Kurfürsten nicht entspreche, hatte General von Loßberg triftige Gründe. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte nämlich die damals noch vollzählige Bundesversammlung den Beschluß gefaßt, die Festungen Mainz und Rastadt für neutral zu erklären. Die in ihnen liegenden österreichischen und preußischen Truppen sollten sie verlassen und durch andere Kontingente ersetzt werden. Nach Mainz war unter andern eine Brigade Kurhessen bestimmt. Der kurhessische Bundestagsgesandte hatte gegen den Beschluß gestimmt und der Kurfürst dessen Ausführung verweigert, gerade weil dadurch eine Zerreißung des hessischen Kontingents herbeigeführt worden wäre.

Auch die sogenannte Neutralität der Festung Mainz war ein Trugbild so verworrener und unklarer Art, daß man bis auf die Stunde nicht weiß, was sich die guten Leute in der Eschenheimergasse in Frankfurt eigentlich dabei gedacht haben mögen.

Folgerichtig hätten in Mainz nur Truppen derjenigen Staaten stehen dürfen, die am 14. Juni gegen den Antrag Oesterreichs auf Mobilisirung des Bundesheeres gegen Preußen gestimmt, aber auch nachträglich kein Bündniß mit Preußen geschlossen, sondern sich für neutral erklärt hatten. Das waren, wenn mir recht erinnerlich ist, nur Braunschweig und einige der Thüringer Staaten. Thatsächlich waren aber Truppen sämmtlicher mit Preußen im Kriege stehenden Staaten in Mainz von Oesterreich abwärts vorhanden.

Und dabei soll der Gouverneur seinen Befehl zur Einstellung der Mobilmachung dem General von Loßberg gegenüber unter anderm damit begründet haben, daß er sagte, er könne die Anwesenheit eines gegen Preußen rüstenden Kontingents in der neutralen Festung nicht dulden!

Wären wir doch hinausgewiesen worden, dann hätte sich der Weg, die kurhessische Division aus ihrer unerquicklichen und unhaltbaren Lage hinauszuführen, sehr bald von selbst ergeben.

Thatsächlich wurden auch nur die Preußen als Feinde der „neutralen" Festung behandelt. Sowie die preußischen Truppen der Festung zu nahe kamen, wurden sie, wie wir später sehen werden, mit Granaten begrüßt, während z. B. die zum VIII. Bundescorps gehörige mobile nassauische Brigade ungehindert durch Mainz marschiren durfte, als sie der Herzog einmal vorübergehend zum Schutze seiner bedrohten Hauptstadt Wiesbaden zurückrief. Sie kehrte nach einigen Tagen zum VIII. Bundescorps zurück, wobei sie abermals durch Kastell marschirte. Daß zwei würtembergische

Bataillone der Festungsbesatzung nach Biebrich und Wiesbaden entsandt wurden, um der nassauischen Brigade als Rückhalt zu dienen, und daß ein diesen beiden Bataillonen beigegebener Halbzug kurhessischer Garde du Corps vom Generaladjutanten des Herzogs von Nassau, ohne daß dieser es für der Mühe werth hielt, beim General von Loßberg anzufragen, der nassauischen Brigade zugetheilt wurde und an deren Operation Theil nahm, stand anscheinend nicht im Widerspruch mit der Neutralität der Festung.

Ob General von Loßberg dem Gouverneur gegenüber Einspruch gegen die Einstellung der Mobilmachung erhoben hat, ist mir nicht bekannt geworden; jedenfalls steht fest, daß er seine Absicht nicht aufgab, sondern sein möglichstes that, die Mobilmachung durchzuführen.

Daß er unter den obwaltenden Verhältnissen dabei auf Schwierigkeiten stieß, die unüberwindlich waren, liegt auf der Hand, denn bei den Festungsbehörden fand er nicht allein keine Unterstützung, sondern nur Hemmnisse jeder Art. Sie erklärten offen, auf die Mobilmachung gar keine Rücksicht nehmen zu können. Nur was gleichzeitig den Interessen der Vertheidigung dienlich war, wie z. B. die Erhöhung der Dienststärke und die Versorgung mit Munition fand Förderung, während die Vermehrung der Pferde, wie sie zur Bespannung der Munitionswagen für die Batterien, sowie die Patronen- und Gepäckwagen der Infanterie, die Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen erforderlich gewesen wäre, geradezu verhindert wurde. Als der Ankauf der Mobilmachungspferde in der Provinz Hanau infolge der Annäherung der Preußen eingestellt werden mußte und die etwa 150 bis 200 Stück, die bis dahin beschafft worden waren, nach Mainz kamen, wurde deren Aufnahme verweigert. Sie mußten in einem Dorfe außerhalb einquartiert werden und konnten nicht an die Regimenter vertheilt werden.

Zunächst will ich die Ergänzung der Regimenter auf die volle Kriegsstärke besprechen, und das giebt mir eine erwünschte Gelegenheit, dem alten treuen hessischen Soldatengeist, der unsere Leute beseelte, einige Worte stolzer Anerkennung zu widmen, denn in diesem Augenblick, wo mir jene Zeit so lebendig vor der Seele steht, fühle ich wieder, wie sie damals dem Namen Hessen Ehre gemacht haben.

Wir haben schon weiter oben das Verhalten der am 16. Juni aufgezogenen und, so zu sagen, vergessenen Pulvermagazinswache, die uns in Gelnhausen einholte, rühmend hervorgehoben. Für diese Leute wäre es viel bequemer und gefahrloser gewesen, wenn sie die Ankunft der Preußen ruhig abgewartet hätten. Dann wären sie zu Gefangenen gemacht und mit einem Scheine in ihre Heimath entlassen worden; sie hätten sich den mühsamen und gefährlichen Marsch erspart, allein ihre Pflichttreue wies sie, wie wir gesehen haben, einen anderen Weg.

Ein ähnliches Beispiel des trefflichen Geistes der Leute gab eine Abtheilung der Pionierkompagnie.

Lieutenant von Kietzell dieser Kompagnie war am 16. Juni mit einem Halbzug Pioniere mit dem Auftrage nach Guntershausen entsandt worden, ein Stück der Main-Weser-Bahn nach Gensungen zu unfahrbar zu machen, dann in Guntershausen zu bleiben und auch die Kurfürst Friedrich Wilhelm-Nordbahn zu zerstören, sobald der letzte Zug, der den Kurfürsten den Truppen nachführen und dem sich Lieutenant von Kietzell mit seinen Leuten anschließen sollte, durch Guntershausen hindurch sei.

Lieutenant von Kietzell hatte sich des ersten Theiles seines Auftrags entledigt und wartete nun mit seinen Leuten auf dem Bahnhofe von Guntershausen auf den „letzten" Zug von Kassel. Am frühen Morgen des Montags, des 18. Juni, hörte er einen von Süden, also von Melsungen kommenden Zug in den Bahnhof einfahren, und als er auf den Bahnsteig trat, sprangen zu seiner großen und nicht gerade freudigen Ueberraschung preußische Soldaten aus den Wagen. Es war eine Kompagnie des 30. Infanterieregiments, die von Gensungen nach Melsungen marschirt war, sich dort eines leeren, von Bebra kommenden Zuges bemächtigt hatte und nach Guntershausen gefahren war, um die kurhessische Pionierabtheilung, deren Anwesenheit in Guntershausen bekannt geworden war, aufzuheben. Lieutenant von Kietzell mußte sein Ehrenwort geben, nicht mehr gegen Preußen zu fechten, worauf ihm die Wahl seines Aufenthaltsortes frei gestellt wurde, die Leute wurden entwaffnet, mit Päffen versehen und in ihre Heimath entlassen. Allein auch sie schlichen sich zum größten Theil durch und trafen am Morgen des 20. Juni, kurz vor dem Abmarsch von Fulda bei ihrer Kompagnie ein.

Dieselbe Pflichttreue bewiesen die Beurlaubten und Reservisten.

Bei uns hatte die Infanterie keinen feststehenden Kriegsetat, während das für die Kavallerie und Artillerie der Fall war. Aus den acht Friedensschwadronen Husaren wurden vier Kriegsschwadronen zu je 5 Offizieren und 150 Unteroffizieren und Husaren und zwei Depotschwadronen

gebildet, bei der Artillerie stand die Zahl der Geschütze und Wagen fest, und dadurch war auch die Stärke der Batterie an Unteroffizieren, Fahrern und Bedienungsmannschaften bestimmt. Bei der Infanterie war zwar die Stärke im Allgemeinen auch auf je 175 Mann (einschließlich Offiziere) für die Kompagnie festgestellt, allein sie war bisher bei jeder Mobilmachung, zuletzt noch im Jahre 1859, besonders durch Allerhöchste Kabinetsordre befohlen worden. Im vorliegenden Falle war das nicht geschehen, die betreffende Allerhöchste Ordre lautete einfach: „Das Armeecorps wird sofort mobil gemacht“, weiter nichts.

Nun sollte man es ja als selbstverständlich ansehen, daß der erste Schritt zur Mobilmachung die Einziehung der Beurlaubten und Reservisten bis zur vollen Kriegsstärke sein müsse. Behörden, die den preußischen Landwehrbezirkskommandos entsprachen, gab's in Kurhessen nicht. Die Kriegsstammrollen wurden von den Kompagnien, Schwadronen und Batterien geführt, und deren Sache war demzufolge auch die Einberufung der Beurlaubten und Reservisten. Das Fehlen einer Allerhöchsten Ordre, die die Kriegsstärke festsetzte, mochte manche Kompagniechefs unsicher machen, ob und bis zu welcher Ausdehnung sie Gestellungsordres abschicken sollten. Dazu kam, daß gleichzeitig mit der Mobilmachungsordre der weitere Allerhöchste Befehl erschien, wonach sich die Regimenter und Corps zum sofortigen Ausmarsch bereit halten sollten, der ja dann auch, wie wir wissen, wirklich erfolgte. Das schuf eine weitere Unsicherheit, denn nach welchem Orte sollte man die Leute einberufen? Endlich war aber auch die Zeit dazu nicht vorhanden. Für jede Kompagnie hätten etwa 100 Namen aus der Kriegsstammrolle ausgezogen, die vorhandenen gedruckten Einberufungsformulare ausgefüllt, adressirt und zur Post befördert werden müssen. In den wenigen zur Verfügung stehenden Stunden war neben der anderen, unumgänglich nöthigen Arbeit, die zu bewältigen war, diese Schreiberei nicht ausführbar. Trotzdem wurden einige wenige Einberufungsbefehle abgeschickt, wie mir bestimmt bekannt ist. Aber nicht nur die paar Beurlaubten und Reservisten, die diese Einberufungsbefehle erhalten hatten, sondern in hellen Haufen stellten sie sich schon während des Marsches bei ihren Truppentheilen ein, sodaß wir die Gegend von Hanau schon in erheblich erhöhter Stärke erreichten. Dort erließ General von Loßberg den Befehl, die Beurlaubten und Reservisten einzuziehen — und zwar für jedes der acht Musketierbataillone und das Schützenbataillon auf eine Kopfstärke von 803 Mann, für die Jäger auf 500 Mann.

Auch von den infolge dieses Befehles noch erlassenen Einberufungsordres dürften die wenigsten an ihren Bestimmungsort gelangt sein, denn zu jener Zeit war die Postverbindung nach dem nördlichen Theil des Kurstaates schon unterbrochen.

Trotzdem trafen die Reservisten so zahlreich ein, selbst viele aus der ganz in der Nähe von Hannover gelegenen Enclave, der Grafschaft Schaumburg, daß wir kurz nach unserm Einrücken in Mainz eine größere Stärke erreicht hatten, als sie durch die vorstehend erwähnte Ordre in Aussicht genommen war, woraus sich ergiebt, daß viele eingetroffen waren, an die ein Einberufungsbefehl gar nicht abgegangen war.

Da, wie oben erwähnt, die Einberufung Sache der Kompagnien, Eskadrons und Batterien war, traten die Beurlaubten und Reservisten auch wieder bei den Kompagnien ein, bei denen sie ihrer aktiven Dienstpflicht genügt hatten. Daraus folgte, daß die Kompagnien 2c. nach Eintreffen der Beurlaubten und Reservisten eine sehr ungleiche Stärke hatten, aber nachdem ein Ausgleich erfolgt war, ergab sich, daß die Bataillone erheblich stärker waren, als 803 Mann, mit Ausnahme des Schützenbataillons, dem etwa 70 Mann fehlten, die im Nothfalle durch die Ueberzähligen der anderen Bataillone hätten ergänzt werden können.

Die Pflichttreue, die die Leute dazu trieb, zu ihren Fahnen zu eilen, erscheint in noch hellerem Lichte, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten.

Die Preußen versuchten natürlich alles, die Beurlaubten und Reservisten zu verhindern, ihre Truppentheile zu erreichen. Verbote und Strafandrohungen wurden erlassen, in den von den Preußen besetzten Landestheilen wurde die größte Wachsamkeit angewandt, um das Durchschleichen der Leute zu vereiteln, das somit auch nicht ohne Gefahr war, aber alle diese Maßregeln vermochten die treuen Hessen nicht abzuschrecken. Ebensowenig Mühseligkeiten, denn sie mußten den weiten Marsch nach Mainz, häufig mit bedeutenden Umwegen und auf schlechten, beschwerlichen Nebenwegen, zu Fuße zurücklegen, da sie die Eisenbahnen, selbst da, wo sie im Betriebe waren, nicht wagen durften, zu benutzen, denn diese wurden ganz besonders scharf überwacht.

„Nicht ist es sonnenreich und warm,
An Gold und Silber ist es arm,
Reich ist es nur an tausend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.“

So sang der leider zu früh heimgegangene Karl Altmüller in seinem herrlichen Gedicht

„Das Hessenland", das von einem Meyerbeer der Komposition für würdig gehalten wurde.

Ein zweites Mobilmachungsgeschäft, dem von Seiten des Gouverneurs kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, war die Beschaffung der fehlenden Munition für die Zündnadelgewehre und die gezogenen Geschütze.

Die Herstellung von Zündnadelpatronen war in Offenbach bei Frankfurt a. M. in die Wege geleitet worden. Inzwischen wurden aber auch in Mainz Vorräthe von preußischen Patronen aufgefunden und unserer Infanterie überwiesen, wodurch der Bestand auf etwa 130 Patronen für jedes Gewehr stieg. Ob damit die ganze vorgefundene preußische Munition erschöpft war, oder ob nur eine erste, vorläufige Ueberweisung den Vorrath auf die angegebene Höhe gesteigert hat, ist mir unbekannt geblieben. War dies der Fall, dann war er immer noch recht knapp und höchstens für einen Gefechtstag ausreichend, zumal, wenn man bedenkt, daß ein Theil dieser Munition zu Schießübungen verwandt werden mußte. Die preußische Munition ließ sich zwar ohne Weiteres bei den hessischen Gewehren gebrauchen, aber deren Visireinrichtungen, die für ein leichteres Geschoß mit rasanterer Flugbahn berechnet waren, stimmten nicht für das schwerere preußische Geschoß. Welche Stellung der hessischen Visireinrichtung bei Verwendung preußischer Patronen zu geben war, ließ sich nur durch Schießübungen ermitteln, wozu eine große Zahl von Patronen erforderlich war.

Ob von Offenbach jemals fertige hessische Zündnadelmunition an unsere Infanterie gelangt ist, weiß ich nicht, bezweifle es aber.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Landgraf Philipp's goldener Schlüssel. Schon vielfach*) ist darüber nachgesonnen worden, was der nach unten hin offene goldene Schlüssel zu bedeuten habe, den Landgraf Philipp der Großmüthige auf seinen Abbildungen an goldener Kette um den Hals trägt. Es sind da u. a. folgende Lösungen dieser Frage vertreten worden: 1. der Schlüssel sei vom Landgrafen als Pfeife benutzt worden, um seinen Kammerdiener herbeizurufen, 2. es wäre der Kammerherrnschlüssel Kaiser Karl's V. gewesen, 3. der Schlüssel wäre das Symbol der Macht und Gewalt gewesen, welche Philipp als Regent seines Landes durch den Passauer Religionsfrieden wiedererlangt habe, 4. der Schlüssel sei vielleicht zugleich ein Siegel gewesen. Die Histoire généalogique de Hesse I, S. 457—458 leitet sodann 5. den Schlüssel von einer Verleihung des Bremer Domkapitels her, dessen Kanoniker Schlüssel trugen. Rommel (Geschichte von Hessen IV, S. 468) geht von der oben unter 3) wiedergegebenen Ansicht aus, daß das Tragen des Schlüssels nur nach der Gefangenschaft des Landgrafen stattgefunden habe, und legt dieselbe weiter dahin aus, daß der Landgraf durch das Tragen dieses Schlüssels den hauptsächlich unter seiner Mitwirkung erlangten Sieg über die Schlüsselgewalt des Papstes sowie die errungene Freiheit des Kirchenregiments und die damals zum ersten Mal bekundete Macht, Hoheit und kirchliche Oberaufsicht eines evangelischen Fürsten habe andeuten wollen.

Ganz kurz und von oben herab ist immer die erste der obigen Aufstellungen abgewiesen worden. Und doch ist, wie wir gleich sehen werden, höchst wahrscheinlich der Schlüssel allerdings eine Pfeife. Diese Hypothese stützt sich auf einen Brief Kurfürst Friedrich's des Weisen von Sachsen vom 8. Januar 1521 aus Worms an den 16jährigen Philipp, den der verstorbene kurhessische Staatsarchivar Georg Ludwig Keßler zu Kassel aufgefunden hat. Das Schreiben lautet, soweit es hier in Betracht zu ziehen ist, folgendermaßen: „Hochgeborener Fürst, freuntlicher lieber Oheym! Ich gebe Euer Liebden freuntliche Meynung zu erkennen, daz ich Euer Liebden uf heut bey keyserlicher Majestät yres Erscheynen halbir mit Antzeige Euer Liebden Verhinderung entschuldigt habe und nit anderes vermerkt, denn daz Ihre Majestät davon wol zufriden gewest, wie dann Euer Liebden auß dem Schreiben hieneben weyter vernemen werden. Ich schicke Euer Liebden auch daz Ketleyn wieder und habe das Pfeiflein machen laßen, daz ich mich versehe, es solle nymer von einander fallin. . . . Daz ich Euer Liebden nit eher geschribin, bit ich nit unfreuntlich zu vermerken, denn ich erst heuet bey kais. Mt. gewest, und der Goldschmied

*) Vergl. Justi, Hessische Denkwürdigkeiten II, S. 348, III. S. 299, Beiblatt Nr. 3 zur Kasselschen Allgemeinen Zeitung vom 28. Januar 1838.

auch heuet fertig wurden, und so etwas für Euer Liebden zu kaufen furfallen werdt, wil ich Euer Liebden auch nit uneroffent laßin, denn derselben Euer Liebden freuntlich Dinst zu ertzeigen bin ich geneigt."

An diesen Brief hat der verstorbene Keßler in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen, die in der Ständischen Landesbibliothek in Kassel aufbewahrt werden, folgende Betrachtungen geknüpft, die auch unseren Lesern einleuchten werden: Mit völlig unwiderleglicher Gewißheit, — sagt Keßler —, geht nun freilich aus diesem Schreiben nicht hervor, daß das darin erwähnte Pfeiflein die Form eines Schlüssels gehabt, mit der weiter genannten Kette verbunden und zum Tragen vor der Brust bestimmt gewesen, auch ist nicht ausgeschlossen, daß Kurfürst Friedrich „Pfeiflein" genannt habe, was eine andere Bestimmung gehabt.

Ob aber das Angehänge die Form eines Schlüssels oder einer Pfeife gehabt, dürfte zuvörderst bei Erörterung der vorgedachten Frage von wenigem Belang sein, da, wenn der Landgraf kein Bedenken finden konnte, eine eigentliche Pfeife an einer Kette vor der Brust zu tragen, er natürlich ebensowenig Anstand genommen haben kann, einen zugleich als Pfeife zu gebrauchenden Schlüssel zum Zwecke dieses Gebrauchs an jener Stelle zu tragen.

Sodann wird eine bestandene Verbindung der Pfeife oder des Schlüssels mit der zugesandten Kette schon deshalb angenommen werden müssen, weil Kette und „Pfeiflein" mit dem Schreiben offenbar abgegangen waren und demnach das Uebersendete *nur Kette*, wovon also die Pfeife *nur* ein Theil gewesen sein kann, genannt wird, auch von einer Ausbesserung der Kette selbst nicht die Rede ist, diese mithin nicht beschädigt gewesen und dem Kurfürsten mit dem Schlüssel oder der Pfeife nur in der Absicht zugesandt sein wird, die von ihr abgefallen gewesene Pfeife wieder an der Kette, zu welcher sie mithin gehörte, befestigen zu lassen. Wollte man die Zubehörung der Pfeife zu der Kette nicht einräumen, so würde auch jedenfalls eine Verlegenheit über die Bestimmung des von dem Goldschmied verfertigten und mithin ganz gewiß golden oder silbern gewesenen Schlüssels entstehen, der doch zum Aufschließen hölzerner Schubladen und eiserner Kasten nicht wohl verwendet sein kann.

Die bedeutendste bisher bei Einräumung der Bestimmung oder Mitbestimmung des Schlüssels zum Gebrauch als Pfeife obwaltende Schwierigkeit scheint die Ansicht abgegeben zu haben, daß es der Würde des Landgrafen nicht entspreche, anzunehmen, er habe den Schlüssel zu solchen gewöhnlichen häuslichen und sonstigen minder wichtigen Zwecken wie zum Herbeirufen eines Kammerdieners, zum Gebrauche auf der Jagd u. s. w. offen vor der Brust getragen und sich damit abbilden lassen, während doch hierbei außer Acht gelassen wird, daß die Bestimmung der damals von Fürsten und anderen hohen Standespersonen getragenen Ketten hauptsächlich Erhöhung des Schmuckes der Kleidungen und Bezeichnung vorhandener Standesunterschiede war, mithin an denselben auch Gegenstände zur Vermehrung solchen Putzes befestigt werden konnten, denen eine ideelle oder sonstige besondere Bedeutung nicht unterzulegen war. So ist z. B. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in Pantaleon's Prosographia heroum, Basileae 1565, mit einem Ringe an einer goldenen Kette und sind andere Standespersonen daselbst ebenfalls mit ähnlichen Schmucksachen vor der Brust abgebildet. Warum hätte gerade der Schlüssel aus der Reihe von dergleichen an den Ketten befestigten Gegenständen verbannt sein sollen, wie denn Estor in der Vorrede zum 1. Bande der Marburger Beyträge zur Gelehrsamkeit und Kunst auch in der Mehrzahl von fürstlichen Zeitgenossen Philipp's redet, welche Schlüssel an Ketten über der Brust getragen hätten.

Wenig Erfolg verspricht es, wenn wir nun darüber nachdenken wollten, zu welchen Zwecken sich Landgraf Philipp seines „Pfeifleins" bedient habe und ob der an der Kette befestigten Pfeife irgendwelche tiefere Bedeutung zu Grunde liege, die sich etwa aus den persönlichen Beziehungen Landgraf Philipp's zu Kurfürst Friedrich dem Weisen erklären lasse.

Vorläufig genüge es, die von Georg Ludwig Keßler mit besonderem Glück vertretene Hypothese, daß der scheinbare Schlüssel in Wirklichkeit eine Pfeife sei, wieder zu Ehren gebracht zu haben.

Aus Karl Schomburg's Briefwechsel. Auch ohne das ihm in Kassel errichtete Denkmal würde der am 4. Juli 1841 verstorbene Oberbürgermeister Karl Schomburg im Gedächtniß der Kasseler Bürger wie des Hessenlandes fortleben. Will man zu einer klaren Anschauung des Wesens des großen Patrioten gelangen, so bietet das Studium des fesselnden Buches von Karl Bernhardi: „Karl Schomburg. Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen. Kassel 1845" dazu die beste Gelegenheit. An dieses zwar alte, aber deshalb noch keineswegs veraltete Werk zu erinnern, bezweckt die Wiedergabe der folgenden Zeilen aus einem Briefe Schomburg's vom 17. November 1821, worin er die Gründe auseinandersetzt, durch die er sich zu der Uebernahme des Bürgermeisteramtes

bewogen fühlte. Zudem lassen sie einen Blick in den tiefen, sittlichen Ernst von Schomburg's Charakter thun.

„. . . Ich habe dem wiederholten Wunsche des hiesigen Magistrats, als seinen Vorstand mich vorschlagen zu dürfen, nachgegeben, bin, nach einer Unterredung mit dem Fürsten, von diesem als Bürgermeister der hiesigen Stadt für das nächste Jahr bestätigt. Obgleich diese jährliche Wahl-Erneuerung bisher oder sonst immer eine herkömmliche Wiederbestätigung war, so dürfte die Stelle in so bewegter Zeit, wie die jetzige, dadurch sehr prekär geworden sein. Ich bemerke dies nur, weil ich mir beim Entsagen auf einen gesicherten, die reichhaltigste Aussicht gewährenden Posten eher etwas anderes, als bloße Rücksicht auf Klugheit vorwerfen durfte. Es ist aber bei allen, die mit den besonderen Verhältnissen des mir übertragenen Amts aus der Ferne oder näher bekannt sind, nur eine Stimme, daß sie zu den schwierigsten im Lande gehöre, weniger oder vielleicht gar nicht durch die damit verbundenen Geschäfte an sich, als durch die häufigen und unangenehmsten Berührungen mit andern Behörden. Die vielen, sich nicht selten entgegengesetzten Interessen, welche dabei ausgeglichen werden sollen, geben ihm eine fast einzige Stellung. Mündlich könnte ich mich darüber umständlicher aussprechen. Dir wird diese Andeutung hinreichen, um einzusehen, wie sehr ich gegen mich selbst, gegen die Pflichten gegen Frau und Kinder und gegen das Amt selbst gefehlt, indem ich dasselbe annehmen zu wollen erklärte. Und doch war mir's in jenem Augenblicke, als man sich wiederholt an mich wendete, nachdem ich den ersten Vorschlag ziemlich laut und zuletzt bestimmt abgelehnt, als könne ich nicht widerstehen, träumte von Ruf, von Pflicht! — Vielleicht war es nicht einmal der Zug von Pflicht, vielleicht ein weiches Nachgeben, und wer weiß, ob nicht selbst Stolz über die angetragene Würde sich, mir selbst verborgen, darein mischte, obgleich sonst der herrschende Ehrgeiz in unsern Tagen und Verfassungen bei so rein bürgerlichen Aemtern keine Nahrung mehr zu finden scheint, sondern nur den Staatsdienst im engeren, gewöhnlichen Sinne, den herrschaftlichen, sich zum Ziel zu setzen pflegt.

Nun freilich, da ich etwas als Pflicht ergriffen, wovon es vielleicht das Gegentheil war, muß ich alle Kraft zusammenrufen, um es als Pflicht zu üben, geschehe es auch auf Kosten meiner Ruhe, meines Lebensglücks, und — bitte Du am Throne der Liebe und des Lichts, daß von dort der Strahl der Wahrheit und des Rechten mir immer heller aufgehe und mich leite auf schroffer, dunkler Bahn, zum Besten meiner Mitbürger und zum Glücke derer, die der Himmel meinem Herzen noch näher legte. . . .“

Aus Heimath und Fremde.

Verleihungen von Orden und Auszeichnungen in Hessen. Aus Anlaß des Aufenthalts Kaiser Wilhelm's II. in der Provinz Hessen-Nassau bei Gelegenheit des Kaisermanövers sind vielen Angehörigen des Regierungsbezirks Kassel Orden und Auszeichnungen zu Theil geworden, von denen wegen Mangels an Raum unter „Personalien“ nur ein beschränkter Auszug gegeben werden kann.

Durch die Verleihung hessischer Truppentheile an hohe Chefs, so des hessischen Jägerbataillons Nr. 11 an die Königin Margarethe von Italien, sowie des Dragonerregiments Nr. 5, Freiherr von Manteuffel, an den Herzog Karl Theodor in Baiern ist der Beweis als erbracht zu erblicken, daß die kriegerischen Söhne des Hessenlandes in ihren Leistungen auch in allerletzter Zeit gegen früher nicht nachgelassen haben.

Münzen und Medaillen der Dr. G. Gläßner'schen Sammlungen. Seit Anfang Juli d. J. sind Montags und Donnerstags Nachmittags von 3 bis 5 Uhr im Zimmer des Rathhauses der Residenzstadt Kassel zur ebenen Erde rechter Hand die Münzen und Medaillen der Sammlungen, welche der Apotheker Dr. G. Gläßner daselbst durch Testament vom 3. Februar 1890 der Stadt Kassel vermacht hat, zur Besichtigung zugänglich. Mit dem Gläßner'schen Vermächtniß, in dessen Besitz die Stadt durch das Ableben des Stifters am 12. September 1891 gelangte, ist ein zur Vermehrung der Sammlungen bestimmtes Kapital von 20000 Mark verknüpft. Die Sammlungen sollen für ewige Zeiten als ein untrennbares Ganze betrachtet werden und dürfen nie veräußert werden. Zunächst hatten die Sammlungen in den Räumen der Stadtbibliothek (Murhard'schen Stiftung) Unterkunft gefunden, wurden dann in das Bosemuseum übergeführt und alsdann, da auch hier die erforderlichen Aufstellungsräume nicht beschafft werden konnten, in das oben erwähnte Zimmer des Rathhauses gebracht. Die Verwaltung wurde durch Stadtrathsbeschluß vom 24. März und 2. April 1896 dem Mitglied des Stadtraths Herrn Generalmajor z. D. Harnickell übertragen, dem auch die Inventarisirung und Katalogisirung der Sammlungen zufiel. Da die hessischen Münzen und Medaillen deren werth-

vollsten Theil bilden dürften, wurde deren Ordnung und Inventarisirung zuerst vorgenommen. Die Münzen und Medaillen sind nunmehr chronologisch entsprechend der Regierungszeit der hessischen Fürsten geordnet, die Münzen in 26, die Medaillen in 9 Gruppen. Das Inventar enthält erstens die Nummern der Gruppe, zweitens die Nummern des Inventars und die Stückzahl, drittens die Jahreszahl der betreffenden Münzen und viertens die Nummern, welche das betreffende Stück in dem Hoffmeister'schen Münzwerk trägt, falls es darin erwähnt wird. Inventar, Hoffmeister's Werk und ein Vergrößerungsglas stehen dem Besucher der klar und übersichtlich geordneten Sammlungen zur Verfügung. Am besten läßt sich die Sammlung übersehen, wenn man sich in fortschreitender Folge von der Vergangenheit zur Gegenwart wendet, man nehme aber die Besichtigung nicht etwa umgekehrt vor.

An Münzen, über deren Konservirung und Gepräge fast durchweg das Günstigste zu sagen ist, birgt die Ausstellung nicht weniger als 1222 Stück. Bereits die Zeit der Landgräfin Sophie (1247 — 1263), der Landgrafen Heinrich I. (1263 — 1308), Heinrich II. (1328 — 1376), Hermann (1367 — 1413), Ludwig I. (1413 — 1458), Ludwig II. (1458 — 1471), Heinrich III. (1458 — 1483), Wilhelm I. (1471 — 1515) und Wilhelm II. (1471 — 1509) ist vertreten, meist durch Silbermünzen, unter denen auch einige Bracteaten sind, die älteste Goldmünze ist ein Goldgulden Wilhelm's II. aus dem Jahre 1506, der älteste Thaler stammt aus dem Jahre 1502. Mit Landgraf Philipp verlängert sich die Reihe der Münzen zusehends. Auch die Künste der Kipper und Wipper werden uns durch zwei Kipperalbus von 1621 vor Augen geführt. Die ältesten Kupfermünzen der Sammlung sind aus der Zeit des Landgrafen Karl und zwar aus den Jahren 1723 — 1729. Von Landgraf Karl an bietet die Sammlung die größtmögliche Reichhaltigkeit, sodaß sie sich zu einer wahren Fundgrube für die Geschichte des hessischen Münzwesens gestaltet. Die Zeit Landgraf Wilhelm's IX. als Regent der Grafschaft Hanau-Münzenberg (1760 — 1785) ist nicht übergangen, auch die westfälische Zeit mit Francs und Centimes geht an unsern Augen vorüber. Mit stiller Wehmuth wird mancher alte Hesse all' die Münzsorten der kurfürstlichen und landgräflichen Zeiten betrachten.

Wenden wir uns nun zu den Medaillen der Sammlung, deren 149 Stück vorhanden sind, so finden wir solche aus der Zeit von Philipp dem Großmüthigen (1537) bis auf Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (1865) und zwar hauptsächlich aus der Zeit des Landgrafen Karl, aus der Zeit Friedrich's I., Friedrich's II., Kurfürst Wilhelm's I. (IX.), Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's I., von Jérôme Napoleon wird u. a. eine Sterbemedaille aus dem Jahre 1860 aufbewahrt. Aus der neueren Zeit nennen wir Medaillen zur Erinnerung an die Erstürmung von Frankfurt am 2. Dezember 1792, eine desgleichen zur Erinnerung an den Bau der Fuldabrücke zu Kassel (1794), mehrere zur Erinnerung an die Erhebung der Landgrafschaft zum Kurfürstenthum, desgleichen an die Wiederherstellung des Kurstaats, eine solche zur Erinnerung an die große Theuerung (1817), eine Vermählungsmedaille Wilhelm's II. (1797), Medaillen zur 3. Säkularfeier der Universität Marburg (1857), Geburtstagsmedaille des Kurprinzen vom Kasseler Schützenkorps (1814), Verfassungsmedaille (1831), Vermählungsmedaille der Prinzessin Marie von Hessen mit dem Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, Vermählungsmedaille des Landgrafen Alexis mit der Prinzessin Luise von Preußen (1854), Medaille zum Bonifazius-Jubiläum 1855, Medaille aus Eddergold (½ Dukaten) 1835, auch von der 2. Säkularfeier der Wallonischen Kirche zu Hanau, deren 3. Säkularfeier im laufenden Jahre statthatte, ist eine Medaille erhalten.

Zu wiederholtem Besuch der hochinteressanten Sammlung glauben wir dringend einladen zu dürfen, eine Fülle von Anregungen ist aus dem Gesehenen zu schöpfen.

Todesfall. Am 28. August verschied der Geheime Regierungsrath a. D. Ludwig Schwarz. Geboren am 31. Dezember 1817 zu Gudensberg als Sohn eines kurhessischen Amtsaktuars, studirte Schwarz in Marburg in den Jahren 1839 — 1842 Jura und Cameralia, war dann als Referendar an dem Obergericht zu Kassel thätig, später beauftragt mit den Geschäften eines Sekretärs bei demselben, wurde Assessor beim Oberforstkolleg, hernach Oberfinanzrath. Nach der Beseitigung der hessischen Selbstständigkeit erhielt er die Stelle eines Regierungsraths. Schon seit Jahren lebte der nunmehr Verstorbene im Ruhestande. Mit ihm ging einer jener hochverdienten althessischen Beamten heim, die durch ihr schlichtes, gediegenes, allem Streberthum abholdes Wesen Zierden des hessischen Staatsdienstes waren.

Ueber den Lebensgang der verstorbenen Frau Emilie Scheel (s. „Hessenland" 1897, Nr. 17, S. 231) theilen wir unsern Lesern noch Folgendes mit: Emilie Scheel wurde geboren am 27. Februar 1852 zu Sontra, wo damals ihr Vater, der spätere Hospitalvorsteher Quentin zu Kloster Haina, Bürgermeister war. Als junges Mädchen

trieb Emilie Quentin neben literarischen und historischen Studien Lateinisch und Griechisch, doch setzte ihre Verlobung mit dem jetzigen Sanitätsrath Dr. Scheel, Direktor des Landeshospitals zu Haina, dem ein Ziel. Später, namentlich zur Zeit ihres chronischen Siechthums von 1888—1897, war sie als Dichterin thätig. In der letzten Zeit war sie mit einer längeren Dichtung: „Die Longobarden“ beschäftigt, welche zwar beendigt, aber nicht druckreif geworden ist. Sie war eine große Freundin der Natur, derer sie sich in den nahen schönen Wäldern und in ihrem Blumengarten erfreute, und wurde verehrt von vielen Armen, die sie reichlich unterstützte.



Personalien.

Verliehen: der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife: Kammerherr Freiherr Riedesel zu Eisenbach, Landesdirektor zu Kassel, von Trott, Oberstlieutenant z. D., Obervorsteher des ritterschaftlichen Stiftes Kaufungen mit Wetter, zu Oberurf, Oberregierungsrath Landgrebe zu Kassel; der rothe Adlerorden 4. Klasse: Justizrath Alster zu Kassel, Landrath von Buttlar zu Wolfhagen, Landesrath von Dehn-Rotfelser zu Kassel, Sanitätsrath Dr. Endemann zu Kassel, Sanitätsrath Dr. med. Fuckel zu Schmalkalden, Hüttenbesitzer Fulda daselbst, Kammerherr von Pappenheim zu Liebenau, Pfarrer Lic. Sardemann zu Wehlheiden, Oberlandesgerichtsrath Schwarzkopf zu Kassel, Superintendent Soldan zu Großenwieden, Major a. D. von Urff zu Niederurf, Rittergutsbesitzer Freiherr Dr. Waitz von Eschen zu Kassel, Lederfabrikant Weimar zu Eschwege, Vermessungsrevisor Wiegand zu Kassel; der Kronenorden 2. Klasse: Theaterintendant Freiherr von und zu Gilsa zu Kassel; der Kronenorden 3. Klasse: Gymnasialdirektor Dr. Duden zu Hersfeld, Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Justi zu Bonn, Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Melde zu Marburg; der Kronenorden 4. Klasse: Glasermeister H. Schäfer zu Kassel, Rektor Schanze zu Eschwege, Bürgermeister Stroh zu Marköbel; der Adler der Ritter des Hausordens von Hohenzollern: Direktor Professor Dr. Hartwig zu Frankfurt am Main; dem Landesgerichtspräsidenten Koppen zu Hanau den Charakter als Geheimer Oberjustizrath, dem Ersten Staatsanwalt Klingelhoeffer zu Kassel als Geheimer Justizrath, dem Direktor des Landeshospitals zu Haina Dr. med. Scheel als Sanitätsrath, dem Regierungssekretär Kersten zu Kassel als Rechnungsrath, dem Kreissekretär Winhold zu Kassel als Kanzleirath.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrath Coing zu Celle zum Senatspräsidenten daselbst; Pfarrer Braunhof zu Gudensberg zum Metropolitan; Hilfspfarrer Hollstein zu Wehlheiden zum zweiten reformirten Pfarrer daselbst; die Forstassessoren Groß und Hartmann zu Oberförstern in Neustadt bezw. Bracht.

Versetzt: Oberförster Merkel von Ratzeburg nach Karlshafen.

Berufen aus Allerhöchstem Vertrauen: Kammerherr und Obervorsteher Freiherr Hugo von Dörnberg zu Hausen zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrath Kellner zu Karlshafen; die Forstmeister Wachs zu Karlshafen, Siebert zu Neustadt und Metz zu Bracht; Rentmeister Arnold zu Homburg.

Verlobt: Regierungsassessor Wilhelm von Baumbach zu Melsungen mit Freiin Margarethe von Dörnberg (Kassel, 3. September); Hauptmann Enno von Colomb zu Berlin mit Fräulein Natalie von Baumbach (München, September).

Vermählt: Praktischer Arzt Dr. med. Friedrich Karl Kolley zu Insterburg mit Fräulein Auguste Abée (Marburg, September); praktischer Arzt Dr. med. Paul Joachim Gunkel zu Berlin mit Fräulein Elisabeth Engelhardt (Kassel, September); Pfarrer Ernst Wilhelm Wittekindt mit Fräulein Anna Lohr (Kassel, 9. September).

Geboren: ein Sohn: August Riedesel, Freiherr zu Eisenbach, und Elisabeth Riedesel, Freifrau zu Eisenbach, geb. Edle und Freiin von Plotho (Stockhausen, 22. August); Fabrikant Dr. phil. Wilhelm Heraeus und Frau (Hanau, 28. August); Max von Briesen und Frau Ida, geb. Mersmann-Soest (Marburg, 2. September).

Gestorben: Rentner Franz Gesing, 78 Jahre alt, (Hersfeld, 28. August); Frau Mally von Buggenhagen, geborene Freiin von und zu Gilsa (Buggenhagen, 28. August); Forstmeister a. D. Christian Faber, 72 Jahre alt (Felsberg, 1. September); Generalkonsul a. D. Gustav Wolde (Marburg, 2. September); Fräulein Karoline Dedolph, 65 Jahre alt (Kassel, 2. September); Frau Margarethe Ohl, geborene Kreuter, 47 Jahre alt (Hanau, 3. September); Frau Auguste von Loßberg, geb. Groß, 58 Jahre alt (Kassel, 3. September); Bergingenieur Karl Gieseler, 60 Jahre alt (Marburg, 5. September); Kanzleiinspektor a. D. Hermann Sprengel, 80 Jahre alt (Kassel, 5. September); Stadtkämmerer Adolf Müller, 52 Jahre alt (Hanau, 6. September); Rentner Jakob Matthaei, 78 Jahre alt (Marburg, 6. September); verwittwete Frau Geheime Baurath Louise Finckbein, geb. Korn (Kassel, 7. September); Gymnasiallehrer Otto Weinmann (Hersfeld, 8. September); renitenter Pfarrer und Metropolitan Georg Philipp August Schilling, 69 Jahre alt (Kassel, 9. September); Oekonom Konrad Knaust (Dörnhagen, 9. September); verwittwete Frau Gertrude Hühn, geb. Voß, 74 Jahre alt (Kassel, 9. September); Pfarrer Lic. th. Heinrich Adam, 79 Jahre alt (Kassel, 10. September); Fabrikant Emil Berta, 58 Jahre alt (Fulda, 11. September).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XI. Jahrgang. Kassel, 1. Oktober 1897.

Philipp's des Großmüthigen Testament.

(1562.)

Das weite Land der Hessen steht unter Philipp's Hut,
Der für den heil'gen Glauben vergoß sein Heldenblut.
Und frei vor Reich und Kaiser zu Luthern sich bekannt,
Darum die Welt zum Ruhme großmüthig ihn genannt.

Der Landgraf hält so eben zu Kassel seinen Hof;
Die Großen sind versammelt, die Dame mit der Zof'.
Es rüstet auf den Plätzen der Herold das Turnei,
Die Ritter aus den Gauen entbietet er herbei.

Schon schmettern die Trompeten, schon dröhnet Schwerterklang;
Da wird der Landgraf stille, im Herzen wird's ihm bang.
Er denket an sein Scheiden, und träumt von seinem Tod,
Er denkt' an Bruderzwiste und an des Landes Noth.

„Laßt schweigen die Trompeten, dann sei der Kampfplatz frei:
Wann ich mein Haus bestellet, belohnt der Söhne Treu,
Nicht eh'r soll mich ergötzen die Wonne, wo sie weilt,
Bis ich die schönen Länder den Kindern zugetheilt!"

Die edlen Söhne stehen im Saal vor seinem Thron,
Herr Ludwig und Herr Philipp und Georg, sein jüngster Sohn,
Sie sind der Mutter Perlen, der höchste Schmuck der Brust,
Des Hessenlandes Sterne, der Damen Augenlust.

Der Vater spricht zu ihnen: „Geliebteste im Herrn,
Hört meinen letzten Willen, thut ihn genau und gern.
Ludwig ist ein Gelehrter, drum soll ihm Marburg sein;
Philipp soll Rheinfels haben, trinkt gern ein Gläslein Wein.

Mein Marburg hegt Gelehrte gar viel und mannichfalt;
Zu Rheinfels bringt mein Keller den Rheinwein jung und alt.
Dort könnt ihr Wirthschaft treiben, wie's eurem Herz gefällt,
Dort sitzen die Gelehrten, da ist der Wein bestellt.

Du Georg, der Söhne letzter, du hältst am besten Haus:
Mein Darmstadt sollst du haben, dort giebt man wenig aus.
Das Land hat Sand und Wälder, doch hausest du genau:
Wirst du in Fülle haben für dich, für Kind und Frau!"

Die Söhne hoch in Freude, ergreifen Vaters Hand
Und segnen Vaters Willen, der so getheilt das Land,
Sie küßten Vaters Wangen und danken für das Glück:
„Laßt's gut sein, liebe Jungen, nun kommt zum Spiel zurück."

Heinrich Künzel.

(Aus „Hessisches Dichterbuch", Friedberg 1857.)





Georg von Hasserodt.

Im Gedächtniß des hessischen Volkes leben noch heute die Männer fort, welche in der Zeit der Fremdherrschaft in mannhaftem Muth, wenn auch zur Unzeit und ohne die genügende Ueberlegung, versucht haben, das Joch abzuschütteln und für die Rückkehr des angestammten Landesherrn die Bahn zu ebnen. Zu ihnen gehörten u. A. Oberst Emmerich und „Georg" von Hasserodt, die zudem durch ihr heroisches Ende besonders rühmlichst bekannt sind. Von Hasserodt, der zuletzt von H. Brand in ihrer historischen Erzählung „Unter König Jérôme" zu einer der Hauptgestalten gewählt ist, wußte man bislang nicht allzuviel, nicht einmal seinen Geburtsort. Um so willkommener ist es, daß die „Deutsche Tageszeitung" in ihren Nummern vom 15. und 16. September (Nr. 432 und 433) drei bislang unbekannte Schriftstücke im Wortlaut veröffentlichen kann, welche über Hasserodt manches Neue bringen. Es sind dies folgende: das Todesurtheil, welches am 12. Mai 1809 von dem Militärgerichtshof über Hasserodt gefällt wurde, der Abschiedsbrief, welchen er in der Nacht vom 12. auf 13. Mai an seine Schwester Karoline schrieb, und schließlich der Brief, den Pfarrer Ruppersberg aus Kassel, der ihn zum Tode vorbereitet hatte, einige Zeit später an seine Mutter richtete.

Diese Dokumente lauten folgendermaßen:

I.

Urtheil

des besonderen Militär-Tribunals. Welches den Friedrich Wilhelm von Hasserodt, zweiundzwanzig Jahre alt, gebürtig aus Wollershausen im Harz-Departement, wohnhaft in Allendorf im nämlichen Departement, vormals Unter-Lieutenant in hessischen Diensten, zum Tode verurtheilt, indem er an einer bewaffneten Zusammenrottung gegen die öffentliche Ordnung Theil genommen, und Proklamationen, welche zum Aufruhr gegen seinen rechtmäßigen Herrn reitzen sollten, ausgetheilt hat.

Heute, den zwölften Mai Eintausendachthundertneun, um halb vier Uhr Nachmittags, ließ das permanente besondere in Kassel residirende Militär-Tribunal, dem königliche Dekrete vom 5. April d. J. zufolge errichtet, und aus den Herren: Reubell, Divisions-General, Präsident, v. Klösterlein, General, v. Bongars, General, v. Lepel, Oberst, v. Laville, Oberst, v. Krumbkow, Lieutenant 1. Kl., v. Lelon, Lieutenant 2. Kl. bestehend, den Friedrich Wilhelm von Hasserodt, ehemaliger Unter-Lieutenant in hessischen Diensten, 22 Jahre alt, groß 5 Fuß 4 Zoll, mit blonden Haaren und Augenbrauen, niedriger Stirn, grauen Augen, gewöhnlicher Nase, mittlerm Mund und ovalem Gesicht, vor sich erscheinen, welcher angeklagt ist, Theil an einer bewaffneten Zusammenrottung gegen die öffentliche Sicherheit genommen, und zum Aufruhr gegen seinen rechtmäßigen Herrn reitzende Proklamationen ausgetheilt zu haben.

Nachdem das Tribunal den besagten Friedrich Wilhelm v. Hasserodt befragt, und sowohl die mündlichen als schriftlichen Aussagen der Zeugen, auch das eigene Geständniß des Beklagten angehört hatte, so erkannte dasselbe:

1. Daß Beklagter am 21. April einen Brief, Aufruhr abzweckende Proklamationen einschließend, erhalten hat, und daß er diese abschreiben lassen, ausgetheilt und bekannt gemacht hat;

2. daß Beklagter v. Hasserodt die Gemeinde Allendorf, Pistolen in der Hand haltend und die Einwohner zum Aufruhr reitzend durchlaufen hat;

Und den Artikeln 3 und 4 des königlichen Dekrets vom 6. April zufolge, welche also lauten:

„Jeder durch die bewaffnete Gewalt verhaftete Verführer soll vor das besondere Tribunal der Militärdivision, worin er sich befindet, geführt, von demselben gerichtet, zum Tode verurtheilt und sogleich erschossen werden.

Jeder, der mit bewaffneter Hand gefangen wird, indem er an bewaffneten Zusammenrottungen theilnimmt oder genommen hat, soll gleichfalls gerichtet, verurtheilt und hingerichtet werden."

Das Tribunal verurtheilt den besagten Friedrich Wilhelm v. Hasserodt zur Todesstrafe, und verordnet, daß das Urtheil sogleich, unter der Aufsicht des Platzkommandanten von Kassel vollstreckt werde.

Es befiehlt ferner, daß besagtes Urtheil gedruckt und allenthalben, wo es nöthig ist, angeschlagen werde.

Geschehen und beschlossen im Hotel des Gouvernements von Kassel an besagtem Tage, Monat und Jahre.

Unterschrieben: v. Lelong, Lieutenant; v. Krumbkow, Lieutenant; v. Lepel, Oberst; v. Laville, Oberst; v. Bongars, General; v. Klösterlein, General; Reubel, Divisions-General.

II.

Kastell, 12 Uhr nachts.

Liebe Schwester!

Wie Du diese Zeilen liesest, ist die Hand schon erstarrt, die es schrieb, heute Nacht erhielt ich mein Urtheil zum Tode. Ich weiß ganz bestimmt, liebe Schwester, daß Du zu groß bist, um meinem Schicksale und meinem Tode mehr als etliche Thränen zu fügen, ich sterbe ruhig. Ich als Soldat mußte Standhaft dem Tode entgegen Sehen, und jede Schlacht, die ich vielleicht als Soldat mit machte, machte meinem Leben ein Ende. Niemand kann seinem Schicksal ausweichen, auch ich konnte es nicht, und so behaupte ich es jetzt noch an der Grenze von Tod und Leben, es wäre über mich Verhängniß. Ohnerachtet ich glaube, daß ich den Tod nicht verdient habe. Schicksal! Du führst Deine Menschen wunderlich. Leb wohl Schwester, meiner Elise sag mein Lebewohl und Du wirst Sie zu Tröſten wissen, wir sollten nicht Glücklich seyn, dieses Mädchen allein ziehet noch einen Theil von meiner Ruhe mit sich, und macht, daß ich mich an das Erdenleben, und die Glücklichen Stunden, die ich hätte mit Ihr verleben können, Schmerzlich erinnere. Sollte es möglich sein, daß abgeschiedene Geister von ihrem Körper noch die Lebenden umschweben können, alsdann glaube ich gewiß und hoffe, daß mein Lebenswandel so gewesen ist, daß ich darauf rechnen kann, auch unter diesen Seeligen Geistern Dich zu umschweben. Ich weiß es nicht, was ich von mir denken soll, den Stephan verfluche ich auch in dieser Stunde, wo ich alles verzeihen sollte, in der Stunde des Todes kann ich seine gegen mich gemachten Berichte nicht vergessen, denn diese allein brachten vieles zu meinem Tode. Auch der schlechte Hanstein aus Allendorf, dieser niederträchtige Mensch, dieser Schatten von einem Mann, hat auch seyn bischen schlechten Menschenverstand dazu angewant, um mich zu Schaden, er fahre wohl und seyn eigenes Gewissen wird ihn dafür Strafen. Was wird mein alter Braver Major von Hanstein und seine Familie sagen, ich glaube ganz bestimmt, daß Er auch sagt, es war Bestimmung. Auch Langenbeck und seine Töchter emphiel mich besonders. Auch meinem braven Uslar, Carl Louis und Eduard und seiner ganzen Familie. Militärs von Bergischen Truppen stehen für mich jetzt zur bewacht und bedauern mein Schicksal, es kann mir nichts helfen.

Karoline, sie sind vorbei die glücklichen Tage meines Lebeus, ich habe jetzt mit der Ewigkeit zu thun. —

Sei einst glücklich, aber nicht mit Fischer, jedoch Dein Herz entscheide, sein Schwager werde ich nie vergessen. Stephan hat schlecht an mir gehandelt, noch im Tod verfluche ich ihn.

Leb wohl, Schwester, ich weis ganz bestimmt, daß Du zu groß bist, Deinen Bruder nicht zu lange zu betrauern, es war Verhängniß über mich, Bestimmung. Auch meinen Alten Vater und meine gute Mutter wirst Du zu tröſten wissen. Leb wohl, ewig wohl, meiner Elise gieb noch den letzten Kuß, endlich bleibe Dein, bis die Tödliche Kugel [vielleicht zu ergänzen „kommt"], welche mich bald in eine bessere Welt bringen wird.

Dein Bruder

Leutenant Friedrich Wilhelm v. Hasserodt.

III.

Kassel, den 1. Juli 1809.

Hochwohlgebohrene Gnädige Frau!

So traurig mir auch die Rückerinnerung an die Stunden ist, wo mir die schwere Pflicht oblag, Zeuge der letzten Augenblicke Ihres Sohnes zu sein, so kann ich doch unmöglich dem gerechten Verlangen einer trostlosen Mutter widerstehen und ich mache es mir also zur Pflicht, Ihnen das Ausgezeichnetste seiner letzten Handlungen der treuesten Wahrheit gemäß, soviel es mir die Kürze der Zeit erlaubt, zu berichten.

In der Nacht auf den 13. Mai wurde ich um 1/2 12 Uhr mit der Nachricht aus dem ersten Schlaf geweckt, daß ich Morgens um 1/2 5 Uhr ins Castell kommen, und einen zum Tode Verurtheilten auf denselben vorbereiten sollte, ohne indessen zu erfahren, wer er sei, und welches Verbrechen er begangen habe? Mein beunruhigter und aufgeschreckter Geist ließ mich nicht wieder einschlafen, sondern mancherlei sich durchkreuzende Gedanken beschäftigten mich bis zum Anbruch des Morgens. Um 5 Uhr war ich im Castell und sogleich ließ mich der Kommandant zu Ihrem Sohne durch einen Aufwärter begleiten. Ich fand ihn in seinem Zimmer ganz angekleidet und eine Pfeife Tabak rauchend. Nachdem ich ihm den Zweck meines Besuches bekannt gemacht hatte, sagte er mir, daß er dem Tode mit aller Gelassenheit und Unerschrockenheit entgegengehe, daß er demselben schon mit Anziehung der Uniform geweiht gewesen, ob er gleich nicht auf solche Art zu enden ge-

glaubt hätte, daß alle seine Verwandten mütterlicher Seite im Felde geblieben wären, daß er, der nicht mehr Antheil als Andere gehabt habe, und daß er vielleicht zu seiner Rettung etwas hätte beitragen können, wenn er feig genug gewesen wäre, Andere noch unglücklicher zu machen, er habe die Nacht gut geschlafen, er werde sich die Augen nicht verbinden lassen, und habe sich ausgebeten, daß er von den Jägern erschossen würde ꝛc. Nachdem ich ihm das Nöthige von der Wichtigkeit seines Schrittes und von der künftigen höheren Bestimmung des Menschen gesagt hatte, äußerte er mir: daß er glaube getrost diesen Schritt thun zu können, da ihm sein Gewissen das Zeugniß gebe, daß er zwar sich manchen Leichtsinns, aber keiner vorsätzlichen, schändlichen That schuldig wisse. Er fragte mich hierauf: ob er das hl. Abendmahl empfangen könne? Und da ich ihm hierauf die Versicherung gab, daß ich ihn ganz in der dazu erforderlichen Stimmung fände, so eilte ich nach Hause, um dazu die nöthigen Anstalten zu machen, da ich zu diesem Behufe nichts mitgenommen hatte. Er empfing es mit vielem Anstande und ernstem Nachdenken, und ließ sich nicht im geringsten durch das klingende Spiel des unterdessen herannahenden Militärs, das meine Stimme wegen der Nähe der Straße kaum durchdringen ließ, außer Fassung bringen. Am Ende der Handlung kam der Kommandant hinzu. Er hatte mir schon vorher gesagt, daß seine Mutter die Nachricht seines Todes nicht überleben würde. Ich fragte ihn jetzt, ob er keinen Freund wisse, der ihr diese Nachricht auf die vorsichtigste Art beibringen könnte? Und da er mir den Herrn Pfarrer Villmar nannte, versprach ich, sogleich deswegen an ihn zu schreiben. Hierauf kam noch einer seiner Freunde zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen, und er that dies auf eine so ruhige, unbefangene Art, als ob er sich nur auf eine kurze Zeit von ihm entfernen wolle. Der Kommandant, ein rechtschaffener Mann, der vielen Antheil an seinem Schicksale nahm, fragte ihn, ob er noch sonst etwas an seine Verwandten zu bestellen hätte? Er gab ihm hierauf den Brief an seine Schwester, den ich nachher auf die Post gab, und seine Uhr und Ueberrock. — Da ich nun glaubte, ihn nicht mehr zu sehen, so nahm ich herzlichen und gerührten Abschied von ihm. Er wünschte nun noch einige seiner Freunde im Castell sprechen und von ihnen Abschied nehmen zu können, und der Kommandant führte ihn zu denselben. Da an demselben Tage noch zwei andere Soldaten wegen Desertionskomplott erschossen werden sollten, blieb ich da, um einen derselben, der auch von unserer Konfession war, zum Tode vorzubereiten, und da er wünschte, daß ich ihn bis zum Richtplatz begleiten sollte, ging ich mit und war also auch Zeuge des standhaften und heldenmüthigen Verhaltens Ihres Sohnes. Auf dem Wege sprach er öfters mit den Jägern, die ihn begleiteten und grüßte freundlich und herzlich jeden Bekannten, den er erblicken konnte. Auf dem Siechenhofe trank er guten Muths ein Glas Wein, das ihm gereicht wurde, und empfahl mir manchmal den Brief wegen seiner Mutter, und befürchtete nichts mehr, als daß sie etwa den Tag nach Kassel kommen möchte. Während ihm das Todesurtheil nochmals auf dem Forst vorgelesen wurde, winkte er seinen Kameraden lächelnd zu; ich umarmte ihn zum zweiten Male, und mit starken Schritten ging er zu der Stelle hin, wo er den Todesstreich empfangen sollte. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, sondern sagte: er wolle als ein braver Soldat sterben, und so sank er hin, ohne die geringste Zuckung. Jedermann bewunderte seine Fassung und Ergebenheit in sein Schicksal, und bedauerte sein Ende. Fassen Sie also Muth und beweisen Sie eben diese Standhaftigkeit, die er bewies.

Mit vollkommenster Hochachtung

Ew. Hochwohlg.

Ruppersberg.

Wenn Hasserodt in dem Urtheil Friedrich Wilhelm genannt wird, so heißt er nach dem kurhessischen Staats- und Adreßkalender auf das Jahr 1806, in dem er noch als Fähnrich im 1. Musketierbataillon des Regiments Wurmb aufgeführt wird, Georg Wilhelm, vermuthlich werden ihm alle drei Namen bei seiner Taufe beigelegt sein, in der hessischen Geschichte lebt er als Georg von Hasserodt fort. Wir erfahren Hasserodt's Alter, lernen sein Aeußeres kennen und seinen Geburtsort. Darnach war Hasserodt nicht in Hessen geboren, vielmehr ist sein Geburtsort ein kleines bei Gieboldehausen belegenes Dorf auf dem ehemals mainzischen, 1802 preußisch gewordenen, 1807—1813 westfälischen, 1815 wieder preußischen, von Preußen aber z. Th. an Hannover abgetretenen Eichsfelde. Seine Eltern lebten nach dem zweiten Brief noch beide, ebenso seine Schwester Karoline, seine Liebe war ein junges Mädchen Namens Elise, ob er formell mit derselben verlobt war, ist nicht festzustellen, jedenfalls ist die Braut Maria der Brand'schen Erzählung ein Phantasiegeschöpf der Erzählerin. Zum Tode bereitete ihn nicht, wie in der Erzählung (S. 320) berichtet wird, der Seelsorger der reformirten Gefangenen im Castell, Dekan und Metropolitan Pfister von der St. Martinskirche vor, sondern der obengenannte zweite lutherische Pfarrer zu Kassel Joh. Nik. Ruppersberg.

Wer der von Hasserodt so verfluchte Stephan war, wissen wir nicht. Von den im ersten Briefe erwähnten Angehörigen der Familie von Hanstein, bezw. von Uslar, ist mit Sicherheit nur der in Allendorf ansässige Hanstein, der hessische Landjägermeister Friedrich Wilhelm von Hanstein (nach dem Staats- und Adreß-Kalender von 1806 Georg Ferdinand, geb. 1750, gest. 1813) zu ermitteln.

Mit Langenbeck könnte der berühmte Professor der Chirurgie und Anatomie zu Göttingen gemeint sein.

Die Berechtigung der verdammenden Urtheile des dem Tode Geweihten müssen selbstverständlich auf sich beruhen bleiben, zumal nicht unbekannt ist, daß Hasserodt ein sehr heftiges Temperament besaß, was auch aus dem Wortlaut des Briefes an die Schwester hervorgeht. Jedenfalls hatte er, nach dem Berichte seines Beichtvaters, völlig mit sich abgeschlossen und ging heldenhaft in den Tod.



Die ältere Geschichte von Fritzlar.

Von C. Neuber.

Nicht sehr weit von dem ältesten Hauptorte unseres engeren Vaterlandes, dem in der Nähe des Städtchens Gudensberg gelegenen Mattium (oder auch Mattiacum), das der römische Feldherr Germanicus auf seinem zweiten Zuge nach Deutschland zerstörte, befand sich die älteste Stätte, wo das Christenthum in demselben Boden fand, nämlich bei der Stadt Fritzlar. Für die Religionsübung unserer heidnischen Vorfahren [1]) ist charakteristisch, daß dieselben der Wirksamkeit ihrer Götter ein weites Gebiet, das der freien Natur, anwiesen und sie am liebsten in den Wäldern thronend sich vorstellten, wie so schön der Schlußvers von dem bekannten Liede eines unserer Dichter aus dem Schwabenlande lautet [2]):

„Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und todt,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.“

An der Spitze der altdeutschen wie der altnordischen Götterwelt steht der Allvater Wuotan (Wodan) oder Odin. Hohe Ehren genoß gleichfalls die Frau des Allvaters, die Götter-Mutter Freya oder Frigga, und die Söhne Donar und Ziu, der Donnergott und der Kriegsgott. Den beiden Genannten waren auch, weil gleichfalls Kraft und Stärke darstellend, mächtige Bäume geweiht, namentlich Eichen und Buchen, welche mit weit- und tiefgehenden Wurzeln im Erdboden festen Fuß fassen, mit markigen Stämmen hoch in die Lüfte ragen, wilden Stürmen Trotz bieten und unter ihrem schattigen Laube Menschen und Thieren Schutz vor Unwetter darbieten. So war u. A. dem Donar (nordisch Thor) eine Eiche im Kreise Fritzlar geweiht, die allbekannte Donner-Eiche bei Geismar. Da der Name Geismar wiederholt vorkommt, in Hessen sogar dreimal, und die meisten Orte des Namens zum Erzbisthum Mainz gehörten, so ist es wohl erklärlich, daß Streit darüber entstehen konnte, welches Geismar (oder Geyßmar) gemeint sei. Jahrhunderte lang wurde die Donner-Eiche bei der Stadt Hofgeismar, in welcher bekanntlich auch eine erzbischöfliche Burg gestanden hat, gesucht, und erst im vorigen Jahrhundert durch gründlichere Forschungen festgestellt, daß sich dieselbe in der Nähe vom Dorfe Geismar (gleich Hofgeismar als Gesundbrunnen berühmt) bei Fritzlar an dem Flüßchen Elbe befunden habe. [3])

Nach dem oben Gesagten, daß die alten Deutschen sich die Gottheit nicht in enge Schranken gebannt dachten, näherte sich ihre Anschauung der christlichen, und man hätte annehmen sollen, daß das Christenthum bei ihnen leichter Eingang fand, als bei den Griechen und Römern. Die Glaubensboten konnten bei ihren Bekehrungen an heidnische Sitten und Einrichtungen anknüpfen, und die christlichen Feste standen zum Theil in Zusammenhang mit den heidnischen oder wurden mit ihnen in Verbindung gebracht: wie das Weihnachtsfest mit dem Julfest, das Osterfest mit dem der Göttin Ostara. Trotzdem stießen die Missionare auf heftigen Widerstand und zwar hauptsächlich um deswillen, weil unsere Vorfahren von einem Gotte, der nicht unmittelbar Theil an den Schlachten nahm, und von einem

[1]) Vergl. Vortrag des Majors a. D. Hermann v. Roques in der Zeitschrift „Hessenland“ 1892, S. 311 fg., 1893, S. 2 fg.

[2]) Uhland, Freie Kunst (Jubil.-Ausg. Stuttgart 1887), S. 43.

[3]) Vergl. Engelhard, Erdbeschreibung der Hessischen Lande, Th. I (Kassel 1778), S. 396.

Himmel, in welchen nicht Schlachtjungfrauen die gefallenen Helden auf ihren Rossen hineintrugen, und in den nicht diese Helden die auf Erden begonnenen Kämpfe fortführten, nichts wissen wollten.

Die Sendboten des Christenthums griffen deshalb zu energischen Maßregeln, allen voran der gewaltigste unter ihnen, Winfried Bonifatius, dessen Wiege wie die der meisten im meerumschlungenen Lande der Angelsachsen gestanden, und der gleich den andern in einem Benediktinerkloster unter dessen damals strengen Grundsätzen zu seinem Berufe vorgebildet worden war. Von seiner umfassenden Thätigkeit ist hier nur Folgendes hervorzuheben. Nachdem er auf seiner ersten Reise (722) besonders in Thüringen das Kreuz gepredigt hatte, berief ihn der Papst, welcher seine Bedeutung erkannte, nach Rom, weihte den erst 30 Jahre alten Mann zum Bischof, jedoch ohne ihn an einen Sprengel zu binden (episcopus regionarius), und ließ ihn feierlich schwören, sich niemals von der römischen Kirche zu trennen (723). Noch in demselben Jahre zog er nach Deutschland zum zweiten Male und fand da im alten Chattenlande eine Bevölkerung vor, welche zum großen Theile die Bekehrung zum Christenthum verschmähte und insbesondere eine dem Donnergotte geweihte Eiche verehrte. Bonifatius, welcher auch an anderem Orte, wie auf dem Christenberge bei Wetter, einen Hain des Wuotan zerstört haben soll, berief zu Geismar eine Volksversammlung. In dieser waren nicht nur seine Getreuen und die von ihm zum Christenthum bekehrten Bewohner der Gegend, sondern auch ungetaufte Heiden erschienen, welche den Heiligen als Feind ihrer Götter verwünschten. Nach einer kräftigen Ansprache ergriff er eine Axt und ließ sie in die für unverletzlich gehaltene Eiche hineinsausen. Allgemeine Bewegung ergreift die Gemüther. Alle blicken stumm auf die Eiche und die Thätigkeit des Bonifatius hin, ein Theil in der sicheren Erwartung, daß der erzürnte Gott hervortreten und den Frevler strafen werde. Da nichts dergleichen geschieht, vielmehr beim weiteren Fällen die Eiche allmählich zu wanken beginnt und schließlich mit gewaltigem Krachen niederstürzt und auf den Boden hingestreckt daliegt, ist der Aberglaube gebrochen und die versammelte Menge läßt sich, soweit dies noch nicht geschehen, taufen. Mit Bezug hierauf lautet so schön der Schluß der 1896 erschienenen Dichtung: „Am Edderstrand", Sang aus dem Chattenland, von Emilie Scheel:

„Fern liegt die Zeit, wo Winfried lehrte und lebte,
Wo er den kattischen Gau voller Begeist'rung durchzog.
Heute noch segnen die Hessen, Nachkommen der einstigen Katten,
Bonifatius, den Mann, der sie zu Christum geführt.
Nennen „Apostel der Katten" ihn dankbar und preisen vor Allen
Seine sieghafte That dort an dem Eddergestad."

Aus dem Holze der gefällten Donner-Eiche erbaute, wie weiter erzählt wird, Bonifatius eine dem heiligen Petrus geweihte Kapelle. Es entsteht nun die wichtige Frage, wo diese zu finden ist. Was die Literatur anbetrifft, so ist, abgesehen von wenigen Einzelschriften [4]), die Geschichte von Fritzlar und seiner Peterskirche, hauptsächlich zu entnehmen aus den Werken über hessische Geschichte überhaupt, in welcher Fritzlar keine untergeordnete Rolle spielt.

Während man bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die von Bonifatius gestiftete Petrus-Kapelle in oder bei dem Dorfe Geismar gesucht hat, und die Bevölkerung sie in den Wald nördlich von Geismar bei Züschen verlegt, haben sich die späteren Schriftsteller entschieden dahin ausgesprochen, daß sie an der Stelle der jetzigen Peterskirche zu Fritzlar gestanden habe.

Zwei Geschichtsforscher unseres engeren Vaterlandes: Falckenheiner a. a. O. und sodann Landau [5]) nahmen sogar an, daß Bonifatius bereits bei seinem zweiten Erscheinen in Hessen im Jahre 723 Fritzlar als bewohnten Ort vorgefunden habe. Andere wie Wenck [6]) sprechen von der Gründung des Klosters Amöneburg im Jahre 722 und 723 und von Fritzlar nur in Bezug auf einen späteren Zeitpunkt, nämlich das Jahr 732, in Zusammenhang mit der Gründung des dortigen Klosters.

Der Name Fritzlar (Frideslar, Fritoslar, Fridislar) bedeutet Friedensstätte. [7])

---

[4]) Falckenheiner, Geschichte hessischer Städte und Stifter. (Kurhess. Archivar.) Fritzlar. Bd. I, Kassel 1841, ganz; Bd. II, Kassel 1842, S. 1—237. Hofgeismar S. 238 fg. — Franz Schauerte, Der heilige Wigbert, erster Abt von Fritzlar, S. 15. — Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Suppl. II. Quatuor calendaria praesentiarum ecclesiae quondam collegiatae fritzlariensis de annis circiter 1340, 1360, 1390 et 1450, mit Vorbericht des Landraths Weber. — Der ehemalige Stiftshof „auf dem Friedhofe" zu Fritzlar, von Landrath Weber. N. F. Bd. IV, S. 229. — Vergl. Rommel, Geschichte von Hessen, Th. I, S. 62 fg.

[5]) Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen (Kassel 1867) S. 228.

[6]) Hess. Landgesch. Bd. II S. 223 fg., 242 fg. (cf. Würdtwein, Dioecesis Moguntina in Archidiaconatus districtu. Tom. III pag. 151, 377.)

[7]) Armbrust, Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen, „Hessenland" 1896 S. 226, oder ist mit dem entsprechenden altdeutschen Personennamen in Verbindung zu bringen (Oberbibliothekar Dr. Lohmeyer).

Das Kloster, welches Bonifatius zu Fritzlar gründete, wurde mit Benediktinern besetzt, — kam er doch selbst aus einem Benediktinerkloster. Zum Abte bestellte er wegen seiner häufigen Abwesenheit seinen Landsmann **Wigbert**, einen eifrigen sittenstrengen Mann. Sodann erbaute er eine dem Apostel Petrus geweihte Kirche neben dem Kloster, und von dieser heißt es z. B. in den „Mittelalterlichen Baudenkmälern in Kurhessen" S. 2 [8]): „möglicher Weise nur eine Vergrößerung oder Erneuerung der mit dem Holze der Donnereiche erbauten Kirche". Für diese Identifizirung spricht der Umstand, daß von einer Kirche zu Geismar in damaliger Zeit nirgends die Rede ist, dagegen die Gründung der Kirche zu Fritzlar sehr ausführlich und im Anschlusse an die Fällung der Donnereiche behandelt wird, und dabei nur noch die Kirche zu Amöneburg erwähnt wird.

Bonifatius erhob auf seiner dritten Reise nach Deutschland (738) den auf der südwestlich von Fritzlar gelegenen kahlen Höhe, dem **Bürberg** oder **Buraberg**, erbauten Ort, welcher durch Natur und Kunst für damalige Zeiten stark befestigt war, zu einem Bischofssitze und weihte seinen Landsmann **Witta** zum ersten Bischof von Bürberg (741). Seine Lebensverhältnisse sind nicht näher bekannt, als daß ihn der Nachfolger des Bonifatius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, Lullus, als er sein Ende herannahen sah, zu sich nach Mainz beschied, und daß Witta dort sehr bald starb und zwar unter der Messe, und auch in demselben Jahre Lullus (786). Wahrscheinlich hatte er dem Umstand, daß er kurz vor diesem bedeutenden Manne, bekanntlich dem ersten Abte von Hersfeld, verschied, zu verdanken, daß er später mit diesem unter die Heiligen versetzt worden ist. **Wenck** sagt darüber (a. a. O. S. 260 fg.): „Er wurde zu dem gewöhnlichen Kirchenadel der Heiligen erhoben, man weiß aber doch kein Wunder von ihm, vermuthlich weil sich hierin die Hersfelder Mönche durch den heiligen Wigbert schon so versorgt hielten, daß sie keinen neuen Wunderthäter nöthig fanden."

Die Gebeine des oben erwähnten Abts Wigbert, welcher 747 zu Fritzlar verstarb, wurden in 780 nach Hersfeld gebracht. Dies vorausgeschickt zur Erklärung der Bemerkung **Wenck's** halten wir uns im Gange der Geschichte.

Es wird uns ein verheerender Einfall der Sachsen in Hessen und besonders in Fritzlar, aus dem Jahre 774 berichtet. Die Sachsen, gegen die Karl der Große zuvor (772) siegreich gewesen war, indem er ihre Festung Eresburg (das heutige Ober-Marsberg) eingenommen und das sächsische Heiligthum Irmensul zerstört hatte, benutzten den Zug Karl's gegen die Longobarden im Jahre 774, um ihre Festung wieder zu erobern und wegen der Zerstörung ihres Heiligthums sich zu rächen, und fielen, was hier gerade in Betracht kommt, in Fritzlar ein. Dessen Bewohner flüchteten mit ihren Habseligkeiten und — was nicht vergessen wurde — mit den Gebeinen ihres hochverehrten vor der Kirche zu Fritzlar begrabenen Abtes Wigbert nach dem befestigten Bürberg (von den verschiedenen Schriftstellern [9]) castrum oder castellum genannt) und überließen ihren Geburtsort der Wuth der vordringenden Heiden. Diese richteten auch eine gründliche Zerstörung an, und viele Wohnungen sanken in Schutt und Asche; auch das Kloster ging mit den Urkunden in Flammen auf. Nur die von Bonifatius geweihte Peterskirche widerstand dem Feuer, was natürlich mit Wundern ausgeschmückt wurde. „Einige Jünglinge von übermenschlicher Größe, und angethan mit weißen Kleidern, ließen sich in glänzender Lichtgestalt auf der Zinne des Tempels sehen, und brachten einen so panischen Schrecken über die Sachsen, daß alle davon liefen. Ein Sachse, der demungeachtet das angelegte Feuer noch anblasen wollte, wurde in der nämlichen Stellung todt gefunden." Hatte doch Bonifatius im prophetischem Geiste vorausgesagt, daß die Kirche zu Fritzlar niemals sollte verbrannt werden. [10]) Aber Fritzlar entstand aus der Asche von Neuem, und nun verfiel merkwürdiger Weise der Bürberg.

Auch das Kloster ward wieder aufgebaut und dasselbe, welches bei seiner Gründung nur als Klösterlein (monasteriolum) bezeichnet worden war, gewann namentlich durch seine Klosterschule großes Ansehen. [11]) In Fritzlar wurde sogar der dritte Erzbischof von Mainz gewählt (786): Richolf.

---

[8]) Vergl. auch die „Baudenkmäler im Reg.-Bez. Kassel" (1870) S. 52 fg. und den angegebenen Vortrag von **Roques**; ferner **G. Landau**: Malerische Ansichten von Hessen (Kassel 1842) S. 194 fg.

[9]) so z. B. **Wenck** a. a. O. S. 315 Note i.

[10]) cf. **Würdtwein**, Tom. III pag. 378. Servata tua fuisset ecclesia, monasterium tamen et claustrum cum primariis huius incliti loci documentis penitus destructum et exustum . .

[11]) Das Peters-Stift erhielt eine ansehnliche Schenkung durch Karl den Großen, welcher mehrere ihm von dem Mainzischen Erzbischof Lullus abgetretene Güter, belegen in ministerio (comitatu) Rabanono et Swiganio vel Agilgando — jedenfalls in Hessen — cum ternis Ecclesiis cum eorum ornamentis . .' schenkte am 4. Juli 782; vergl. **Wenck**, a. O. Bd. II S. 329, 534; Urk.-B. II. S. 10, VII.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Für die gezogenen Sechspfünder schickte Baiern so viel vollständig fertig laborirte Granaten, daß für jedes der acht Geschütze 150 Schuß vorhanden waren, eine Anzahl, die vollauf genügte.

Schlimmer sah es mit der Munition für die gezogenen Vierpfünder aus.

Zwar lieferte eine Fabrik in Offenbach 1500 Granaten mit den nöthigen Zündvorrichtungen ausschließlich der Zündschrauben, und von Baden kamen weitere 2000, sodaß im Ganzen für jedes Geschütz nahe an 600 Granaten vorhanden waren, eine Ausrüstung, die als überreich bezeichnet werden kann, aber — das badische Kriegsministerium hatte zwar Zündschrauben mitgeschickt, die übrigen Theile der Zündvorrichtung waren jedoch vergessen worden!

Diese Munition traf gegen den 10. Juli in Mainz ein. Die Verbindung mit Baden war auf dem linken Rheinufer, sowie auf dem Rhein selbst (nach Mannheim) nie unterbrochen, und warum kein Versuch gemacht worden ist, das badische Kriegsministerium zur Nachlieferung der vergessenen Theile zu veranlassen, oder weshalb die badischen Zündschrauben nicht für die Offenbacher Granaten gebraucht werden konnten, darüber vermag ich keine Auskunft zu geben. Vielleicht paßten die Gewinde nicht.

Auch Geschirre für die fehlenden Bespannungen der Artillerie, die verschiedenen Kolonnen, die Fuhrwerke der Infanterie u. s. w. waren in Offenbach in Bestellung gegeben, gelangten aber erst nach Beendigung der Feindseligkeiten in unsern Besitz.

Der gütige Leser möge diese Abschweifung in's Gebiet des Militärisch-technischen verzeihen, die ich unternommen habe, theils um meinem Drange, dem Geiste, der unsere Urlauber und Reservisten beseelte, ein kleines Denkmal zu setzen, theils um dem Leser einen, wenn auch schwachen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, die sich der Durchführung unserer Mobilmachung entgegenstellten.

Nunmehr nehme ich die Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse wieder auf.

Nach einer im Hofe des Bastions Martin ganz behaglich verbrachten Sommernacht, erwachten wir am Morgen des 5. sehr zeitig, mußten aber noch mehrere Stunden warten, bis wir eine geordnete Unterkunft für unsere Pferde erlangen konnten. Unsere Bedienungsmannschaft kehrte inzwischen in die ihr angewiesenen Räume der Münsterkaserne zurück und machte sich an die Arbeit, sie in einen zum Aufenthalt für Menschen geeigneten Zustand zu versetzen, während Lieutenant B. wieder nach der „Kanzlei" des Platzmajors geschickt wurde, um eine Regelung der Stallfrage zu veranlassen. Nach einigen Stunden kam er wieder und brachte den Befehl mit, daß die kranken Pferde der Husaren in den Contonnementsbereich des 1. Husarenregiments auf dem rechten Rhein- und linken Mainufer abrücken und den Stall an uns abgeben sollten. So war es fast Mittag geworden, als ich endlich mein Quartier aufsuchen konnte.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, begab ich mich in die Stadt, um Bekannte aufzusuchen und zu hören, was es Neues gäbe. Der Zufall, oder der Durst lenkte meine Schritte in eine damals sehr beliebte Bierwirthschaft, die Heilige Geistkirche, wirklich eine ehemalige Kirche, die jetzt in einen ungeheuren gewölbten Saal umgewandelt worden war, worin eine wohlthuende, kühle Dämmerung herrschte. Der Raum war gedrängt voll von Offizieren, und jetzt bekam ich erst einen Ueberblick der bunten Musterkarte von deutschen Truppen, die in Mainz anwesend waren: Oesterreicher, Baiern, Würtemberger, Badener, Hessen-Darmstädter, Kurhessen, Weimarer, Meininger, Nassauer, Lippe-Schaumburger u. a. Ich meine mich zu entsinnen, damals dreizehn verschiedene Kontingente gezählt zu haben, kann mich aber jetzt keiner andern, als der oben angeführten erinnern.

Zu meiner großen Freude traf ich zwei weimarische Offiziere, mit denen ich schon länger befreundet war, einen Hauptmann A. und einen Lieutenant, dessen Name mir jetzt entfallen ist Mit A. hatte ich im Jahre 1865 eine größere Reise zusammen gemacht. Wir hatten uns verabredetermaßen in Berlin getroffen, waren von da nach Braunschweig, Hamburg, Kiel, Bremen, Oldenburg und Helgoland gereist. Von dort waren wir nach Hamburg zurückgekehrt, wo ich noch einige Tage geblieben war, während A. weiter reiste, um Verwandte zu besuchen. In Hamburg hatten wir unter Andern den sich schon damals eines wohlverdienten Rufes als Humorist

erfreuenden Julius Stettenheim, den Redakteur der „Wespen“, kennen gelernt.

In der Heiligengeistkirche zu Mainz sahen wir uns an jenem 5. Juli zum ersten Mal seit jener Reise wieder und hatten uns natürlich viel zu erzählen. Leider erfuhr ich, daß unser Zusammensein nicht von langer Dauer sein sollte, denn das weimarische Kontingent hatte Befehl, am andern Morgen nach Ulm abzurücken. Später hörte ich, diese Maßregel habe ihren Grund darin gehabt, daß eine Abtheilung des Regiments, die am Münsterthor auf Wache gewesen war, ein Hoch auf Bismarck ausgebracht habe, als sie beim Einmarsch eines durch dieses Thor von einer Uebung einrückenden Bataillons eines süddeutschen Kontingents in's Gewehr getreten war. Das weimarische Regiment sei deshalb für nicht zuverlässig gehalten worden und sollte gewissermaßen internirt werden. Mit den Weimarern wurden auch die lippischen Jäger nach Ulm geschickt, und damit waren die beiden einzigen Kontingente aus der „neutralen“ Festung entfernt, die Staaten angehörten, welche sich wirklich „neutral“ erklärt hatten.

Ob vorstehende Geschichte begründet ist, weiß ich nicht; ich gebe sie wieder, wie sie mir erzählt worden ist.

Eine eigenthümliche Erfahrung sollte ich an jenem ersten Morgen in Mainz noch machen.

Als ich meine Zeche in der Heiligengeistkirche bezahlen wollte, gab ich dem Kellner einen kurhessischen Papierthaler, ein sogenanntes „Wippermännchen“ zum Wechseln (das erste Papiergeld war in Kurhessen unter dem Finanzminister Wippermann zur Ausgabe gelangt), allein dieser brachte es mit dem Bemerken zurück, daß sie das Geld nicht annehmen könnten. Ich war damals sehr ärgerlich, daß unsre Bundesbrüder unser Geld nicht annehmen wollten. Glücklicherweise hatte ich genug Silbergeld bei mir. Das kurhessische Papiergeld mußten wir bis auf bessere Zeiten aufheben. Wer dazu nicht in der Lage war, dem blieb nichts andres übrig, als es gegen ziemlich erheblichen Verlust beim Bankier zu wechseln. Später wurden uns Gehalt und Tagegeld in süddeutschem Silbergeld ausgezahlt.

Die Stadt Mainz hatte damals das Vorrecht, daß sie keine Einquartierung zu nehmen brauchte das heißt, von den Truppen, die dort einrückten, mußten die Mannschaften sofort in Kasernen u. s. w. untergebracht werden, während die Offiziere auf vierundzwanzig Stunden einquartiert wurden und sich dann eine Privatwohnung suchen mußten.

Ich war, wie bereits erwähnt, im Gasthof „Zur Ludwigsbahn“ einquartiert, und miethete zunächst das mir dort angewiesene Zimmer auf einige Tage, allein es gefiel mir dort nicht besonders. Das Haus lag in einer engen Gasse, bot keine Aussicht und hatte auch noch andere Schattenseiten, wovon ich nur die eine erwähnen will, daß die Gesellschaft im Gastzimmer, wo ich Abends nach meiner Rückkehr vom Dienste zu speisen pflegte, nicht nach meinem Sinne war. Sie bestand aus einigen baierischen Offizieren, die ebenfalls im Hause wohnten, mir aber nur wenig zusagten, und in der Nähe wohnenden Bürgern.

Schon früher habe ich erwähnt, daß die Wirthin eine wüthende Preußenfresserin war und ihrem Hasse in wenig gewählter Sprache Luft machte. Mit dem von ihr angeschlagenen Tone stand die ganze Unterhaltung im Gastzimmer im Einklang. Das wurde immer toller, je mehr preußische Siege bekannt wurden. Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, und wenn die Feindseligkeiten in Böhmen auch noch fortdauerten, so konnte sich doch niemand, der einige Einsicht hatte, verhehlen, daß der Krieg gegen Oesterreich so gut wie beendet, und zwar für Preußen siegreich beendet sei. Nun hatte die Mainarmee ihren Feldzug eröffnet, und es folgten gerade in jenen Tagen Schlag auf Schlag, die preußischen Siege über die Baiern bei Dermbach, Kaltennordheim, Hammelburg, Waldaschach, Kissingen u. s. w.

Meine Regimentskameraden hatten inzwischen fast alle Wohnung im „*Englischen Hofe*“ an der Rheinstraße, gerade der Schiffbrücke gegenüber, genommen, damals einem der ersten Gasthöfe in Mainz. Auch ein gemeinsamer Mittagstisch wurde dort eingerichtet, und auch ich siedelte deshalb in den „Englischen Hof“ über, nachdem die Woche, wofür ich mein Zimmer in dem Gasthof „Zur Ludwigsbahn“ gemiethet hatte, abgelaufen war. Mein neues Zimmer lag im dritten Stock und gewährte eine prachtvolle Aussicht über den Rhein.

Unsere Mannschaft und unsere Gespanne wurden im Arbeitsdienst zur Armirung der Festung verwandt, sodaß es in der Batterie gar keinen Dienst für uns gab, außer dem jeden Abend abgehaltenen Appell. Dabei brauchte jedoch nur „der Lieutenant der Woche“ zugegen zu sein, und da wir unser drei waren — Lieutenant S. war nach dem Fort Stahlberg abkommandirt — kam jeder nur jede dritte Woche an die Reihe.

Bei den anderen Batterien war es ebenso.

Jedoch auch die Offiziere wurden im Armirungsdienst beschäftigt. So auch ich.

Am 5. Abends erhielt ich den Befehl, mich am folgenden Morgen um 6 Uhr hinter dem Fort Karl beim Artilleriedirektor, dem österreichischen Oberst von Hoffmann, zu melden.

Als ich mich am 6. Morgens dorthin durchgefragt und bei dem genannten Herrn gemeldet hatte, erhielt ich den Auftrag, die Ueberführung der im dortigen Friedenspulvermagazin lagernden Vorräthe nach dem Kriegspulvermagazin im Ravelin Drusus-Johann zu leiten, wozu mir ein alter österreichischer Artillerieunteroffizier beigegeben wurde. An Mannschaften hatte ich etwa 30 kurhessische Artilleristen mit einigen Unteroffizieren; die erforderlichen Fuhrwerke waren in der Stadt gemiethete Leiterwagen.

Meine Aufgabe bestand darin, darauf zu sehen, daß die Pulvertonnen — es war loses Pulver, keine fertige Munition — richtig behandelt und verladen wurden und das heraussickernde Pulver sofort mit Wasser begossen wurde, damit es beim Darüberrollen der nächsten Tonne kein Unglück gebe. Ein Theil der Leute war immer damit beschäftigt, von einem ziemlich entfernten Brunnen Gießkannen mit Wasser zu holen, denn die Tonnen waren fast alle undicht. Jeder beladene Wagen wurde von einem Unteroffizier und einigen Mann begleitet, die aber sofort zurückkehren mußten, sowie sie ihr Ziel erreicht hatten, da das Abladen und Lagern der Tonnen von anderen Leuten unter Leitung eines österreichischen Offiziers besorgt wurde. Der Dienst dauerte von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags und von 2 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends, und zwar mehrere Tage lang, denn nachdem das Magazin beim Fort Karl geleert war, kam ein anderes an die Reihe.

Dann folgte eine kurze Zeit, wo ich gar nichts zu thun hatte. Unter anderen Verhältnissen wäre mir das vielleicht langweilig gewesen, in jenen Tagen in Mainz gab es indeß mancherlei, was die Gedanken beschäftigte, sodaß die Zeit wie im Fluge dahinging. Eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung bot mir die Beobachtung des Lebens und Treibens auf dem Rhein, das für mich, der ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, die Geschäftigkeit an einem großen Flusse zu sehen, den Reiz der Neuheit besaß. Stundenlang konnte ich mit meinem Fernrohr am Fenster meiner Stube sitzen und das Kommen und Gehen der Dampfboote, die großen Schleppzüge mit den schnaubenden, stöhnenden Dampfern an der Spitze beobachten.

Der „Englische Hof" war damals, wo der Fremdenverkehr ganz aufgehört hatte, eigentlich nur eine große Offizierskaserne, sodaß man sich beständig in großem oder kleinem Kreise von Kameraden befand. Natürlich drehte sich das Gespräch hauptsächlich um die Kriegsereignisse, die wir mit großem Eifer verfolgten, besonders um das Schicksal Kurhessens und unser persönliches künftiges Loos.

Abends suchten wir verschiedene Vergnügungsorte auf. Sehr beliebt war die Gastwirthschaft „Zum Anker" in Kastell und ein Garten vor dem Münsterthor, wo sich ein Sommertheater befand. Die Komödie, die dort verbrochen wurde, war zwar schauerlich, aber darin lag gerade eine unerschöpfliche Quelle der Belustigung.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Stock.

Ein Stück hessischen Kasernenlebens, von Ludwig Mohr.

Es war im Monat Juli in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, da ging es munter in dem Wirthshause hinter der Wilhelmshöhe, der sogenannten „alten Drusel", zu. Froher Männergesang klang aus den Wirthschaftsräumen in das Freie.

Die Sonne, die bisher durch eine Gewitterwolke verdeckt gewesen war, brach freundlich lächelnd aus dem dunkelen Gewölk, und das Wetter, das vor einer Viertelstunde noch finster drohte und die heitere Gesellschaft aus dem Freien in die Stube scheuchte, hatte sich nur in einigen dicken Tropfen entladen. Trotzdem erschienen die Linden vor dem Hause und die Hainbuchenlauben in dem Wirthschaftsgarten nebenan so erfrischt, als hätten sie sich mit frischem Frühlingsgrün geschmückt.

Dieser Garten mit seinen Hainbuchenlauben, seinen einfachen Lattenbänken und der Kegelbahn bildete zur Sommerzeit häufig das Ziel der Kasseler Ausflügler, die die Wasserkünste auf Wilhelmshöhe hatten spielen gesehen, und die nun bei einem guten Glase Bier, das noch obendrein den Ruf genoß, billiger, als das auf Wilhelmshöhe verabreichte, zu sein und nebenbei durch ein Stück Brot, frische Gebirgsbutter und Wurst

oder pikanten Handkäse ihren mahnenden Magen zu befriedigen gedachten. An Tagen, wo die Wasserkünste spielten, war daher auch sicher darauf zu rechnen, daß der Wirthsgarten besetzt sein werde.

Kaum hatte daher die Sonne den ersten Blick wieder durch das Gewölk gethan, so trat eine kleine Gesellschaft von Herren aus dem Walde, den die breite Kunststraße von dem Wirthschaftsgarten trennte, und in den Garten ein, wo sie sich in den Lauben niederließen.

Es waren meist Männer in den dreißiger Jahren, dem Anscheine nach dem niederen Beamtenstande angehörig mit Ausnahme von einem Militär in blauem Waffenrock mit rothen Aufschlägen und Kragen, weißer Mütze und einem geraden Schleppsäbel. Das Silber auf den Aufschlägen und an dem Kragen ließ in ihm einen Unteroffizier erkennen. Er war Quartiermeister bei der Leibwache des regierenden Kurfürsten, der seit den Revolutionsjahren bei der Kasseler Bevölkerung übel angeschriebenen Garde du Corps, Namens Hehle.

Die Ankömmlinge hatten sich kaum niedergelassen, als sich dieser Hehle auch schon bei dem bedienenden Wirthstöchterlein darnach erkundigte, ob der Kegeljunge bei der Hand sei. Dies wurde bejahet, und es währte nicht lange, so vernahm man das Rappeln der Kegel und das Rollen der Kugeln, die von dem Kegeljungen geworfen über die Laufbretter dem Fangkasten zustrebten.

Hehle, der ein leidenschaftlicher Kegelschieber war, veranlaßte seine Begleiter, die sich am Bier und einem Anbiß erst gütlich thaten, zum sofortigen Anfang, indem er meinte, man könne nebenbei essen und trinken, schnallte seinen Schleppsäbel ab, hing ihn an eine Hainbuche der Laube, rückte einen Gartensessel vor den Schreibpult, der aus einem abgesägten Baumstamm mit einem schräg darauf genageltem Brette bestand, putzte die Schiefertafel blank und machte sich so zu der Rechnungsführung fertig, einer Beschäftigung, der er — beiläufig gesagt — ebenso gerne oblag, als dem Kegelschieben selbst. So war denn bald ein Spiel im besten Gange.

Mittlerweile aber wurde es in dem Wirthshause selbst laut und immer lauter, und immer munterer schallten aus den geöffneten Fenstern frohe Burschenlieder herüber. Das war nichts Neues hier; aber dem Wachtmeister schienen diese Lieder doch wenig zu behagen, denn er, der sonst mit ganzer Seele bei dem Spiele war, dessen Augen nur die geworfenen Kugeln verfolgten und die gefallenen Kegel zählten, er neigte den Kopf seitwärts und schielte öfters nach den Fenstern des Gastzimmers, ja, es kam bei ihm sogar vor, daß er zu mehreren Malen die Anzahl der gefallenen Kegel erst erfragen mußte. Besonders schien seine Aufmerksamkeit eine Baßstimme, die die anderen übertönte, ganz in Anspruch zu nehmen.

Plötzlich schwieg der Gesang, und eine minutenlange Pause trat ein. Hehle war am Werfen — er warf mit gewohnter Sicherheit.

„Alle Neune!“ rief der Kegeljunge.

Hehle trat an den Kugelkasten, entnahm ihm eine andere Kugel und wog dieselbe bedächtig und selbstbewußt, während der Junge die Kegel wieder aufstellte. Im Begriffe die Kugel abzuwerfen, zuckte er jedoch auf und fuhr neugierig auf den Absätzen herum. Das Gleiche thaten seine Genossen. Aus der Wirthsthüre aber dröhnte laut der Gesang herüber:

„Der Graf von Luxemburg u. s. w.“

Gleichzeitig bewegte sich eine Reihe lebenslustiger Männer aus der Thür, angehende Philister, hoch die schäumenden Gläser mit dem klarsten Stoffe gefüllt, geführt von einem jungen Manne, der den Garde du Corps-Quartiermeister fast überragte. Seine Rechte hielt das gefüllte Glas hoch, seine Linke aber führte kühne Schwingungen mit einem Eichenstocke aus, der das Urbild zu der Keule des Herkules auf dem Oktogon des Karlsberges gewesen zu sein schien. Wie lachte die Kegelgesellschaft, als jene ihren Kreisgang über den Hof um und über die dort aufgestapelten leeren Bierfässer, um die Linde herum über Tische und Bänke, zu dem Garten hinein und durch die Lauben in immer neuen Verschlingungen gerade auf die Kegelnden zu nahmen!

Hehle war kaum des Führers ansichtig geworden, als er sich sichtlich entfärbte. Doch drehte er sich alsbald wieder auf den Absätzen herum, als schäme er sich der ihn anwandelnden Schwäche und warf seine Kugel. In demselben Augenblicke jedoch dröhnte dicht neben ihm der ihm bekannte Baß:

„Der Graf von Luxemburg!“

und sausten die Schwingungen der eichenen Keule. Er hörte nicht den Ruf des Kegeljungen: „Um die Ecke!“ und sprang verblüfft zur Seite. Schien es dem Träger des Stockes nun Spaß zu machen, den Quartiermeister ein wenig zu necken, oder war es nur eine augenblickliche Laune, daß er den Zug noch einmal um den Ausweichenden führte? Oder sollten seine jetzt noch kräftiger mit dem Stocke ausgeführten Schwingungen eine Herausforderung zu Händeln sein?

Wer den jungen Mann genauer kannte, mußte das letzte verneinen, aber auch den Schalk nicht

verkennen, der sich auf dem freudeerhitzten Angesichte breit machte, und daß sich die Beiden, der junge Mann mit dem Stocke und der Quartiermeister, wohl kannten. —

Die jungen Leute hatten nunmehr genug, und eine Minute später saßen sie in einer der Hainbuchenlauben.

II.

„Wo ist der Quartiermeister hingegangen, ich sehe ihn nicht mehr unter den Kegelnden?“ fragte nach einer Weile der vorhinnige Führer.

„Vor fünf Minuten stieg er jenen Fußsteig hinauf und verschwand hinter den Buchen des Waldes. Er schien es sehr eilig zu haben“, antwortete einer der Zechenden.

„Das böse Gewissen!“ entgegnete lachend der Führer, ein junger Literat, dessen Schriftstellernamen „Hesse“ wir für die Zukunft beibehalten wollen, und stieß seinen wuchtigen Stock in den weichen Boden, daß er von selbst aufrecht darin stecken blieb. „Es geht doch im Leben nichts darüber — selbst ein Scherz nicht, — wenn man seinen Widersacher überzeugen kann, daß man gewillt sei, ihm eine Hand voll ungebrannter Kohlen, wie Figura zeigt, auf das Haupt zu sammeln.“

„Nicht durch die Blume, Hesse! deutlicher! deutlicher!“ unterbrach ihn ein Anderer.

„Da müßte ich eine ganze Geschichte erzählen, und das wäre heute langweilig.“

„Her damit!“ meinte ein Dritter.

„Gut! Hört denn! Der Quartiermeister, mein braver Freund hier — auf den Stock zeigend — und meine Person sind seit dem Jahre Eintausendachthundertneunundfünfzig alte Bekannte; der Quartiermeister und ich freilich schon von früher; aber seit jenem Jahre ist da der Stock der Dritte im Bunde. Das ging folgendermaßen zu:

Es war zu der Zeit des österreichisch-französischen Krieges, also im Jahre Eintausendachthundertneunundfünfzig. Oesterreichs Doppeladler schien sich unter den Fängen des jungen französischen Adlers verbluten zu wollen, da machte der deutsche Bund etliche Armeecorps kriegsbereit, darunter auch das elfte, zu dem wir Kurhessen zählten. Wie Ihr wißt, habe ich dieselbe Uniform getragen, wie der Gegangene. Zu jener Zeit war ich bereits Landwehrmann und glaubte nicht im Entferntesten mehr an eine Einberufung zu meiner Truppe. Ich stand als Lehrer einer Töchterschule in einem niederhessischen Landstädtchen vor und gedachte mich in Kürze zu verheirathen, als eines Tages mir das Schicksal in Gestalt einer Ordre einen Strich durch die Rechnung machte und mich wieder zur Standarte rief. Ich hatte mich sofort zu stellen, traf schon am anderen Morgen bei meiner Schwadron ein, faßte meine Equipirung und genoß die Gunst, mir unter den neuen Remontepferden eines wählen zu dürfen. Meine Wahl fiel auf eine schöne kastanienbraune Stute. Bald waren die fast verlernten Griffe und Uebungen wieder geläufig. Der sogenannte Gamaschendienst schien gänzlich in Ungnade gefallen zu sein; dagegen waren *rasches alarmmäßiges Satteln und größere Uebungsmärsche* an der Tagesordnung.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Der Humanist Mutianus aus Homberg. Der Chronist Wiegand Lauze giebt in seiner Chronik: „Leben und Thaten Philippi Magnanimi“ (Zweites Supplement der Zeitschrift des hess. Geschichtsvereins Theil I, S. 118 ff.) — ersichtlich mit besonderem Interesse — eine kurze Lebensbeschreibung seines Homberger Landsmannes des Humanisten Mutianus zu Gotha, zu deutsch Konrad Muth (1471—1526). Mutianus, mit seinem vollen Namen Konrad Mutianus Rufus, — letzteres wegen seines rothen Haares —, seit 1503 Stiftsherr zu Gotha, hatte großen Einfluß auf die humanistisch gesinnte Universität Erfurt. Er wird als das Haupt des nach ihm benannten Mutianischen Bundes bezeichnet, dem eine große Anzahl junger Leute beitrat, welche auf der Universität Erfurt studirten, so Eobanus Hesse, Crotus Rubianus und Euricius Cordus. Mutianus war kein Schriftsteller und kein Lehrer und hat keine zum Druck bestimmte Zeile geschrieben. Seine Wirksamkeit bestand darin, daß er durch persönliches Beispiel und mündliche Ermahnungen und durch einen mit Fleiß und Liebe gepflegten Briefwechsel die jungen Leute an sich fesselte und in ihrer geistlichen und sittlichen Entwickelung förderte. Er bekleidete in Deutschland ein unbestrittenes literarisches Censoramt, selbst die geistig Höchstgestellten wendeten sich an ihn, um sein Urtheil

und seine Billigung zu erlangen. Die Nachwelt hat ihm wegen seines großen Einflusses auf die Jugend unter den Führern des deutschen Humanismus neben Reichlin und Erasmus, mit Recht die dritte Stelle eingeräumt. Durch eine tadellose Ausgabe seiner inhaltlich werthvollen und stilistisch vortrefflichen Briefe, denen einleitend eine Lebensbeschreibung vorhergeht, im 9. Supplement der Neuen Folge der Zeitschrift des Geschichtsvereins, hat sich Professor Dr. Karl Krause sehr verdient gemacht.

Ueber diesen merkwürdigen Mann berichtet Lauze Folgendes: „Anno 1526*) den 29. Aprilis ist der ehrwürdige und hochgelehrte Herr Konrad Mutt, beider Rechte Doktor und Domherr, zu Gotha in Thüringen, mit Tode abgegangen. Und hat sein Vater geheißen Henn Mutt eines ehrlichen und bürgerlichen Geschlechts zu Homberg genannt in Hessen (Erster Rathsherr daselbst); er aber ist zu Bononia in Welschland (Bologna) zum Doktor gemacht worden, hat zum Bruder gehabt Johannem Mutt, der auch Doctor und Hochlöblichen Gedächtnisses Landgraf Wilhelms zu Hessen des Mittleren Kanzler gewesen und Anno 1504 verstorben, welcher ihn gern zu großen Ehrenämtern und sonderlich an Hof bei Landgraf Wilhelm den Jüngern gefordert hätte. Aber er wollte nicht, sondern schrieb ihm darauf hinwieder: Valeant sollitudines, d. h. die angsthaftigen und peinlichen Sorgen seien gesegnet. . . .

Und dafür (hat er) erwählet ein einsam und ruhig Leben, nämlich (hat) ein Kanonikat angenommen zu Gotha, nur aus den Ursachen, daß er desto ungehinderter allerlei Art ehrlicher und nützlicher guter Künste obliegen und also im Müßiggang (dafür andere Studieren halten) der allerunmäßigsten einer sein, das ist solche Dinge betrachten (könnte), welche vielen zu Nutz und Wohlfahrt gereichen möchten.

Dadurch hat er endlich erlangt, wie ihm des viele hochgelehrte und vortreffliche Menschen Zeugnis geben, als Erasmus von Rotterdam, Udalrikus Zasius, welcher ihn einen anderen Varronem und in diesen Zeiten „der Deutschen Ciceronem" nennet, Huttenus, Eobanus Hessus, Joachimus Camerarius u. A., daß er zu seiner Zeit für der gelehrtesten einer, so Teutschland gehabt, ist geachtet und gehalten worden."

Weiter berichtet Lauze, daß die Humanisten aus nahen und fernen Ländern sein gastfreies Haus aufgesucht hätten, schreibt ihm auch besonders die damals übliche Latinisirung der Personennamen zu.

*) Der Text ist in unser jetziges Hochdeutsch übertragen.

Als Grund dafür, daß er nie eine Schrift herausgegeben, vielmehr nur durch seinen persönlichen Verkehr, einen eifrigen Briefwechsel und Gedichte, die im Freundeskreise zirkulirten, gewirkt hat, giebt Lauze an:

„Und als ihn deswegen der ehrbare und hochgelehrte Joachimus Camerarius auf ein Zeit gefragt, aus was Ursachen er doch seine Schriften also dahinten behielte und unterdrückte, so doch jedermann der Meinung wäre und er es selbst dafür hielte, er müßte viele Dinge, in die Feder gefaßt und begriffen, bei sich liegen haben, habe er ihm also geantwortet, das unterließe er darum, daß ihn seine Schriften nimmer genugsam gefielen. . . .

Aber an gute Freunde hat er je zu Zeiten lateinische Sendbriefe geschrieben voller Sentenz und kurzen Inhalts, an welche er sich dann in Welschland hat gewöhnet. So hat er auch ziemliche gute Carmina (Gedichte) können machen. . .

Weil er aber nichts in Druck ließ kommen, wie gemeldet, ward er von Gelehrten etwa hart angegriffen und sonderlich von Udalrico Hutteno in einem Sendbrief, darin er ihm vorhielt, daß er nicht aus Mutiano Mutus das ist gar stumm und sprachlos würde. Denn keiner würde einem Sängermeister aufstehen, oder große Ehre erzeigen, der stets stillschwiege. . . Aber er ließ sich solches alles gar nicht anfechten noch bewegen, sondern ließ sich dazwischen an seinem gemeinen Spruche, welchen er vor dem Eingang über seiner Hausthür mit übergoldeten Buchstaben hatte verzeichnen lassen: Beata tranquillitas (= selige und friedsame Ruhe) begnügen.

Sein Glück war also ein Leben in der Stille, wo er sich ungestört ernstem Studium hingeben konnte. Lauze berichtet, daß er in ein Buch des Kirchenvaters Athanasius über den Nutzen der Psalmen an den Rand geschrieben habe: Beata tranquillitas est psalmorum lectio „Fleißige Verlesung und Nachdenken der Lobgesänge Davids ist eine rechte selige friedsame Ruhe. Aus dem allen ein Jeder wohl kann vermerken, daß dieser Mann in seiner Ruhe gar nicht müssig ist gesessen.

Darum konnte sich auch dieser stille Mann mit dem feurigen Auftreten Luther's nicht befreunden, und schloß sich auch nicht öffentlich der neuen Lehre an. In ein Buch des Bischofs Ambrosius, wo derselbige recht milde Worte gebraucht, hat er an den Rand geschrieben: Utinam sic fecisset Lutherus (o daß doch Luther es so gethan hätte).

„Sonst ist er, — so schließt Lauze, — ein tugendhaftiger, weiser und hochverständiger Mann gewest, wie Ihm das Joachimus Camerarius in Leben des hochberühmten Poeten Eobani Hessi vielmals

zugiebt und sagt, daß dieses theuern Manns nicht allein sein Vaterland Hessen, sondern die ganze deutsche Nation Ehre und Preis habe. Derhalben ich auch allhie, seinen Namen in ewiger Gedächtniß und auf unsere Nachkommen zu behalten, sein Leben mehr kurz überlaufen (habe)".

Lauze muß selbst enge Beziehungen zu Mutianus gehabt haben, da er doch von den Randbemerkungen spricht, die er in den Büchern desselben gefunden habe.

Die Stadt Homberg in Hessen aber kann stolz sein auf diesen ihren Sohn, den Dichter Konrad Muth, den stillen und bescheidenen Mann, der doch von so großem Einfluß auf seine Zeitgenossen gewesen ist.

Rotenburg. **Johannes Fenner.**

Vorliebe hessischer Landgrafen für seltene Jagdbeute. Daß die Landgrafen von Hessen zum großen Theil eifrige Jäger waren, ist längst bekannt, nicht ganz so sehr, daß sie seltene Thiere liebten und viel darauf gaben, sie zu besitzen. (Vergl. Karl Scherer, Die landgräflichen Menagerien in und um Kassel. Vortrag im Geschichtsverein am 31. März 1890. — „Casseler Allgemeine Zeitung" 1890, Nr. 91, 92, 94, 97 und 98.) Zu diesen Liebhabern seltener Thiere gehörte neben Landgraf Wilhelm IV. vornehmlich auch sein Bruder Landgraf Ludwig der Aeltere zu Marburg (1567—1604). Wer dem Landgrafen ein Stück Wild, welches abnorm gewachsen war, oder sonst etwas Absonderliches aufzuweisen hatte, oder auch wohl eine seltene Jagdbeute zum Geschenk machte, konnte wohl hoffen, sich bei ihm in Gunst zu setzen. Hierfür spricht u. A. ein in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrtes Schreiben des Grafen Albrecht Otto von Solms-Laubach vom 12. März 1601, in welchem der Graf dem Fürsten anzeigt, „welcher Gestaltt nechstuerschienener Tage ein Rehbock allhier (zu Laubach) gefangen worden, welcher ein Gewichtgen (=Geweih) von einer Stangen strack mitten vfm Kopf stehen gehabtt, wan dan, als bei E. F. G. gewesen, ich gesehen vndt gespuret, das dieselbe zu dergleichen artlichen vnd seltzamen Gewichtten sonderlich Gefallen tragen, als hab ich nicht underlassen wollen, E. F. G. dasselbige hiermit zu überschicken vnd zu offeriren, dinstlich pittendt, die wollen mit einer solchen geringen Verehrung diesmahl gnädigst vorlieb nehmen vnd sich dieselbige woll gefallen lassen."

Aehnliche Liebhabereien muß Landgraf Ludwig zu Darmstadt, ein Neffe Ludwig's des Aelteren (1596 bis 1646) gehabt haben. Dafür spricht, daß er sich in einem Schreiben vom 3. Juli 1605 aus Romrod bei dem Richter am Sammthofgericht zu Marburg Johann von Linsingen für einen ihm übersandten weißen Hasen bedankt: „Daran vnns zu vnderthenigem Gefallen geschehen, . . . bedancken vnns desselben gegen Dir gnediglich vnndt seindt solches vmb Dich mit Gnaden, damit wir Dir wohl gewogenen, zu erkennenen geneigt".

Die vermuthlich unter unseren Lesern in nicht allzu geringer Anzahl vorhandenen Freunde des edlen Waidwerks werden von dem Obigen vielleicht gern Kenntniß nehmen und den Wunsch hegen, daß ihnen ein derartiger Rehbock oder Hase in den Weg kommen möge.

Aus Heimath und Fremde.

Königliches Theater in Kassel. Nach einer langen Ferienpause von $2^1/_2$ Monaten nahmen die Vorstellungen im Königlichen Theater zu Kassel am 12. September mit einer abgerundeten Aufführung von Goethe's Egmont wieder ihren Anfang. Der Zuschauerraum ist in den Ferien durch einen neuen geschmackvollen Kronleuchter verschönert worden, dessen Anlegung durch die Einführung der elekterischen Beleuchtung bedingt war, auch der Orchesterraum ist mit neuer Beleuchtungsanlage versehen worden. Weiter hat der Beginn der neuen Spielzeit den Wegfall der Zwischenaktsmusik gebracht, der unter den Kunstfreunden schwerlich betrauert werden wird. Bislang sind ausschließlich bekannte gute Stücke gegeben worden, unter denen neben Goethe auch Shakespeare, Gustav Freytag, Gutzkow und in der Oper Wagner, Rossini, Nicolai, Lortzing und Thomas vertreten waren.

An dieser Stelle werden von nun an stattgehabte Neuaufführungen im Königlichen Theater zu Kassel wie auch im Stadttheater zu Hanau kurz besprochen werden, um unsern Lesern ein Bild von dem Neuen zu geben, was an den Kunstinstituten Hessens gebracht wird.

---

47. Ausstellung des Kunstvereins zu Kassel. Im Meßhause ist am 19. September die 47. große Ausstellung des Kunstvereins zu Kassel eröffnet worden. Wir werden nicht

verfehlen, unsern Lesern wie sonst so auch dieses Mal über dieselbe Bericht zu erstatten.

Ausstellung. Vom 30. September ab findet im Stadtpark zu Kassel eine größere Kochkunst=Ausstellung statt.

Rhönklub. Soeben erschien der „Bericht über die 21. Hauptversammlung des Rhönklubs, abgehalten am Sonntag den 1. August 1897 in Kaltennordheim", dem weimarischen Städtchen am nördlichen Theil des den Touristen so wohl bekannten Gebirges, dessen die Theilnehmer des zwar nicht vom Wetter begünstigten, dennoch aber hübsch verlaufenen Festes gern gedenken. Wir wünschen den Bestrebungen des genannten Vereins ferneres Gedeihen.

Münzfund. In der Krypta der St. Michaelskapelle in Fulda sollen Meldungen der Blätter zufolge in voriger Woche sehr werthvolle Münzen in großer Anzahl, darunter auch goldene, sowie ein Armband (10. und 11. Jahrhundert) gefunden worden sein. Wir werden unsern Lesern, sobald Sachverständige über den Fund ein Urtheil haben abgeben können, über denselben Näheres mittheilen.

Jubiläum. Am 25. September beging der Oberstaatsanwalt Geheimer Oberjustizrath Bartels zu Kassel sein 50jähriges Dienstjubiläum, zugleich auch den Tag, an welchem er vor 25 Jahren zum Oberstaatsanwalt daselbst ernannt wurde.

Universitätsnachrichten. Dem Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Marburg Dr. Wencker ist der Titel Oberbibliothekar verliehen worden.

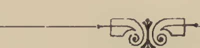
Todesfälle. Am 9. September verschied zu Kassel nach längeren Leiden der renitente Pfarrer und Metropolitan August Schilling, ein auch bei den Anhängern abweichender Anschauungen hochgeachteter Geistlicher und Schulmann, geboren am 19. April 1828 zu Immichenhain in der Grafschaft Ziegenhain, nach vollendetem Studium Conrektor, später Rektor, an der Stadtschule zu Homberg. Nach seiner Entfernung aus dem Amte lebte Schilling in Kassel als Privatlehrer und verwaltete das Pfarramt der renitenten Gemeinde Hilgershausen=Mosheim sowie die Metropolitanei des Konvents Melsungen. — Am 25. September erlag zu Kassel, wo er zu Besuch weilte, der Erste Staatsanwalt in Hanau, Geheimer Justizrath Wilhelm Schumann, einem Herzschlage. Der Verstorbene, welcher 25 Jahre lang Vorstand der Staatsanwaltschaft in Hanau war, wurde am 2. Oktober 1827 in Eschwege geboren, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, erhielt am 30. November 1859 seine Anstellung als Unterstaatsprokurator zu Fritzlar, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Rotenburg a. F. versetzt wurde; 1864 nach Kassel berufen, wurde er 1865 Obergerichtsassessor daselbst, 1867 Staatsanwalt zu Rotenburg und am 2. Mai 1874 zu Hanau. Der Verstorbene wurde wegen seines humanen Wesens und seiner Gerechtigkeitsliebe allgemein hochgeschätzt.

Hessische Bücherschau.

Paetel, Georg. Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen. Inaugural=Dissertation. Berlin 1897. 90 S. 8°.

Eine fleißige Arbeit, die schon wegen des behandelten Gegenstandes über die Kreise der Fachgelehrten hinaus die Aufmerksamkeit der Freunde hessischer Geschichte auf sich lenken wird, liegt in der unter dem obigen Titel gedruckten Erstlingsschrift eines jungen Berliners vor. Entstanden auf Aufregung des Professors der Geschichte Dr. Max Lenz, früher in Marburg, jetzt in Berlin, fußt dieselbe hauptsächlich auf eingehendem Studium der Kriegsakten des Marburger Staatsarchivs aus den Jahren 1528—1560 und bringt in Folge dessen werthvolle Ergebnisse. Läßt die Abhandlung, wie dies bei einer Erstlingsschrift erklärbar ist, immerhin in Bezug auf Gewandtheit der Darstellung noch ein wenig zu wünschen übrig, könnten die Haupt= und Nebendinge sich noch klarer und bestimmter von einander abheben, so ist doch zu erwarten, daß der Verfasser in der von ihm bereits angekündigten selbstständigen, das Thema erschöpfenden Schrift, diesen Mangel zu vermeiden wissen und es ihm so gelingen wird, seinem unzweifelhaft anzuerkennenden ernsten wissenschaftlichen Streben nachhaltigen Erfolg zu sichern. Sollte es ihm dann belieben, die ältere über hessisches Kriegswesen vorhandene Literatur, von der hier Joh. Andr. Hofmann, „Abhandlung von dem vormaligen und heutigen Kriegsstaat &c. Lemgo 1769"

genannt sei, etwas weniger ungünstig zu beurtheilen, so würde dies seinem Buche nur zum Vortheil gereichen. Hofmann hat für seine Zeit doch wahrlich nicht Unbedeutendes geleistet; eine Spezialuntersuchung im heutigen Sinne wollte Hofmann doch gewiß nicht liefern. Eine Beschreibung von Einzelheiten der Paetel'schen Dissertation dem Erscheinen des ganzen Werkes vorbehaltend, sei vorläufig das Hauptresultat der bislang veröffentlichten Studien über die Truppen Landgraf Philipp's dahin zusammengefaßt, daß den Kern derselben die Soldtruppen bildeten, daß aber unter ihm dessenungeachtet weder Adels- noch Landesaufgebot nur auf dem Papier standen, sondern ihm bei allen kriegerischen Aktionen eine wesentliche Stütze gewährten. Mehr als das verlangte er nicht, denn er hat sich nie mit der Absicht getragen, den alten Heerbann so zu reorganisiren, daß er durch ihn von den Zufälligkeiten der Werbung befreit wurde. Seine politische Stellung war eine zu gefährdete, als daß er sich auf solche Unternehmungen hätte einlassen können. Den Haupttheil der Ausführungen Paetel's bildet der Abschnitt über die Organisation des Soldheeres (S. 30—90), während die vorhergehenden Seiten sich mit der des Lehns- und Landesaufgebotes beschäftigen, neben der Organisation im engeren Sinne steht da die Frage der Aufbringung des Soldheeres (1. Vorsorge im Frieden, 2. Werbung und 3. Antritt, Lauf und Musterung) im Vordergrund. Von diesen Untersuchungen sei zum Schluß nochmals rühmend hervorgehoben, daß sie viel Neues bieten und wichtige Aufklärungen geben.



Personalien.

Verliehen: dem Oberstaatsanwalt Geheimen Oberjustizrath Bartels zu Kassel anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums der Stern zum Kronenorden 2. Klasse; dem Pfarrer Sopp in Hanau, den Konsistorialsekretären Rechnungsräthen Eberhardt und Pohl in Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Superintendent Pfeiffer in Hanau zum Generalsuperintendenten in Kassel; Regierungsrath Carthaus zu Köln zum Oberregierungsrath bei der Provinzialsteuerdirektion zu Kassel; Regierungssekretär Rechnungsrath Küllmer zum Domänenrentmeister in Kassel.

Versetzt: Amtsrichter Hinselmann in Sonderburg nach Eschwege; Kreisbauinspektor Baurath von der Bercken von Homberg nach Düren; Kreisbauinspektor Schneider von Pillkallen nach Homberg.

Gewählt: Oberlehrer Dr. Knabe in Kassel zum Direktor der Realschule in Marburg.

Uebernommen: Gerichtsassessor Lohmeyer in den Bezirk des Oberlandesgerichts Celle.

In den **Ruhestand** getreten: Generalsuperintendent D. Fuchs in Kassel; Domänenrentmeister Bommhardt daselbst.

Vermählt: Pfarrer Wilhelm Friedrich August Heppe zu Bebra mit Fräulein Anna Katharina Spangenberg (Hersfeld, 14. September): Kaufmann Dr. phil. Georg Eduard Gustav Schwanhäußer zu Nürnberg mit Fräulein Anna Friederike Henriette Julie Ottilie Grebe (Kassel, 18. September); praktischer Arzt Dr. med. Eduard Reuffurth mit Fräulein Laura Anna Pelzer (Kassel, 22. September); Hauptmann Friedrich Wilhelm Freiherr Digeon von Monteton mit Freiin Elisabeth von Pappenheim (Stammen, 25. September); Secondlieutenant Karl Fedor Haack mit Freiin Alexandrine Luise von Eschwege (Kassel, 28. September).

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt und Notar Dahlmann und Frau (Hersfeld, 14. September); Landmesser Otto Frankenberg und Frau Josephine, geb. Freiin von Cornberg (Kassel, 14. September); Konrad Pforr und Frau, geb. Steinweg (Berlin, 24. September); eine Tochter: Landrichter F. Offenberg und Frau (Kassel, 14. September); Rentmeister Fasold und Frau (Hersfeld, 18. September); Zahnarzt Klein und Frau Lina, geb. Udet (Kassel, 18. September); Hauptmann a. D. Beck und Frau Mathilde, geb. Drünert (Barmen, 23. September); Oberförster Voigt und Frau (Niederaula, 25. September); Zwillinge (Sohn und Tochter): Landrichter Wilhelm Schroeder und Frau Elisabeth, geb. Rusch (Altona, 12. September).

Gestorben: Hauptmann a. D. Ludwig Freiherr von Danckelman, 75 Jahre alt (Koburg, 12. September); Glasmaler Heinrich Ely (Wehlheiden, 12. September); verwittwete Frau Elise Spies, geb. Dönges, 80 Jahre alt (Kassel, 14. September); Fräulein Mathilde Koch (Kassel, 17. September): Hauptlehrer Wilhelm Klohs, 77 Jahre alt (Hanau, 17. September); verwittwete Frau Steuerrath F. le Goullon (Wehlheiden, 20. September); Lieutenant a. D. Eduard Hirschfeld, 52 Jahre alt (Marburg, 20. September); Fräulein Marie Menshausen (Kassel, 21. September); Professor und Hofmaler Dr. Otto Heyden, 77 Jahre alt (Göttingen, 21. September); Pfarrer emer. Karl Theodor Ernst (Marburg, 25. September); erster Staatsanwalt Geh. Justizrath Wilhelm Schumann, 69 Jahre alt (Kassel, 25. September); Lehrer Konrad Huffschmidt, 65 Jahre alt (Melsungen, 27. September).

Briefkasten.

Th. H. in Kassel. Leider gar zu subjectiv gehalten.

Ph. L. in Greifswald. Besten Dank und Gruß. Wird gebracht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XI. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1897.

Herbstgedanken.

Des Sommers Pulsschlag mußt' ermatten
Und stiller ward's in Flur und Hain;
Es dehnen sich die Abendschatten,
Und früher bricht die Nacht herein.

Verödet sind die weiten Felder,
Des Landmanns Gaben eingebracht,
Ein neu' Gewand umschließt die Wälder
Von wunderbarer Farbenpracht.

Doch stille ist's auch hier geworden:
Der Vögel munt're Sängerschaar
Entflieht im Herbst dem rauhen Norden
Und ziehet südwärts Jahr um Jahr.

Des Waldes Schönheit muß vergehen,
Schon sinkt das welke Laub herab;
Hier kann nichts Irdisches bestehen,
Und auch dem Menschen winkt das Grab.

Sein eigen flüchtig' Erdenleben
Läßt die Natur ihn deutlich sehn,
Er sieht sich überall umgeben
Von stetem Werden und Vergeh'n.

Der Herbst zumal mit seinen Blüthen
Und Früchten, seinem edlen Wein,
Der im Geleit bald Sturmeswüthen,
Bald goldig klaren Sonnenschein:

Er zeigt des ernsten Mannes Leben,
Reich ist's an Kampf und Mißgeschick,
Doch krönt auch Segen all' sein Streben,
Ihm blüht daheim ein sonnig' Glück;

Und wenn des Lebens Blätter fallen,
Kommt auch für ihn die Winterszeit;
Bis er den Lenzruf hört erschallen,
Den Weckruf für die Ewigkeit.

F. G.





Wie unsere Aue geworden ist. *)

Vortrag, gehalten im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 26. April 1897.

Von Carl von Stamford.

(Nachdruck verboten.)

Die Stadt Kassel ist von der Natur in nicht geringem Grade bevorzugt worden, westlich derselben, in die Abhänge des Habichtswaldes eingebettet, ruht die unvergleichliche Wilhelmshöhe, südlich längs der Fulda hingestreckt, die schöne Karlsaue. Beides Schöpfungen hessischer Fürsten, wie ihre Namen andeuten, Anlagen, für welche der Habichtswald geradezu einlud, da bereits im zwölften Jahrhundert die überall für schön und fruchtverheißend gelegene Orte findigen Mönche hier das Kloster Weißenstein gegründet hatten; wogegen das südlich der Stadt in der Tiefe am Flusse gelegene Stück Erde ursprünglich nichts Einladendes zu einer Anlage aufwies, wie wir heute sie sehen. Es mag nicht ohne Interesse erscheinen, in einem kurzen Ueberblicke vor unseren Augen den Gang vorzuführen, den die Umwandlung eines wüsten, sumpfigen, tiefgelegenen Geländes in einen herrlichen Park genommen hat.

Der erste hessische Fürst, Heinrich das Kind, verlegte den Fürstensitz von Marburg nach Kassel und errichtete hier 1277 an Stelle des alten Schlosses der Thüringer Landgrafen ein neues auf der Höhe, an deren Fuße die beiden Arme der auf einer kurzen Strecke getheilten Fulda sich wieder vereinigten. Hier hatte in unvordenklicher Zeit das Herrenhaus der Chattenhäuptlinge gestanden, denen Herren aus fränkischem Geschlechte, dann deutsche Könige, später die thüringischen Landgrafen folgten — der Punkt erschien als für den Herren dieser Landschaft gezeichnet.

Noch unter Heinrich I. findet sich die erste Erwähnung der von der Fulda umschlossenen Insel. Der Landgraf ertauschte von dem Kloster Hersedehausen im Jahre 1308 gemeinsam mit seinem Sohne Johannes eine halbe Hufe Landes auf der in der Fulda nahe Kassel gelegenen Insel gegen ein Gehölz, das Espe, zwischen Hohenkirchen und dem Kloster Hadebrechtshausen, dem heutigen Mönchehof. Diese halbe Hufe ist der Keim, der zu der weitgedehnten Anlage der Aue erwachsen ist, man darf mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie an dem Zusammenflusse der beiden Arme der Fulda gelegen war. Auf diesen Fleck fiel des Fürsten Blick, wenn er von seinem Schlosse die Augen über die liebliche Landschaft zu seinen Füßen schweifen ließ, es ist zu vermuthen, daß er nicht ohne Absicht hier einen Besitz erwerben wollte, der so leicht mit dem Schlosse in Verbindung gebracht werden konnte. Aber eine gewisse Nachricht über dieses ist nicht überliefert worden, wir wissen nur, daß jene halbe Hufe mit Bäumen und Gesträuch bedeckt war und daß Wild sich hier aufhielt. In der nachfolgenden Zeit hören wir nichts über die Insel oder Aue in der Fulda, müssen jedoch annehmen, daß sie mehr und mehr urbar gemacht wurde, als Kassel und seine Umgegend an Bewohnerzahl wuchsen. Am Fuße des Weinbergs lag im vierzehnten Jahrhundert ein Dörfchen Weingarten, dessen wohl nicht zahlreiche Einwohner den Weinbau an dem Abhange betrieben; die Aue gehörte dem Dorfe an und diente zum Ackerbau, und als im Jahre 1385 bei Belagerung Kassels das Dörfchen verwüstet wurde, kehrten seine Bewohner nicht wieder zurück, sondern suchten in der Stadt ein neues Heim. Es ist wahrscheinlich, daß hierbei ihre Länder in der Aue auch der Stadt zugeführt worden sind. Außer für den Ackerbau wurden bedeutende Strecken in der Aue als Weide und Trift für das in jener Zeit noch zahlreich von den Bürgern gehaltene Vieh benützt, wie auch der Landesherr in der geldarmen Zeit als größter Grundbesitzer des Landes zahlreiche Heerden unterhielt und ausgedehnte Ländereien bewirthschaften ließ.

Erst unter Landgraf Philipp dem Großmüthigen taucht aus dem Dunkel eine Nachricht

*) Für diesen Vortrag sind benutzt worden: Akten des Kgl. Staatsarchives zu Marburg, desgleichen des Archives der Stadt Kassel, die Excerpte Landau's in der Landesbibliothek, die Chronik Hans Arnold's daselbst. Viele geschichtliche und topographische Werke über Kassel, kleinere Schriften, Zeitungen.

auf, wonach er einen Baumgarten seit dem Jahre 1529 anlegen ließ; dieser nahm den südöstlichen Theil des jetzigen Friedrichsplatzes, einen Theil der Oberneustadt, wie den Abhang des Weinbergs — jetzigen Schönen Aussicht — zur kleinen Fulda hin ein. Zur selben Zeit begann auch die Befestigung Kassels nach der damals aufkommenden Art mit Basteien, die durch Wälle verbunden waren, an Stelle der mittelalterlichen Mauern und Thürme. Der Geist des fünfundzwanzigjährigen Fürsten umfaßte die verschiedensten Seiten seines hohen Berufes, während er in dem Kampfe für den Glauben aufzugehen schien. Es mußte bereits ein großer Theil der Aue von den Landesherren erworben sein, als Philipp's Nachfolger, Wilhelm IV., ein rechter Friedensfürst, seine schaffende Thätigkeit der Aue zuwendete.

Wilhelm führte während des Vaters Gefangenschaft 1547—1552 die Regierung des Hessenlandes, behielt auch nach Philipp's Heimkehr Einiges dem Regenten Obliegende bei, darunter das Bauwesen. Er ließ 1557 den Bau eines neuen Schlosses beginnen, das von dem Ahnherrn Heinrich erbaute wurde theilweise abgebrochen. Wilhelm faßte hierbei den Gedanken, dem Fürstenschlosse, das noch von Wall und Graben umgeben war, eine freundlichere Umgebung zu verschaffen. So schritt er im Jahre seines Regierungsantritts 1567 zur Anlage eines Lustgartens auf der seit 1308 vergrößerten Klosterhufe: ein glücklicher Gedanke war das, der Anstoß zu einer Entwickelung durch die folgenden Jahrhunderte, an welcher alle Nachfolger Wilhelm's mehr oder weniger Antheil genommen haben.

Die bloße Beschreibung des Werdens der Aue würde nicht genügend anschaulich sein können, wenn auch gewiß allen meinen geehrten Zuhörern der schöne Park bis in's Einzelnste bekannt ist. Vor allem war es mir darum zu thun, die ursprüngliche Gestalt der Insel zu erkennen, wie sie im Mittelalter bestanden hat, bis Landgraf Karl seine durchgreifende Umgestaltung durchführte. Es ist mir nicht gelungen eine Karte Kassels mit Umgebung aufzufinden, welche die Fulda in zwei Armen und die von beiden umflossene Insel darstellte, nur einige aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zeigen einen Theil, doch ohne eine Hauptsache, nämlich die Theilung des Flusses. In meiner Noth suchte ich nach einer alten Katasterkarte und hatte das Glück, auf der im hiesigen Katasterbureau aufbewahrten hessischen Katasterkarte vom Jahre 1686 das Gesuchte zu finden, wobei ich von den gefälligen Beamten auf das Beste unterstützt wurde. Da auf dieser aus einer großen Anzahl Einzelblättern bestehenden Karte bemerkt ist „ganz zerrissen und unbrauchbar", so ist es erklärlich, daß sie schwierig zu gebrauchen ist, zudem fehlen Theile in der von mir zu benutzenden Gegend. Für die Zeit von Landgraf Wilhelm IV. bis auf Landgraf Karl vermag ich nur eine Zeichnung nach Merian aufzuführen, welche den Lustgarten an der Auespitze mit seinen Gebäuden darstellt. Man ersieht auf derselben, wie um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Anlagen beschaffen waren, als das von Wilhelm IV. und von Moritz Angelegte und ihre Gebäude noch im Allgemeinen erhalten waren.

Wenden wir uns zurück zur Entstehung unserer Aue; leider vermag ich ihren Geburtstag nicht anzugeben, den Tag des Jahres 1567, an dem der erste Spatenstich zu dem „Lustgärtlein" Landgraf Wilhelm's geschah, vermuthlich unter den Augen des Fürsten selbst. Die gemachten Anlagen der tiefliegenden Insel vor den Ueberfluthungen durch die Fulda zu schützen, ließ Wilhelm gleich im ersten Jahre ihres Bestehens, 1568, „Damme vmb den Garten in der Awe" machen, über deren Ausdehnung nichts überliefert worden ist, die aber nahe um den Lustgarten — hinter der jetzigen Orangerie — zu denken sind. Der Landgraf ließ sich die Pflege seiner jungen Anlage auf's höchste angelegen sein, brachte manche Stunde, die er den Pflichten als Regent abmüßigte, mit seinen Blumen, Sträuchern und Bäumen hin. Diese lohnten ihm denn auch Liebe und Mühe, die Anlage wurde berühmt. Wilhelm trat nach vielen Seiten hin in Beziehungen mit Personen, durch die er Pflanzen und Sämereien erhielt; ebenso wurde er vielfach als Autorität, seine Gärten und Gewächshäuser als eine Bezugsquelle, geschätzt; des Landgrafen Schloßgarten war der erste botanische in Hessen.

Unseres Wissens hatte Wilhelm in seiner kleinen Vaterstadt kein Vorbild für seine gärtnerische Thätigkeit gehabt, als den Baumgarten seines Vaters; er scheint durch seinen Aufenthalt in Süddeutschland dazu angeregt worden zu sein, wo bereits eine Gartenkunst sich zu entwickeln begann. Während des Schmalkaldischen Krieges befand er sich vom Juli 1546 bis zum April 1547 in Straßburg, später besuchte er mehrfach Stuttgart, wo er seine Lebensgefährtin, Sabine von Würtemberg, gewann.

In dem neuen Garten führte er ein Gebäude auf, das „Pomeranzenhäuschen", in dem die ausländischen Gewächse aus wärmeren Landstrichen während der kälteren Jahreszeit unter-

gebracht wurden. Aber das Wasser der Fulda bereitete mitunter große Noth und der Landgraf entschloß sich 1589, ein neues Haus zu bauen, das drei Fuß höher als das hohe Wasser liegen sollte. Er konnte sich dieser Verbesserung nicht lange erfreuen, im Jahre 1592 verschied Wilhelm der Weise, ihm folgte sein Sohn Moritz.

(Fortsetzung folgt.)



Die ältere Geschichte von Fritzlar.

Von C. Neuber.

(Fortsetzung.)

Von da an finden wir im Gebiete unseres engeren Vaterlandes, welches der politischen Eintheilung nach zum Herzogthum Franken gerechnet wurde, nebeneinander einen fränkischen und einen sächsischen Hessengau, welche noch manche Verschiedenheiten aufzuweisen hatten. Im fränkischen Hessengau lag neben dem späteren Kassel auch Fritzlar, das bisher als Ort (locus) bezeichnet, seit dem 9. Jahrhundert, so von dem Geschichtsschreiber des heiligen Wigbert, Lupus Servatus (Kap. XXII) Stadt genannt wird; der Bischof von Bürberg ist ihm praesul Fritslariensis oppidi. Dieser fränkische Hessengau, die Gegend um Fulda und Edder, in den späteren Jahrhunderten das Niederfürstenthum genannt, im Gegensatz zum Lande an der Loyne (Lahn), dem späteren Oberfürstenthum, gilt stets als das eigentliche Hessenland [12]), Provincia Hassia des Frankenreiches, welcher Name unter den letzten Karolingern an Stelle des alten Chattenlandes aufkam.

Als unter den letzten Herrschern aus dem einst so mächtigen Geschlecht der Karolinger das Ansehen der deutschen Könige herabsank und kleinere Dynasten sich größere Selbstständigkeit zu verschaffen wußten, war dies im Hessenland das unter dem Namen der Konradiner bekannte Grafengeschlecht.

Am Ende des 9. und im Anfang des 10. Jahrhunderts werden aus diesem Geschlecht drei Brüder als regierende Grafen in Hessen genannt:

a. Konrad, gewöhnlich als der Aeltere bezeichnet, im fränkischen und sächsischen Hessengau und einem Theile vom Oberlahngau;
b. Gebhard, im Wettergau und Oberrheingau;
c. Eberhard, im größten Theile vom Niederlahngau.

Der vierte Bruder Rudolf hatte sich den geistlichen Stand erwählt und war 892 Bischof von Würzburg geworden.

Die genannten drei Grafen kamen bald in Streit mit den drei Grafen von Babenberg (Bamberg), welche das Grafenamt im westlichen Grabfelde (wozu auch das Kloster Fulda gehörte), sowie im Saalgau und in der oberen Maingegend verwalteten, mit Namen Adalbert, Adelhard und Heinrich. Am 27. Februar 906 erschien Adalbert von Babenberg vor Fritzlar, das Graf Konrad besetzt hielt. Unterhalb Fritzlar kam es zum blutigen Kampfe, in welchem Konrad mit vielen der Seinigen todt auf der Wahlstatt blieb. Er wurde in Weilburg begraben. Der Babenberger zog mit reicher Beute beladen heim, aber die Vergeltung folgte ihm auf dem Fuße. König Ludwig ließ ihn vor den Reichstag in Tribur bei Mainz entbieten, um sich wegen der Friedensverletzung zu rechtfertigen. Da er gutwillig nicht erschien, wurde er in seiner Burg bei Schweinfurt belagert und schließlich zur Uebergabe genöthigt. Nach der gewöhnlichen Erzählung ergab er sich zwar, jedoch nur mit der Absicht, nach Abzug des königlichen Heeres den Kampf wieder aufzunehmen; diese Absicht wurde aber von seinen eigenen Leuten verrathen. Er wurde im Angesicht des ganzen Heeres am 9. September 906 enthauptet und seine Besitzungen unter die vornehmsten Franken vertheilt. Der Sohn des bei Fritzlar gefallenen Grafen Konrad hieß ebenfalls Konrad, und dieser war es, welcher nach dem Tode des letzten Karolingers, Ludwig's des Kindes, von den Großen des Reichs als Konrad I. zum deutschen König erwählt wurde (911—918).

Er wohnte theils in Fritzlar, theils aber auch in Kassel (villa Chassala), redet man doch aus dieser Zeit von einer Königsburg daselbst, ohne freilich irgend welche Spuren derselben nachweisen zu können. Seiner hohen Stellung sich bewußt, verstand er mit Eifer und Thatkraft Ordnung und Sicherheit im deutschen Reiche aufrecht zu erhalten und den Fürsten Achtung vor dem Reichsoberhaupte einzuflößen, aber in richtiger Erkenntniß der Sachlage fühlte er auch,

[12]) Kopp, Hessische Gerichtsverfassung, Th. I, S. 10 § 2.

daß sein Bruder und bei seiner eignen Kinderlosigkeit sein nächster Erbe Eberhard wohl nicht dazu im Stande sein werde, und beauftragte denselben, als er infolge einer schweren Wunde, die er im Kampfe gegen die Ungarn empfangen, sein Ende herannahen sah, die Reichskleinodien dem mächtigsten seiner Vasallen, dem Sachsenherzoge Heinrich, zu überbringen. Eberhard besaß Selbstverleugnung genug, den ihm ertheilten Auftrag auszuführen. Kaum war Konrad gestorben (918) — seine Gebeine ruhen im Dome zu Fulda, welchen Ort er selbst zu seiner Ruhestätte bestimmt hatte[13]) — so begab sich Eberhard zum Sachsenherzog Heinrich, den er nach der bekannten Erzählung beim Vogelfang angetroffen haben soll, und übergab ihm die Reichskleinodien. Als nun bei der darauf veranlaßten Versammlung von Franken und Sachsen, welche in Fritzlar stattfand, Eberhard Heinrich's Tugenden pries, da rief der damalige Erzbischof von Mainz, Namens Heribert, begeistert aus: „Wer an seinem Feinde einen solchen Lobredner findet, der muß fürwahr ein edler Mann sein", und Heinrich wurde von den Anwesenden jubelnd zum König gewählt. Die anderen Fürsten Deutschlands wußte er nach und nach sich unterthänig zu machen.

Leider sollte der hochherzige Eberhard[14]), welcher mit König Heinrich I. in gutem Einvernehmen blieb, unter dessen Nachfolger, dem Kaiser Otto I., auf gewaltsame Weise sein Leben verlieren. Durch Uebermuth eines sächsischen Vasallen zur Empörung veranlaßt, wurde er zu einer ansehnlichen Pferdelieferung (seine Mitschuldigen zum Hundetragen) verurtheilt; dann schlug er sich zum Stiefbruder Otto's, Thankmar, und nach dessen Tode zu anderen, dem Kaiser feindlich gesinnten Männern, bis er endlich bei Andernach im Kampfe nach heldenmüthiger Gegenwehr fiel (939).[15]) Mit ihm erlosch das vorzugsweise in Fritzlar residirende Geschlecht der Konradiner im Mannesstamme. Wer danach Herr von Fritzlar geworden, ist nicht bekannt. Kaiser Otto I. beehrte es wiederholt mit seinem Besuche. Er kam 943 nach Fritzlar und hielt zehn Jahre später daselbst eine Reichsversammlung (953), welche wichtige Punkte betraf, nämlich Rechtsprechung über den Erzbischof von Mainz, der den Kaiser über Gebühr vor den Thoren hatte warten lassen, und über Verwandte, die des Hochverraths beschuldigt wurden, und sehr zahlreich besucht war. Dem Erzbischof und dem Schwiegersohn des Kaisers, Namens Konrad, wurde Verzeihung zu Theil, jedoch erhielt der Letztere das von ihm besessene Herzogthum (Lothringen) nicht wieder, welches Erzbischof Bruno von Köln, des Kaisers jüngerer Bruder, bekam. Der Sohn des Kaisers, Namens Ludolf, wußte, da sich die Verhandlungen in die Länge zogen, zu entkommen, stellte sich aber der nächsten Reichsversammlung (954), die gleichfalls in Fritzlar stattfand, wo er zwar begnadigt wurde, aber das von ihm besessene Herzogthum (Schwaben) nicht wieder bekam, das Graf Burkhard, Sohn des ersten Herzogs von Schwaben, empfing.

---

13) Rommel, Th. I, Anm. S. 79.

14) Vergl. Dr. Hugo Brunner: „Eberhard, Graf von Hessen, Herzog von Franken." „Hessenland" I, Probenummer. D. Red.

15) Dux ipse Everhardus militum armis, multis vulneribus acceptis ac viriliter redditis, perfossus tandem telis corruit (Widukindi res gestae Saxonicae ed. Waitz. Monumenta Germaniae historica. Scriptores III.) Falckenheiner I, S. 62, Note 31.

(Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Auch die von unseren Militärmusiken in der „Neuen Anlage" gegebenen Konzerte boten eine sehr angenehme Unterhaltung. Ganz besonders war es die „Gardemusik", die Kapelle unseres Leibgarderegiments, die eine große Anziehung ausübte, nicht nur auf uns, sondern auch auf die Offiziere der anderen Kontingente und auf die Zivilbevölkerung von Mainz, denn es war in der That ein vorzügliches Musikcorps, das nur aus wirklichen Künstlern bestand, die gleichzeitig Mitglieder des Orchesters des kurfürstlichen Hoftheaters waren und dort unter der Leitung des Hofkapellmeisters Reiß eine vorzügliche Schule durchmachten. Viele von ihnen waren

noch unter dem Altmeister Louis Spohr thätig gewesen, kurz, ich habe nie, weder vorher noch nachher, eine bessere Militärmusik gehört, als die unseres Leibgarderegiments unter der Leitung ihres Dirigenten, des Musikmeisters Saiß.

Wenn die hessische Gardemusik spielte, war die „Neue Anlage" bis auf den letzten Platz besetzt, und man hatte Gelegenheit, die schönen Mainzerinnen der besten Gesellschaft zu bewundern.

In diesen Tagen wurde mir auch ein neues Chargenpferd überwiesen, und zwar eine der im Herbst 1865 unserer Batterie zugetheilten Remonten. Es war ein schöner und guter hellbrauner Wallach, aber leider noch nicht volljährig und daher etwas zu schwach für mein Gewicht, sodaß ich mich vorläufig darauf beschränken mußte, ihn durch einen Unteroffizier meiner Batterie täglich etwas bewegen und dabei zureiten zu lassen.

Einer merkwürdigen Begegnung muß ich noch erwähnen.

Bei meiner oben erwähnten größeren Reise im Sommer 1865 war mein erstes Ziel Koburg gewesen, wo ich einen Freund besuchen wollte. Dort hatte ich unter anderen interessanten Männern, wie z. B. Gustav Rasch, den unermüdlichen und unerschrockenen Kämpfer für die Rechte des „verlassenen Bruderstammes", der Schleswig-Holsteiner, auch Gustav Struve, den bekannten Freischaarenanführer während der Kämpfe in Baden in den Jahren 1848—49 kennen gelernt. In den genannten Jahren waren die Namen „Hecker und Struve" in aller Munde, und ich war damals schon alt genug gewesen, um einen bleibenden Eindruck davon erhalten zu haben und mich ihrer zu erinnern.

Struve war im Jahre 1865 kurz vor meinem Besuche in Koburg aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika zurückgekehrt, wo er den Bürgerkrieg (1861—65) mitgemacht hatte. Mich zogen damals seine Mittheilungen über diesen Krieg, wofür ich mich lebhaft interessirte, besonders an, sodaß ich seine Gesellschaft öfter aufsuchte, als ich es sonst wohl gethan hätte, denn seine wüthenden Ausfälle gegen die Monarchie und gegen die deutschen Fürsten stießen mich ab oder berührten mich im Stillen komisch, und ich nahm sie ruhig hin — denn mit einem Fanatiker zu streiten, ist ein unfruchtbares Beginnen — weil seine Erzählungen über den amerikanischen Krieg nicht ohne sie zu haben waren.

Kurz nach unserem Einrücken in Mainz hatte ich eine Zusammenkunft mit einem mir näher stehenden Kameraden, einem Premierlieutenant vom 3. Infanterieregiment, in einer Wirthschaft auf dem alten Kästrich verabredet. Sein Bataillon gehörte zu den auf der linken Rheinseite aufgestellten Vorposten und lag in Gonsenheim im Quartier.

Als wir ruhig beim Biere saßen, trat auf einmal Struve ein, und setzte sich zu mir, indem er sich auf unser Zusammentreffen in Koburg berief. Es dauerte nicht lange, so war er in seinem beliebten Fahrwasser. Jetzt sei der richtige Augenblick gekommen, Deutschland zur Republick zu machen, meinte er. Wenn die süddeutschen Regierungen Frieden mit Preußen schlössen, müßten die Völker aufstehen und den Krieg fortsetzen. Von Amerika seien einige hunderttausend Remingtongewehre unterwegs — natürlich eine Fabel — die der Ueberlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs ein Ende machen würden. Aus seinen vorsichtig tastenden Fragen merkten wir, daß er etwas von einer im kurhessischen Offiziercorps herrschenden Mißstimmung gehört hatte, dieser aber ganz andere, geradezu entgegengesetzte Ursachen unterschob, als sie thatsächlich hatte, soweit sie vorhanden war. Er meinte augenscheinlich, das „herrenlose" kurhessische Kontingent sei leicht für seine Zwecke zu gewinnen.

Wir suchten ihm die Augen über das Wahnsinnige seiner Pläne zu öffnen, und unsere Entgegnungen wirkten wie ein kalter Wasserstrahl, sodaß er schließlich, wenigstens was seine Hoffnungen auf das kurhessische Kontingent anlangte, als „ein traurigerer, aber weiserer Mann" abzog. Bei all seinem Blutdurst, der in seinen Reden zum Ausdruck kam, war Struve ein Vegetarier.

Die Tage der Ruhe sollten indessen bald aufgeregteren Platz machen.

Die Einleitung dazu bildete ein Streifzug nach Alzey, den eine aus dem kurhessischen Schützenbataillon, der Garde du Corps und der gezogenen Batterie gebildete Abtheilung in der Nacht vom 12. zum 13. Juli unternehmen mußte. Dort und in Wöllstein sollten nach beim Gouvernement eingegangenen Nachrichten angeblich Preußen eingerückt sein, und Prinz Alexander von Hessen hatte den Gouverneur von Mainz ersucht, diese durch kurhessische Truppen vertreiben zu lassen. Vielleicht wünschte der Prinz einen Zusammenstoß zwischen Kurhessen und Preußen herbeizuführen. Aehnliche Nachrichten waren im Laufe des 10. Juli auch unmittelbar beim Gouverneur eingetroffen und hatten Veranlassung zur Entsendung von Kavallerie-Offizier-Patrouillen gegeben, die festgestellt hatten, daß die Preußen in nur ganz geringer Stärke in Wöllstein gewesen, aber gleich wieder abgezogen seien. Trotzdem mußten die Truppen

den beschwerlichen Nachtmarsch unternehmen, denn Prinz Alexander hatte einen Offizier seines Stabes nach Mainz geschickt, der sich persönlich von der Ausführung des Befehles überzeugen sollte. Alzey und Wöllstein liegen ziemlich gleich weit, jedes etwa vier Meilen von Mainz entfernt, und wenn dort wirklich 500 Mann Preußen — um so viel sollte es sich nämlich nur handeln — eingerückt waren, so konnte eine Gefahr für Mainz daraus nicht erwachsen. Es handelte sich also nur um großherzoglich hessische Interessen. Wie kam die „neutrale" Festung dazu, ihre Besatzung zu solchen, ihr ganz fern liegenden Dingen zu verwenden?

Aehnlich lag es mit einem anderen Zwischenfall, der sich in diesen Tagen ereignete, dem es aber auch an einer heiteren Seite nicht fehlte.

Am 9. Juli war die nassauische Brigade vom VIII. Armeecorps, das damals wieder in der Nähe von Frankfurt stand, in's Herzogthum zurückgekehrt, um die von Koblenz aus dort eingedrungenen schwachen preußischen Abtheilungen, die meist aus Landwehr bestanden, zu vertreiben. Als Rückhalt für die Nassauer wurden am 10. Juli zwei Bataillone Würtemberger nach Biebrich und Wiesbaden vorgeschoben. Dem nach Biebrich bestimmten Bataillon wurde ein Halbzug unserer Garde du Corps unter Lieutenant von Schenk zu Schweinsberg beigegeben.

Wenige Tage später verbreitete sich das Gerücht, der Lieutenant von Schenk habe eine Anzahl preußischer Infanteristen zu Gefangenen gemacht. Und so war es in der That. Am Tage nach Schenk's Ankunft in Biebrich hatte ihm der Generaladjutant des Herzogs von Nassau — und zwar ohne es für der Mühe werth zu halten, vorher die Genehmigung des Generals von Loßberg einzuholen — befohlen, sich bei dem zwischen Wiesbaden und Langenschwalbach stehenden nassauischen Brigadegeneral Roth zu melden.

Mit diesem war er am folgenden Tage nach einem kleinen nassauischen Orte Sabern vorgegangen. Hier erhielt er von einem Postillon die Nachricht, daß in einem in geringer Entfernung gelegenen Dorfe, dessen Name mir entfallen ist, eine kleine preußische Infanterieabtheilung auf Vorposten stehe. Schenk erbat und erhielt die Erlaubniß, den Versuch zu machen, diesen Posten aufzuheben, wozu ihm ein paar Infanteristen zugetheilt wurden. Diese setzte er in den Postwagen und trabte dem Orte zu. Bei seiner Annäherung waren die Preußen gerade aus dem Dorfe abgezogen und befanden sich dahinter auf freiem Felde. Beim Anblick der Reiter schienen sie sich zwar zur Wehr setzen zu wollen und bildeten einen kleinen „Igel", legten aber auf eine Aufforderung des Lieutenants von Schenk die Gewehre nieder und ergaben sich. Sie mochten den Trupp Schenk's — 10 Gardes du Corps und vier oder fünf Infanteristen — wohl für die Spitze einer größeren Abtheilung gehalten haben. Schenk lieferte einen Unteroffizier und sechzehn Mann Gefangene an den General Roth ab.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Stock.

Ein Stück hessischen Kasernenlebens, von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit ging so darüber hin. Einst machten wir einen größeren Ausflug; irre ich nicht, so war es nach dem Dörnberge. Wir hatten früh gesattelt und kehrten gegen zwei Uhr Nachmittags in die Kaserne zurück. Kaum hatten wir die Rüstungen und Uniformen abgelegt, so rief die Trompete auch schon wieder zum Stalldienste. Gewöhnlich beginnt ein solcher mit dem Tränken der Gäule. Da ich den meinen aber noch sehr warm von dem angestrengten Ritte fand, beschloß ich, ihn vorerst trocken zu reiben und nach der Fütterung zu tränken. So war ich denn mit dem Abreiben beschäftigt, als ein Rekrut, der sieben bis acht leere Biergläser in den Händen trug, auf mich zutrat und mir sagte, der Quartiermeister Hehle, derselbe, der sich vorhin gedrückt, sende ihn, ich solle ihm Geld geben, damit er im Freihause, — Ihr kennt ja das in der Nähe des alten Klosters, unserer Kaserne, gelegene Bierhaus, — Bier holen könne.

Nun ist es mir auf ein paar Schoppen Bier während meiner Dienstzeit, wenn ich das Geld dazu hatte, nie angekommen; es wäre mir es auch damals nicht, allein die Art und Weise, wie das Ansinnen an mich gestellt wurde, gefiel mir nicht. Ich lehnte demgemäß mit den Worten ab, ich sei ein Alter und kein Rekrut mehr; wenn der Quartiermeister Bier trinken wolle, so möge er

sich an die grünen Rekruten wenden. — Und doch, wenn ich bedenke, daß die Sonne über uns gebrannt hatte, wie sie nur je in den Hundstagen gebrannt hat, und daß man, wenn man in der Lage dazu ist, keinen Menschen leiden sehen soll, wohin ich auch das Durstleiden rechne — Prosit! — dann ist es mir, als hätte es mir auf ein paar Groschen nicht ankommen sollen, wenigstens hätte ich mir vieles Unangenehme erspart. Aber was sage ich, ich hätte ja dann auch nicht die Bekanntschaft meines hölzernen Freundes gemacht, und so bleibt es doch wieder das Beste, was ich thun konnte. Daß ich damit in ein Wespennest gestochen und solches ganz aufgerührt hatte, ahnte ich nicht.

Die Fütterung war vorüber, meine Stute gestriegelt und geputzt, daß sie glänzte zur Lust und Freude ihres Reiters. Sie selbst schien das zu fühlen, denn sie wieherte laut auf. Nun ging es zur Tränke. Hier muß ich kurz einschalten, daß die Kaserne, die unsere Schwadron damals bezogen hatte, die sogenannte „neue Kaserne" war, die, sich mit einem Flügel an das alte Zeughaus anlehnend, ein Viereck beschreibt. Die eingezogene Landwehr hatte den Flügel, der die „Neue Straße" begrenzt, inne. Aus der Mitte jeden Flügels führte eine Thür auf den inneren Kasernenplatz, der zugleich als Reitbahn diente. Gewöhnlich waren neben diesen Thüren im Stalle die großen steinernen Wassertröge angebracht, die aus einer Wasserleitung mit stets frischem Wasser gespeist wurden und zur Tränkung der Pferde dienten. Da nun mein Pferd dicht neben der Thür, die auf den Kasernenhof führte, seinen Stand hatte, so brauchte ich nicht weit zu der Tränke. Ich band daher meinen Gaul los und führte ihn zu dem nahen Troge, fand ihn jedoch noch trockener, wie vorhin die mir von dem Quartiermeister zugeschickten Biergläser. „Auch gut", sagte ich, leitete mein Thier zur Stallthür hinaus über die Reitbahn zu der schräg gegenüberliegenden Stallthür des Mittelgebäudes und durch diese an den innen, neben ihr befindlichen Steintrog, der von Wasser fast überlief. Hah, wie schlürfte mein Gaul in langen, heißen Zügen, wie wieherte er nach dem Genusse hell auf und peitschte Lenden und Weichen mit dem prachtvollen Schweife. Wie beneidete ich ihn um den kühlen Trunk, ich, dem selbst die Zunge an dem Gaumen klebte!

Gesättigt, wie das Roß war, wollte ich es in seinen Stand zurückführen. Da inzwischen aber noch mehr Reiter kamen, die ihre Thiere zu tränken gedachten, so war es mir nicht möglich, dies vorwärts durch die innere Stallgasse zu thun, und es blieb mir als einziger Ausweg der durch die Stallthür, durch die ich gekommen war, worauf ich den Rückweg über die Reitbahn einzuschlagen beabsichtigte. Kurz entschlossen nahm ich dem Pferde den Kopf hoch, es so rücklings zur Thür hinaus zu bugsiren. Diesmal zeigte sich das Thier weniger folgsam, als sonst und bewies seinen Unmuth dadurch, daß sein Schweif rechts und links die Luft peitschte. Wollen oder nicht wollen, gab es indessen nicht. Doch wenn man Pech hat! Neben der Thür hatte sich die Korporalschaft der Schwadron versammelt und ruhte sich in der freundlichen Sommersonne von den Strapatzen des Tages aus, und da hatte mein Gaul die Ungezogenheit, dem zunächst stehenden Korporal Berner mit seinem Schweife den langen Schnurbart von dem Marschstaube rein zu peitschen; der Genannte war wegen seines barschen Wesens hinlänglich bekannt. Kaum hatte er sich die in Unordnung gerathenen Spitzen seines Bartes wieder regelrecht gezwirbelt, so begegnete er mir mit einer Sintfluth von Schimpfreden, die ich in ihrer Gesammtheit nicht wieder geben will, da ich es verschmähe, mich zum Echo schmutziger Gemeinheiten zu machen. Nur das Eine kann ich nicht umgehen, er trat mir näher und schnauzte mich mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung an: „Verfluchter L— — —, ich will dich lehren, wie ein Pferd geführt werden muß!"

Ruhig stellte ich mein Thier, hörte ihn an, und als er geendet, entgegnete ich ihm: „Korporal, ich glaube nicht, daß ich zur Standarte gerufen bin, mir ehrenrührige Schimpfreden gefallen lassen zu müssen; ich verbitte mir dieselben höflichst, ebenso das Dutzen; denn mir ist nicht bewußt, daß wir je auf Der und Du gestanden hätten. Lassen Sie aber das Schimpfen nicht, so muß ich Sie, als Soldat, der Ehre im Leibe hat, melden!"

Damit wandte ich mein Pferd und führte es auf dem früher beschriebenen Weg zurück in seinen Stand. Kaum hatte ich es angehalftert, da gab die Trompete das Zeichen zum Streumachen. Als ich nun damit beschäftigt war, dieses vorschriftsmäßig zu thun, trat hinter der hohen Säule, an die sich mein Pferdestand anlehnte, jener Korporal Berner mit den Worten hervor und an mich heran: „Sch— — —, was sagtest Du von melden? Ich will dich bemelden!" und dabei brannte mir eine derartige Backpfeife auf der linken Wange, daß es mir in den Ohren sauste, als tummele sich darin eine Windsbraut herum, nur daß es mir, wie Blitzfunken und Brandraketen, aus den Augen schoß. Einen Augenblick lang war ich perplex, im andern

Augenblick aber hatte ich alle meine Besinnung und Ueberlegung wieder. Entschlossen und ohne ein Wort zu sagen, langte ich meine Stalljacke vom Nagel an der hohen Säule herab, fuhr hinein und erst dann, als der letzte der Knöpfe nach Vorschrift in seinem Loche stak, sagte ich ruhig und gemessen: „Ich gehe, Sie zu melden."

Kaum waren die Worte über meinen Lippen, so war jener Quartiermeister in Sicht, der vorhin hier kegelte. Er hatte sich bis dahin, unbemerkt von mir, hinter der Säule gehalten und vertrat mir den Weg.

„Was will der Kerl? Melden?" schrie er mich mehr an, als daß er es gesagt hätte. „Was, melden?" schrie mich der Quartiermeister wiederholt an. Ich hielt in meinem Gange, kaum aber stand ich, so hatte ich eine nicht minderkräftige Ohrfeige auf dem andern Theil meines Gesichts.

Durch den mit aller Macht geführten Streich verlor ich meine kerzengerade Haltung, ich fuhr zur Seite. Da durchdröhnten aber auch schon wieder die zornwüthigen Worte mein Gehör: „Kerl, weißt Du nicht, daß, wenn Du vor einem Vorgesetzten stehst, Du gerade zu stehen hast?" und abermals brannte mir ein Schlag auf dem linken Backen. „Willst Du gerade stehen?! Willst Du! Willst Du!" dröhnte es lauter und immer lauter, und ein jeder dieser Ausrufe war von einem Schlag abwechselnd rechts und links begleitet.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Landgraf Ludwig's von Marburg Vorliebe für Krammetsvögel. Landgraf Philipp's Sohn Landgraf Ludwig testator, Regent zu Marburg, dessen Vorliebe für seltene Jagdbeute in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift (S. 262) gedacht worden ist, scheint auch ein Verehrer kulinarischer Genüsse, die der Wald zu liefern im Stande ist, gewesen zu sein, u. a. von Krammetsvögeln, deren zu gedenken gerade in der Herbstzeit besondere Veranlassung vorliegt.

Dafür spricht Folgendes: Am 27. Oktober 1592 schickte ihm Graf Albrecht zu Nassau, Saarbrücken und zu Sarwerden, Herr zu Lahr, laut eines in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel im Original aufbewahrten Schreibens aus Gleiberg 100 Stück Krammetsvögel, „solcher zum besten zu genießen und darmit fürlieb zu nehmen". Der Landgraf nahm das Geschenk dankbar an, wie es aus seinem aus Marburg datirten an der gleichen Stelle erhaltenen Antwortschreiben vom 28. Dezember desselben Jahres hervorgeht, in welchem es u. a. heißt: „sagen Euch daruor gunstigen Danck, vnd ist vff einmahl zuviel gewesen. Da wir es auch mit etwas, so Euch anmutig wehre, gunstig beschulden konnen, wollen wir es nicht vnderlaßen".

Hasserodt und seine Angehörigen. Auf eine Anfrage an das lutherische Pfarramt in Wollershausen bei Gieboldehausen wegen Hasserodt und seiner Angehörigen theilte Herr Pastor Dralle daselbst aus den dortigen Kirchenbüchern gütigst Folgendes mit:

Am 9. Juni 1783 wurde „der Herr Administrator des hiesigen adligen (von Minnigerodeschen) Gutes, später Pachtinhaber genannt, Herr Heinrich Christian Hasserodt mit der Hochwohlgeb. Fräulein Charlotte Louise Karoline von Lettow, des He. Landjägers von Lettow zu Königsthal (in der ehemal. Grafschaft Hohnstein a. Harz) ältesten Fräulein Tochter, copulieret". Der Vater ist von Sr. K. K. Majestät Franz II. am 27. März 1796 nobilitirt worden.

Ueber die Geburt dreier Kinder geben unsere Register Auskunft. 1. Am 19. November 1784 wurde ein Töchterlein geboren, Friederike Wilhelmine Henriette Karoline, das jedoch, 5 Monate und 10 Tage alt, am 29. April 1785 bereits wiederum genommen wurde. 2. Georg Friedrich Wilhelm ist geboren am 2. Oktober 1786 und getauft am 6. Oktober 1786. Gevattern waren: Herr Hauptmann Georg Wilhelm von Minnigerode, Herr Landjäger zu Königsthal Friedrich Christoph von Lettow, Frau Majorin von Minnigerode, Sophie Charlotte, geb. von Minnigerode, Frau Gerichtsinspektorin Holtzmann. Dies ist der bei Kassel durch die Fremdherren Erschossene. Ein Bruder ist hier ihm noch nachgeboren: 3. Georg Karl August, geboren am 8. Dezember 1787.

Es scheint, als ob die Familie bald darauf von hier verzogen sei. Jedenfalls wird der Name in den Büchern fortan nicht mehr genannt. Auch ist der Eltern Tod hier nicht registrirt.

Die Schwester Karoline, an welche Hasserodt den im vorigen Heft (S. 251) wiedergegebenen

Abschiedsbrief schrieb, muß dem Obigen zufolge erst nach dem Fortzug der Eltern von Wollershausen geboren sein. Nannte sich Held Hasserodt selbst Friedrich Wilhelm, wie ihn auch das westfälische Kriegsgericht bezeichnete, so ist doch der Vorname Georg, der der hessischen Ueberlieferung entspricht (s. auch das Gedicht von Dr. H. Brunner: „Georg Wilhelm von Hasserodt“ im „Hessenland“ III, S. 229), durch das Kirchenbuch seines Heimathsortes sicher bezeugt.

Sebastian Bach in Kassel. Die „Kasselische Zeitung von Policey, Commercien und anderen dem Publico dienlichen Sachen“ bringt in der Nummer 38 des II. Jahrganges vom 22. September 1732 unter der Rubrik „Modifikation von allerhand Sachen“ an erster Stelle folgende Ankündigung:

„Es ist die im hiesigen Stifft St. Martini, oder der so genannten grossen Kirche grosse und Kostbahre Orgel, woran beynahe 3 Jahr gearbeitet, endlich durch den Orgelbauer Herr Nicolaus Becker von Mühlhausen nach heutiger Art eingerichtet, und zu seiner perfection gebracht worden. Nachdem dann nun dieses Werck auff Hohen Obrigkeitlichen Befehl durch den Berühmten Organisten und Musicdirectorem Herr Bach von Leipzig mit zuziehung des hiesigen Hoff und Stadt Organisten Hern Carl Möller examiniret werden wird, in ohngezweiffelter Hoffnung, daß solche die erwünschte probe erhält, so soll diesem selbige künfftigen Sontag, geliebts Gott, in offentlicher versamlunge vollkommen gespielet und mit einer Musicalischen harmonie inauguriret werden. Man wünschet, daß sothanes, zur Ehre GOttes hauptsächlich gereichendes Werck der gantzen Gemeinde und einem jeden und insbesondere zur auffmunterung gereichen möge.“ **L. B.**

(Vergl. auch Dr. Carl Scherer, Joh. Seb. Bach's Aufenthalt in Kassel. Aufsatz in den Monatsheften für Musikgeschichte. Jahrg. 25 [1893], Nr. 8.)

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein. Am Montag, den 25. Oktober, werden die Vortragsabende des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde im Saal der Oberrealschule in der Hedwigsstraße zu Kassel wieder ihren Anfang nehmen.

Vortrag zum Besten des Philipps-Denkmals. Am Mittwoch, den 20. Oktober, wird Se. Exzellenz Generallieutenant z. D. von Schmidt, Vorsitzender des Ausschusses für das dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen in Kassel zu errichtende Denkmal, zum Besten desselben im Saale des evangelischen Vereinshauses daselbst einen Vortrag über „Kassel im 16. Jahrhundert als Stadt und Festung“ halten, worauf besonders hingewiesen sei.

Kasseler Grimmsammlung. Die Kasseler Grimmsammlung hat abermals eine werthvolle, sehr dankenswerthe Bereicherung erfahren durch die Güte des Geh. Regierungsrathes Prof. Dr. Hermann Grimm. Wie dieser dem Vorsitzenden der Kasseler Grimmgesellschaft Oberbibliothekar Dr Lohmeyer schreibt, kam in Berlin kürzlich „ein alter, viele Jahre lang verschlossen dastehender Koffer zur Untersuchung, welcher (Grimm'sche) Papiere längst vergangener Zeit enthielt. Mit Hülfe des Dr. Steig zu Berlin hat der Inhalt sich in drei Packete zertheilt, deren erstes, die frühen Zeiten betreffend, nach Hanau abgeht, das dritte für den hiesigen (in der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten) Grimmschrank bestimmt ist, das zweite aber unter Ihrer Adresse nach Kassel gesandt worden ist. Ich glaube,“ so schließt Hermann Grimm, „daß das Meiste darin für das Kasseler Grimm-Museum paßt, und würde mich sehr freuen, dies durch einige Zeilen Ihrer Hand bestätigt zu sehen.“

Unter den theils handschriftlichen, theils gedruckten Papieren fanden sich schon bei flüchtiger Durchsicht eine Reihe von höchst interessanten Stücken, so z. B. zehn Schulzeugnisse der Brüder Jakob, Wilhelm, Ferdinand und Ludwig Grimm aus der Kasseler Lyceumszeit, verschiedene bisher unbekannte Briefe der Brüder, ihrer Tante Henriette Zimmer, der Prinzessin Friederike von Hessen und anderer fürstlicher Persönlichkeiten, Studentenkarten Jakob's, Schulhefte und handschriftliche Sammlungen der Brüder aus der ersten Kasseler Zeit, die von Jakob am 9. April 1802 bei seinem Abgange vom Lyceum Fridericianum gehaltene lateinische Rede u. a. m. Durch die hochherzige Zuwendung hat der Sohn Wilhelm's sich erneuten Anspruch auf das wärmste Dankgefühl aller Verehrer unserer Brüder Grimm erworben.

Theater. In der Zeit vom 1.—14. Oktober hatte das Königliche Theater zu Kassel mehrere Aufführungen von zwar alten, aber dort noch gar nicht oder wenigstens lange Zeit nicht gegebenen Stücken zu verzeichnen. Es waren dies zwei Stücke von Grillparzer, das Lustspiel: „Weh dem, der lügt!“ (2. Okt.) und das Trauerspiel: „Sappho“ (6. Okt.), ferner auf dem Gebiete der Oper: Donizettis „Regimentstochter“ (1. Okt.). Abgesehen davon ist noch hervorzuheben, daß in der trefflichen „Tannhäuser“-Vorstellung am 3. Oktober der durch langwierige Krankheit bis dahin am Dirigiren behinderte erste Kapellmeister Treiber zum ersten Mal wieder seines Amtes waltete und vom dichtbesetzten Hause jubelnd begrüßt wurde. Die Wiedergenesung des gefeierten Dirigenten bekundete vollends die am 7. Oktober in gewohnter Vorzüglichkeit vor sich gegangene Aufführung der „Walküre“, an welcher vorher mit den besonderen Verehrern Richard Wagner's das gesammte musikliebende Publikum seine Freude gehabt hat. In „Marie, oder die Regimentstochter“, der allein wirklich volksthümlich gewordenen von den 69 Opern des bekannten in Bergamo in Oberitalien geborenen und gestorbenen Komponisten (1797 bis 1848), die durch die Frische ihrer Melodien zu der Trivialität italienischer Opernmusik im wohlthuenden Gegensatz steht, war die Titelrolle einem neuen Mitglied des Theaters, der zweiten Koloratursängerin Fräulein von Benno, anvertraut. Die junge Sängerin verrieth zwar in Gesang und Spiel noch Spuren der Anfängerschaft, namentlich in ersterem, indem die Stimme in Bezug auf Tragfähigkeit noch weiterer Kräftigung und in Betreff besserer Ausgleichung der Koloraturen noch weiterer Studien bedarf, doch wurde die temperamentvolle Leistung sehr beifällig aufgenommen.

Die neu eingetretene erste dramatische Sängerin Fräulein Joachim hat sich nicht minder bereits auf das Beste eingeführt, namentlich gilt dies von ihrer „Elisabeth“ im Tannhäuser, in dem auch ihre vornehme Darstellung anerkennend besprochen worden ist. Die Stimme, ein edler Mezzosopran von ausgeprägtem Charakter, hat etwas ungemein ansprechendes. Daß die Künstlerin in den höheren Lagen nicht über gleich ausreichende Mittel verfügt, wird der Wirkung ihrer Leistungen in einzelnen Rollen wie z. B. im „Fidelio“ immerhin Abbruch thun.

Von den oben erwähnten Darbietungen auf dem Gebiete des Schau- und Lustspiels wurde Grillparzer's „Sappho“ wieder wie vor etwa sieben Jahren, als Fräulein Bleibtreu die Titelrolle inne hatte, vor einem gut besuchten Hause wonicht mit Begeisterung, so doch mit dem lebhaften Beifall aufgenommen, der einem der reifsten Dramen des großen österreichischen Dichters in so fast durchweg tadelloser Besetzung, wie sie in Kassel möglich ist, gebührt. Fräulein Himmighoffen erwies sich als ruhmesüberdrüssige, sich nach Liebe sehnende, aber in ihren Hoffnungen getäuschte Sappho abermals als eine sehr schätzenswerthe Tragödin, ebenso hatte Fräulein Ellmenreich, die bei den Kasselanern so beliebte jugendliche Liebhaberin, als Melitta Gelegenheit sich natürlich und anmuthig zu geben. Auch unser hessischer Landsmann der vielverwendete und verwendbare Herr Kothe fand sich mit der undankbaren Aufgabe des von zwei Frauen geliebten Phaon nach Vermögen ab. Nicht denselben Erfolg hatte das in Kassel bislang noch nicht aufgeführte Grillparzer'sche Lustspiel: „Weh' dem, der lügt!“ Bei aller Verehrung vor der Sprache des wahren Dichters, die sich auch da nicht verleugnet, muß doch offen gesagt werden, daß diesem Lustspiel der Charakter eines solchen abgeht und das Ganze zu wenig dramatisches Leben besitzt, um wirksam zu sein. Dem Stück liegt der Gedanke zu Grunde, daß die Wahrheit das oberste Gesetz im Verkehre der Menschen sein solle, daß aber auch der lauterste Charakter sich nur schwer im Gewirre des Lebens frei von Trug und dem Vorwurfe der Lüge erhalten könne. Problem und Ausführung sind zum Lustspiel ungeeignet. Nur eine bunte, vielgestaltige Intrigue hätte das Thema etwa zum Lustspiel brauchbar machen können, die aber fehlt. Der aus dem fränkischen Geschichtsschreiber Gregor von Tours (6. Jahrhundert) und z. Th. aus Thierry's „Récits des Temps Merovingiens“ entnommene Stoff ist zu einfach naiv, um den heutigen Ansprüchen zu genügen. Daß das Werk bei seiner erstmaligen Aufführung im Wiener Burgtheater am 6. März 1838 einen durchschlagenden Mißerfolg erlitt, ist noch unvergessen, ebenso daß es nach den drei pflichtschuldigen Respektsvorstellungen auf Jahrzehnte von den Brettern verschwand. Selbst die rücksichtsvollsten Beurtheiler, die mit wahrer Pietät an Grillparzer hingen, sprachen dem Lustspiel theatralische Wirksamkeit ab, mit ihnen Laube, und selbst in neuerer Zeit, wo das Wiener Publikum auch dieser Schöpfung seines Grillparzer günstig gestimmt war, ist ihr lediglich ein Achtungserfolg beschieden gewesen. Sogar Faulhammer, der Biograph des Dichters, der alles Mögliche vorbringt, um auch diese Dichtung zu retten, muß einräumen: „. . ‚Weh dem, der lügt!‘ ist ein gewagtes Stück“.

Von modernen Dichtern ist der Franzose Sardou zum Wort gekommen und zwar mit seiner, wie an anderen Orten so auch hier, schon so häufig gegebenen: „Madame Sans-Gêne“, die am Sonntag, den

10. Oktober wiederum in schön abgerundeter Vorstellung über die Bretter ging und Frau Kothe-Haacke (Katharine Hübscher) wie dem Herrn Jürgensen (Napoleon) Gelegenheit bot, in Glanzrollen vor die Rampe zu treten.

Ernennung eines Fuldaer Mönches zum Ordensgeneral. Der Pater Aloysius Lauer, bislang im Kloster Frauenberg bei Fulda, wurde nach Rom berufen und am 1. Oktober von Papst Leo XIII. in besonderer Audienz motu proprio zum General des Franziskanerordens ernannt. Am 5. Oktober erfolgte die feierliche Einführung im Hauptkloster des Ordens, St. Antonio in Rom.

Familientag. Die Familie von Roques hielt am 5. Oktober d. J. in Kassel ihren Familientag ab.

Todesfall. Am 8. Oktober starb zu Straßburg i. E. der kaiserliche Ministerialrath Dr. Hermann Bickell, geboren zu Marburg am 10. Mai 1844. Nach Vollendung seiner juristischen Universitätsstudien in Marburg und Berlin trat Dr. Bickell 1868 in die Domänenverwaltung des Fürsten zu Ysenburg und Büdingen in Wächtersbach, von wo er nach vier Jahren als Regierungsassessor an das Oberpräsidium in Straßburg berufen wurde. Dort wurde er 1880 Regierungsrath, 1884 kam er als Kreisdirektor nach Zabern, 1895 als Ministerialrath wieder nach Straßburg. In Bickell ist ein überaus tüchtiger, pflichtgetreuer Beamter dahingeschieden.



Personalien.

Ernannt: Landgerichtsdirektor Dr. Rumpf in Wiesbaden zum Senatspräsidenten des Oberlandesgerichts zu Kassel; Apotheker Looff zu Kassel zum pharmazeutischen Assessor des Medizinalkollegiums daselbst; der Direktor der Erziehungsanstalt Fliegenschmidt zu Wabern zum Direktor der Strafanstalt in Wehlheiden.

In den **Ruhestand** getreten: Senatspräsident Dr. Petri zu Kassel; Lehrer Rathmann zu Fulda.

Verliehen: dem Senatspräsidenten a. D. am Oberlandesgericht zu Kassel Geheimen Oberjustizrath Dr. Petri der Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern; dem Forstmeister a. D. Metz zu Marburg der rothe Adlerorden 3. Klasse; dem Metropolitan Hartmann in Bischofsheim der Kronenorden 3. Klasse, desgl. dem Landrentmeister Brehm zu Kassel; dem Amtsgerichtsrath a. D. Kellner zu Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse, desgl. dem Polizeikommissar Schmidt zu Kassel; dem Lehrer a. D. Rathmann zu Fulda der Kronenorden 4. Klasse; dem Generalsekretär des landwirthschaftlichen Zentralvereins zu Kassel Gerland der Charakter als Oekonomierath.

Versetzt: Amtsrichter Quentin von Brotterode nach Karlshafen.

Verlobt: praktischer Arzt Dr. med. Wilhelm Braune mit Fräulein Else Ruppersberg (Herborn, September); Ingenieur Bruno Versen zu Dortmund mit Fräulein Anny Marquardt (Bettenhausen, Oktober).

Vermählt: Kapitän-Lieutenant Ludwig Friedrich Boedicker zu Berlin mit Fräulein Ida Theodore Nebelthau (Kassel, September); Premierlieutenant Gustav von Spangenberg zu Spandau mit Fräulein Elsbeth von Leers (Schönfeld i. Meckl., 30. September); Gerichtsassessor Franz Georg Christoph Bersch mit Fräulein Karoline Emma Giersberg (Marburg, Oktober).

Geboren: ein Sohn: Ludwig Wentzell und Frau Ida, geb. Trost (Kassel, 7. Oktober); Viktor Hüter und Frau Gerda, geb. Sprengel (Dens, 8. Oktober); Archivassessor Dr. A. Cartellieri und Frau Margarethe, geb. Ornold (Karlsruhe, 11. Oktober).

Gestorben: Kaufmann Hermann Stange (Kassel, 2. Oktober); Pfarrer Karl Theodor Kimpel, 54 Jahre alt (Oedelsheim, 6. Oktober); Kreisphysikus Dr. Kloß (Biedenkopf, 6. Oktober); Ministerialrath Dr. Hermann Bickell, 53 Jahre alt (Straßburg, 8. Oktober); Steuerrath Rudolf Irmler, 65 Jahre alt (Marburg, 8. Oktober); verwittwete Frau Professor Emilie Vilmar, geb. Abée (Marburg, 9. Oktober); verwittwete Frau Emilie Maus, geb. Schmidt, 63 Jahre alt (Kassel, 10. Oktober); verwittwete Frau Katharina Sauer, geb. Waßmuth, 79 Jahre alt (Rinteln, 10. Oktober); Verwalter a. D. Friedrich Wilhelm Reins, 85 Jahre alt (Kassel, 10. Oktober); Rentner Fritz Biermann, 70 Jahre alt (Kassel, 12. Oktober).

Berichtigungen.

In dem Aufsatze „Der Schöpfer der kurhessischen Landesaufnahme" in Nr. 18 des „Hessenland" ist auf S. 239, rechte Spalte, Zeile 10 von unten, gesagt: 5 Ruthen = 30 rheinländische Fuß. Dieses ist irrthümlich, denn 5 Ruthen waren gleich 60 Fuß rheinländisch.

von Stamford.

In Nr. 17 dieser Zeitschrift S. 228 ist an Stelle des ehemaligen Stadtsekretärs Bödicker irrthümlicherweise der Polizeiinspektor (später Polizeirath) Bödicker als Mitunterzeichner des letzten Aufnahmebriefes in die Kasseler Kaufmannschaft genannt worden.

Briefkasten.

L. B. in Marburg. Besten Dank. Wird gern aufgenommen. Im Uebrigen freundlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XI. Jahrgang. Kassel, 1. November 1897.

Wann in Gellhause Weinles' is.

Wann in Gellhause Weinles' is
Unn's hängt wos an de Rewe,
— Vill Träuwelchern recht mill un süß —
Gibt's euch e lustig Lewe.

Wann in die Ordnung sinn gebrocht,
Die Fässer unn die Bütte,
Die Keltern dann zurecht gemocht,
Die Trauweln d'ruf zu schütte,

Unn wenn zum Schluß der „ganze Rath"
An Ort unn Stell gewese,
Den Johrgang selbst probiret hat
Unn dann bestimmt die Lese — — —

Do werd's lewendig schon sehr baald
Im ahle Kaiserstädtche,
Vergnügt is Alles, Jung und Aalt,
— Die Buwe unn die Mädche.

Die „Buwe" alle — ahnerlei
Ob groß, ob klan — sie hole
Geschwind nu aus der Eck' herbei
Die Flinte unn Pistole —

Kanönerchern unn Schlüsselbüchs',
Unn wos man sonst kann brauche
Zum Schieße; — weiter will man nix:
's muß knalle unn's muß rauche.

Die Maderchern darf man dabei
Natürlich nit vergesse —
Bis erst der Ballstoot in der Reih'
Wird Tag unn Nacht gesesse.

Herbstbäll' gibt's drei in ahner Woch'
Unn ahn will doch e Jede
Mitmache, drum muß Alles doch
Aach passe zur Tapete.

Is Alles solches dann gescheh'n,
Geht's an das Kuchebacke —
E Weinles' amol ohne den,
Hieß sich wahrhaftig placke.

Drum backt, wer es nur übens kann,
Quetsche- unn Appelkuche
Unn läßt den, der es nit gethan,
Aach noch e Stück versuche.

Freigewig sinn Gellhäuser Leut
Unn gastfrei stets gewese,
Der Fremde drum die Reis' nit scheut,
Läd't man ihn enn zur Lese.

Vier Toge dauert sie zumeist,
Vier Toge werd gelese,
— Gelese, no, wos des so heißt:
Getrunke und gegesse.

Geschosse wird unn nix geschafft —
Unn dabei is e Wunner,
Wenn noch e Troppe Rebesaft
Erübrigt wird mitunner.

Wenn es e Dutzend Mensche sinn,
Die in den Wingert ziehe
Unn Jeder thut sich tüchtig in
Das Trauwelesse kniee,

Do is der Erndtesege hin,
— Wenn des zum Glück aach selte,
Sonst werd kein Teufel Wein mehr zieh'n,
Doch uff die Weinles' schelte.

Nein, das gibt's nit; im Gegentheil,
Der Weinbau, der soll lewe!
Unn Manchem is sonst Alles feil,
— Nur nit e Stock mit Rewe.

Ja, stolz is man uff jeden Stock
Im Wingert bei der Lese —
— Unn stolz, weil Kuche, Worscht unn Grogk
Aach nie so gut gewese.

Danewe pufft es, knallt's unn kracht. —
Wos Arme hot unn Hände,
Schießt jetzt vom Morge bis zur Nacht,
— Der Spaß hat gor kein Ende.

Fliegt aach e mol e Finger mi
Beim Schieße — mag er fliege! —
Man läßt deshalb das Schieße nit,
Zu groß is das Vergnüge. —

Gewöhniglich am erste Tag
Thut e Kapell' aach spiele
In der bestimmte Weinbergslag' —
— Das muß man hör'n und — fühle.

Man muß, sag ich — vor lauter Schüss',
Vor all dem tolle Lewe,
Versteht man kaum, wos Musik is,
Man muß sich's denke ewe.

Am Owend geht's dann in die Stodt
Mit Musik unn mit Fackeln;
Unn Alles wos dann Bein' nur hot,
Läuft mit unn thut mit — wackeln.

Daß er schon Unheil angericht't
Der neue Federweise
Unn's europä'sche Gleichgewicht
Gestört, will nit vill heiße.

Um acht begint heut schon e Ball,
Uff den die Berger gehen
Mit ihren Frau'n unn Töchtern all,
— Do kann man Weibsleut sehen.

Wos so e Ball sonst mit sich bringt
Brauch' ich nit zu beschreiwe,
Man tanzt unn schwätzt, unn ißt unn trinkt,
Unn thut bis Morgens bleiwe.

Der vierte Weinles'-Tag doch setzt
Die Krone uff dem Lewe,
Als müßt' sein'n Senf zuguterletzt
Dazu noch Jeder gewe.

Das Schieße is nu nit mehr schön —
Rings um das Rötherhäusi
Js heut kein Vögelche zu seh'n,
Hervor wagt sich kein Mäusi.

Unn uff dem „Neueberg" erschallt
Gellhäuser Musik wieder,
Jndessen Grogk unn Schnaps, wenn's kalt,
Erwärmt die steifen Glieder.

Wenn's dunkel wird, wird angezünd't
Kunstfeuerwerk in Menge
Unn Frösch unn Krackeln — 's is e Sünd —
Läßt los man im Gedränge.

Nun trifft's Urwanesche*) aach ein,
E Flurschütz thut es trage,
Unn hunnert Kinner folge drein —
— Die Fraad is nit zu sage.

Mit „Hurrah" wird's begrüßt sogleich,
Begrüßt vom ganze Haufe,

*) St. Urbanus, Patron des Weinbaues.

Die Musik bläst en Tusch so weich,
Daß's ein'n thut überlaufe.

Wie schaut's so freundlich in die Welt,
Als wollt' es dafür danke —
Guckt, wie's in seiner Rechte hält
E kleine Rewe-Ranke!

Nun wird e Fackelzug formirt:
Voran die Musikante,
Dann kommt das Kerlche, sekundirt
Von Freunde unn Bekannte.

Als letzt're sinn's die Trauwel-Kränz'
Seit alte graue Tage,
Unn seine gute Freunde nennt's
Die Schütze, die sie trage.

Für'n Bergermeister is bestimmt
Der Kranz zu seiner Rechte,
Zur Linke den, wie sich's geziemt,
Thut man für'n Landrath flechte.

So geht's zur Stadt im Fackelzug,
Mit Musik unn mit Singe,
Den Herr'n dann mit 'nem kurze Spruch
Die Kränze darzubringe.

Was Bein' hot, in den Zug heut muß,
So werd der immer größer —
Und dabei fällt noch Schuß uf Schuß —
Des heiß' ich Steubeäser!

Die Polizei is übel dran
Als Wächter unn als Mahner,
Gewöhnlich hot's kein Mensch gethan
Unn aach geseh'n hot's Kaner.

No, bald hot ja der Spaß e End!
Js man durch alle Gasse
Gezoge unn is abgebrennt
Buntfeuer do in Masse —

Unn sinn die Kränze überreicht,
Das „Hoch" geschrie'n von Viele
Unn hot die Musik aach gezeigt
Dabei, daß sie kann spiele —

Geht's noch dem Öwermaad, wo man
Dann auslöscht alle Fackeln
Unn noch zum Ueberfluß steckt an
Die letzte Frösch unn Krackeln.

Uff's Rathhaus wird indeß gebracht
Voll Wehmuth der Urwanes,
Dann aber wird sich ham gemacht —
— Wer mehr will feiern, kann es.

E Nachles gibt's natürlich aach,
Doch spart mir's sie zu schildern,
— Schön is sie nit unn ihre Sprach
Spricht sie in düstern Bildern:

Vom Ball und Tanze müde Bein'
Unn leere Portemonnaiee;
E voller Kopp vom Grogk unn Wein
Unn — Trauwel-Diarrhöe. —

Doch still davon! Der Weinles' Art
Paßt zwar nit für Duckmäuser,
Es is e Fest, so ganz apart,
E Fest für die Gellhäuser.

J. C. H. Kreiß.



Wie unsere Aue geworden ist.

Vortrag, gehalten im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 26. April 1897.

Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Der junge Fürst, den der Beiname des Gelehrten schmückt, bethätigte seinen den Wissenschaften geneigten Sinn; er nahm 1598 die erste Buchdruckerei, die in Kassel in's Leben trat, in das Lusthaus auf, welches sein Vater in dem Lustgarten erbaut hatte. Moritz empfand es als nachtheilig, daß er den Besitz des Grund und Bodens der Fuldainsel mit einer Anzahl seiner Unterthanen theilen mußte, er faßte daher den Plan, die ganze Insel in seine Hand zu bringen. Wegen Beschädigung der Anlagen durch die Fluth ließ er 1601 Dämme bauen und beauftragte Beamte mit der Verhandlung wegen Eintausches oder Ankaufes der auf der Insel nicht dem Landesherren gehörigen Landstücke. Der Landmesser Jost Moers nahm die Vermessung aller dieser einzelnen Stücke vor. Die Verhandlungen zogen sich längere Zeit hin, da, wie es begreiflich ist, nicht alle der Eigenthümer entgegenkommend waren und die Anhänglichkeit der Leute an ihr hergebrachtes Eigenthum zu allen Zeiten ein Hinderniß für Vertauschung bildet. Erst unter dem 18. Juli 1604 spricht Landgraf Moritz aus: „Nachdem wir mit Vnnsern Vndterthanen so Lenderey Inn der Awe gehabt ein Auswechßell troffenn, also das Wir nunmehr die ganze Awe Ahn Vns gebracht u. s. w. Beuelhen Derowegen Vnnseren Oberforst- vnndt Jegermeister vnndt beambtten zue Caßell das sie diesen Vnnsern Auswexell allerseits zu wergk richten vnndt einem Jeden ahn seinem Orth die Holz vnndt Hudens Gerechtigkeit wie Obstehett, zustellen vndt inraumen. Moritz Landtgraff zue Heßen."

Der Stadt Kassel hatte auf der Länderei wie auf den Trieschen in der Aue die Koppelhutens-Gerechtigkeit mit dem Fürsten gemeinsam zugestanden, für diesen Antheil übergab letzterer seiner Stadt „Vnser Gehölze, den ganzen Krazenbergk mitt den dazu gehorigen Trischen zur Hude vndt Holzgeprauch Erblichen Dan auch die Hudens Gerechtigkeit ahn der kleinen Fulda hinauff biß an die Newe mühle ahn wilcher vnnser Vndterthanen zu Niddertwern mit Ihnen den von Caßell die Coppelhutt von Allters gehabt"; weiter hatte er „zugeeignet vndt bewilligt, das vnnser Vnderthanen zu Nidertwern gegen ihr Hudensgerechtigkeit ahn der Fulda, am Dünchen vber die albereits daran habende Hude soviell Ihnen an der Fulda abgehet nach gelegenheit der gütigkeit vndt Pilligkeit widderumb zugestellet werden soll." Schließlich berichten die Beamten „Sa. summarum aller der Bürger vnd anderer Lenderey wiesen vnd Gerten in der vnderen Awe, darin Vnsers gnädigen Fürsten vnd Hern Lenderey nicht mitgemeint: 126½ Acker 30 Ruthen, an denen 29 Besitzer betheiligt waren. Sa. aller Lenderey in der öbersten Aw 101¼ Acker 27¼ Ruthen, von 20 Besitzern. Sa. aller gemeynen Hude zwischen der obern vndt Nider Aw: 62 Acker 14¼ Ruthen." Das ergab im Ganzen 290 Acker 35½ Ruthen.

Der Fürst hatte „hiebevor mit der Stadt zusammen die Hude vff 62 Acker gutes Rasens, Sommerhude mit schweinen khuen und schaffen". Gleichergestalt hatte der Fürst und die Stadt „vff 250 Ackern die Stopffel- und Nachtreibehude". Hierüber heißt es: „Wollen also der Stadt, wiewol sie allezeit viel mehr Khue und Schweine gehaben, Ihr die Helfft, nehmblich erstlich 31 acker guter Hudweide, danach die Helfte der Stopffelhude nemblich 125 Acker geburen (gewähren)".

Dem nun abgerundeten Eigenthum wurde der Name der Moritzaue beigelegt. Am Rande des Lustgartens lag das Schießhaus, in welchem die Bürger mit der Armbrust schossen; der dazu nöthige Raum in der Richtung gegen das Ravelin vor der Brücke über die kleine Fulda (an Stelle der jetzigen Löwenbrücke), wie das Schießhaus selbst waren Eigenthum der Stadt. Die Uebungen mit der althergebrachten Armbrust gaben Anlaß zu Belustigungen mit Frauen und Kindern der Bürger, und der Landgraf wie die Seinigen werden bei besonderen Gelegenheiten sich unter die Bürgerschaft ihrer guten Stadt gemischt haben.

Das Lusthaus an der dem Schießhause entgegengesetzten Seite des Gartens, schreibt Merian noch 1655, war mit vier aus dem Grund zum Dach laufenden runden Erkern versehen; rings um das Haus gingen schöne steinerne Altanen und Gallerien. Ein Spring- oder Spritzbrunnen warf sein Wasser im Innern des Hauses hoch hinauf, an warmen Sommertagen die Luft erfrischend. Verschiedene Gemächer luden zum Bewohnen im Frühling und Sommer ein. Unter dem Hauptsaale befand sich eine mit Zinn

bekleidete Badstube, darinnen auch „sonderbare sehr artige Spritzwerke zu finden", wobei man an die Vexirwasser der Wilhelmshöhe denken darf.

Der Landgraf ließ Feldland und Wiesen in seiner Aue von einer Meierei aus bewirthschaften, die unweit der großen Fulda in der Gegend lag, wo jetzt die Hofgärtnerwohnung östlich der Orangerie sich befindet. Die fürstlichen Viehheerden weideten auf den fetten Huteplätzen, längs der Ufer der beiden Flußarme sah Merian noch Reihen von Obstbäumen und und auch sonst war Gehölz vorhanden.

Als Moritz tiegebeugt am 17. März 1627 die Regierung niedergelegt hatte, war der dreißigjährige Krieg in vollem Gange, auch seiner Moritzaue geschah manche Unbill. Die feindlichen Durchzüge durch Niederhessen trieben das Landvolk unter den Schutz der Festung Kassel, was nicht in der Stadt unterkommen konnte, lagerte in der Aue, wie es besonders im Jahre 1635 war. Da geschah viel Schaden an Bäumen und Anlagen. Aus dieser Zeit ist die Nachricht von einer Jagd auf Füchse und Schweine überliefert, welche in der Aue zu Ehren des französischen Gesandten Marquis de Feuquières abgehalten wurde, der dem Landgrafen Wilhelm V., dem Standhaften, die Bestallung als Generallieutenant König Ludwig's XIII. überbrachte. Doch wurde die friedliche Arbeit trotz der Gewaltthaten des Krieges fortgeführt. Wir besitzen ein Schriftstück, welches unter dem Titel „Anschläge und Vermeyerungen 1625—1639" über die in der Moritzaue betriebene Landwirthschaft Kenntniß gewährt. Ich erwähne daraus, daß die Besoldung des Vogtes, des Gesindes und des Kuhhirten des Jahres auf 62 Gulden angeschlagen ist. Hierzu ist zu rechnen als „Coststellung des Vogts, Seiner Haußfrawen, vier Viehmagdten vndt einem Kuhehirten 30 Viertel Korn; vffs Dienstvolk 12 Viertel Korn, dem Vogt und dem Futterschnitter 9 Viertel Hafer, dem Vogt 1 Viertel Waizen, 12 Viertel Wintergerste, 1 Viertel Erbieß, 1 Viertel Rubesahmen, dann den Dienstleuten noch Einiges". An Vieh empfing der Vogt jährlich 16 Hämmel, 4 Schweine, welche aber, da sie nicht gezogen wurden, in Geld und zwar 1 Schwein mit 4 Gulden, 1 Hammel mit 1 Gulden vergütet wurden. Die erzeugte Butter wurde jährlich zu 560 1/2 Pfund angeschlagen, das Pfund mit 3 Albus berechnet. Nach Abzug der angegebenen und sonstiger Lieferungen von dem Ertrage blieb eine jährliche Nutzung von 650 Fl. 11 Alb. 2 5/8 Hellern; man sieht, daß unsere Vorfahren bereits recht genau rechneten. In dem Anschlage heißt es auch: Kraut, Wurtzel und Ruben, alß welche bey Fürstlicher Hoffhaltung nicht zu entrathen, seindt in diesen anschlag nicht gebracht, tragen aber ein Jahr ins andere 7120 Häupter, jedes 1000 zu 6 Fl. 24 Alb. = 49 Fl. 7 Alb. 7 1/5 Heller. Weiße und gelbe Ruben, 224 Körbe, jeden zu 4 Alb. = 34 Fl. 12 Alb.; beide Posten zusammen 83 Fl. 19 Alb. 7 1/5 Heller. Die in der Moritzaue wohnenden fürstlichen Diener erhielten für ihren Bedarf „Krautland" und zwar: der Gärtner 1 Acker, die Wäscherin 1/2, der Hoffischer 1/2, der Entenfänger 1/2 Acker, sodann jede dieser 4 Personen 4 Metzen Lein in's Brachfeld und 2 Kühe in der Sommerweide.

Der Ackerbau in der Aue hielt 300 Acker, deren 100 zum Winterfeld, 100 zum Sommerfeld und 100 zur Brache gerechnet wurden. Der damalige Vogt war Simon Rudolph. Am 24. Juni 1639 erklärte die Landgräfin Amelia Elisabeth in einem Meyerbrief, „sie wolle den Ackerbaw in der Awe in ihre Aufsicht nehmen zu demselben Pacht, den Simon Rudolph, der bisherige Beständer, bis daher bezahlet; auf 6 Jahre und jährlich an die Rentkammer des Landgrafen Wilhelm 1000 Gulden zu 26 Albus entrichten. Das an die Hofhaltung des Landgrafen an Butter, Milch, Käse und sonst aller Hand geliefferte solle an der Pacht abgehen und zu dem Preiß wie obiger Beständer gehabt." Der ihr überlieferte Viehbestand wird zu 48 Kühen, 2 Ochsen, 179 Schafen und 8 Schweinen angeführt; sie verspricht, die Felder ausgestellt, das Vieh wie sie es empfangen, nach Ablauf der sechs Meyerjahre wiederum zu liefern, „Alles trewlich und ohne Gefährde". Die Fürstin war noch in Westfalen bei ihrem Heere, und erst als sie am 9. März a. St. 1640 in Stille in Kassel eingezogen war, konnte sie persönlich die übernommene Landwirthschaft beaufsichtigen.

Amelia Elisabeth setzte nach dem Tode Wilhelm's des Standhaften dessen Politik auf das Kräftigste fort, vermehrte ihr Heer auf mehr als 20 000 Mann, eine damals beträchtliche Stärke, und griff neben Schweden und Frankreich in den großen Krieg gegen den Kaiser und die katholische Partei ein. Sie ließ die Festungswerke ihrer Hauptstadt im Jahre 1640 durch den Baumeister Tiffot verstärken, wobei die Schloßbastion angelegt und in der Aue am rechten Ufer der kleinen Fulda die kleine Aueschanze aufgeworfen wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Die ältere Geschichte von Fritzlar.

Von C. Neuber.

(Fortsetzung.)

Die beiden folgenden Kaiser, Otto II. und Otto III., welche jung an Jahren zur Regierung gekommen und in jugendlichem Alter, Otto II. 28 Jahre, Otto III. 22 Jahre alt, gestorben sind, werden wahrscheinlich, da sie trotz langen Aufenthalts in Italien, Deutschland nach allen Richtungen durchzogen haben, auch nach Fritzlar gekommen sein. Fest steht darüber nichts.

Sicher ist es aber, daß der letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause, Heinrich II., der Heilige, nach Fritzlar gekommen ist, wo er vom Kloster Hilwartshausen aus an der Weser herziehend einer Kirchenversammlung beiwohnte und seinem Hofkapellan, dem Bischof Meinwerk von Paderborn, Besitzungen in Hessen, nämlich die erledigte Grafschaft in Augau, Netgau und Hessengau (im Diemellande bis nach Corvey hinab) schenkte (1020).

Dann hören wir wieder von Kaiser Heinrich IV. aus dem fränkischen Hause (welches mit Konrad II. von Neuem auf den Thron gekommen), daß er sich in Fritzlar aufgehalten und zwar im Jahr nach seiner Mündigsprechung, im Jahre 1066, als er an einer schweren Krankheit darniederlag. Von ihm heißt es: „Es kam der König in die stat Fridslar in Hessen, da fiel Ihm ein todtliche schwecheyt zu, also, das auch fast alle seine Erzte an seinem leben verzagten. Es fingen auch viel seiner widerwertigen schon nach einen andern König zu trachten, aber Gott erstreckte Ihm das Ziel.“ [16])

Es entsteht nun die Frage, wo kamen die hohen Herrn mit ihrem großen Gefolge unter, zumal ihr Aufenthalt mit Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit und Zuziehung der Reichsfürsten verbunden war. Bekanntlich hatten die gewaltigen Beherrscher des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation“ keine feste Residenz, sondern zogen in demselben herum. Sie hatten aber an verschiedenen Orten ausgedehnte Kammergüter, sog. villae regiae, auf welchen sie je nach Lage der Verhältnisse ihr Hoflager und ihre Reichsversammlungen hielten. So wird auch von den Chronisten wiederholt von einer Hofhaltung der deutschen Kaiser zu Fritzlar gesprochen.

Im 11. Jahrhundert fanden bezüglich Fritzlar zwei Veränderungen statt.

Einmal verschwindet das bis dahin so angesehene Kloster zu Fritzlar und es tritt an dessen Stelle ein Chorherrn-Stift, eine Vereinigung der geistlichen Gehülfen und Beamten des Erzbischofs oder Bischofs, welche schon gemäß einer Vorschrift des Kirchenvaters Augustin in einem ordensähnlichen Verhältnisse lebten. Diese Chorherren waren wie ihr Oberer neidisch auf das Leben der Mönche geworden, welche schon damals nicht mehr nach den strengen Grundsätzen der Stifter lebten. Der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey berichtet darüber: „Damals wurden die Mönche von den Bischöfen hart verfolgt. Diese behaupteten nämlich, es sei besser, daß wenige durch ihr Leben Berühmte, als viele Träge und Nachlässige in den Klöstern lebten.“ [17])

Diese Umwandlung scheint allmählich vor sich gegangen zu sein. In Verbindung steht sie aber mit der zweiten Veränderung bezüglich Fritzlar, als deren Folge sie von Manchen sogar betrachtet wird, nämlich der Ausdehnung der Mainzischen Herrschaft über Fritzlar. Wann diese stattgefunden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Solange die thatkräftigen Konradiner über Hessen geboten, vermochte der Erzbischof von Mainz, der wie eine Kreuzspinne um dasselbe seine Fäden gezogen hatte und Acht gab, wo er das Netz enger ziehen konnte, trotz aller Berechnung wenig Boden zu gewinnen. Auch als nach dem Aussterben der Konradiner und bald darauf auch der nachfolgenden Grafen aus dem Geschlechte der Werner und Gisonen Hessen an die Landgrafen von Thüringen kam und lange Zeit eine untergeordnete Rolle in der Geschichte Deutschlands spielte, konnte doch der genannte Kirchenfürst nicht so seine Fühler über das Hessenländchen ausspannen, solange gewaltige Kaiser über das deutsche Reich geboten. Als aber Heinrich IV., freilich zum Theil durch eigene Schuld, in Kampf geräth mit dem Papstthum, insbesondere mit Gregor VII., dessen ganzes Streben darauf ging, die Kirche über die weltliche Macht zu stellen, da geschah es allerdings, daß der bis dahin so angesehene Kaiser manche Stellung, manchen Ort aufgeben mußte. So verlor er denn auch Stadt und Ort Fritzlar und natürlich an keinen anderen, als den Erzbischof von Mainz. Wie sich dieser Besitzwechsel vollzog, ob durch freiwillige Abtretung, um am Erzbischof einen, wenn auch zweifelhaften Bundesgenossen zu haben, oder in gewaltsamer Weise, läßt sich nicht sagen.

[16]) Lauze, ungedruckte Chronik ad a. 1066. Falckenheiner I, S. 64.

[17]) Falckenheiner I, S. 76.

Die Stadt Fritzlar wurde selbstverständlich in Mitleidenschaft gezogen. Der Erzbischof, Namens Siegfried, stand erst heimlich, dann ganz offen auf Seiten der Feinde des Kaisers, insbesondere des von einem Theile der Fürsten erwählten Gegenkönigs Rudolph von Schwaben. Heinrich IV. nahm Fritzlar ein und den Erzbischof gefangen, als aber nun Rudolf mit überlegener Heeresmacht heranritt, mußte sich der Ort nach Gegenwehr ergeben und wurde zerstört (1078). Es blieb bis zum Jahr 1085 in Schutt und Trümmerhaufen, wie es der Erzbischof Wezilo sehr anschaulich beschreibt.[18])

Es ist dieselbe Urkunde, in welcher auch Probst und Chorherrn zu Fritzlar erwähnt werden. Dieser Probst (praepositus) war der erste und angesehenste Geistliche des fränkischen Hessen, denn er übte als Archidiakon die Aufsicht über neun Dekanate aus: Ottrau, Urf, Bergheim, Fritzlar, Mardorf (bei Homberg), Braach[19]) (bei Rotenburg), Gensungen, Kirchditmold (unter dem Kassel stand) und Schützeberg (Wüstung bei Wolfhagen).

Mainz hielt die einmal erlangte Herrschaft über Fritzlar mit Entschiedenheit fest. Manchmal schien es, als ob ihm der Kaiser dieselbe wieder entreißen wollte. So hatte Heinrich IV. sich bei Fritzlar gelagert (1104), und sein Sohn und Nachfolger Heinrich V. hielt dortselbst, ehe er nach Italien gegen Papst Paschalis II. zog, eine Versammlung (1115). Dann offenbart sich wieder das Uebergewicht von Mainz. Auch der kriegerische Heinrich V. entging den gewaltigen Wurfgeschossen der katholischen Kirche nicht, und in der Kirche zu Fritzlar wiederholte der päpstliche Legat, Bischof Kuno von Präneste, auf einer daselbst gehaltenen Synode den schon früher gegen den Kaiser ausgesprochenen Bannfluch (1118). In Fritzlar schenkte Erzbischof Markulf von Mainz dem Kloster Hilwartshausen den sog. Neubruch-Zehnten (1128), und auf eine Synode zu Fritzlar (1129) verwarf Erzbischof Heinrich die Vereinigung der Abteien Fulda und Hersfeld.

Am meisten aber offenbart sich die Herrschaft von Mainz in einer Urkunde über die Kirchen-Visitation des Erzbischofs Christian II. (1171), welche zugleich für die Baugeschichte der Stiftskirche zu Fritzlar von großer Wichtigkeit ist[20]) Die Kirchen-Visitation wurde abgehalten im Beisein des Landgrafen Ludwig II. von Thüringen und Hessen, welcher als Schirmvogt der Kirche (advocatus ecclesiae) bezeichnet wird, und in Gegenwart einer großen Anzahl von Geistlichen. Der Erzbischof beklagt die traurige Lage, in der sich die Kirche befände, insbesondere daß die Dachgebälke durch eingedrungenes Regenwasser verfault, der Chor durch die geringe Zahl der Fenster verdunkelt sei u. dergl. m., er hat aber auch den Grund ermittelt, wodurch die Kirche in einen solchen Zustand gerathen ist. Das Stift hat sich wenig um dieselbe bekümmert und die dafür bestimmte Präbende für einen über die gesetzliche Zahl aufgenommenen Chorherrn — die Zahl hat übrigens zu verschiedenen Zeiten gewechselt[21]) — verwandt. Wenn hiernach noch immer von dem traurigen Zustande der Kirche, wie derselbe schon in der Urkunde von 1085 geschildert wurde, gesprochen wird, so kann der Neubau erst nach dem Jahre 1171 begonnen sein, und es ist weiter anzunehmen, daß die jetzt noch erhaltene Kirche aus den Jahren zwischen 1171 und 1236 stammt.

Indessen muß eine nähere Beschreibung verschoben werden, da manche Veränderungen noch durch die nachfolgenden Ereignisse herbeigeführt worden sind.

[18]) „— — als ich an den Ort kam, welcher Friedeslar heißt, fand ich die Stiftskirche von den Sachsen verbrannt, das Kloster fast ganz verwüstet und beinahe den ganzen Ort durch Mord und Brand von jener schändlichen Räuberrotte verheert.“ (Würdtwein, Tom. III, pag. 378 sq.)

[19]) Vergl. Falckenheiner, S. 78 fg. über die näheren Verhältnisse des Fritzlarer Chorherrn-Stifts.

[20]) Abgedruckt Falckenheiner Band II, S. 171 fg.

[21]) Vier Prälaten: Probst, Dekan, Scholast und Kantor, und meist 11 Chorherrn oder Stiftsherrn, capitulares.

(Fortsetzung folgt.)

Abendstimmung.

Der Tag versinkt mit seiner Gluth
In weiche, kühle Dämmerdüfte,
Kein Lärm verhallt, und alles ruht
Im Frieden linder Abendlüfte.

Von Berg zu Thal, durch Wald und Flur
Zieht schlummermüd ein leises Beben,
Als nähme Gott die letzte Spur
Der Daseinslust vom Menschenleben.

Aus farbensatten Fernen bricht
Ein letztes Leuchten, letztes Grüßen,
Und weithin liegt im Dämmerlicht
Mir träumend die Natur zu Füßen.

Carl Preser.

Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Am 14. Juli wurde die nassauische Brigade wieder zum VIII. Armeecorps zurückgerufen, das inzwischen aus der Gegend von Frankfurt in östlicher Richtung vorgegangen war, um die Verbindung mit den wieder nach Schweinfurt zurückgegangenen Baiern aufzusuchen. Dieser Rechtsabmarsch führte am 14. Juli zur Schlacht bei Aschaffenburg.

Die Nachricht über diesen Kampf traf Sonntag den 15. Nachmittags in Mainz ein, gleichzeitig damit die Kunde, daß unsere beiden Husarenschwadronen an dem Gefechte theilgenommen und starke Verluste — man sprach von mehreren Offizieren und einigen fünfzig Mann — erlitten hätten. Wenn diese Zahl, wie sich später herausstellte, auch stark übertrieben war, so waren ihre Verluste doch in der That nicht unbeträchtlich, da sie die letzte Truppe gewesen waren, die die Mainbrücke bei Aschaffenburg unter heftigem Feuer überschritten hatte. Die Rittmeister von Baumbach und von Amelunxen, sowie Lieutenant von Schachten waren verwundet worden. Der zuerst genannte Offizier starb nach wenigen Tagen an seiner Wunde, die beiden anderen, die nur leicht verletzt waren, trafen am späten Abend des 15. in Mainz ein.

Natürlich bildeten in den nächsten Tagen die Erlebnisse unserer Husaren bei Aschaffenburg den Hauptgegenstand der Unterhaltung, wobei vielerlei Wahres und Falsches erzählt wurde. Unter Anderem sollten sich von der österreichischen Infanterie, worunter sich ein Regiment Italiener befand, viele widerstandslos haben fangen lassen, bezw. übergelaufen sein, was ich hier erwähne, ohne für die Wahrheit des Gerüchtes einstehen zu wollen.

Die nächsten Tage brachten mancherlei Aufregung, denn das VIII. Bundesarmeecorps war nach dem Gefecht bei Aschaffenburg nach Würzburg zurückgegangen und hatte sich dort mit den Baiern vereinigt. Auch Frankfurt war von den letzten süddeutschen Truppen geräumt und bald darauf von den Preußen besetzt worden.

Für die kurhessische Division bestand die nächste Wirkung dieser Ereignisse darin, daß die Kriegsverwaltung Hanau verließ und sich zuerst nach Darmstadt und dann nach Ulm begab. Die zu ihrem Schutze bei Hanau zurückgehaltenen Truppen, ein Bataillon des 2. Infanterieregiments und eine Eskadron des 1. Husarenregiments, wurden nun ebenfalls nach Mainz berufen.

Die Lage der Festung war durch die neueste Wendung der Dinge bedenklicher geworden, und dem wurde durch verschiedene Anordnungen des Gouvernements Rechnung getragen. So wurde unter Anderem befohlen, daß die noch in den Dörfern auf der linken Rheinseite kantonnirenden Truppen in die Festung einzurücken hätten; General von Buttlar, Kommandeur der kurhessischen 1. Infanteriebrigade, wurde zum Kommandanten von Kastell ernannt und verlegte sein Quartier dahin. Major Bauer von unserem Regiment wurde zum artilleristischen Leiter der Vertheidigung von Kastell bestimmt, und die Besatzung dieses Brückenkopfes wurde durch unser Schützenbataillon, zwei Eskadrons Husaren und die reitende Batterie verstärkt.

Am 17. verdichteten sich die unbestimmten Gerüchte zu der Nachricht, daß die Preußen einen Handstreich gegen die Festung beabsichtigten, was die Anordnung noch weiterer Sicherheitsmaßregeln, wie Aufziehen der Zugbrücken und Schließen der Thore während der Nacht, zur Folge hatte. Unsere gezogene Batterie mußte eine Bereitschaftsstellung in der neuen Anlage, dem Ende der Eisenbahnbrücke gegenüber nehmen, um diese eintretenden Falles der Länge nach beschießen zu können, wenn feindliche Truppen den Versuch machen sollten, über sie vorzugehen.

Der erwartete Handstreich blieb zwar aus, aber am 18. Juli erschienen in der That preußische Truppen vor Kastell und besetzten die umliegenden Höhen von Hochheim bis Biebrich.

Am folgenden Tage fiel der erste Kanonenschuß aus der Festung.

Von meinem Fenster im „Englischen Hof“ aus konnte ich das jenseits Kastell sanft ansteigende Gelände, die sogenannte „Erbenheimer Höhe“ zwischen Wiesbaden und Hochheim, weit übersehen, und als ich sie am Morgen des 19. mit meinem Fernglas musterte, entdeckte ich blitzende Kürasse und Helme in den Weinbergen zwischen Erbenheim und Hochheim. Es waren preußische Kavallerievorposten. In der Mitte zwischen diesen beiden Ortschaften stand ein großer einzelner Baum. Dort schien sich die Feldwache zu befinden, wie aus dem Kommen

und Gehen der Patrouillen nach und von diesem Punkte aus zu schließen war.

Auch die anderen Kameraden im „Englischen Hof" hatten dieselbe Entdeckung gemacht. Wir waren bald versammelt und beobachteten die Vorgänge auf der Erbenheimer Höhe mit großer Spannung. Dabei bemerkten wir, daß die Patrouillen vielfach von einem Reiter auf einem sehr weißen Schimmel begleitet wurden, der auch häufig allein in der Postenkette erschien. Das wiederholte sich auch in den nächsten Tagen, so daß der Reiter bald unter dem Namen „der Schimmel von Erbenheim" bekannt war.

Ganz besonders viel gab uns der Umstand zu rathen, daß die Gattung der Kavallerievorposten so häufig wechselte. Bald waren es Kürassiere, bald Ulanen, bald Husaren. Einige wollten daraus schließen, daß das vor Kastell erschienene preußische Corps drei Kavallerieregimenter bei sich habe, also nicht schwach sein könne, andere meinten, es werde immer abgelöst, während in Wahrheit die Sache so lag, daß die preußische Abtheilung nur 2½ Eskadrons Kavallerie hatte: eine Besatzungs-Eskadron Ulanen aus Koblenz, eine Eskadron Husaren, die aus den Ersatzschwadronen zweier Regimenter gebildet war, und zwei Züge der Ersatzschwadron des 8. Kürassierregiments aus Deutz.

Auch den Rhein konnte ich weit stromabwärts überblicken, namentlich auch Biebrich und den Landungsplatz der Dampfer dort. Gegen 11 Uhr sah ich, wie ein vom Gouvernement gemiethetes Dampfboot, das zur Ueberwachung des Flusses diente, vom Landungssteg an der Schiffbrücke aus abfuhr. Ich verfolgte es mit dem Fernglas, beobachtete, wie es in Biebrich anlegte und wie eine Anzahl von Leuten an's Land ging. Gleich darauf erschienen auf dem freien Platze vor dem Schlosse einige Reiter, die sich schleunigst wieder zurückzogen, als die gelandete Mannschaft — sie war vom Meininger Bataillon — auf sie schoß. Den aufsteigenden Rauch der Schüsse konnte ich deutlich sehen, wenn auch der Knall der Schüsse bei der bedeutenden Entfernung nicht hörbar war. Kaum waren die Reiter verschwunden, als ein kleiner Trupp Infanterie auf dem genannten Platze erschien und das Feuer der Meininger zu erwidern begann.

Jetzt aber erhob der Petersauer Thurm seine Stimme. Das war ein runder, auf der Insel Petersau erbauter Thurm, dessen untere Hälfte mit einem starken Erdwalle umgeben war. Auf der Plattform standen zwei glatte und zwei gezogene Zwölfpfünder, seine Besatzung bestand aus einem Zuge unseres Schützenbataillons unter Premierlieutenant von Langenschwarz und einer Abtheilung badischer Festungsartillerie unter Lieutenant Nöldecke. Die Entfernung bis zu den ersten Häusern von Biebrich — wenn ich nicht irre, einer Glasfabrik mit hohem Schornstein — mochte 1600 bis 2000 Schritte betragen.

Einige Schüsse aus den gezogenen Zwölfpfündern hatten den Erfolg, die preußische Infanteriepatrouille zu vertreiben und es den Meiningern zu ermöglichen, ihr Dampfboot unbehelligt wieder zu erreichen und abzufahren.

Auch vom Fort Großherzog fiel ein Schuß, allein ich konnte nicht erkennen, wohin er gerichtet war.

Natürlich war unter diesen Verhältnissen der Aufenthalt in Kastell weit interessanter, und ich benutzte meine freie Zeit, meine dortigen Bekannten zu besuchen, namentlich diejenigen, die in den Außenwerken standen.

Vor dem Hauptwall von Kastell lagen die vier Lünetten: Wiesbaden, Erbenheim, Hochheim und Frankfurt (?). Erbenheim und Hochheim waren jede mit einigen Geschützbedienungen kurhessischer Artilleristen unter Unteroffizieren und von Abtheilungen des kurhessischen Leibgarderegiments besetzt, die täglich wechselten.

In der Lünette Erbenheim hatte am Nachmittag des 19. der Premierlieutenant von T., zum Unterschied von dem gleichnamigen Secondlieutenant von uns „der Vetter" genannt, die Wache. Mit diesem war ich näher befreundet und besuchte ihn am Nachmittag, um mit ihm die Vorgänge im Gelände vor der Festung zu beobachten. Man war damals gerade eifrig damit beschäftigt, das Glacis zu „rasiren", d. h. alle Häuser, Bäume und Gebüsche, die dem Feinde Deckung gewähren konnten, niederzulegen. Zum Schutze dieser Arbeiten wurden beständig Patrouillen ausgesandt, und wir konnten sehen, wie diese mit preußischen Patrouillen Schüsse wechselten. Erfolg hatte dieses Feuer nicht, wenigstens auf unserer Seite wurde niemand verletzt.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Stock.

Ein Stück hessischen Kasernenlebens, von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Nummer sechs hatte ich gezählt! Wuth kochte in meiner Brust. Meine Ueberlegung — meine Fassung waren auf dem Rückzuge, mein Auge fiel auf die Mistgabel, die ich zum Unterbreiten der Streu benutzt und an die Säule angelehnt hatte, und ein Gedanke durchblitzte mir das sausende und brausende Gehirn, der Blitzgedanke: „Räche dich! Stich ihn nieder; komme, was da wolle!" Wer weiß, was geschehen wäre — man ist Mensch —, wenn nicht im letzten Augenblicke noch das Bild meiner Braut mir vor die Augen getreten und mir wie ein warnender Schutzgeist zugerufen hätte: „Thue es nicht!" Wunderbarerweise faßte ich mich im letzten Augenblicke noch und hatte nur die Worte: „Ich melde auch Sie, Quartiermeister!" Mit diesen Worten machte ich kehrt und ging, meine Meldung auszuführen.

Dem Tobsüchtigen mußte der Blick, der vor einer Weile aus meinen Augen auf die Mistgabel blitzte, nicht entgangen sein. Hatte er meine Gedanken errathen? Kurz und gut, als ich mich zum Gehen anschickte und ihm kaum den Rücken gekehrt hatte, erhielt ich hinterrücks einen derartigen Schlag über den Schädel, daß ich bewußtlos in der Stallgasse zusammenbrach. Der Schlag war mit der erwähnten Mistgabel geführt, deren Eisentheile mich so getroffen hatten. Was weiter mit mir geschah, weiß ich nicht zu sagen, da ich für das Erste nicht zum Bewußtsein kam; ich fühlte mich nur, als ich die Augen wieder aufschlug, wie an allen Gliedern gelähmt, und durch meine Kameraden, die mich aufrichteten, erfuhr ich, daß die beiden Helden meine Kehrseite noch mit etlichen Hieben mit der Mistgabel und einem Kehrbesenstiel bearbeitet hatten. Und schöne Hiebe mußten das gewesen sein, denn nach einigen Tagen spielten meine Arme, mein Rücken und namentlich die fleischige Gegend darunter, wie die Musterkarte eines Seidenbandhändlers in allen Regenbogenfarben.

Ich will Euch nicht langweilen mit der Schilderung meiner damaligen Seelenstimmung. Ich gehe darüber hinweg, denn noch bin ich nicht am Ende. —

Gestützt auf zwei Reservisten, die mir den Kopf verbanden, der zusehends angeschwollen war, verließ ich den Stall, nachdem ich vorher einen mittellosen Kameraden beauftragt hatte, gegen eine Vergütung mein Sattelzeug, das noch von dem Uebungsmarsche her ungeputzt an der Säule hing, zu putzen und reglementsmäßig zu hängen. Hier muß ich einschalten, daß es nicht nur oft vorkam, daß bemittelte Reiter sich derartige Dienstleistungen verrichten ließen, sondern daß solches auch gestattet war, und daß sich mancher arme Teufel dadurch das Leben bei dem Corps erträglicher gemacht hat, als er es sonst gehabt haben würde.

Ich begab mich auf die Stube und warf mich, theilnahmlos für alles um mich her, auf das Bett, oder, wie das allgemein in der Kaserne hieß, auf die Matratze. Kaum aber hatte ich eine Lage angenommen, in der mich mein Kopf weniger schmerzte, so erschien der Quartiermeister, eben jener abgeschwirrte, an meinem Lager und donnerte mich an, warum mein Sattelzeug noch nicht geputzt sei und vorschriftsmäßig an seinem Platze hänge. Ich sagte, daß meine augenblickliche Verfassung nicht darnach angethan sei, daß ich solches selbst thuen könne; ich hätte jedoch meinem Nebenmanne im Stalle damit beauftragt und bezahlt.

Weit davon entfernt, dies gelten zu lassen befahl er mir bestimmt, die Arbeit selber zu verrichten. Noch einmal bedauerte ich mein Unvermögen. Da gerieth der Mann außer sich, faßte mich am Kragen der Stalljacke, zog mich von der Matratze herunter und der Stubenthüre zu. Ich sah, daß jedes Widerstreben den Jähzornigen noch mehr in den Harnisch bringen würde, verbiß meine Schmerzen und ging, nicht ohne, daß er mir noch einige tüchtige Rippenstöße versetzt hätte.

III.

Das Sattelzeug war in Ordnung. Heftiges Erbrechen stellte sich bei mir ein. Darnach ward ich ruhiger und im Stande, meine Lage klar zu beurtheilen. Damit reifte in mir der unabänderliche Entschluß, meine Meldung bis höheren Ortes zu verfolgen. Zunächst ging ich zu dem Wachtmeister, der mir immer wohlgewollt hatte und machte ihm von dem Vorgefallenen Mittheilung, indem ich ihn bat, meine Meldung weiter gelangen zu lassen, wobei ich ihm sagte, daß ich zu dem Stabsarzte gehen wolle, um mich von ihm untersuchen zu lassen.

Der Wachtmeister rieth mir von einer Meldung entschieden ab, indem er bemerkte, daß solche erfahrungsmäßig für den Meldenden stets Strafen

im Gefolge hätten, ganz abgesehen davon, daß man ihm allseitig, von den Offizieren bis zu den Carabiniers herab, aufsässig werde. Auch meinte er, warum ich nicht zu dem Schwadronsarzte gehen wolle.

Für das Erste blieb ich taub, für das Zweite erlaubte ich mir die Antwort, daß ich zu dem Stabsarzte mehr Vertrauen habe, wie zu dem Schwadronsarzte. Damit war ich entlassen und ging meiner Wege, doch hatte der Wachtmeister die Hoffnung, daß ich meine Meldung zurückziehen würde, wie Ihr bald hören werdet, keineswegs aufgegeben.

Gemäß meinem gefaßten Entschlusse ging ich zu dem Stabsarzte, der mich untersuchte und sich meiner derart auf das Menschenfreundlichste annahm, daß ich vor ferneren Mißhandlungen geschützt blieb. Ich werde das diesem Ehrenmanne nie und nimmer vergessen! In eigener Person begleitete er mich in die Kaserne zurück, verordnete mir und machte den inzwischen herbeigekommenen Stubenkommandanten für jedes weitere Vorgehen gegen mich verantwortlich. Wie ich aus seinen wenigen Worten heraushörte, glaubte er auf eine Hirnerschütterung bei mir schließen zu müssen.

Da mir der Arzt befohlen hatte, das Bett zu hüten, war an eine persönliche Weitermeldung meinerseits nicht zu denken und beschloß ich, sie den Bruder meiner Braut machen zu lassen. Ich schrieb ihm ein paar Zeilen, gewann einen Kameraden, der die Besorgung übernahm, und hatte die Freude, ihn schon nach einer halben Stunde an meinem Lager zu sehen. Wahrheitsgetreu theilte ich ihm den Verlauf des Vorgefallenen mit und bat ihn, meine Vorgesetzten, Rittmeister, Major 2c. in Kenntniß zu setzen, wobei ich es ihm auf die Seele band, ja keinen derselben etwa zu übergehen. Mit dem Versprechen, bis zur höchsten Spitze zu gehen, schied er. Er hielt Wort. Leider traf er jedoch den Rittmeister nicht zu Hause an und sah sich genöthigt, so einen Sprung in der unvermeidlichen Reihe der nicht zu übergehenden Vorgesetzten zu thun, ein Umstand, der mir nach Beendigung der nun folgenden Untersuchung zwei Tage freie Wohnung und Kost bei Onkel Ide, seligen Angedenkens, dem unvergleichlichen Herbergsvater für Gelind- und Mittelarrest im Pavillon der großen Infanteriekaserne in der unteren Königsstraße*) eintrug.

Der Wurf war gethan, und daß der Stein im Rollen war, das sollte ich schon anderen Tages erfahren. Es war Mittag. Die Schwadron war zu einer Felddienstübung in den sogenannten Hasenhecken, einer buschbewachsenen Anhöhe bei Kassel, schon am frühen Morgen ausgerückt und kehrte erst spät in die Kaserne zurück. Ich war ein wenig eingeschlummert, als mich das Getrappel ihrer Pferde, das entlang der Neuen Straße unter den Fenstern erscholl, ermunterte. Es währte auch nicht lange, da wurde es lebendig auf der Stube, die heimkehrenden Reiter legten Küraß und Koller ab, und vielseitig erfreute mich die Theilnahme, mit der diese meist ungebildeten Reiter meinem Lager nahten, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Besonders einer von denen, die mich gestern gestützt hatten, ein armer Bauernknecht von Haus, aber eine durch und durch redliche Seele, that es allen zuvor. Als er sich unbemerkt glaubte, trat er an mein Kopfkissen heran und flüsterte mir zu: „Passe acht, Hesse, es giebt etwas. Der Major hat sich bei dem Rittmeister nach Deinem Befinden erkundigt und schien ungehalten darüber zu sein, daß er noch keinen Rapport über das Vorgefallene erhalten habe."

Kaum hatte er geendet, so trat heftig der Eskadrons-Ordonnanz in das Zimmer und fragte nach dem Garde du Corps Hesse. Zu mir beschieden, sagte er mir, der Rittmeister habe befohlen, wenn es mein Zustand erlaube, zu ihm hinunter auf den Kasernenplatz zu kommen. Was war da zu machen? Ich ordnete rasch mein Haar, legte die weiße Binde, die ich seit gestern um den Kopf trug, schnell in reine, neue Falten, setzte meine weiße Mütze auf, und noch einmal einen Blick in mein kleines Wandspiegelchen werfend, ob mein Anzug in der gehörigen Ordnung sei, ging ich bedächtigen Schrittes, mein Schnurrbärtchen noch einmal zwischen dem Daumen und Zeigefinger zwirbelnd, hinab auf den Kasernenhof, wo der Rittmeister zu Pferde hielt. In einiger Entfernung von ihm gewahrte ich meine beiden Beleidiger, augenscheinlich in sehr gespannter Haltung der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

*) die längst von der Bildfläche Kassels geschwunden ist und einem prächtigen Stadtviertel hat Platz machen müssen.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel. Die erste Sitzung des Geschichtsvereins im Winterhalbjahr 1897/98 eröffnete der erste Vorsitzende Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Hugo Brunner am 25. Oktober an gewohnter Stätte mit einer Begrüßuug der Anwesenden und geschäftlichen Mittheilungen. Darnach sind 27 Mitglieder in den letzten Monaten neu eingetreten, abgegangen dagegen 21. Professor Lenz, der 37 Jahre das Amt des Kassenführers mit großer Umsicht verwaltete, hat dasselbe seiner Gesundheit halber niederlegen müssen. Sein Nachfolger wurde laut Beschluß der Generalversammlung zu Gudensberg Landesbankrath Wolff von Gudenberg. Professor Lenz wurde ebendaselbst zum Ehrenmitglied ernannt. In etwa 14 Tagen wird der neue Band der Zeitschrift mit den Mittheilungen zur Ausgabe gelangen können. Wiederum sind zahlreiche Geschenke eingegangen, darunter von Weinhändler Le Goullon eine Anzahl Ansichten von Wilhelmshöhe, von Dr. Lange sein Buch: „Zu den Sooden", von Major a. D. von Löwenstein ein Zeugdruck, in dessen Mitte eine Abbildung: „Hessische Bürgergarde im Eichenhain", in den Ecken Fahnen und militärische Embleme mit verschiedenen Umschriften (1832), und von den Hof-Juwelieren Range, ebenfalls zu Kassel, verschiedene Druckschriften aus dem Jahre 1813. Bevor dann der Hauptredner des Abends, Landgerichtsrath Büff, das Wort nahm, sprachen noch mehrere andere Herren, so erläuterte Dr. med. Schwarzkopf ein Koloritbild, welches den Dichter Seume vor der Doppelreihe der zur Exekution aufgestellten Soldaten in Ketten zeigt, daneben die Unteroffiziere, welche ihm die Handfesseln abnehmen sollen. Seume war nach seiner Desertion aus hessischen Kriegsdiensten nach der Rückkehr aus Amerika bekanntlich bald wieder von Werbern angehalten, dieses Mal aber von preußischen Werbern, die ihn dem Regiment „Courbières" in Emden einreihten. Auch hier versuchte er zu desertiren, aber ohne Erfolg, er wurde vor das Kriegsgericht gestellt und zu zweimaligem Spießruthenlaufen verurtheilt, doch wurde das Urtheil nicht vollzogen, vielmehr die Strafe in Gefängnißhaft umgewandelt, aus der Seume sich dann bald zu befreien wußte. Die Vorlage gab dem Redner Anlaß, seine bedeutende Bewandertheit in der Uniformskunde an den Tag zu legen, indem er nachweisen konnte, daß die Uniform der auf dem Bilde dargestellten Unteroffiziere von der Montur des Regiments „Courbières" in verschiedenen Einzelheiten abwiche. Bezüglich eines Fundes von menschlichen Gebeinen, darunter ein Schädel, in dem noch eine Flintenkugel steckte, der bei den kürzlich auf dem Grundstück der Bodenheim'schen Faßfabrik am Grünen Weg zu Kassel vorgenommenen Kanalarbeiten gemacht wurde, konnte Dr. Schwarzkopf an der Hand des Werkes von Dr. Hugo Brunner „Kassel im siebenjährigen Kriege", S. 173—174, nachweisen, daß diese Gebeine aus dem Jahre 1762 stammen, als die Alliirten die Franzosen unter General von Diesbach in Kassel belagerten. Dort auf dem Grundstück der jetzigen Bodenheim'schen Fabrik, dem Reißberg, lag eine vorgeschobene französische Vertheidigungsschanze, auf die am 23. Oktober 1762 von den Alliirten ein Sturm eröffnet wurde, der endlich abgeschlagen wurde. Es kann nach dieser Darstellung als sicher angenommen werden, daß die jetzt wieder an's Tageslicht gekommenen Knochenmassen von den damals gefallenen verbündeten Truppen (Braunschweigern) herrühren. Fast der gleichen Zeit gehören die auf dem Grundstück des Dr. Mense am Philosophenweg ausgegrabenen Kanonenkugeln an, vermuthlich sind sie bei der von Graf Wilhelm von Bückeburg 1761 ausgeführten Belagerung Kassels dorthin gekommen. Weiter legte Bankier Fiorino einen Thaler vor, welcher in der Münze Heinrich Hermann's von Milchling auf Burg Milchling geprägt ist, der 1569 von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde. Er besaß das Münzrecht, übte es zumal in den Jahren 1608—1610 aus, aus denen der vorgelegte Thaler stammt, der auf der einen Seite das Bild Kaiser Rudolf's II., auf der anderen das Milchling'sche Wappen zeigte, vermuthlich ist die Prägestätte Nürnberg. Alsdann hielt Landgerichtsrath Büff seinen angekündigten Vortrag über „Hessisches Leben in Sage und Sitte", der die ungewöhnlich zahlreiche Zuhörerschaft, die den Saal bis auf den letzten Platz gefüllt hatte, zu lebhaftem Beifall begeisterte.

Vortrag. Am Mittwoch, den 20. Oktober, Abends, hielt Se. Excellenz Generallieutenant z. D. von Schmidt im großen Saale des neuen evangelischen Vereinshauses den zum Besten des Philippsdenkmals angekündigten Vortrag über: „Kassel im 16. Jahrhundert als Stadt und Festung", welcher sehr großen Beifall fand. Durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Vortragenden sind wir in den Stand gesetzt, dessen inhaltreiche, auf den sorgfältigsten Studien fußenden Ausführungen demnächst im Wortlaut zum Abdruck zu bringen.

Universitätsnachrichten. Am 17. Oktober übernahm der neugewählte Rektor der Universität Marburg, Professor Dr. Lehmann, von dem abtretenden Professor Dr. Kayser in feierlichem Universitätsakte in der Aula die Insignien seiner Amtswürde. — Der Privatdozent Dr. Brandi aus Göttingen wurde zum außerordentlichen Professor für historische Hilfswissenschaften in Marburg ernannt.

Hofprediger Dr. Hoppe. Der an Stelle des in den Ruhestand getretenen Konsistorialraths Ahlfeld zum Hof- und Schloßprediger, Superintendent und Konsistorialrath in Hannover ernannte Superintendent Dr. Hoppe, bisher zu Markoldendorf bei Einbeck, hat gleich seinem Vorgänger Beziehungen zu Hessen aufzuweisen, war er doch in den Jahren 1871—1874 Erzieher der Prinzen Alexander und Friedrich Karl zu Hessen.

Lehrer Heinrich Rathmann. Mit dem 1. Oktober d. J. trat nach 45jährigem treuen Wirken — wovon allein 75 Semester auf das Gymnasium zu Fulda entfallen, — der auch vielen unserer Leser bekannte Lehrer am Königlichen Gymnasium daselbst Heinrich Rathmann in den wohlverdienten Ruhestand. Mühevoll, aber auch segensreich war sein Schaffen an der genannten Anstalt. Geehrt von seinen Kollegen, verstand er es sehr wohl, die Saat zu späterem Wissen in die ihm anvertraute Jugend zu legen. Groß ist die Zahl seiner Schüler, die dem aus dem Dienste geschiedenen Lehrer ihre Achtung, Liebe und Anhänglichkeit schon oft bewiesen haben und seiner auch ferner mit gleichen Gefühlen gedenken werden. Zugleich mit Rathmann, einem Sohn des Lehrers David Rathmann zu Neustadt, Kreis Kirchhain, wirkten lange die ebenfalls von dort gebürtigen Lehrer, Professor Gies und Religionslehrer Schmittdiel an der gleichen Anstalt. Dem noch in voller Geistesfrische dastehenden Herrn wünschen wir von Herzen, daß er sich noch recht viele Jahre des wohlverdienten Ruhestandes in bester Gesundheit erfreuen möge. J. R.

Konzert. Ein seltenes Vorkommniß ereignete sich gelegentlich des am 17. Oktober 1897 in der Hof- und Garnisonkirche zu Kassel von dem bekannten Orgelvirtuosen und Komponisten Karl Rundnagel veranstalteten geistlichen Konzerts. Als nach dem Largo von Friedrich dem Großen für Viola da Gamba und Orgel, bearbeitet von Rundnagel, die Choral-Symphonie für Orgel, Streichorchester, Trompeten und Pauken von F. Lux zur Aufführung gelangte, war die Zuhörerschaft von der Großartigkeit und Tiefe des weihevollen Werkes so ergriffen, daß sie sich während des dritten Satzes wie ein Mann erhob und gerührt und überwältigt den Schluß der Tondichtung, in welchen der Choral „Lobe den Herrn" eingeflochten ist, stehend anhörte. I. L.

Personalien.

Ernannt: Staatsanwalt Berndt zu Kassel zum Ersten Staatsanwalt in Aurich; Gerichtsassessor Lappe zum Amtsrichter in Rosenthal; Bergassessor Doeltz zu Friedrichshütte zum Berginspektor.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrath Dallwig zu Marburg; Rechnungsrath Scherer zu Kassel.

Verliehen: dem Landrentmeister a. D. Brehm zu Kassel und dem Rechnungsrath a. D. Braunhof zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem Professor Dr. Möhl zu Kassel, dem Forstmeister Hohensee zu Fulda, sowie dem praktischen Arzte Hofrath Dr. Kraffert zu Birstein der rothe Adlerorden 4. Klasse; den Oberförstern Wetz in Hess. Lichtenau und Zurhausen in Eiterhagen der Charakter als Forstmeister; den Domainenpächtern Lohmann in Wilhelmshöhe, Schäfer in Schafhof und Engelbrecht in Rothwesten der Charakter als Oberamtmann; dem Regierungssekretär Scherer der Charakter als Rechnungsrath.

Verlobt: Ingenieur Emil Eberle zu Altona mit Fräulein Ilse Brandt (Hamburg, Oktober); Pfarrer Dr. Alfred Heußner zu Kassel mit Fräulein Annie Hoche (Quedlinburg, Oktober).

Vermählt: Prorektor Johann Georg Jakob Knobeloch zu Wildungen mit Frau Eugenie Marie Thielemann, geb. Speck (Kassel, 8. Oktober); Apotheker Otto Lürmann mit Fräulein Minna Dauber (Marburg, 16. Oktober); praktischer Arzt Dr. Richard Schultz zu Berlin mit Fräulein Emma Schneider (Fulda, 21. Oktober); praktischer Arzt Dr. med. Friedrich Schneider zu Langenselbold mit Fräulein Emma Knatz (Kassel, 23. Oktober); Kaufmann Adolf Lüning mit Fräulein Else Worch (Kassel, 23. Oktober); Direktionsassistent am Königlichen Museum Dr. phil. Johannes Böhlau zu Kassel mit Fräulein Elisabeth Sander (Traunstein, 25. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Hans Lohr und Frau Esilda, geb. Schröder (Hoof, 15. Oktober); Oberlandesgerichtssekretär Chr. Roese und Frau Minna, geb. Schumacher (Kassel, 18. Oktober); Dr. phil. Wilhelm Kley und Frau Kamilla, geb. Thalmann (Kassel, 25. Oktober); eine Tochter: Apothekenbesitzer Karl Fuchs und Frau Ottilie, geb. Hüser (Kassel, 20. Oktober); Pfarrer Vincenz Hahn und Frau Emma geb. Kolbe (Floh, 20. Oktober).

Gestorben: verwittwete Frau Eisenbahnsekretär Reinhardine Hahn, geb. Breul (Wehlheiden, 14. Oktober); Kaufmann Ferdinand Hartdegen, 62 Jahre alt (Hainichen, 17. Oktober); praktischer Arzt Dr. med. Moritz Gerhard Thilenius, 59 Jahre alt (Marburg, Oktober); Rentner Wilhelm Metz, 85 Jahre alt (Hersfeld, 19. Oktober); Frau Dr. Manon Stadler, geb. Sengstack (Bremen, 22. Oktober); Frau Pfarrer Amalie Heermann, geb. Hupfeld, 37 Jahre alt (Fischbeck, 23. Oktober); Dr. med. Friedrich Justi, 28 Jahre alt (Marburg, 25. Oktober); Gastwirth Nikolaus Freidhoff, 56 Jahre alt (Marburg, 25. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XI. Jahrgang. Kassel, 16. November 1897.

Ohne Erbarmen.

Es brauste der Wind mit erschreckender Macht,
Trieb zu Bergen an's Ufer die Wellen,
Mich faßte ein Grau'n dort am Strand in der Nacht,
Und ein Bangen um all' die Gesellen,
Die fahrenden Armen,
Im Meer ohn' Erbarmen.

Da hab' aus dem Meer ich zu hören vermeint
Diesen Schrei: — O, Du richtest vermessen;
Die Thränen sind wir, die die Menschheit geweint
Und die Liebe zu trocknen vergessen.

Und hörbar dem Sturm auch dies Stöhnen entbrach:
Ja, Du denkst wie so viele Bethörte! —
Gebete sind wir, die der Jammer einst sprach
Und der Himmel niemalen erhörte.
Wer lehrte uns Zweien
Die Pflicht zu verzeihen? —

Richard Jordan.





Wie unsere Aue geworden ist.

Vortrag, gehalten im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 26. April 1897.

Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als der schreckliche Krieg endlich erloschen war, sah die Moritzaue wieder heitere Tage. Die Vermählung Charlotte's, der Tochter Amelia Elisabeth's, mit dem Kurfürsten von der Pfalz, diejenige Aemilie's mit dem Prinzen von Tarent veranlaßten fürstliche Besuche; die beiden jungen Fürstinnen waren jagdlustig, es wurden in der Aue Jagden auf Hasen und Füchse abgehalten. Als die Kurfürstin von Brandenburg Ende des März 1650 in Kassel zu Besuch erschien, ereignete sich bei dem hohen Wasser ein Unglücksfall, einer ihrer Edelleute fand in der kleinen Fulda den Tod.

Der Sohn Amelia's, Wilhelm VI., hatte am 26. September 1650 aus ihren Händen die Regierung übernommen, Hedwig Sophie von Brandenburg wurde seine Gemahlin. Lassen wir uns von Merian berichten, wie er im Jahre 1655 die Aue gefunden hat: „vom Schlosse kommt man auf einer höltzernen gedeckten, doch gantz auf keinem Joch oder Pfeiler stehende lange Brücke, die Narrenbrücke genannt, in einen sehr großen herrlichen Lustgarten, welcher voller schöner Gewächse, Baumfrüchten, Hütten, Gängen und sehr artigen Springbrunnen und Wasserkünsten ist, darin auch ein gewißes Hauß, so man jährlich zu gewißer Zeit ablegen und wieder aufbawen kann, darinnen die menge stattlicher traghaffter Feigen-, Pomeranzen-, Citronen- und Granat- auch Lorbeerbäume gefunden werden. Vnd liegen umb den Garten her sehr stattliche Fischteiche... Oben am ende, da sich der Strohm theilt, liegt ein sehr lustiger und nutzbarer Antenfang. Und dieses Feld so die Awe genannt wird, ist an beiden seyten gegen dem Wasser mit herrlichen Obstbäumen umbpflanzt...“ Die Narrenbrücke, an der Stelle der heutigen Löwenbrücke, war von Wilhelm dem Weisen nach eigenen Grundsätzen errichtet und wegen der von dem Hergebrachten abweichenden Bauart mit jenem Namen bedacht worden.

Die Bewirthschaftung der Ländereien in der Aue wurde unter Landgraf Wilhelm VI. wie unter Amelia Elisabeth fortgesetzt, wie aus der Nachricht ersichtlich ist, daß am 23. April 1662 Hans Lütgendorff, Meyer in der Aue, gestorben sei. Sein Amt ging auf seine Wittwe über; Marie Christine Lütgendorffin, Vögtin in der Aue, bittet unter'm 13. April 1673 Bürgermeister und Rath von Kassel, ihr zu gestatten, daß ihre Schafe in hiesiger Feldmark bis auf Weiteres bleiben, da keine Schafe mehr in der Aue bleiben dürfen.

Nach Wilhelm's VI. frühem Tode, 16. Juli 1663, folgte Hedwig Sophie als Regentin und „regierte löblich“, wie der Chronist ihr nachrühmt. Als sie am 8. August 1677 auf Drängen ihres ältesten Sohnes, des bereits 23jährigen Landgrafen Carl, die Regierung niederlegte, gelangte der Fürst zur Herrschaft, dem es vorbehalten war, unserer Aue die größte ihr bis dahin widerfahrene Umgestaltung zu Theil werden zu lassen. Doch begann er diese nicht im Anfange seiner Regierung. Carl errichtete das hessische Heer, welches auf vielen Kriegsschauplätzen Ruhm erwarb, durch diesen Ruhm in fremden Diensten aber auch Geldmittel, die seinen Kriegsherrn befähigten, herrliche Werke des Friedens zu schaffen, zu denen das im 30jährigen Kriege grausam verheerte, langsam sich erholende, von Natur mäßig ausgestattete Hessenland ihm nicht die Mittel bot. Landgraf Carl gab 1677 zwei Regimenter in den Dienst des Königs von Dänemark, seines Schwagers, in dessen Kriege gegen Schweden. 1687 marschirte ein Regiment zu Fuß im Dienste der Republik Venedig nach Morea gegen die Türken. 1702 bis 1714 kämpfte ein Corps von zuletzt 10600 Mann im spanischen Erbfolgekriege im Dienste der Seemächte England und Holland.

Die hessischen Männer, welche auf so vielen Schlachtfeldern Europas Blut und Leben hingaben, den Namen ihres Fürsten und ihres Vaterlandes zu hohen Ehren brachten, sind des dankbaren Andenkens ihrer späten Nachkommen würdig. Wer ihre Denkmale schauen will, suche

die Wilhelmshöhe oder die Carlsaue auf, dort mag er im Flüstern uralter mächtiger Bäume den Sang von Helden vernehmen, an deren Tapferkeit und Opfertod hier durch die Jahrhunderte hin ernste Mahnung erklingt.

Landgraf Karl suchte sein Heer auch im Frieden kriegstüchtig zu erhalten; wir lesen beim Chronisten*) jener Zeit „14. August 1680, man attaquirte auf des Fürsten Geburtstag für Kurtzweil die Schanze in der Aue in Anwesenheit des französischen Gesandten Mr. Gombeaut.“ Dieses war die kleine Aueschanze, am rechten Ufer der kleinen Fulda, gegenüber der Mitte der späteren herrschaftlichen Bleiche; es ist die erste erhaltene Nachricht von einem Friedensmanöver der hessischen Truppen. Im Jahre 1682 heißt es: „April. Groß Läger in der Aue geschlagen, darzu mußte jeder Bürger in Kassel 1 Bund Stroh geben;“ 28. Mai wurde der Ausschuß in Kassel einquartiert, der mit den Truppen des Lagers gemeinsam Uebungen vornahm. Das Lager wurde am 15. September aufgehoben, nachdem es 19 Wochen gewährt hatte. Während des Lagers ertranken zwei Personen in der kleinen Fulda.

Die Bewirthschaftung der Länderei in der Aue ging auch unter Landgraf Carl weiter und die Wittwe Lütgendorff muß ihr Amt als Vögtin zur vollen Zufriedenheit verwaltet haben, da sie noch im Jahre 1711 als solche genannt wird. Der Landgraf trat Ende des Jahres 1699 eine Reise nach Italien an, von der wir eine Beschreibung durch seinen Sekretär Balthasar Klaute besitzen. Die Eindrücke, die er in dem Heimathlande der Kunst empfing, waren so tief und nachhaltig, daß er nach seiner Heimkehr begeistert an die Schöpfungen ging, die seinen Namen unsterblich machen. Uns beschäftigt hierbei die Moritzaue, für die schon seine edeln Vorfahren Wilhelm der Weise und Moritz der Gelehrte sich hohe Verdienste erworben hatten.

Carl faßte den Plan, die ganze Aue zu einer Parkanlage umzugestalten, wodurch die Landwirthschaft in derselben aufhören mußte; der Park sollte eine regelmäßige Gestalt erhalten, wozu der zu jener Zeit herrschende steife, widernatürliche Geschmack den Anlaß gegeben haben mag. Die Ueberlieferung sagt, daß der Gartenkünstler Ludwig's XIV., Le Nôtre, den Plan für die neue Anlage entworfen habe; es ist jedoch keine Nachricht erhalten, daß der Franzose in Kassel gewesen sei und an Ort und Stelle Einsicht genommen habe, wie es doch erforderlich war. Ich lasse es dahingestellt, ob der Plan von Le Nôtre herrührt; ist es der Fall, so war dabei ein Maßstab angegeben und durch dessen Größe vielleicht der Umfang der Anlage so ausgedehnt beabsichtigt, daß die Fuldainsel für selbige nicht ausreichte. Dann war es nothwendig, über die kleine Fulda hinauszugreifen, und hierbei ließ sich des Fürsten Absicht, das Fahrwasser der großen Fulda zu verstärken, durch Abdämmen der kleinen verwirklichen.

Wir sehen auf dem Plane der Moritzaue von 1686 die Eintheilung der Insel*): Feldland und Weide nehmen die westliche Hälfte längs der kleinen Fulda ein, die östliche Hälfte war mit Bäumen und Buschwerk bestanden und führte vorzugsweise den Namen der Moritzaue. Der Lustgarten auf der Spitze zwischen den beiden Fuldaarmen mit seinen Anlagen und Gebäuden bestand noch und wurde von dem Landgrafen durch Erwerbung seltener Bäume in Italien verschönert.

Die Grundlinie der weitgreifenden Anlage bildete das Orangerieschloß, von dessen Mitte aus gesehen sollte der Park sich zwischen den Fuldaarmen fächerförmig ausbreiten — eine mathematisch-symmetrische Figur, die der Grundriß noch heute erkennen läßt. Dieser wurde mit den vorspringenden Theilen nahe an den längs der großen Fulda zum Schutze gegen deren Ueberfluthung hinlaufenden Damm gelegt und so auf der Karte ermittelt, wieviel Land am linken Ufer der kleinen Fulda noch innerhalb des Umfanges des Parkumrisses für die Anlage erforderlich war (siehe Plan von 1686). Doch längst ehe dieses Land erworben worden ist, hat Landgraf Carl die Arbeiten an seiner Aue begonnen. Ein Reisender, der Frankfurter Schöffe Herr von Uffenbach, brachte im November 1709 einige Zeit in Kassel zu, er sah die Arbeiten im Gange, die in der Moritzaue ausgeführt wurden. Wir hören bei ihm: „Ich muß erstlich das bereits fast gänzlich zur Vollkommenheit gebrachte Orangeriehaus beschreiben. Es ist selbiges so groß, köstlich und prächtig, als ich noch keines gesehen, hat 500 Schuh in der Länge, ist gegen Mitternacht ohne Fenster und hat statt selbiger viel niches, in welche Statuen sollen gesetzt werden. Gegen Mittag sind die Fenster und Thüren, auf jeder Ecke und in der Mitte sind Pavillons, deren mittelster ein großes durchgehendes Portal

---

*) Hans Arnold (1639—1688), — Landesbibliothek.

*) Der Plan der Moritzaue von 1686 ist in Freyschmidt's Hofbuchhandlung zu Kassel erschienen. Der Umriß der späteren Carlsaue ist in diesem Plane angezeichnet, welcher die Gestalt der Insel zwischen den beiden Armen der Fulda nach der alten Katasterkarte zeigt.

hat, über diesem und in den anderen Pavillons sind Gemächer, die beiden großen Säle zwischen den Pavillons sind zu den Gewächsen gewidmet, wie es denn auf der einen und zwar auf der rechten Seite ganz voller meist junger Pomeranzenbäume stund; Acht von ziemlicher Größe und Höhe haben 1000 Thaler gekostet. Nachdem zeigte uns der Gärtner die Plantage, welche aus vielen Alleen, sonderlich drei großen bestehen wird, die man mit den Augen nicht absehen kan. In die mittelste und größte wird ein Kanal gemacht, dahinein der Fuldaarm, welcher abgedämmt werden soll, geleitet wird, daß man mit Gondolen oder kleinen Lustschiffgen mit Vergnügen zwischen den Bäumen herfahren kan. Es ist dabei zu verwundern, wie die große und alte Lindenbäume, so hier und dar gestanden, bereits vielfältig mitsamt der Wurzel und der daran oft bei 50 Centner hangende Erde in die beliebte Ordnung ohne Schaden und Ausbleibung derselben haben können versetzet werden." Nachdem Uffenbach die mächtige, doch einfache Holzmaschine beschrieben hat, mittels deren die Bäume versetzt wurden, fährt er fort: „Nach diesem gingen wir in den Lustgarten, welcher zwar ziemlich groß aber nichts sonderliches, besonders in dieser Jahreszeit, zu haben schiene, in selbigem stehet ein altes schlechtes, nicht gar großes Gebäude, so vor diesem zu den Gewächsen gebraucht worden (Wihelm's IV. Pomeranzenhäuschen), wie dann noch wirklich ziemlich viele, aber meist Lorbeerbäume darinnen stunden. Unter denselben stund in der Mitte ein in die Erde gegrabener von verwundernswürdiger Größe." Ich will vorgreifend hier erwähnen, daß dieser schöne noch von Wilhelm dem Weisen gepflanzte Baum durch Verwahrlosung während der Belagerung Kassels im Jahre 1762 zu Grunde gegangen ist, da in der kalten Jahreszeit stets Ofen den Raum erwärmten, wo er stand; nach Schmincke's Angabe ist er 54 Fuß hoch, sein Stamm 4 Fuß dick geworden. Das Lusthaus Wilhem's IV. hatte der Orangerie weichen müssen.

Man wird es auffällig finden, daß Landgraf Carl den Hauptarm der Fulda stärken und doch das Wasser der kleinen Fulda durch seinen neuen Park leiten wollte; vielleicht ist letztere Absicht nicht ausgeführt worden, um alles Wasser dem Hauptarme zu belassen. Aber auch letzterer Gedanke wurde erst von Landgraf Wilhelm VIII. im Jahr 1740 verwirklicht. Wie bedeutend der Inhalt der kleinen Fulda damals gewesen ist, kann man aus dem Unglücksfalle entnehmen, der sich bei der Geburtstagsfeier des Landesherrn im Jahre 1703 zutrug. Ein Volksfest führte eine große Menschenmenge in die Aue; auf der Schiffbrücke über die kleine Fulda, in der Gegend der kleinen Aueschanze, entstand durch einen Umstand heftiges Gedränge, sodaß die Brücke in Trümmer ging und etwa 100 Personen in die Fluth stürzten; 17 fanden unter entsetzlichen Auftritten ihren Tod, darunter der Hofbibliothekar Simon Kuchenbecker, dessen Gattin und andere angesehene Persönlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)



Die ältere Geschichte von Fritzlar.

Von C. Neuber.

(Fortsetzung.)

Einen Schreckenstag brachte das Jahr 1232, worüber in den Chroniken Folgendes berichtet wird: Der Abt des von dem Landgrafen von Thüringen gestifteten und unter dessen Schutze stehenden Klosters Reinhardsbrunn hatte sich geweigert, eine Steuer zu bezahlen, welche der Erzbischof von Mainz ihm auferlegt hatte, und war deshalb in eine schwere Strafe genommen. Er wurde nun gerade in seiner Klosterkirche mit Ruthen gestrichen, als der Landgraf Konrad, jüngerer Bruder des verstorbenen Landgrafen Ludwig IV. und Oheim des regierenden Landgrafen Hermann II. (1228—1242), hinzukam und, von Natur hitzig, durch den Anblick so aufgeregt wurde, daß er den der Geißelung beiwohnenden Erzbischof von Mainz, Siegfried III., bei den Haaren erfaßte und ihn getödtet haben würde, wenn nicht Andere dazwischen getreten wären. Der durch eine derartige That von Neuem entflammte Haß zwischen den beiden Ländern führte durch Hinzutreten weiterer Umstände, u. A. die von Mainz unternommene Befestigung des Heiligen Bergs bei Felsberg, also gewissermaßen die Aufführung eines Vorwerks von Fritzlar, zum offenen Kriege. Beide Theile rüsteten sich. Nach der Kriegführung der damaligen Zeit wurden die Länder gegenseitig verwüstet und gebrandschatzt. Der Erzbischof zog

vor Witzenhausen, der Landgraf vor Fritzlar; dies war aber stark befestigt und hatte eine Besatzung von 200 Mann zu Pferde und 400 Mann zu Fuß unter den Oberbefehl des Bischofs von Worms, eines geborenen Grafen von Saarbrück. Obwohl der Landgraf energisch vorging und bereits die Vorstadt von Fritzlar eingenommen hatte, wollte es ihm jedoch nicht gelingen, weiter vorzudringen. Es wurden deshalb Verhandlungen angeknüpft und dabei wurden die vom Landgrafen in die Stadt geschickten Unterhändler daselbst herumgeführt und ihnen die reichen Vorräthe gezeigt; „auch hatten die In der stadt Zu einem schön schaue[22]) verordenet, das die Jungen bürgers der Zeit einen Vögeltanz auff de Marckte hielten, damit anzuzeigen, das sie noch ganz freudig weren, und Keine nodt hatten an profiand oder etwas anderes."

Als die Abgesandten mit solchen Nachrichten zurückkamen, beschloß der Landgraf die Belagerung aufzugeben, und traf Anstalten, sich mit seinen Heerhaufen in Bewegung zu setzen. Da solches die Besatzung gewahrte, zündeten sie etliche Fackeln und Strohwische an, um dem Landgrafen zum Abzug zu leuchten, und die gemeinen Weiber liefen auf die Stadtmauer und „zeigten den Abziehenden schamlos diejenigen Theile des Leibes, die man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt" [23]).

Ein derartiges Gebahren machte den Landgrafen Konrad so wüthend, daß er alsbald Umkehr des Heeres anordnete, am folgenden Tage (12. September 1232) „welchen da war der tag des Heiligen Kreutzes Erhebung" [24]) den Sturm gegen die Stadt eröffnete, sie förmlich ausbrannte und selbst wehrlose Weiber und Kinder umbringen ließ, auch der heiligen Orte und Gefäße nicht schonte, worin ihn am meisten ein Ritter Friedrich von Treffurt unterstützte. Gefangene wurden über 200 fortgeführt.

So mußte die Stadt Fritzlar entgelten, was der Erzbischof von Mainz verbrochen hatte.

Aber wie Landgraf Konrad rasch zum Zorne, so war er auch rasch zur Buße und zu Vergeltung. Auf die Klage des Erzbischofs von Mainz beim Papste zog er nach Rom, wo er während seiner Anwesenheit täglich die Armen speiste und selbst bediente. Auf seine Bitte um Absolution beim Papste Gregor IX. ertheilte dieser solche durch den berüchtigten Ketzerrichter Konrad von Marburg unter folgenden Bedingungen: daß er allen Schaden ersetze, das verbrannte Fritzlarer Münster wieder aufbaue, selbst in einen geistlichen Orden trete und sich einer Kirchenbuße unterwerfe. Er erfüllte aufrichtig, was er gelobt. Fritzlar wurde wieder hergestellt, hauptsächlich Mauern und Thürme wieder aufgebaut, desgleichen das Münster, namentlich die Vorhalle. Sodann trat er in den Deutschen Orden, dessen Hochmeister er später wurde (1239—1243), und unterwarf sich einer öffentlichen Kirchenbuße, indem er bei einer Prozession vor der Kirchthür in Fritzlar niederkniete und jedem Vorübergehenden die in der Hand gehaltene Ruthe zur Verwendung vorhielt, wovon jedoch nur ein altes Mütterchen Gebrauch gemacht haben soll. [25]) Danach versöhnten sich Erzbischof und Landgraf, und der Papst bestätigte die Versöhnung durch eine Bulle (4. Februar 1245).

Fritzlar erholte sich bald wieder nach seiner Zerstörung, nur der Wiederaufbau der Ringmauern, wozu übrigens auch das Stift beisteuerte, verzögerte sich länger. Schon nach zwei Jahren (1236) kam ein Konvent von Franziskanern oder Minoriten, also von einem der erst kürzlich gestifteten Bettelmönchsorden nach Fritzlar. Durch Beisteuern und päpstlichen Ablaß unterstützt, gewannen die Franziskaner in Fritzlar rasch die Mittel zum Bau von Kloster und Klosterkirche (1237).

Als nach dem Erlöschen des hessisch-thüringischen Mannesstammes (1247) sich ein heftiger Streit zwischen Herzog Heinrich von Brabant, bezw. nach dessen Tode (1248) der Wittwe Sophie, als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Heinrich I., genannt das Kind, und dem Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen um den Besitz von Thüringen und Hessen erhob, welcher mit einem Vertrage (1263) endete, wonach Heinrich das Kind Hessen, Heinrich der Erlauchte Thüringen bekam, benutzte wieder der Erzbischof von Mainz diese Gelegenheit, seine Herrschaft in Hessen weiter auszubreiten, und da derselbe Fritzlar zur Vormauer gegen Hessen machte, gerieth dies von Neuem in große Bedrängnisse. Zugleich entspann sich wieder eine Fehde zwischen dem Erzstift zu Fritzlar und einem Vasallen desselben, Konrad von Elben, welcher sich von der Herzogin Sophie förmlich hatte in Dienst nehmen lassen (1255—1259), und dann ein Streit zwischen Stift und Stadt über Zehnten.

Nach einigen Jahren der Waffenruhe zwischen Hessen und Mainz begann der Streit von Neuem damit, daß trotz Unterhandlungen des Landgrafen

[22]) Schauspiel.
[23]) Rommel a. O., Th. I, Anm. S. 246 fg.
[24]) Lauze, handschriftl. Chronik ad a. 1233. Bl. 223.

[25]) Justi, Vorzeit 1820, S. 182 fg.

mit den Grafen von Naumburg, bezüglich der Weidelsburg, dieselben letztere dem Erzbischof von Mainz verkauften (1266). Nun ging der Landgraf vor, zerstörte die Weidelsburg und besetzte die Naumburg (1271), weiter aber auch erstürmte er die bekannte Feste des Erzbischofs auf dem Heiligenberge bei Felsberg. Dafür mußten aber seine Anhänger büßen. Diesmal die Herren der Burg Wolfershausen an der Edder bei Grifte, welche noch kürzlich dem Erzbischof gegen der Burghut den Eid der Treue geleistet hatten, sich aber (1273) plötzlich an den Landgrafen anschlossen. Nach Landau (Wüste Ortschaften, Zeitschrift für Hessische Geschichte. A. F. Suppl. VII, S. 161) wurde die Burg Wolfershausen vom Stifte Fritzlar zerstört. Nach Falckenheiner, Bd. I, S. 245, thaten es die Bürger von Fritzlar, und dazu paßt auch die das. Bd. II, S. 179 abgedruckte Urkunde, worin der Stadtrath von Fritzlar unter anderen Versprechen dem Stifte gegenüber aller Schadloshaltung wegen der auf die Burg Wolfershausen verwendeten Kosten entsagte.

In Folge Antrags des Erzbischofs Werner wurde der Bann gegen den Landgrafen ausgesprochen (1273) und im folgenden Jahre (1274) sogar vom König Rudolf die Reichsacht. Doch wurde diese in Folge geleisteter Dienste wieder aufgehoben (1277). Ungeachtet des wieder hergestellten Einvernehmens zwischen dem König und dem Landgrafen nahm der Erzbischof den Grafen Gottfried von Ziegenhain zu seinem Burgmann in Amöneburg gegen den Landgrafen Heinrich und alle Feinde des Mainzer Stifts und zog nach Fritzlar. Darauf rückte der Landgraf mit einer durch allgemeines Aufgebot verstärkten Heeresmacht ebendorthin und nöthigte den Erzbischof zur offenen Feldschlacht (1282). Dem Letzteren gelang es mit 24 Reitern in die Stadt zu kommen, welche des ihr vor 50 Jahren widerfahrenen Mißgeschicks eingedenk den übrigen Herrn die Thore verschloß. Von seinem Bundesgenossen verlassen, sah sich der Erzbischof genöthigt, Frieden zu schließen (1287). Der über den Landgrafen verhängte Bann wurde aufgehoben, der Erzbischof hielt es aber für gerathen, zu seinem Schutze an der Stelle der 1232 bis auf wenige Reste zerstörten Burg, deren Lage nicht sicher ist, nach Uebereinkunft mit den Bewohnern eine neue Burg aufzurichten (1287), halb in, halb außerhalb der Stadt an der Stelle, wo die vom Markte westlich auslaufende Bischofsgasse, eine Fortsetzung der Geismar-Straße, an der Stadtmauer endet, nicht fern von dem Schilderthore (jetzt Geismar-Thor genannt).

Um diese Zeit, zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts, entstand südlich vom alten Fritzlar durch die Mauer von ihm getrennt ein Neustadt-Fritzlar. Die erste Veranlassung dazu hatte schon ein Jahrhundert zuvor die Anlegung eines der Jungfrau Maria geweihten Armenhospitals durch den Probst Bruno des Klosters Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) bei Kassel gegeben, welcher dazu vom Erzbischof Heinrich von Mainz vier Morgen Landes zur Aufstellung der erforderlichen Gebäude geschenkt erhalten hatte (1147). Da das Kloster Weißenstein ein Augustiner-Kloster war, so ist es begreiflich, daß ein solches bald auch in Fritzlar entstand, und zwar ein Augustiner-Nonnenkloster, das die Pflege der Armen und Kranken übernahm. An das Kloster schloß sich bald eine Klosterkirche, welche der heiligen Katharina zu Ehren erbaut und zunächst für den Gottesdienst der Nonnen und der im Kloster wohnenden Hospitaliten hergerichtet wurde. Durch Ansiedelung auch von anderer Menschen, welche theils die Frömmigkeit trieb, theils irgend ein Geschäftsvortheil, auch das Bedürfniß frischere Luft außerhalb der beengenden Stadtmauern einzuathmen, wuchs der neue Stadttheil, und als der Eifer der Augustinerinnen nachließ, wurde ein neues Hospital auf einer Edder-Insel erbaut und dem heiligen Geiste geweiht.[26])

Der Anbau der Neustadt, wie der gewöhnliche Name lautet, wurde durch Bewilligung von Steuerfreiheit für eine gewisse Anzahl von Jahren befördert, wodurch auch der Name Freiheit entstand.[27])

In welchem Jahre dieselbe Stadtrecht erhielt, läßt sich nicht genau bestimmen, jedenfalls vor 1380, wo der Schultheiß Johannes Karne in der Neustadt Fritzlar Gericht hegt. Altstadt und Neustadt hatten ihre besonderen Rathhäuser, erstere an dem unteren Friedhofe bei der Stiftskirche, letztere auf dem südlichen Abhange eines Gartens, und ihre besondere Gemeinde-Vertretung, die Altstadt 2 Bürgermeister und 12 Rathsherren

---

[26]) Vergl. die Urkunden von 1286 und 1310, Falckenheiner II, S. 180 fg., 190 fg., 1286: „ad structuram Monasterii beate Marie extra muros Fritslarienses, et duo solidi dominabus Hospitalis extra muros Fritslarienses", 1310: „Hospitali novo prope fluvium Edram extra muros Fritslar fundato et constructo", in denen von Stiftungen namentlich zu Gunsten des gedachten Klosters und des erwähnten Hospitals die Rede ist.

[27]) In einer Urkunde v. 1390 „in der Nuwenstadt", in einer Subsidien-Rechnung aus dem 15. Jahrhundert „Sanctimoniales (die Nonnen) in libertate Fritslar" — [in Kassel Altstadt, Neustadt, d. h. Unter-Neustadt, und Freiheit]. Falckenh. II, S. 8, Note 1 und 3.

oder Schöffen, die Neustadt ebenfalls 2 Bürgermeister und 4 Rathsherren, auch ihre besondere Siegel, beide mit dem Bilde des stehenden Erzbischofs, die Altstadt mit Hirtenstab in der rechten und Bibel in der linken Hand, zu Häupten rechts eine siebenstrahlige Sonne, links ein wechselndes Mondviertel, an den beiden Enden 2 hohe Spitzthürme mit Kreuzen, die Neustadt mit Hirtenstab und Spitzmütze, zur Seite 2 Thürme und das Mainzische Rad. Auf dem Altstädter Siegel die Umschrift Sigillum Civium Fritslariensium, auf dem Neustädter unvollständig und unlesbar: Sigillum — — Fritslariensis.

Das Siegel des Stifts stellt den Apostel Petrus mit einem das Haupt desselben umgebenden Heiligenschein und auf einem Sessel mit halbrunder breiter Rücklehne sitzend dar. — Umschrift: + Fritslarie. Petrus Huic noscitur esse Patronus.

(Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Fortsetzung.)

Noch etwas lebhafter gestalteten sich die Dinge am folgenden Tage.

Gegen Mittag sahen wir — ich hatte mich wieder in die Lünette Erbenheim begeben — eine stärkere Kavalleriepatrouille von Infanterie begleitet auf der Erbenheimer Straße vorgehen. Von unserer Seite war der vor dem Wiesbadener Thore gelegene Kirchhof von Kastell durch einen vorgeschobenen Unteroffizierposten besetzt, der einige Schüsse auf die Preußen abgab, wodurch diese veranlaßt wurden, kehrt zu machen und sich zurückzuziehen. Gleich darauf aber erschien auf der Erbenheimer Höhe etwas weiter rechts eine geschlossene Kavallerieabtheilung, anscheinend eine Eskadron, und ging gegen die Festung vor. Nunmehr wurde auf Veranlassung des Premierlieutenants von T. ein in der Spitze der Lünette Erbenheim stehender Sechspfünder schußfertig gemacht und gab zwei Schüsse ab. Auch von der Lünette Hochheim fielen zwei Schüsse. Alle vier Granaten schienen in geringer Entfernung vor der preußischen Eskadron einzuschlagen, die auch gleich kehrt machte und hinter der Anhöhe verschwand. Außer einer Warnung hatten die Geschosse aber anscheinend keine Wirkung gehabt; wir konnten wenigstens nicht sehen, daß Leute von den Pferden gestürzt wären.

Damit war die Sache aber noch nicht zu Ende. Die preußische Kavallerie war kaum hinter der Anhöhe verschwunden, als eine weiße Dampfwolke dort aufstieg, der ein dumpfer Knall folgte, und gleich darauf ertönte der scharfe Krach einer zerspringenden Granate, und etwa hundert Schritt vom Fuße des Glacis vor der langen Kurtine hinter der Wilhelmskaserne entfernt stieg blauer Rauch aus den Gebüschen auf, während das unheimliche Sausen der umherfliegenden Sprengstücke die Luft erfüllte. Noch vier oder fünf Schüsse folgten, die alle bis auf einen in der Nähe einschlugen. Die Granate dieses einen ging über den Hauptwall und die Wilhelmskaserne hinweg und fiel in einen dieser gegenüberliegenden Garten, wo sie zersprang, ohne Schaden anzurichten.

Die preußische Batterie selbst konnten wir nicht sehen, da sie hinter dem Kamme der Anhöhe aufgefahren war, nur nach dem aufsteigenden Rauche ließ sich ihre Stellung annähernd errathen, aber doch nicht bestimmt genug, um das Feuer erwidern zu können, das übrigens nach Abgabe von vier oder fünf Schuß wieder schwieg.

Am Nachmittag wurde die Festung Mainz nebst den in ihrem unmittelbaren Bereiche liegenden Dörfern in Belagerungszustand erklärt.

Abgesehen von einigen Patrouillenneckereien und davon, daß der Petersauer Thurm einige Schüsse auf einen in Biebrich eintreffenden Eisenbahnzug abgab, verlief der folgende Tag ruhig, wohingegen Sonntag der 22. wieder etwas Aufregung brachte.

Vormittags gegen 11 Uhr begannen das Fort Hauptstein und die im Gartenfeld gelegene Inundationsschanze plötzlich zu schießen, und auch der Petersauer Thurm betheiligte sich bald an dem Feuer. Ich konnte vom Fenster meiner Stube aus nur sehen, daß ein Eisenbahnzug zwischen Biebrich und der Kurve bei Mosbach hin und her fuhr. Ob dieser oder etwas andres das Ziel der Schüsse war, ist mir unbekannt geblieben.

Das war indessen nur das Vorspiel zum Hauptereigniß des Tages.

Wir saßen noch im „Englischen Hof“ bei der Nachtischcigarre, als plötzlich wieder Geschützfeuer ertönte. Die Spaziergänger auf der Straße, die bei dem herrlichen Wetter sehr zahlreich waren, eilten nach der Schiffbrücke oder nach dem vor der Rheinkehlmauer liegenden Kai und sahen eifrig stromabwärts. Auf den Rath des Herrn Specht, des Besitzers des Englischen Hofes, begaben wir uns rasch auf das ziemlich flache und mit einer Brüstung versehene Dach des Hauses, wo man eine weite Aussicht hatte.

Als wir dort angelangt waren, erkannten wir, daß rechts hinter Biebrich eine preußische Batterie aufgefahren war und anscheinend gegen den Petersauer Thurm schoß. Die ersten Schüsse gingen wahrscheinlich zu kurz, denn wir konnten nicht sehen, wohin sie trafen. Bald aber fiel eine Granate diesseits der Insel in den Rhein, und nun hatte sich die Batterie eingeschossen, denn von da an schlugen sämmtliche Geschosse auf der Plattform des Thurmes ein.

Das Feuer wurde Anfangs nur von den hochgelegenen Werken Hauptstein, Stahlberg und Hartmühl erwidert, und es dauerte einige Zeit, bis der eigentlich angegriffene Thurm in den Kampf eingriff. Das kam daher, daß die Geschütze, die, wie schon erwähnt, am Morgen gegen Biebrich gefeuert hatten, während die jetzt nöthige Schußrichtung damit einen Winkel von 90 Grad bildete, erst nach der anderen Seite der Plattform geschafft werden mußten, eine ziemlich zeitraubende und beschwerliche Arbeit, zumal sie zum Theil unter feindlichem Feuer ausgeführt werden mußte.

Sehr bald sahen wir den Major Bauer unseres Regiments, der mit der Leitung der Festungsartillerie auf dem rechten Rheinufer beauftragt war, die von Kastell nach Biebrich führende Pappelallee entlang sprengen, um sich auf den Petersauer Thurm zu begeben.

Das Feuer dieses Werkes, das, nachdem es den Kampf einmal aufgenommen hatte, Anfangs mit großer Regelmäßigkeit erfolgt war, ließ zu unserem Erstaunen bald nach. Es hatte zuerst mit zwei Geschützen geantwortet (für die beiden glatten Zwölfpfünder war die Entfernung zu groß), schoß aber, wie wir nach einiger Zeit merkten, nur noch mit einem. Der Grund dazu konnte nur darin liegen, daß entweder die erlittenen Verluste an Bedienungsmannschaften die Besetzung nur noch eines Geschützes ermöglichten, oder daß eins unbrauchbar geworden war. Wie sich später zeigte, war der zuletzt erwähnte Grund der richtige. Eine Granate hatte einem der beiden gezogenen Zwölfpfünder den rechten Schildzapfen abgeschlagen, wodurch das Geschütz völlig unbrauchbar wurde.

Bald griffen übrigens auch die Werke von Kastell, namentlich das Fort Großherzog, die Lünette Wiesbaden und das links des Wiesbadener Thores gelegene Bastion des Hauptwalles in's Gefecht mit ein. Wäre die Artillerie der Festung schon so mit der Behandlung der gezogenen Geschütze und namentlich mit dem Schießen vertraut gewesen, wie es die preußische war, so hätte die kühne Batterie des Angreifers durch die nicht nur durch die Zahl der gegen sie kämpfenden Geschütze, sondern auch durch deren Kaliber begründete Ueberlegenheit in eine sehr schlimme Lage kommen können, wenn sie abgewartet hätte, bis auch die Festungsartillerie sich eingeschossen hatte. Das that sie indessen verständiger Weise nicht. Sie begnügte sich mit der ziemlich scharfen Lektion, die sie dem Petersauer Thurm ertheilt hatte, und fuhr ab, nachdem sie im Ganzen etwa vierzig Schuß abgegeben hatte, und zwar, so weit bekannt geworden ist, ohne Verluste erlitten zu haben.

Der Kampf hatte etwa eine Stunde gedauert (beiläufig, ein glänzendes Zeugniß für die Festungsartillerie, daß sie nach nahezu einer Stunde noch nicht eingeschossen war), als er abgebrochen wurde. Natürlich eilte ich mit mehreren Kameraden sofort hinaus, um Einzelheiten zu erfahren.

Auf der Plattform des Thurmes war nur ein badischer Artillerist ganz leicht durch ein Sprengstück verwundet worden. Das war dem Umstande zuzuschreiben, daß die preußischen Granaten in Folge der großen Entfernung einen sehr steilen Einfallwinkel hatten, sodaß selbst die, die dicht hinter den Geschützen auf der Plattform eingeschlagen, über die Köpfe der Bedienungsmannschaft hinweggegangen waren. Sie waren alle auf die rückwärtige Hälfte der Plattform gefallen, mit Ausnahme derjenigen, die das eine Geschütz demontirt hatte, und daß deren Sprengstücke kein schweres Unheil unter der Mannschaft angerichtet hatten, ist fast als ein Wunder anzusehen. Außer dem erwähnten gezogenen war auch noch eins der glatten Geschütze erheblich beschädigt worden. Es lag, wie alle anderen, in einer sogenannten hohen Rahmenlafette und war an der Stelle stehen geblieben, wo es am Morgen beim Schießen gegen Biebrich gebraucht worden war, sodaß es während des Kampfes am Nachmittag dem Feinde die rechte Seite zugekehrt hatte. Eine feindliche Granate hatte den rechten Sohlbalken des Rahmens zertrümmert und das Geschütz wäre umgestürzt, wenn sich nicht der vordere Theil des Rohres auf die Krone der Brüstungsmauer aufgelegt hätte.

Eine andere Granate war auf halber Höhe des Thurmes am Rande der äußeren Oeffnung einer Geschützscharte angeschlagen und hatte eine Garbe von Sprengstücken und Steinsplittern in die dahintergelegene Mannschaftskasematte geschleudert, die indessen glücklicherweise leer war.

Auf der rückwärtigen Hälfte der Plattform aber sah es bös aus. Hier war das Geschützzubehör für die beiden glatten Geschütze, sowie die zum Handhaben nöthigen Geräthe, wie Hebebäume, Flaschenzüge, ein Hebezeug mit Räderwerk, Wagenwinden u. s. w. und Vorraths-Geschützzubehörstücke niedergelegt gewesen. Alles das bildete jetzt einen wüsten Haufen von Trümmern und Splittern, untermischt mit zahlreichen Sprengstücken von Granaten. Nicht ein ganzes oder nur halbwegs brauchbares Stück war unter der ganzen Masse zu finden.

Schon einige Tage vorher war ein Befehl des Gouvernements erschienen, wodurch genau und bis in alle Einzelheiten bestimmt wurde, welche Stellung jeder Truppentheil im Falle einer Alarmirung der Festung zu besetzen habe.

In der Nacht vom 22. zum 23. gegen ½3 Uhr Morgens ertönte plötzlich das Alarmsignal, und sehr bald stand alles auf seinem Posten. Da mir keine besondere Stelle angewiesen worden war, „versammelte" ich mich, dem allgemeinen Befehl entsprechend, auf dem Schloßplatze. Hier erhielt ich jedoch bald den Auftrag, mit dem Rest der Bedienungsmannschaft unserer Batterie zwei in der Rheinkehlbefestigung dem Schlosse gegenüber stehende Geschütze zu besetzen und schußbereit zu machen.

Ob die Alarmirung nur eine Uebung war, die den Zweck hatte, sich zu überzeugen, daß die Truppentheile bei Besetzung der ihnen angewiesenen Stellungen keine Fehler machten, oder ob der Gouverneur Nachrichten hatte, die ihn an einen nächtlichen Ueberfall der Preußen glauben ließen, ist mir nicht bekannt geworden, jedenfalls war die Morgendämmerung schon angebrochen, als wir den Befehl erhielten, in die Kasernen zurückzukehren.

Am folgenden Vormittag, Montag den 23., erhielt ich ganz unerwartet die Anweisung, mich beim Major Bauer zur Dienstleistung in Kastell zu melden. Das kam mir eben recht, denn ich war das Nichtsthun doch nachgerade müde geworden und versprach mir von der Dienstleistung in Kastell etwas Aufregung und Abwechselung, eine Hoffnung, die durch die Ereignisse der letzten Tage wohl berechtigt erschien. Major Bauer theilte mich dem baierischen Artillerieoberlieutenant Keinath zu, der die Artillerie des zwischen dem Wiesbadener und Frankfurter Thore gelegenen Theils des Hauptwalles befehligte.

Meine Kommandirung nach Kastell machte es nothwendig, daß ich auch meine Wohnung dorthin verlegte, denn ich mußte meinen Posten jederzeit erreichen können, und die Schiffbrücke stellte die Verbindung zwischen Mainz und Kastell nicht immer sicher, da häufig Theile ausgefahren wurden, wenn Schiffe durchzulassen waren. Deshalb machte ich mich nach Erledigung meiner Meldung zunächst auf den Weg, ein möblirtes Zimmer zu suchen, das ich auch ohne große Mühe und Zeitverlust dem Bahnhofe der Taunusbahn gegenüber fand. Sodann kehrte ich in den „Englischen Hof" zurück, packte meinen Koffer und schickte meinen Burschen damit nach Kastell. Für das Mittagessen abonnirte ich mich im „Anker", wo die meisten Offiziere der in Kastell liegenden baierischen und kurhessischen Truppentheile speisten.

Am Nachmittage trat ich meinen Dienst an, der darin bestand, das jeden Vormittag und Nachmittag einige Stunden dauernde Exerziren am Festungsgeschütz zu beaufsichtigen und dabei selbst zu lernen. Unsere Mannschaft bestand theils aus baierischen und nassauischen Artilleristen, theils aus Hilfsmannschaften von der Infanterie, die Unteroffiziere waren alle Baiern. Außerdem aber mußte ich natürlich bereit sein, jeden Augenblick, wo der Gebrauch der Geschütze auf dem Hauptwalle nothwendig werden sollte, meinen Posten einzunehmen.

Am Abend des 23. war ich noch Zeuge eines aufregenden Vorfalles.

Nach Beendigung der Uebung auf dem Hauptwalle hatte ich mich nach der Lünette Erbenheim begeben, wo diesmal der Premierlieutenant von D. die Wache hatte. Eine von ihm ausgesandte Patrouille hatte ein Scharmützel mit den preußischen Vorposten. Namentlich konnten wir sehen, wie ein Trupp Husaren auf unsere Gardisten lossprengte, wobei einer unter deren lebhaftem Feuer vom Pferde stürzte.

Kurz darauf kehrte der unsere Patrouille führende Unteroffizier in die Lünette zurück und meldete, er habe zwei Mann verloren, die von den Preußen gefangen genommen seien. Gewehr und Mütze des einen Vermißten brachte er mit. Auf feindlicher Seite sei ein Husar anscheinend verwundet vom Pferde gefallen.

Die nächsten Tage verliefen ziemlich ereignißlos, und ich will nur einiger kleiner Vorfälle gedenken.

Eines Nachmittags, ich glaube es war am 25., sahen wir, wie sich von einer auf der Hochheimer

Straße vorgehenden baierischen Patrouille ein Mann trennte und über ein abgeerntetes Kornfeld, worauf noch einige Garbenhaufen standen, gemächlichen Schrittes gerade auf eine Hecke losschlenderte, hinter der, wie wir wußten, preußische Infanteristen lagen. Diese fingen auch alsbald an, auf unseren Baiern zu schießen, der sich jedoch nicht im mindesten darum zu kümmern schien, sondern seinen Spaziergang ruhig fortsetzte. Als er endlich an einem der erwähnten Kornhaufen angelangt war, schoß auch er sein Gewehr gegen die Hecke ab, trat dann hinter die Garben und lud. Sowie er damit fertig war, sprang er hinter der Deckung hervor, was die Preußen sofort zu sehr lebhaftem Feuern veranlaßte, und schoß wieder mit großer Ruhe und nachdem er lange gezielt hatte. Dieses Spiel setzte er längere Zeit fort, bis er es endlich müde wurde und ebenso langsam und bedächtig, wie er gekommen war, von zahlreichen Schüssen verfolgt nach der Hochheimer Landstraße zurückkehrte, die er auch unversehrt erreichte.

An demselben Abend ereignete sich ein anderer Vorfall, der hinterher viel belacht wurde.

Oberlieutenant Keinath und ich verließen kurz nach 10 Uhr den „Anker“, um nach Hause zu gehen, da wir nicht weit von einander wohnten. In dem Augenblick, wo wir aus dem Hause traten, fiel ein Kanonenschuß ganz in der Nähe, dem gleich ein zweiter folgte. Unserer Pflicht gemäß eilten wir auf den Hauptwall, fanden die Geschütze in dem nächst dem Frankfurter Thore liegenden Bastion, dessen Name mir entfallen ist, bemannt und feuernd. Auch von dem Nachbarbastion nächst dem Wiesbadener Thore, irre ich nicht „Blücher“, wurde geschossen. Auf mein Befragen erklärten mir die Leute, es seien von der Erbenheimer Höhe mehrere Schüsse gefallen, und in den Gebüschen auf dem noch nicht abgeholzten Glacis vor der Lünette Hochheim schlichen preußische Infanteristen umher. Während der Mann, ein nassauischer Artillerist, mir dies auseinandersetzte, blitzte es in der That auf der Erbenheimer Höhe auf und es folgte ein schwacher Knall. Um einige Klarheit über die Sache zu schaffen, befahl Oberlieutenant Keinath zunächst, aus der im rechten Schulterpunkt des Bastions stehenden siebenpfündigen Haubitze eine Leuchtkugel in die Gebüsche vor dem Glacis der Lünette zu werfen. Während der Befehl ausgeführt wurde, gab der in der Spitze des Bastions stehende gezogene Zwölfpfünder wieder einen Schuß ab, und ich sah das Aufflammen der zerspringenden Granate. Gleich darauf fiel auch wieder ein Schuß auf dem Nachbarbastion.

„Sehen Sie, Herr Lieutenant, dort stehen sie!“ rief mir der Geschützführer zu und zeigte in die Ferne, wo es in diesem Augenblick wieder aufflammte und knallte.

Mir war schon gleich Anfangs aufgefallen, daß die angeblichen feindlichen Schüsse an ganz verschiedenen Stellen aufblitzten, namentlich auch in wechselnder Entfernung und niemals zweimal an demselben Orte. Ebenso hatte ich bemerkt, daß der Knall der feindlichen Geschütze ganz anders klang, als ein in der Ferne fallender Kanonenschuß, und als jetzt der Unteroffizier auf das nach dem letzten Schusse des Nachbarbastions erfolgende Aufflammen wies, wurde mir die Sache klar. Was die Leute für feindliche Schüsse hielten, war die durch das Zerspringen der eigenen Granaten verursachte Feuererscheinung. Oberlieutenant Keinath, dem ich die Sache auseinandersetzte, sah das ebenfalls ein und befahl die sofortige Einstellung des Feuers und schickte die Mannschaft nach Hause. Die Leuchtkugel war aber inzwischen abgefeuert worden und in Folge fehlerhafter Richtung in die Lünette Hochheim, statt auf deren Glacis gefallen. Der dort kommandirende Offizier, Lieutenant von W., schickte sie am nächsten Tage an den Kommandanten von Kastell, General von Buttlar, der sie mir übergeben ließ mit dem Anheimstellen, mich damit photographiren zu lassen, womit er andeuten wollte, daß ich den Unsinn begangen hätte, während ich in Wahrheit ganz unschuldig daran war.

Festzustellen, was die Veranlassung zu dem verrückten Geschieße, bei dessen Beginn wir ja nicht zugegen gewesen waren, gegeben hatte, ist mir nie gelungen.

Am 26. wurde durch Gouvernementsbefehl bekannt gemacht, daß der Herzog von Meiningen sein Kontingent aus Mainz abberufen habe, und General von Loßberg wurde an Stelle des meiningenschen Oberst von Buch mit den Geschäften des Kommandanten beauftragt, und zwar von der sogenannten Bundesmilitärkommission, die immer noch in Augsburg ein kümmerliches Dasein fristete.

Der Ausmarsch der Meininger fand am 28., Nachmittags, statt, nachdem vorher zu diesem Zwecke eine 24stündige Waffenruhe mit dem Kommandirenden des vor Kastell stehenden preußischen Detachements verabredet worden war.

Das Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf uns, denn das meininger Bataillon war insofern entwaffnet worden, als ihm der Abmarsch nur ohne Gewehre gestattet wurde. Ob man diese Demüthigung dem Bataillon nicht hätte er=

sparen können, da nach allen vorliegenden Nachrichten der Krieg so gut wie vorbei war?

Anscheinend um ein Pflaster auf die dem Bataillon geschlagene Wunde zu legen, gaben fast sämmtliche berittenen Offiziere, der Gouverneur an der Spitze, dem Bataillon das Geleite.

Gesetztenfalls der Kurfürst hätte auch uns abgerufen — leider war sehr wenig Aussicht dazu —, ob man wohl auch uns entwaffnet hätte? — Wohl schwerlich, denn nach Abgang der Meininger betrug die Gesammtstärke der Besatzung noch 13 000 Mann, von denen etwa 10 000 auf Kurhessen kamen. Ein Versuch, die zu entwaffnen, würde sich wohl als etwas gefährlich herausgestellt haben und dürfte schwerlich unternommen worden sein.

(Fortsetzung folgt.)



Mein Stock.

Ein Stück hessischen Kasernenlebens, von Ludwig Mohr.

(Fortsetzung.)

Der Rittmeister warf schon aus einiger Entfernung einen seiner durchbohrenden Blicke zu mir hin. Ich fühlte, er wollte in meiner Seele lesen. Meine Unschuld gab mir Muth; ich hielt nicht nur seinen durchbohrenden Blick aus, sondern trat mit dem Bewußtsein, nichts hinter mir zu haben, was mich im mindesten beschweren könne, auf ihn zu, machte vorschriftsmäßig Halt, legte die beiden ersten Finger der Rechten an den rothen Rand der Mütze, die andere Hand steif an die linke Hosennaht und fragte nach seinem Befehl. Noch einmal schaute er mich ernst forschend an. Mein Blick senkte sich um keine Linie, und als er nun sagte: „Sie sollen sich gegen Ihre Vorgesetzten durch Drohungen mit der Hand und in Worten vergangen und sie zu Thätlichkeiten gegen Sie gereizt haben", da fühlte ich aus dem Klange der Worte heraus, daß er den Anschuldigungen keinen Glauben schenkte. Das hob mir den Muth, und ich erzählte ihm ohne Rückhalt, wie es gekommen und geschehen wäre, indem ich jede Beschuldigung, wie die mir zur Last gelegten Widersetzlichkeiten mit Entrüstung von der Hand wies. Aufmerksam hörte mir der Rittmeister zu, und indem er mich mit einer Handbewegung zum Gehen aufforderte, sagte er zu mir: „Ich will hoffen, Hesse, — in ihrem Interesse hoffen — daß sich die Sache so verhält, wie Sie sie mir dargestellt haben."

„Ich habe die reine Wahrheit gesagt!" sprach ich noch, machte dann kehrt und ging in die Kaserne zurück.

Kaum auf der Stube angelangt, wurde ich auf Wachtmeisters Stube befohlen. Ich ging und fand außer dem Wachtmeister noch den Eskadronsarzt dort gegenwärtig. Letzterer trat sofort auf mich zu und sagte: „Also Sie sind der Garde du Corps Hesse, der die Treppe gemessen und sich beinahe den Schädel eingestürzt hat? Zeigen Sie doch einmal her!"

„Die Treppe gemessen hat?" fragte ich aufgebracht. „Ich will annehmen, Herr Doktor, daß man sie unrichtig beschieden hat, und deshalb lassen Sie sich sagen, daß ich nicht gestürzt, sondern von zweien meiner Vorgesetzten mißhandelt worden bin. Auch dürften Sie sich wohl eine jede ärztliche Untersuchung ersparen, nachdem der Herr Oberstabsarzt meine Behandlung selbst übernommen hat und die Sache soweit gediehen ist, daß es daran nichts mehr zu vermimpeln und zu vermampeln giebt, um sie in ein anderes Fahrwasser zu leiten."

Sich also durchschaut zu sehen, machte den Mann, der keineswegs bei den Leuten beliebt war, die ihn nur den „Stecher" nannten, verlegen und mir ein längeres Verweilen peinlich; ich fragte deshalb den Wachtmeister, ob sonst noch etwas zu befehlen sei, und als er dieses verneinte, verließ ich das Zimmer und suchte meine Matratze wieder auf. Es summte und brauste mir im Kopfe, und während ich mich mühte, einzuschlafen, war mir zu Muthe, als stände ich hoch oben an dem Aquädukte auf Wilhelmshöhe, dessen Wasser tosend in die Tiefe stürzten. Ich mochte so ungefähr eine Stunde halb schlafend, halb wachend geruht haben, da rief mich ein lautes Hurrah in die Wirklichkeit zurück. Jäh fuhr ich empor und hörte nun zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß eine telegraphische Depesche die Nachricht von dem Friedensschlusse von Villafranca zwischen Oesterreich und Frankreich gebracht, daß der Kurfürst befohlen habe, die hessische Armee sofort auf den Friedensfuß zu setzen und daß die Entlassung der Reservemannschaften noch für den-

selben Tag anzuordnen sei. Ein fast gleichzeitiger Corpsbefehl besagte dasselbe, schloß mich dagegen, obgleich ich dem ältesten eingezogenen Jahrgang angehörte, davon aus. Ich habe zu bleiben, hieß es darin, solle jedoch während der Zeit des Bleibens von den Dienstleistungen befreit sein, und zwar so lange, bis meine Angelegenheit, über die strengste Untersuchung angeordnet wäre, ausgetragen sei.

Noch heute sehe ich die fröhlichen Gesichter, noch heute klingen mir die begeisterten Rufe in den Ohren: „Nach Hause! Nach Hause!“ Und inmitten dieses allgemeinen Rausches lag ich auf meiner Matratze mit dem Gefühle, daß mit dem Fortgange dieser Glücklichen meine besten Zeugen bei den klar ausgesprochenen Beschuldigungen meiner Beleidiger dahingingen und daß die Untersuchung sich in die Länge ziehen würde. Aber mir sollte auch eine Genugthuung werden, die ein Trost für mich war und mich den Blick freier der Zukunft entgegen thun ließ. Mancher der Scheidenden trat an mein Lager, bot mir die Hand zum Abschiede und sagte: „Lebe wohl, Hesse! Hast Du einen Zeugen nöthig, so nenne mich; werde ich in der Heimath vernommen, so soll man mein Zeugniß nicht hinter den Spiegel stecken.“

In der darauf folgenden Nacht schlief der Stubenkommandant und ich allein in dem Eckzimmer Nr. 11 der Garde du Corps-Kaserne in der Neuenstraße.

IV.

Nach dem Fortgange der Reservemannschaft war ich nun ein ganzes Vierteljahr den Nörgeleien und Plackereien der beiden Vorgesetzten preisgegeben. Erlaßt es mir, diese Nörgeleien aufzuzählen; dagegen kann ich nicht umhin, einer Intrigue Erwähnung zu thun, die für mich im höchsten Grade nachtheilig hätte werden können. Sie wurde angesponnen von eben jenem Abgeschwirrten und lief darauf hinaus, durch Zeugen erhärten zu können, daß ich, wie er mich bereits beschuldigt hatte, thatsächlich mit Wort und That ihm und seinem Genossen gedroht habe. Kenntniß davon erhielt ich durch einen gewöhnlichen Reiter, Namens Rumpf, aus der Gegend von Wolfhagen gebürtig und ein einfacher aber bis in die Nieren ehrliebender, rechtschaffener Bursche, der mir mittheilte, daß der Quartiermeister, der zugleich Rekruten-Instrukteur war, bei seinen Rekruten nicht vergeblich gewühlt und einige derselben so verarbeitet habe, daß sie gewillt seien, zu bezeugen, daß ich mich wirklich in der mir angedichteten Weise vergangen habe.

Wer weiß, welchen Ausgang nach solchen Anzeigen meine Angelegenheit genommen hätte, wäre mir nicht Hilfe von einer Seite gekommen, von der ich sie am wenigsten erwartet hätte. Das war die Eifersucht zwischen dem ersten Quartiermeister der Schwadron und dem Abgeschwirrten. Gerhart, wie ich ihn nennen werde, hatte auch von dem gehört, was mir durch Rumpf mitgetheilt worden, und da er ebenfalls bei der Ausbildung der Rekruten betheiligt war, ließ er am Tage vor dem gerichtlichen Verhöre die Rekruten nach dem Morgenstalldienste durch den Trompeter zusammenblasen, trat vor die Front mit einem Bärenbeißergesichte ohne Gleichen — und er konnte eins schneiden, wie kein Zweiter in der Division — indem er die Leute also anredete: „Reiter, morgen ist Verhör in der Sache des Garde du Corps Hesse, wenn Ihr es noch nicht wißt, so laßt es Euch hiermit gesagt sein. Ich habe das Vertrauen zu Euch, daß Ihr wahrheitsliebende Burschen und keine Malefiz-Lügner seid. Wer die Wahrheit nicht redet, der kriegt es mit dem Gerhart zu thun, und Ihr wißt, der Gerhart spaßt nicht! Auseinander!“ Das trug seine Frucht, denn er spaßte nie, der alte Bärenbeiß, und der Plan des Abgeschwirrten ward zu Wasser.

Doch lassen wir das jetzt; denn es paßt wenig zu unserer heutigen fidelen Stimmung, und suchen wir der Sache eine heitere Seite abzugewinnen.

Mein Schwager hatte, wie ich bereits bemerkt habe, Meldung des Vorgefallenen bis zu dem Divisions-Kommandeur hinauf gemacht. Das war nicht unbekannt geblieben und hatte den ganzen Groll der Herren Hehle und Genossen herausgefordert.

Mein Schwager war Inhaber eines optisch-mechanischen Geschäfts und in Nähe seines Geschäftslokales lag eine Bierschenke, deren Inhaber ein Schulfreund von ihm war. In dieser Schenke verkehrte er nach der Weise der jungen Männerwelt, das heißt, er trank darin regelmäßig seinen Frühschoppen, und die Abende waren zu zählen, die ihn nicht im Kreise von Bekannten hinter dem runden Tische der Schenke fanden. Das hatte das saubere Paar gar bald ausgekundschaftet, und eines Tages fiel es in Begleitung anderer nach der täglichen Wachtparade in die Schenke ein.

Ausnahmsweise war gerade an diesem Morgen mein Schwager von dem Frühschoppen fortgeblieben; aber der Abend sah ihn dort, und der Schenker sagte vertraulich zu ihm: „August, siehe Dich vor! So und so! Die Fleischhacker — wie Ihr wißt der seit den Revolutionsjahren bei

der Bevölkerung Kassels beliebte Spitznamen für die Garde du Corps — führen etwas gegen Dich im Schilde. Siehe Dich vor, daß Du nicht irgend Dein Fell zum Gerber trägst!"

„Fürchte mich nicht", entgegnete dieser leichthin, und er fürchtete sich in der That nicht; er war ein stämmiger, handfester und dabei muthiger junger Mann.

„Laß es gut sein, August! Ich glaube Dir schon, daß Du Dich nicht fürchtest. Doch siehe Dich vor! Vorsicht hat noch nie im Leben geschadet. Weißt Du, viele Hunde sind des Hasen Tod!"

„Nun, ich werde mir Deine Vorsicht zulegen", entgegnete ihm mein Schwager auflachend. „Gleich werde ich sie Dir handgreiflich vor die Augen führen." Mit diesen Worten verließ er die Kneipe, um nach geraumer Zeit mit diesem Kapitalstöckchen zurückzukehren.

„He, alte Nudeldute! Na, nun? Wie gefällt Dir diese meine Vorsicht, auf der die Märzamsel sieben Jahre gepfiffen hat?" rief er in die Schenke eintretend, indem er dem Schenker den Stock unter die Nase hielt. „Gelt, das ist ein Beefsteakklöpferchen, das seines Gleichen sucht. Ein Prachtstück von einem Schädelbrecher, würde ein Neuseeländer sagen!"

Der dicke Wirth lachte, als er den Stock mit dem derben Wurzelknopf in die Rechte nahm und seine Schwungkraft probirte. „Es läßt sich damit schon etwas ausrichten, August. Aber besser ist besser, und weit davon ist gut für den Schuß. Suche den Streit nicht — weiche lieber aus!" —

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Die Herzogin Sophie von Brabant, Herrin in Hessen, zu Marburg. Mit Landgraf Heinrich Raspe IV., dem Urenkel des Landgrafen Ludwig I. von Thüringen, erlosch im Jahre 1247 der Mannesstamm des thüringisch-hessischen Fürstenhauses. Durch Verheirathung jenes Landgrafen Ludwig mit Hedwig, der Tochter des Grafen Giso von Gudensberg, dem Sohne des in einer Fehde im Jahre 1073 auf Schloß Hollende bei dem Dorfe Treisbach in Oberhessen ermordeten Grafen Giso und dessen Gemahlin Mathilde*), waren die Gisonischen Besitzungen in Hessen und am Rhein an das thüringische Grafenhaus, seit 1130 Landgrafenhaus, gekommen. Nach dem Tode des letzten thüringischen Landgrafen, jenes Heinrich Raspe, hatten sich wegen der Erbfolge mancherlei Streitigkeiten unter den Verwandten jenes Fürstenhauses erhoben. Zu den Kronbewerbern gehörte auch die älteste Tochter des auf dem Kreuzzuge im Jahre 1227 verstorbenen Landgrafen Ludwig IV. und der heil. Elisabeth, Sophie, zweite Gemahlin Herzog Heinrich's von Brabant. Nach Heinrich Raspe's Tode, so berichtet der Chronist Johann Riedesel, erklärten sich die getreuen Ritter und Städte in Hessen für Heinrich, den damals dreijährigen Sohn der Herzogin Sophie, und schickten eine Gesandtschaft nach Brabant, um beide zu sich einzuladen. Sophie nahm die Gesandtschaft freudig auf. Bald nach dem am 1. Februar 1248 erfolgten Tode Herzog Heinrich's verließ die verwitwete Herzogin Sophie mit ihrem Sohne Brabont und erschien, begleitet von 800 Gewappneten, in Hessen, um die Huldigung der Bewohner entgegen zu nehmen. Als die Herzogin, so berichtet jener Chronist weiter, in Marburg ihren Einzug hielt, trat sie mit ihrem Sohne, den sie auf ihren Armen emporhielt, unter die Bürger und empfahl ihnen denselben mit folgenden Worten: „Zu euch, ihr Bürger Marburgs, nehme ich meine Zuflucht, euerer Treue und euerem Schutze übergebe ich den Enkel der heil. Elisabeth." Die Bürger schwuren bei Gott und der heil. Elisabeth, Hab und Gut für Sophie und ihren Sohn zu opfern.

Die Herzogin Sophie von Brabant, Herrin in Hessen, machte Marburg zur Hauptstadt und nahm daselbst ihren Wohnsitz, ob auf dem Schlosse oder in der Hofstatt*) läßt sich urkundlich nicht feststellen, jedenfalls aber zunächst wohl in letzterer, denn auf diese Weise konnte der Umbau des

*) Die Gräfin Mathilde war in eine zweite Ehe eingegangen mit dem Grafen Adalbert von Saffenberg, starb am 4. Dezember 1110 bei Hollende und fand ihre letzte Ruhestatt zur Seite ihres ersten Gemahls im Nonnenkloster zu Wetter.

*) Hofstatt hat nach Weigand's Wörterbuch I, S. 513, hier die Bedeutung von Wohnstätte, Aufenthaltsort eines Fürsten, wo ein großer Herr seinen Hof hält. Die Marburger Hofstatt lag innerhalb der Stadtmauer in der ungefähren Mitte des südlichen Bergabhanges, auf dessen Spitze das im romanischen Stil erbaute Schloß Marburg stand. Die jüngeren Söhne der regierenden thüringischen Landgrafen wurden als Prinzen mit hessischen Alloden abgefunden und führten den Titel Grafen von Hessen. Ohne Zweifel ist Heinrich Raspe II., Sohn Ludwig's I., der im Jahre 1155 kinderlos starb, der Gründer der Hofstatt gewesen. Sie ist im Laufe der Zeit verschwunden, allein ihr Name ist an der Stätte, wo sie einst stand, haften geblieben.

Schlosses im gothischen Stil ungestört in Angriff genommen werden.

Unter dem 24. April 1248 stellt die Herzogin Sophie ihre erste Urkunde in Marburg aus. Im Jahre 1265 trat sie an ihren inzwischen zur Volljährigkeit gelangten Sohn Heinrich die Regierung über Hessen ab. Sophie starb am 29. Mai 1275, 50 Jahre alt. Ihr Leichnam wurde nach Brabant gebracht und in der Abtei Villers zu Löwen an der Seite ihres Gemahls bestattet. Nach einer Notiz in den Bollandisten auf der burgundischen Bibliothek in Brüssel enthielt das wahrscheinlich im Jahre 1794 zerstörte Grabdenkmal der Herzogin Sophie nur ihr Todesjahr.

Von den Inschriften Heinrich's und Sophiens daran lautete die der letzteren folgendermaßen: Anno Domini incarnationis 1275 obiit Domina Sophia filia S. Elisabeth uxor eiusdem Heinrici, quae recondita est in hoc ipso monasterio a latere viri sui, deutsch: Im Jahre 1275 der Menschwerdung des Herrn starb die Herrin Sophie, die Tochter der heiligen Elisabeth, die Gemahlin desselben Heinrich, welche in demselben Kloster an der Seite ihres Gemahls begraben ist. Sophiens Todestag enthält das im Staatsarchiv vorhandene Fragment des Nekrologiums des deutschen Hauses, es heißt da: 29. Mai obiit Sophia ducissa Brabantie et domina Hassie filia beate Elisabeth, deutsch: Am 29. Mai starb Sophie, Herzogin von Brabant und Herrin von Hessen, Tochter der seligen Elisabeth. Die Angabe der hessischen Chronisten, Sophie sei im Jahre 1284 gestorben, ist hiernach falsch, ebenso daß sie in der St. Elisabethkirche begraben worden sei, woselbst sich ihr Grabdenkmal vorfinde. Als am 3. August 1847 der wüthende Strom eines Wolkenbruches die St. Elisabethkirche berührte und deren durch Gräber unterminirten Fußboden verwüstete, wurden zunächst die Hochgräber und Grabsteine der hessischen Fürsten und Fürstinnen im südlichen Kreuzarm der Kirche in Beziehung auf Inschriften an denselben einer genaueren Untersuchung unterworfen. Dabei stellte sich heraus, daß das angebliche Hochgrab Sophiens gar nicht ihr, sondern nach einer daran entdeckten nur noch zum Theil erhaltenen Inschrift einer Landgräfin Namens Aleydis — ohne Zweifel der Gemahlin des Landgrafen Otto I. — angehörte. B.

„Mackes". Vor dem Revolutionsjahre 1848 existirte bekanntlich in Hessen die gefürchtete Prügelstrafe als Sühne für verschiedene Vergehen, die sich häufig flegelhafte Jungen vom 14. bis 22. Lebensjahre zu Schulden kommen ließen; sie war ein Mittel von ausgezeichneter Wirkung, das auch heute noch für manche Extravaganzen ein probates Rezept wäre! Einmal des Monats war in meiner Heimath (Neustadt, Kr. Kirchhain), der Tag der Sühne, wo es im Gerichtsgebäude, wie die Juden sagten, „Mackes" gab. Da erschienen dann aus dem Amtsbezirke die Vorgeladenen vor dem strengen Amtmann B. War das Vergehen erwiesen, so half kein Leugnen und keine Revision; die Exekution wurde sofort mit ungebrannter Asche ausgeführt. Darauf folgte eine ernste Mahnung zur Besserung und der Delinquent verließ mit dem Denkzettel von 6, 8, 10, 12, 15, 20 kernhaften Streichen die Richtstätte; er hatte sein Theil und kam gewiß sobald nicht wieder. Für uns Schulbuben war dieses zugleich ein praktisches Erziehungsmittel. Das Schulgebäude stand in der Nähe des Amthauses. Sobald der Herr Lehrer den ersten „Autsch" vernahm, öffnete er die Fenster und das Geheul drang zu unseren Ohren; keiner rührte sich. „Hört ihr die Sünder, nehmet ein Beispiel an ihnen, stehlt nicht, beschädigt die jungen Bäume nicht, quält keine Thiere, hebt keine Vogelnester aus bleibt aus den fremden Gärten weg, geht keine verbotenen Wege, schimpft Eure Nebenmenschen nicht, schwänzt nach Eurer Entlassung aus der Schule die Christenlehre nicht rc." Das waren die ernsten Worte unseres alten Lehrers. Mit scheuen Blicken betrachteten wir immer das Amthaus und des Herrn Amtmannes Majestät, den Mann der Ordnung. Für viele Vergehen wären auch jetzt noch die „Mackes" unstreitig das beste Heilmittel! R.

Aus Heimath und Fremde.

Die Kunst in Kassel.*)

In Kassel? Das ist wohl wo der berühmte Professor Knackfuß wohnt?

Ja.

Draußen im Lande sieht und hört man sonst wenig von der Kasseler Kunst — man muß hingehen.

Zunächst: daß Kassel, eine Stadt von solcher Größe und Wohlhabenheit, eine Stadt, die alles

*) Wir geben dem obigen lesenswerthen Aufsatze gern Raum, da er uns von sehr sachverständiger Seite zugegangen ist, ohne uns im Einzelnen mit seinen Ausführungen überall einverstanden zu erklären. Leider kam derselbe für das vorige Heft zu spät. Wir glauben ihn jedoch auch nach dem nunmehr erfolgten Schluß der großen Kunstausstellung, auf die er großentheils Bezug nimmt, noch mittheilen zu sollen. D. Red.

hätte, eine wirkliche Kunststadt zu sein, ihre Kunst in einem Loche wie das Meßhaus unterbringen muß — denn ein Loch ist's, wie sehr man auch mit Liebe und Teppichen das zu verdecken versucht hat — das ist bedauerlich und auch unverständlich. Man braucht gar keine Paralelle mit den großen Ausstellungen zu ziehen, kleinere Städte schaffen der Kunst würdigere Räume. Man sollte meinen, auch in Kassel ließe sich ein Kreis von Leuten finden, die etwas dafür übrig hätten, auch wenn's nicht direkt $4^1/_4$ Prozent einbringt.

Aber vielleicht birgt ja die häßliche Schale einen guten Kern, mit dem hat man es eigentlich zu thun, den wollen wir uns ansehen.

Die fremden Sachen sind weder ganz neu noch ganz bedeutend, so wollen wir uns nur mit der Kunst der Kasselaner beschäftigen.

Louis Kolitz hat es nicht nöthig, im Meßhause mit Bedeutendem aufzutreten, sein Name ist von gutem gefestigten Klange, das ausgestellte Bild kann den nicht erhöhen. Von weiteren akademischen Lehrern ist nur noch E. Neumann vertreten; er nahm einen guten Anfang und ist zum flachen Gesellschaftsmaler geworden, der Wasser und Land, Berg und Thal gleich süßlich, gleich unwahr, gleich lecker, dem Unterdurchschnitts-Publikum mundgerecht malt.

Aber dann kommt eine Reihe unbekannter Namen auf guten Sachen: Fritz Rhein mit einer tiefgestimmten weichen Portraitstudie und einer Kohlezeichnung, hübsch bewegt und künstlerisch empfunden; Ferd. Koch mit einem ausgezeichneten weiblichen Portrait und guten Landschaften, von denen der „Abend“, ein Stück herbstlicher Wald, in seiner präzisen feinen Stimmung das Beste ist. Noch feiner in der Gesammtleistung des landschaftlichen Theils ist vielleicht R. Jeschke, sein „Blumenstein“ ist famos studirt und sehr fein im Ton, ebenso sind ein paar Aquarelle in ihrer sicheren Farbfröhlichkeit sehr bemerkbar, während sein italisches Wasserbild nicht den Werth hat.

Ganz vorzüglich ist das Portraitfach durch die Damen Soest, Schick und May vertreten und bemerkenswerth ist, daß deren männliche Bildnisse weit besser sind als die weiblichen, — kraftvoller, künstlerischer. Frl. Schick hat zwar auch eine ganz gute alte Dame da, aber die junge Frau hat hölzerne Arme, der Kopf statt seiner sicheren Linien verschwommene, und statt seiner klaren Farbe trübe, unklare Töne.

Theo Matthei gibt Verschiedenes seiner fleißigen gesunden Kunst. Zwar ist das, was er „Kleopatra“ nennt, nur ein gut gemalter Akt, aber die „Blumenbinderin“ ist ein gutes Bild, sein Kinderportrait ist fröhlich. Er stellt weiter noch einige capresische Landschaften aus; am frischesten ist er aber zweifellos in der Skizze eines Straßenbildes, das ist sehr lebendig, gut beobachtet und gut gemalt.

Auch Julius Jung gibt eine ganz feine Portraitstudie; sie ist von vornehmer Wirkung, wenn auch etwas ängstlich gemalt; fein gezeichnet sind auch die Köpfchen von Ottomar Begas, aber es sind nur kolorirte Zeichnungen aus einer Zeit, die hinter uns liegt: Farbe statt Linie heißt's in unserer Kunst.

J. Kleinschmidt's alte Dame in Schwarz ist ein sehr gutes Bild, bei seinem Doppelportrait passirte ihm, was ihm oft passirt: die arme Dame kann nicht sitzen! Sein kleines „Genre“ ist gut, so was liegt ihm wohl am besten, sein Studienköpfchen im Rokokokostüm ist Fabrikwaare.

J. Hellner hat in seinen Landschaften ein gutes Empfinden, seine „Kunst“ einen eigenen Farbenreiz, während Metz nicht vorwärts gekommen ist; er macht sich's bequem und es ist schade um ihn.

Hans Kolitz stellt gut gezeichnete Sachen aus, nur ist seine „Piazetta“ von wenig sympathischem Gesammtton, die „Markuskirche“ ist viel besser gemalt und viel besser in der Farbe, schade, daß das Stückchen Luft trocken wirkt; vielleicht sind auch die behandelten Gegenstände zu fern: ein Stück deutscher Acker ist uns näher als alle Architektur Italiens.

Potente hat ein Paar gut gezeichnete Jungenköpfe da, aber er könnte wohl mehr in die Farbe gehen. Frl. Kühnert bietet nichts Besonderes in ihren Portraits, dagegen weiß Frl. von Steinsdorff genau, was sie will — das pikante Rothköpfchen ist ganz pikant gemacht und die paar schwarzen Striche bei dem Köpfchen auf Grün sind bezeichnend für ein gewisses Empfinden.

Woite ist mit seinem größeren Spreewaldbilde, obwohl das gut gezeichnet ist, nicht sonderlich sympathisch, aber er hat daneben ein famoses Hundeportrait ausgestellt. — Hassebrauck ist etwas hart in einigen Sachen, ganz gut aber in einem „Waldinnern“ mit einer gut sitzenden Staffage; Thieleman hat sehr subtile Zeichnungen ausgestellt, worunter der Schwälmer Weber am besten, in einem großen portraitreichen Stücke geht er wohl ein bischen die Bahnen Allers' — davor muß er sich hüten wie vor dem Schlimmsten!

Gerechter ist farbflach in allen seinen Bildern und Studien; Frl. von Hugo scheint Herrn Professor Neumann nachzuwandeln, und Fritz Barth? — ja, das ist toll und man ruft nach

einer Jury, die solches Zeug einfach nicht zuläßt, selbst im Meßhause ist das nicht möglich. Sein „Sommermorgen" ist so gräßlich, so unter allem Oeldruck, daß man ihm Ehre anthut, wenn man darauf schimpft, seine Buchen sind so fein säuberlich gezeichnet, daß sich ja kein Ast gegenseitig überschneidet und in's Gehege kommt. Wo sieht denn der Mann solche Sachen — doch nicht etwa in der Natur? Und wenn nicht da — wo, wie malt er sie denn? Weiß er denn nicht, daß sich alle Kunst auf der Natur aufbaut, ganz einerlei, welcher Richtung, welchem Zweige sie auch angehört? Weiß er denn nicht, daß es immer Kitsch wird, wenn ihr Ausgangspunkt nicht die Natur ist? Oder aber, angenommen, er sieht so die Natur, wie er sie sich da vorlügt: dann hat er nicht die geringste Sehfähigkeit, nicht die Spur eines Malerauges — er soll Schuhmacher werden.

Das gilt bedingt auch von Ahnert mit seinem „Blick auf Kassel". Ganz abgesehen davon, daß das gewiß nicht „Kassel" ist, es ist doch gar zu kindlich in Allem! Seine Portraits sind vielleicht ganz ähnlich, dafür aber in einer höchst fatalen borkigkalkigen Technik hergestellt.

Katzenstein gehört auch nur in's Meßhaus, wenn Messe drinnen abgehalten wird, und mit Brübach müssen sich andere Leute beschäftigen, man weiß nicht, ob man sich über ihn ärgern oder amüsiren soll.

Von Kasselanern, die in München oder Düsseldorf sitzen, ist Lins mit zwei seiner guten Bilder vertreten, es ist was spezifisch Deutsches, Ehrliches in seiner Kunst, das seiner Wirkung immer sicher ist; Giebel sandte einen ganz hervorragenden Studienkopf; C. Horn ein flott hingesetztes männliches Köpfchen, weiter einige sehr sicher gemalte Landschaftsstudien und eine intime Röthelzeichnung. Joh. Bapt. Scheerer, der Vielversprechende, ist eitel Honigseim geworden; Emil Zimmermann ist wie immer und überall gut vertreten, ebenso Adolph L. Müller mit einem brillanten „Abend in Rom".

Hans Fehrenberg, der in der Secession des Glaspalastes ein ganz bedeutendes Stück hängen hat, gab ein Bildchen, das offenbar mit aller Selbstverleugnung für den Verkauf gemalt ist und das ihn gar nicht repräsentirt; er scheint das Kunstgefühl in Kassel sehr niedrig zu taxiren.

Der Bildhauer Everding geht einer sicheren Zukunft entgegen, wenn er sich seine ungewöhnliche Kraft nicht durch konventionelle Einflüsse schwächen läßt.

Alles in Allem: es sind in Kassel neben den paar älteren Malern Gutes versprechende jüngere Leute da; aber es scheint trotz aller wirklich guten Vorbedingungen doch nicht der rechte Boden für eine Kunstbethätigung vorhanden zu sein, denn sonst würden, wie es die Erfahrung lehrt, die besten jungen Kräfte eben nicht den Boden verlassen, wenn sie flügge geworden sind.

Ob sie Unrecht haben, das zu thun?

Todesfälle. In Celle starb am 8. November im 82. Lebensjahre der General der Infanterie z. D. von Schachtmeyer, im Kriege 1870/71 Kommandeur der aus den Regimentern 80, 81, 87 und 88 zusammengesetzten 21. Division und nach der Verwundung des Generals von Bose bei Sedan an dessen Stelle bis zur Beendigung des Feldzuges Führer des 11. Armeecorps. Unter dem Verstorbenen, der als ein äußerst tüchtiger General galt und bei Kaiser Wilhelm I. in hohem Ansehen stand, haben die hessischen Truppentheile ruhmreiche Erfolge erfochten.

Am 10. November verschied zu Kassel Rentner Felix Traube, ein besonders hochgeachteter Bürger der Residenzstadt Kassel, der sich als langjähriges Mitglied des Stadtraths derselben um deren Armen- und Sparkassenwesen wohl verdient gemacht hat. Der Verstorbene zeichnete sich durch Liebenswürdigkeit des Charakters und stets hilfsbereites Wesen aus. Ehre seinem Andenken.

Personalien.

Ernannt: Regierungshauptkassenbuchhalter Triebenstein zu Kassel zum Rentmeister der Kreiskasse in Uslar; Bureauhilfsarbeiter Wiegand zum Regierungshauptkassenbuchhalter in Kassel; der Kanzlist Vogler zum Sekretär bei dem Konsistorium in Kassel.

Versetzt: Postdirektor Ziegenbein von Kassel nach Bielefeld; der kommissarische Gewerbeinspektor Dr. Steger von Eschwege nach Berlin; der Gewerbeinspektionsassistent Dr. Winkler in Münster als kommissarischer Gewerbeinspektor nach Eschwege.

Praxis übernommen: Praktischer Arzt Dr. med. Ludwig Heldmann, bisher zu Ditfurt, in Großalmerode.

Gestorben: Steuerinspektor a. D. Göhring, 78 Jahre alt (Kirchhain, 1. November); Kanzleirath Ludwig Credé, 79 Jahre alt (Wahlershausen, 4. November); Frau Forstmeister Luise Martin, geb. Steppuhn, 37 Jahre alt (Großenlüder, 5. November); Frau Pfarrer Meta Schmidt, geb. Müller (Kassel, 8. November); Oberstlieutenant z. D. Max Kraushaar, 57 Jahre alt (Kassel, 10. November); Rentner Felix Traube, 60 Jahre alt (Kassel, 10. November); Förster Franz Gies, 68 Jahre alt (Forsthaus Zollhaus bei Sandershausen, 10. November); Frau Oberst Alwine Schulz, geb. Grützmann, 58 Jahre alt (Kassel, 12. November); Schlachthofthierarzt Emil Schurig, 40 Jahre alt (Kassel, 12. November); Professor Dr. Hüter, 65 Jahre alt (Göttingen, 12. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XI. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1897.

Naut notz.[1]

(Schwälmer Mundart).

Dr Dorscht[2]) well net stärwe.
Dr Schornstee speit Rööch. —
Fleiht's[3]) Deppe i Schärwe,
Brännt Fleesch o ö Lööch,
Bie schmäckt da dr Brore?
Hä es net gerore.

Bann Gockel es Gackel
Ö gätzt bie ee Hüh[4]),
Packt Ratz[5]) en om Wackel
Ö worgt en im Nü.
Verratzt es dr Brore;
Dr Bür höt verlore.

Bann's Waſſer versickert,
Wedd trocke der Sahnd.
Bann's Gäld all verglickert,
Verkimmelt dos Lahnd,
Wedd 's Linhem[6]) züm Lappe,
Dr Stewwel[7]) züm Schlappe.

Bär Songtigs nür ärwelt,
De Wärtig verschläfft[8]),
Nür knärwelt ö schnärwelt,
Dos Rächte nie trefft,
Dêr därf sich net wongern[9]),
Bann's Veh müß verhongern[10]).

Spahl's Bauwholz zü Klewwern,
Met Bönnstange bauw,
Schloh's Mewel zü Schewwern
Ö kööf es da nauw[11]),
Die Frocht läß verdomme —
Bie weiht werscht dü komme?

Vom Appel züm Krotze,
Vom Gäul offen Hongd[12]),
Vom Richtüm züm Schmotze,
Vom Bürnstahnd züm Schongd[13])
Vom Däusend[14]) züm Zweier,
Vom Faß i de Weiher.

[1]) Nichts nutz. [2]) Durst. [3]) fliegt's. [4]) Huhn. [5]) Iltis. [6]) wird das Leinhemd. [7]) Stiefel. [8]) Wer Sonntags nur arbeitet, den Werktag verschläft. [9]) wundern. [10]) verhungern. [11]) Spalte 's Bauholz zu Kliebern (kleine Ofenscheitchen), mit Bohnenstangen bau, schlag's Möbel zu Splitter und kauf es dann neu. [12]) Hund. [13]) Schund. [14]) Tausend.

Kurt Nuhn.





Wie unsere Aue geworden ist.

Vortrag, gehalten im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 26. April 1897.

Von Carl von Stamford.

(Fortsetzung.)

Als der Zeitpunkt sich näherte, zu dem das außerhalb der kleinen Fulda in Aussicht genommene Land hinzugezogen werden mußte, vertraute der Landgraf das Geschäft der Erwerbung desselben zweien Männern an, dem Obristen Karl von Hattenbach und dem Obervogt Ludwig Horstmann. In gleicher Weise wie ein Jahrhundert früher unter Landgraf Moritz sollte der Grund und Boden von den Besitzern, Bürgern von Kassel oder Unterthanen zu Niederzwehren, mittels Tausches oder durch Kauf in den Besitz des Fürsten übergehen. Ueber das Verfahren der beiden Beauftragten heißt es*): „Vorberührtem Gnädigsten Befehl zufolge haben wir zuforderst 6 schepfen und stuhl Greben hiesiger Cassel Aembter die aller solcher Güther kundig waren, für hiesigem Amtgerichte deren pflichte womit sie Ihrer Durchlaucht vorhin zugethan gewesen erlassen und sie alle 6 würklich leibliche Eide zu Got schweren lassen, daß sie sowohl die herrschaftlichen als der unterthanen zu ertauschende und verkauffende güter alle besehen und nach dem zeitigen werth Ihrem besten wissen und Verstande nach taxiren vnd ahn Gelt anschlagen solten, womit auch alle die privatoren vnd andere unterthanen zufrieden gewesen und die estimatores darauff den anfang gemacht und öftermelte Güther folglich geschatzet und ahn gelt angeschlagen haben alß 90½ acker von obberührten vnterthanen sowie solches in beiliegender Carte und Specification ausführlich nachgesehen werden kann."

Die 90½ Acker lagen inwendig des abgezeichneten Kanals, der die Grenze des beabsichtigten Aueparkes darstellte, 16½ Acker blieben außerhalb des Kanals und sollten den Zwehrenern gegeben werden. Beide Zahlen, zusammen 107 Acker, waren von den Schätzern zusammen zu 4957 Thalern angeschlagen, mithin der Acker durchschnittlich zu 46½ Thaler geschätzt worden. Diese Ländereien gehörten Bürgern von Kassel und Unterthanen zu Niederzwehren eigenthümlich. Außer ihnen wurde noch die Kuhhute an der kleinen Fulda inwendig des Kanals von der Stadt Kassel zur Aue gezogen, sodann drittens eine Wiese oder gewesene Kuhhute, sog. Gieße, an der großen Fulda nach der Neuen Mühle hinauf, jene 12 15/16 Acker betragend, zu 905 Thaler 23 Albus 3 Hellern, letztere, 49½ Acker groß, zu 4922 Thalern 8 Albus 11 Hellern taxirt, Summa 10285 Thaler.

Weiter hören wir: „Für die Stadtwiesen, die Gieße und die Hute, so zur Aue gezogen worden, zusammen 62⅞ Acker*), für 5828 Thaler taxirt, hat Ihro Hochfürstliche Durchlaucht auf der Stadt unterthänigstes Nachsuchen Ihnen die Baraquen meubliren und zu beider Theile großem Vortheil die Guarnison dahinein legen lassen, daß also dargegen kein Soldate mehr in der Stadt liegen darf und dem fürstlichen Hauß ermelte wiesen erblich überlassen werden." Ich übergehe, in welcher Weise in's Einzelne die Besitzer für ihr hergegebenes Eigenthum mit Land oder Geld entschädigt worden sind und führe nur die Namen der Männer noch vor, denen zwischen ihrem Landesherrn und ihren Landsleuten die unparteiische Stellung anvertraut worden war. Wir finden am Schlusse des Schriftstücks:

„Auff Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigsten Befehl sind wir endsbenannte Sechs Schöpffen und Stuhlgreben anhero nach Caßell für das Ambt citiret und hatt Jeder gegen so lang erlaßung seiner Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht zugethanen pflicht einen leiblichen Aydt zu Gott dem allmächtigen abschwehren müssen, daß wir nachfolgende güther in ihrem zeitigen werth schätzen und an geldt anschlagen sollen und wollen, welches wir dann auch so bald nach vnßerm besten verstande und wissen ver-

*) Staatsarchiv zu Marburg.

*) Die Ackerzahlen der Kuhhute an der keinen Fulda und der Gieße ergeben zusammen 62 7/16 Acker.

richtet und jedes stuck geschätzet und angeschlagen haben alß folget.

Caßell, 20. September 1711.

Jakob Rudellmann, Schöpffengrebe zu Volmarshaußen,
Johannes Homberg, schopffengrebe zu Harlleshaußen,
Johannes Dörnicke, grebe zu weymar,
Johannes Vogt, Schöpffen Grebe zu Dörnhain,
Johan Conrath, Bergmann,
Jost Baun, bestelter schopffengrebe zu Großen Ritte."

Wer möchte dem nach Vorstehendem von dem Landgrafen innegehaltenen Verfahren einen Vorwurf machen, als ob das Uebergewicht seiner Stellung gemißbraucht worden wäre? Wer aber auch gegen die sechs zur Schätzung berufenen Schöpfen und Stuhlgreben einen Verdacht aussprechen, als ob ihre Aussprüche durch etwas Anderes beeinflußt worden seien, als durch ihre Ueberzeugung?

Wir dürfen ihr Andenken als das von Ehrenmännern nach 180 Jahren noch hoch halten.

Die Ländereien wurden zur Aue gezogen, den seitherigen Besitzern andere bei Kassel zum Ersatze gegeben oder auch der festgesetzte Geldwerth dafür ausgezahlt.

Die Arbeiten an den ausgedehnten Anlagen des Parkes wurden auf das Eifrigste betrieben, der Landgraf bewegte sich häufig unter den Arbeitern, aber die Fortschritte gingen langsam vor sich, weil der sumpfige Boden viele Schwierigkeiten bereitete und die so große Veränderung nicht der Natur angepaßt wurde, sondern im Gegentheile ihrem unregelmäßigen Antlitze eine Maske aufzwang, gegen die sie sich sträubte.

Bis zum Jahre 1722 wurden Tagelöhner bei der Arbeit verwendet, in dem genannten Jahre aber bis auf 10 entlassen, die von da ab als Aufseher angestellt wurden. An ihrer Stelle wurden 200 Soldaten kommandirt, welche monatlich durch andere abgelöst wurden und auf ihre Brodportion von 1½ Pfund täglich ½ Pfund mehr, sowie 2 Mariengroschen Arbeitslohn für den Tag erhielten. Die Kosten für diese Soldaten werden denen für Tagelöhner ziemlich gleich gewesen sein; da jene indessen während des Kommandos in die Aue keine Löhnung empfingen, war es ein Vortheil bei dieser Verwendung, daß sie als Soldaten bei der Fahne standen, ohne daß Löhnung für sie gezahlt zu werden brauchte. Da die Fortschritte dem alternden Fürsten zu langsam waren, befahl er, von 1723 an beständig 500 Mann der Truppen arbeiten zu lassen; in dieser Zeit wird von dem großen Bassin berichtet, daß der darin aufgeführte Berg zusammengestürzt sei, im Jahre 1728 wird immer noch an diesem Bassin gearbeitet, bei dem allerdings auch eine ungeheure Erdmasse zu bewegen war. Jetzt waren drei Regimenter zur Arbeit kommandirt, sie blieben den Sommer über auf ihrem Arbeitsfelde und lagerten unter Strohhütten in der Aue.

Der herrliche Bau der Orangerie war im Jahre 1720 vollendet, jedoch ohne die beiden vorgeschobenen Pavillons, wie wir heute sie sehen. Die Pläne des Schlosses hatte der geniale römische Baumeister Francesco Guernieri entworfen, welcher auch die großartigen Bauten des Oktogons am Carlsberge entwarf und ausführte. Im Jahre 1722 bewilligte der Fürst als Anfang für den Pavillon des Marmorbades 2000 Thaler und 2500 Thaler für das Bad selbst; dieses ist unter Leitung des Bildhauers Stephan Peter Monnot gebaut nnd mit Kunstwerken von seiner Hand geschmückt worden. 1728 war es vollendet und Monnot stellte es seinem kunstsinnigen Gönner vor, ein Juwel der Kunst jener Zeit. Welche Empfindungen mögen an jenem Tage des Landgrafen Seele bewegt haben, als er vor dem edlen Orangeriepalaste stehend, der in jugendlicher Frische erstrahlte, über den Wald von Orangen-, Lorbeer- und anderen südlichen Bäumen vor dem Schlosse hinaus auf die in den Hauptsachen beendigte Umwandlung der Aue blickte! Mit Stolz und mit Freude durfte er in den Anblick sich versenken, den sein Geist und seine Kraft geschaffen hatten, ein Bauwerk und einen Park, denen hohe Bewunderung gezollt wurde. Uns heute Lebenden würden freilich die vielen steifen Alleen, die regelmäßigen Wände und Hecken, aller der Natur angethane Zwang nicht angenehm berühren; der geistvolle Landgraf war aber auch ein Kind seiner Zeit.

Ihm zu Ehren wurde der Moritzaue der Name Carlsaue beigelegt, wie der Gipfel des Habichtswaldes neben dem vom Landgrafen zur Feier des Friedens nach dem spanischen Erbfolgekriege errichteten Oktogon Carlsberg benannt worden war. Nach Vollendung des Marmorbades war es ihm nicht lange mehr vergönnt, zu schaffen und seine Werke zu schauen; am 23. März 1730 verschied Landgraf Carl 76jährig, von seinem Volke tief beklagt.

Für den Nachfolger Friedrich, König von Schweden, führte sein Bruder Landgraf Wilhelm als Statthalter die Regierung von Hessen. Er hatte seither als General der Republik der Niederlande gedient, dort Gemälde gesammelt und

gründete die Gemäldegallerie des hessischen Fürstenhauses. Wilhelm wendete der Carlsaue seine Sorgfalt zu, der Natur der Dinge nach wuchs dieselbe sich immer schöner und kräftiger aus. In der ersten Zeit ihres Bestehens ist sie vorzugsweise als Lindenanlage bezeichnet worden, es ist daher bemerkenswerth, daß alle Lindenstämmchen zu den zahlreichen Alleen der Aue wie zu anderen Pflanzungen aus dem Büdinger Walde bezogen wurden.*) Wie sie in dem Boden der einstigen sumpfigen Insel, der dann theilweise Jahrhunderte lang als Ackerland gepflegt wurde, sich eingebürgert haben, mögen wir heute bewundern. Der Statthalter legte den Küchengarten an der Westseite des Parkes, den holländischen oder Obstgarten auf der Ostseite an.

Die kleine Fulda war noch nicht abgedämmt; ob es bei der Masse der Arbeit noch nicht möglich gewesen war, oder ob die Rücksicht auf die Gefahr der Ueberschwemmungen die Erhaltung dieses Wasserlaufes hatte räthlich erscheinen lassen, vermag ich nicht anzugeben. Der Statthalter ließ die bereits vorhandenen Schutzdämme um die ganze Aue herum vervollständigen und den oberen Lauf der kleinen Fulda ausfüllen. Er bezog mit seiner Gemahlin und dem Hofstaate im Sommer das Orangerieschloß, Festlichkeiten belebten das Schloß wie den Park, bis der siebenjährige Krieg Hessen in Mitleidenschaft zog. Landgraf Wilhelm VIII., unerschütterlich zu Friedrich dem Großen haltend, verließ seine Hauptstadt am 5. Juli 1757 und sah sie erst am 6. Mai 1758 wieder, um sie schon am 18. Juli von Neuem mit dem Rücken anzusehen und fern von ihr am 1. Februar 1760 zu sterben. Während Kassel in Gewalt der Franzosen sich befand, und durch die beiden Belagerungen der Festung erlitt unsere Aue mancherlei Beschädigungen, wie oben der Verlust des künstlich erhaltenen großen Lorbeerbaumes zu beklagen war. Die Benutzung der Orangerie als französisches Futtermagazin war natürlich dem schönen Gebäude auch nicht vortheilhaft.

*) Nachricht aus den in dem städtischen Archive Kassels aufbewahrten hinterlassenen Papieren des Gartendirektors Wilhelm Hentze.

(Schluß folgt.)



Die ältere Geschichte von Fritzlar.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Neue Verwickelungen entstanden, als unter dem energischen Kaiser Ludwig dem Baiern gegen Ende seiner Regierungszeit ein Gegen-Kaiser Karl IV. aus dem Hause Böhmen-Luxemburg aufgestellt wurde und gleichzeitig dem dem erstgenannten zugethanen Erzbischof Heinrich II. von Virneburg gegenüber Gerlach von Nassau. Der damalige Papst trat auf die Seite von Karl IV. und Gerlach von Nassau, und ermächtigte mit Karl den Landgrafen Heinrich II. den Eisernen, die nöthigen Schritte zu thun, um die Geistlichen der Partei Fritzlar auf ihre Seite zu bringen, wogegen sich aber Stadt und Stift erhoben. Nach einigen Reibereien wurde ein Frieden abgeschlossen (1344), aber derselbe war von kurzer Dauer, und nach dem Tode Ludwig's des Baiern kam es zu einem förmlichen Kriege zwischen Hessen und Mainz. Während der Landgraf einen Angriff auf das Diemelland machte, sammelte Erzbischof Heinrich seine Getreuen in Fritzlar und beabsichtigte von da aus den Landgrafen zu bekriegen. Der Landgraf belagerte nun Fritzlar, vermochte es aber nicht einzunehmen und gab die Belagerung auf. Als ihn aber der Erzbischof allzu hitzig verfolgte, kam es in der Nähe von Gudensberg bei Dorla „an der Streithecke“ zu einem blutigen Kampfe (1349), in welchem der Erzbischof sich durch die Flucht rettete (er starb im Kirchenbann 1353). Einige Jahre danach erfolgte eine Aussöhnung des Stifts mit seinen Gegnern (1354), doch dauerte die Ruhe nicht lange, insbesondere als wieder zwei Geistliche um den erzbischöflichen Stuhl von Mainz stritten, Ludwig und Adolf, und die Stadt auf des Ersteren, das Stift auf des Letzteren Seite stand.

Als im Jahre 1479 die Christenheit das alle Gemüther aufregende Schauspiel mitansehen mußte: gleichzeitig drei Päpste und ein Jahr später gar drei Kaiser[29]), standen sich wieder

[29]) Die zwei Päpste Benedikt VII. in Avignon und Gregor XII. in Rom waren von der Kirchenversammlung zu Pisa (1409) abgesetzt und wurde an ihrer Stelle Alexander V. gewählt; jedoch ohne Abdankung der zwei andern. — Die drei Kaiser waren Wenzel, sein Bruder Siegmund und sein Vetter Jobst von Mähren (1410—1411).

Beide gegenüber, der Erzbischof Johann auf Wenzel's, Landgraf Heinrich auf Siegmund's Seite. Unter dem Landgrafen Ludwig I. dem Friedfertigen (1413—1458) kam ein Friede zu Stande (1416), jedoch nicht lange, da der Erzbischof im Vertrauen auf die friedfertige Gesinnung des Ersteren versuchte, die mit Hessen in enger Verbindung stehende Abtei Fulda an sich zu reißen. Nachdem der Erzbischof die Besatzung von Fritzlar erheblich verstärkt und die in Trümmern liegende Burg Jesberg wieder aufgebaut, ließ er dem Landgraf förmlich Fehde ankündigen (1427), und während er selbst mit der größeren Hälfte seines Heeres nach Fulda zog, mußte der Graf von Leiningen mit einem anderen Haufen in die Gegend von Gudensberg und Melsungen einfallen. Der Landgraf aber trat ihm gerüstet entgegen, drängte die Mainzer bis hinter Fritzlar zurück und schlug sie bei Großenglis auf's Haupt (23. Juli 1427).

Es wird dabei erzählt, der Landgraf habe die Seinen vor Beginn der Schlacht an all das Ungemach erinnert, welches sie von Mainz erlitten, und sich dann mit dem Rufe: „Heute Landgraf oder keiner mehr" auf die Feinde gestürzt und durch seinen unerschrockenen Muth alles fortgerissen und einen blutigen Sieg erfochten. 140 Ritter wurden gefangen, der Feldherr Graf von Leiningen rettete sich durch die Flucht. Der siegreiche Landgraf eilte nun der Stadt Fulda zu Hilfe, welche inzwischen vom Erzbischof belagert wurde, und nöthigte letzteren in dem Wüstenfelde zur offenen Feldschlacht, welche nach heftiger Gegenwehr der Mainzer mit einem glänzenden Siege des hessischen Heeres endigte (10. August 1427). Hiermit war der Friede hergestellt, und die Uebermacht von Mainz schien gebrochen.[30]

Von Neuem entbrannte der Streit, veranlaßt durch die Mainzer Stifts-Fehde zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau. Fritzlar stand auf Diether's Seite. Von den jetzt über Hessen herrschenden Söhnen Ludwig's I. trat Ludwig II., welcher Niederhessen ererbt hatte, auf Adolf's und Heinrich III., welcher Oberhessen ererbt, auf Diether's Seite. Ludwig II. unterwarf mit Waffengewalt Fritzlar für seinen Bundesgenossen Adolf, es gelang zwar Diether dasselbe wieder zu gewinnen, jedoch nur vorübergehend, da inzwischen Adolf Mainz eroberte (1462).

Merkwürdiger Weise erklärte bei einem späteren Zwist der Landgrafen Erzbischof Adolf, jetzt Alleinherr geworden, sich für Heinrich, und nun hatte Fritzlar abermals durch Ludwig zu leiden dem es auch gelang, das jüngst so stark befestigte Jesberg zu erstürmen und seine Mauern zu brechen.[31]

Nach dem Vorgetragenen haben wir ersehen, wie Fritzlar an den verschiedenartigsten Ereignissen in der allgemeinen Geschichte Deutschlands und der besonderen von Hessen und Mainz im Mittelalter betheiligt gewesen ist. Aber auch in der Neuzeit haben die meisten Ereignisse von Bedeutung Fritzlar mit ergriffen.

Die Reformation fand frühzeitig Eingang. Schon um das Jahr 1522, also ein Jahr nach dem Reichstage zu Worms, predigte Jost Runcke in und um Fritzlar den sogenannten neuen Glauben[32], und noch vor dem Jahre 1547 bekannten sich alle Gilden und die bei Weitem größere Zahl der Bürger in Fritzlar zu ihm; auch in die Klöster drang die neue Lehre und ergriff deren Bewohner mächtig, nur das Stift widerstand derselben, zumal der Erzbischof dem Katholizismus treu blieb. Von Bedeutung sollte aber das Jahr 1552 für Fritzlar sein, als Landgraf Moritz von Sachsen, getrieben durch den jungen Landgrafen Wilhelm IV., den Sohn des von Kaiser Karl V. gefangen gehaltenen Landgrafen Philipp, sich gegen den Kaiser erhob und ihn zum Passauer Vertrage zwang, Landgraf Wilhelm aber ebenfalls zu den Waffen griff und sich gegen die Besitzungen des Erzbischofs von Mainz, namentlich Fritzlar, wandte, sich huldigen ließ und den Superintendenten die Aufsicht über alles Kirchliche übergab. Da er jedoch nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) die Stadt wieder räumte, traten wieder Verfolgungen der Evangelischen durch den Erzbischof ein, und die zum Theil verlassenen Klöster, wie das Franziskaner-Kloster, wurden wiederhergestellt. Nun kamen die Jesuiten nach Mainz und damit auch nach Fritzlar, und diese verstanden es, in Kürze den von der Reformation errungenen Boden wieder zurückzuerobern.

Fritzlar sollte aber auch die Schrecken des dreißigjährigen Krieges miterleben, da sein Oberherr, der Erzbischof von Mainz, streng zum Kaiser hielt, während beim Herannahen des Schweden-Königs Gustav Adolf der Landgraf Wilhelm V. von Hessen sich gleich an diesen angeschlossen hatte. So kam es zur Einnahme und mehrstündiger Plünderung von Fritzlar durch hessische Truppen (28. Aug. 1631), dann wieder beim Herannahen einer stärkeren kaiserlichen

---

[30]) Rommel, hessische Gesch., Bd, II. S. 274 fg.

[31]) Bach, geschichtl. Nachrichten von dem Gerichte Jesberg, S. 4; Rommel, Bd, III, S. 40.

[32]) Falckenheiner I, S. 271.

Truppenmacht zur Besetzung durch diese (10. Oktober 1631), dann wieder zur Besetzung durch ein schwedisches Corps (12. Okt. 1631). In dieser Weise wiederholter Besitzwechsel. Im westfälischen Frieden (1648) blieb Fritzlar mainzisch.

Nachdem es in den zwischen Deutschland und Frankreich geführten späteren Kriegen, den sog. Raubkriegen, durch verschiedene Truppen-Durchmärsche zu leiden gehabt, muß aber das Schicksal im siebenjährigen Kriege noch schlimmer gewesen sein als im dreißigjährigen, da mitgetheilt wird, daß drei Jahre so gut als gar nicht geerntet werden konnte, da die Felder durch Abmähen und Verfüttern der Früchte ausgenutzt oder durch aufgeschlagene Lager und das Weiden der Pferde in den Saaten zertreten worden war. 1760 befand sich ein Magazin der Verbündeten in Fritzlar, einem französischen Streifcorps unter Roman gelang es in die Stadt einzudringen, es mußte sie aber beim Herannahen einer größeren Truppenmacht der Verbündeten wieder räumen. Länger wußten sich aber darin die Franzosen 1761 zu behaupten, sogar gegen den Erbprinzen von Braunschweig, schließlich schlossen sie auf Bitten der Bürger eine ehrenvolle Kapitulation ab.

Nach dem am 9. Februar 1801 zwischen dem letzten deutschen Kaiser Franz II. und der Republik Frankreich abgeschlossenen Luneviller Frieden wurde das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und zur Entschädigung der dadurch betroffenen erblichen Reichsfürsten eine aus den Gesandten von acht Fürsten bestehende Deputation bestellt. Nach dem von dieser gefaßten Reichsdeputationshauptschluß vom 18. August 1802 kamen die in Hessen gelegenen kurmainzischen Aemter (Fritzlar, Neustadt, Naumburg und Amöneburg) nebst der Reichsstadt Gelnhausen u. s. w. für den Verlust von Rheinfels und Goar unter dem Titel eines Fürstenthums Fritzlar an Hessen, dessen Schicksale sie fortan theilten. —

Die Stadt Fritzlar, an einer Anhöhe der in verflossenen Jahrhunderten Gold führenden Edder gelegen, in die sich die mehrere Mühlen treibende Elbe ergießt, bietet mit den stattlichen Kirchthürmen und den zum größten Theile noch vorhandenen alten Befestigungsmauern und Thürmen ein schönes mittelalterliches Städtebild dar und gewährt andererseits einen herrlichen Umblick auf die waldeckischen und hessischen Berge, insbesondere Isthaberg, Habichtswald mit Schaumburg im Vordergrunde und Weidelsburg im Hintergrunde, Langenberg, Kammerberg, Odenberg, Gudensberg, Lammsberg, dann in Zwischenräumen Heiligenberg, Altenburg bei Zimmersrode, Schloßberg bei Homberg, und zu Füßen einen lieblichen, durch Fruchtbarkeit sich auszeichnenden Thalgrund, in welchem in früheren Jahrhunderten die in unserer vorausgegangenen Schilderung erwähnten so mannigfachen blutigen Kämpfe ausgefochten wurden.



Das Weihnachts-Kinderlied: „Der Christbaum ist der schönste Baum."

Von Metropolitan F. Riebeling in Wolfsanger.

(Nachdruck verboten.)

Mit Recht redet man von einem Paradiese der Kindheit, in welches wir uns im späteren Leben mit stillem Heimweh zurücksehnen, um in seliger Erinnerung hin und wieder darin einzukehren und an seinem Blüthenduft uns zu erquicken. O, es ist etwas unbeschreiblich Seliges um dies Kindheits-Paradies, um ein Kindesauge und seinen stillen Glanz, womit es die Welt ansieht, um ein Kindesherz und seinen leichten, sorgenlosen Pulsschlag!

Aber wie man vom Frühling der Natur singt: „Er fliegt wie junger Morgen, er hält nicht lange Rast", so gilt dies auch vom Frühling des Lebens, vom Paradiese der Kindheit. Ach, daß auch dieses Paradies verloren geht auf Erden, daß sie so schnell wie ein Morgentraum entflieht, die goldene Kindheit mit ihrem frohen Muth, mit ihrem genügsamen Sinn, mit ihrer frommen Unschuld, mit ihrem seligen Frieden.

Wenn aber etwas in der Welt im Stande ist, uns auf Flügeln der Erinnerung in jenes Paradies zurückzutragen, so ist's die fröhliche, selige Weihnachtszeit, in der uns Alten wohl und weh zugleich um's Herz wird. Das Weihnachtslicht im Vaterhause ist uns längst erloschen, und mit der letzten verglimmenden Kerze überkommt uns das Gefühl der Fremdlingschaft. Mit den Augen,

die uns von Jugend auf angeschaut und verstanden ohne Wort, schließt sich Vieles, vielleicht das Beste im Leben. Aber an keinem Tage tritt dies Gefühl mit größerer Macht vor die Seele, als am Weihnachtstage. Wir haben aber von den Weihnachtskerzen des väterlichen Hauses etwas hinübergerettet in's eigene Haus, und darum schlägt's so warm an's Herz an diesem Feste, und hinein in die Weihnachtsmelodie schlingt sich als Fugensatz noch eine süße Melodie der Erinnerung auf den Text:

„O Herz, was du erfahren
In Zeiten, die entfloh'n,
Es kommt nach langen Jahren
Zu dir ein süßer Ton!"

Daß in meinem elterlichen Hause, einem Landpfarrhaus, die Weihnachtsfeier schöner gewesen sei, als in anderen Christenhäusern, wage ich nicht zu behaupten, aber was sie für mich besonders anziehend machte, daß es mich noch heute in meinem 56. Lebensjahr in der Erinnerung daran überkommt wie Wehmuth, wie Heimweh, wie Klage der Seele um verlorenes Glück, wie ein Zug des Inwendigen nach jenem Frieden, der höher ist als alle Vernunft und lieblicher als alle Lust der Welt — das war nächst der elterlichen Liebe, von der das Herz des Kindes an diesem Feste tiefer und wärmer als sonst jemals berührt ward, die *fortgesetzte* Weihnachtsfeier an den schönen Abenden „*zwischen den Jahren*", wie diese still-selige Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr im Volksmunde so sinnig genannt wird. An diesen Abenden ward wiederholt bei uns der Christbaum angezündet, es erschien die muntere, sangeslustige Kinderschaar des Schulhauses mit noch einigen anderen Kindern der Dorfjugend, und nun wurden unter Klavierbegleitung des kirchenmusikalisch besonders begabten Lehrers um die Wette gesungen nicht nur die alten Weihnachts-Kernlieder unserer Kirche: „Vom Himmel hoch da komm ich her", „Gelobet seist Du, Jesus Christ", „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich", sondern mit besonderer Vorliebe die zweistimmigen, volksthümlichen Lieder: „O du fröhliche", „Schönster Herr Jesu", „Du lieber, heil'ger, frommer Christ" von E. M. Arndt, „Die schönste Zeit, die liebste Zeit" von W. Hey und ganz besonders gern das Weihnachtskinderlied: „*Der Christbaum ist der schönste Baum*". Dies letztere hatte es uns vor allen angethan, und als eines Abends der Vater uns Kinder fragte, welches wohl das schönste Lied sei, da gab ohne langes Besinnen der kleine Johannes aus dem Schulhause frischweg die Antwort: „Der Christbaum ist der schönste Baum". Zunächst hätte es scheinen können, als habe auf die Frage nach dem *schönsten* Lied das Lied vom *schönsten* Baum als Antwort am nächsten gelegen, und in der That sind solche Gleichklänge und Anklänge für Kinder keineswegs bedeutungslos. Aber es war doch offenbar, daß wirklich dies Lied vor allen andern uns Kindern aus dem Herzen gesungen war.

Wie sollte es auch anders sein? Zwar giebt es ohne Zweifel schönere, bedeutendere, gewaltigere Weihnachtslieder, aber bei diesem treffen doch außerordentlich viele Vorzüge zusammen, um es insonderheit Kindern vor allen andern lieb zu machen. Es trifft gar trefflich den Kindeston und dazu den fröhlichen Weihnachtston. Dabei ist es in seinem ganzen Aufbau nach Inhalt und Form ungemein leicht behältlich. Das frische, feine Metrum ist dem Texte so glücklich entsprechend. Wie sind aber erst Text und Melodie aus *einem* Guß! So wundervoll anschaulich ist die erste Strophe, so anheimelnd vor allem schon die erste Zeile, daß Kinder davon gefesselt und entzückt werden müssen. Und daß auch Alte und Erwachsene das Lied so gern haben, hat wohl unter anderm darin seinen Grund, daß in einfacher Weise in den folgenden Strophen sowohl die Heilsthat als auch die Heilsaneignung ihren Ausdruck finden, so einfach und doch so poetisch tief und eigenthümlich. Darum durfte auch dies Lied, das ursprünglich für das Haus und etwa für die Christfeier in der Schule bestimmt war, in kindergottesdienstlichen Feiern angestimmt werden und bei entsprechender Strophenauswahl ohne Bedenken in weihnachtlichen Kindergottesdiensten selbst im Heiligthum Verwendung finden.

Dichter und Komponist dieses Liedes, beide unserem kurhessischen Lande angehörig, sind, obwohl ihr Lied auf Flügeln des Gesanges durch ganz Deutschland und selbst bis zu unsern deutschen Brüdern jenseit des Weltmeeres getragen ward, dennoch in unbegreifliche und unverantwortliche Vergessenheit gerathen. Ueberall findet man das Lied namenlos abgedruckt, hie und da mit der Unterschrift „Unbekannt". Die allgemeine Bezeichnung: „Norddeutsches Volkslied" konnte nicht befriedigen und auch nicht einmal auf die richtige Fährte leiten. Selbst das „Daheim" brachte in seinem 1892r Jahrgang eine vortreffliche Abhandlung des badischen, jetzt in Heidelberg angestellten Pfarrers Ad. *Schmitthenner* über das deutsche Weihnachtslied, worin bedauert wurde, daß der Ursprung unseres Liedes in völliges Dunkel gehüllt sei. Das alles befremdete mich um so mehr, als ich

durch eine handschriftliche Aufzeichnung meines seligen Vaters über den Dichter und den Komponisten, über den Text und die Melodie dieses Liedes und seine unbedingt zuverlässige Originalität von früher Jugend an sehr genau unterrichtet war.

Das Lied — genau so alt wie meine eigenen Lebensjahre — ist aus der Stadt Hanau hervorgegangen, und auf gütige Veranlassung des Herrn General-Superintendenten Dr. Fuchs, des seitherigen Oberhirten der unirten Hanauischen Kirchengemeinschaft, mit welchem ich die Sache besprach und der mich über die Personalien des Dichters und des Komponisten noch näher instruiren konnte, gab ich sofort der Daheim-Redaktion die nöthige Aufklärung, welche in einer kurzen Notiz im „Daheim" 1892, Nr. 24 zum Abdruck kam. Eine bezüglich des Textes und der Melodie, der Worte und der Noten, der beiden Singstimmen und des vollständigen Klaviersatzes bis auf's Jota getreue, saubere Abschrift des gedruckten Originals von meines seligen Vaters Hand wird noch heute als theuere Reliquie von mir aufbewahrt, und von dieser unbedingt zuverlässigen Urform des Liedes gebe ich hiermit die nachstehende Abschrift:

Der Christbaum.



Preis 4 Kreuzer. Hanau 1842.

Freudig. G. Eisenbach.

Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen; im Gärtchen klein, im
engsten Raum, wie lieblich blüht der Wunderbaum, wenn seine Blümchen brennen, wenn
seine Blümchen brennen, ja bren - nen.

So blüht er, und der Früchte Gold
Ließ auch nicht auf sich warten;
Sie glänzen an den Zweigen hold
Und liegen, wenn ihr sehen wollt,
Auch reif und süß im Garten.

Und Obst der wundersamsten Art,
Daß man's nicht alle wisse:
Ein Püppchen gar, wie Rosen zart,
Ein Krieger da im rauhen Bart,
Hier Aepfel, Has und Nüsse.

Das nenn' ich Obst an einem Baum,
Wie's tausend sonst nicht bringen!
Und hört — ist das ein süßer Traum?
Gar wunderbar im lichten Raum,
Mir ist's, als hör' ich singen.

Ja, drinnen in dem Himmelslicht
Ein Englein schwebt verborgen
Und singt: „Mein Kind, erschrick mir nicht,
Ich hab' dein Bäumchen zugericht't,
Ich mußt' es dir besorgen.

Denn sieh', in dieser Wundernacht
Ist einst der Herr geboren,
Der Heiland, der uns selig macht;
Hätt' er den Himmel nicht gebracht,
Wär' alle Welt verloren.

Doch nun ist Freud' und Seligkeit,
Ist jede Nacht voll Kerzen.
Auch dir, mein Kind, ist das bereit,
Dein Jesus schenkt dir alles heut,
Gern wohnt er dir im Herzen.

O laß ihn ein, es ist kein Traum!
Er wählt dein Herz zum Garten,
Will pflanzen in dem engen Raum
Den allerschönsten Wunderbaum
Und seiner treulich warten.

Er schmückt ihn dir mit Früchten bald:
Gehorsam, Lieb und Treue, —
Das Gut' in jeglicher Gestalt
Wächst an den Zweigen mannigfalt,
Daß Gott, der Herr, sich freue."

So sang der Engel leis und lind,
Ihr habt es nun vernommen.
Drum wärst du gern ein Gotteskind,
Thu' auf dein Herzchen, auf geschwind!
Und laß den Heiland kommen.

Ach, giebst du ihm dein Herz noch heut,
Wie wird's der Engel loben!
Er sieht es, sieht es hocherfreut,
Schwebt selig in die Herrlichkeit
Und sagt's dem Vater droben.

Der hat dich dann auf immerdar
In's Herz, in's Herz genommen.
Sein Himmel steht dir offen gar,
Du darfst aus jeglicher Gefahr
In seine Arme kommen.

J. Carl.

(Schluß folgt.)



Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums.

Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

(Schluß.)

Mit dem Abmarsch der Meininger begann die Periode der allmählichen Abbröckelung der verschiedenen Kontingente von der Besatzung von Mainz.

Bekanntlich waren bereits gleich nach der Schlacht bei Königgrätz von Oesterreich Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes angeknüpft worden, die indessen, da die von diesem angebotene Grundlage Preußen nicht genügte, erst am 21. zum Abschluß einer vorläufigen Waffenruhe auf fünf Tage führten. Während dessen wurden Verhandlungen über die Friedenspräliminarien in Nikolsburg eröffnet, womit eine unbestimmte Verlängerung des Waffenstillstandes eintrat.

Dies mochte den Herzog von Meiningen veranlaßt haben, sich mit Preußen zu verständigen und seine Truppen aus Mainz abzurufen.

Oesterreich hatte sich verpflichtet, seine Bundesgenossen ebenfalls zu bestimmen, Waffenstillstand abzuschließen, und diese schickten zum Theil ihre Bevollmächtigten auch nach Nikolsburg, wo am 28. der Waffenstillstand mit Baiern und in den nächsten Tagen auch mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt zustande kam.

So kam es, daß am 31. Juli die badische, am 6. August die großherzoglich hessische Festungsartillerie, am 7. August auch die württembergischen Truppen Mainz verließen, wo demnach nur die Baiern und Kurhessen zurückblieben. Uns konnte der Kurfürst nicht abberufen, denn wohin sollte er uns schicken, da Hessen sich in den Händen der Preußen befand? Eine Verständigung mit Preußen mußte vorausgehen, und wenn diese nicht eintrat, was sollte dann aus uns werden?

Wie unklar und verworren die Verhältnisse auch sonst waren, mag noch aus Folgendem ersehen werden:

Wie bereits erwähnt, war mit dem Kommandirenden der vor Kastell stehenden Preußen eine am 28. Mittags beginnende Waffenruhe verabredet worden, damit das meiningische Bataillon abmarschiren konnte. Diese war am 29. mit beiderseitigem Einverständniß auf unbestimmte Zeit verlängert worden, mit Verabredung einer gewissen Kündigungsfrist. Am 2. August ließ der Gouverneur von Mainz, der königlich baierische Generallieutenant Graf von Rechberg, die Waffenruhe auf 5 Uhr Nachmittags kündigen

trotzdem daß Baiern schon am 28. Juli und die Regierungen von Württemberg und Hessen-Darmstadt (deren Kontingente am 2. August noch in Mainz waren) in den nächsten Tagen danach Waffenstillstand abgeschlossen hatten!

Wollte der Gouverneur der „neutralen" Festung Mainz den Krieg auf eigne Hand fortsetzen, oder hielt er sich zu diesem Schritte verpflichtet, weil mit Kurhessen, dessen Truppen den überwiegend größten Theil der Besatzung bildeten, noch kein Waffenstillstand abgeschlossen war?

Diesem ungeheuerlichen Zustand wurde indessen sehr bald ein Ende gemacht.

Am Nachmittag, noch ehe die zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bestimmte Stunde gekommen war, erschien ein preußischer Parlamentär von der Lünette Wiesbaden, mit einem Schreiben an den Gouverneur. Es enthielt eine Depesche des Grafen Bismarck mit der Erklärung, daß, wenn der Gouverneur von Mainz den mit Baiern und den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Waffenstillstand nicht anerkenne, die Besatzung von Mainz als außerhalb des Kriegsrechts angesehen werden müsse.

Das wirkte, und es trat damit auch für Mainz endgiltig Waffenstillstand ein.

Wie erwähnt, hatte Preußen die Verhandlungen mit den Regierungen der einzelnen kriegführenden Staaten geführt, davon aber, ob auch mit Kurhessen derartige Verhandlungen angeknüpft seien, wurde uns nichts bekannt. Kein Wunder, daß das ein großes Gefühl des Unbehagens über die Unsicherheit und Unklarheit unserer ganzen Lage in uns hervorrief. In der That begann mit dem Monat August eine Zeit der schweren Beunruhigung und Aufregung für uns, wie sie wohl schwerlich jemals einem ganzen Offiziercorps beschieden gewesen ist. Wir alle fühlten, daß etwas geschehen müsse, um uns aus dieser verzweifelten Lage, worin wir einzig und allein durch unsre Verlegung nach Mainz gerathen waren, zu befreien. Aber was? Das war die Frage!

Es war dringend geboten, daß General von Loßberg eine Verständigung mit Preußen herbeiführte. Aber durfte er das?

Zunächst mußte General von Loßberg alle ihm zu Gebote stehenden Mittel versuchen, mit dem Kurfürsten in Verbindung zu treten, um ihm die Lage seiner Truppen eindringlich vorzustellen und ihn zu veranlassen, Schritte zu thun, die uns aus dieser schiefen und unhaltbaren Stellung erlösten.

Daß General von Loßberg wirklich Schritte in der angedeuteten Richtung gethan hatte, wurde bald unter uns bekannt. Schon am 2. August hatte er den Premierlieutenant von Goddaeus vom 1. Husarenregiment, der von den Folgen seines Sturzes bei der Parade vor dem Prinzen Alexander wiederhergestellt war, als Parlamentär mit dem Ersuchen an den Kommandirenden der preußischen Truppen vor Kastell geschickt, höheren Ortes die Erlaubniß zur Absendung eines Offiziers an den Kurfürsten zu erwirken, und dieser hatte auch zusagende Antwort ertheilt.

Während dieser Tage hörten wir, daß Besprechungen zwischen dem General von Loßberg und dem zu diesem Zwecke von Ulm gekommenen General von Schenck zu Schweinsberg, sowie dem vom Bundestage eingesetzten Bundeskommissar für Kurhessen, Herrn von Baumbach, stattgefunden hätten, sowie daß am 16. August die Generale und Regimentskommandeure zur Entgegennahme einer Mittheilung zum General von Loßberg befohlen worden seien. Ueber Inhalt und Ergebniß dieser Verhandlungen drang nichts bis in die Kreise der Lieutenants, und wir blieben auf Vermuthungen angewiesen, ein Umstand, der nicht gerade dazu beitrug, das Gefühl des Unbehagens bei uns zu mildern, denn bei allem Vertrauen zu unserm Führer hatten wir doch das rein menschliche Verlangen, etwas von dem zu erfahren, was um uns her vorging und von so bedeutungsvollem Einfluß auf unser Geschick sein konnte, ein Verlangen, das man doch nicht als bloße Neugier bezeichnen darf.

Am 17. August wurde die Nachricht bekannt, die preußische Regierung habe beim Landtag eine Vorlage betreffend die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt eingebracht. Mit der zu erwartenden sehr baldigen Annahme dieser Vorlage wurde die Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie zur staatsrechtlich anerkannten Thatsache und unsre Lage wesentlich anders.

Land und Armee gehörten untrennbar zusammen, und General von Loßberg konnte jetzt nicht allein, sondern er mußte mit Preußen in Verhandlungen über das Schicksal der Truppen treten, deren Verbleiben in einer fremden Festung, wozu es an jedem Rechtsgrunde fehlte, nicht mehr lange dauern durfte.

Wir vernahmen denn auch, General von Loßberg habe den Oberstlieutenant von Bischoffshausen vom 3. Infanterieregiment mit einem Briefe an den König von Preußen geschickt. Daraufhin wurden wir am 21. August unter den Befehl des Kommandirenden der preußischen Mainarmee gestellt, dessen Hauptquartier sich zur Zeit in Frankfurt befand. Zugleich erfuhren

wir, daß Seine Majestät der König angeordnet habe, wir sollten bis zur Ablösung durch preußische Truppen in Mainz bleiben.

Ueber meine persönlichen Erlebnisse während dieser Zeit ist nur wenig zu berichten.

In meiner dienstlichen Beschäftigung trat zunächst noch keine Aenderung ein, denn es war ja noch kein Friede, sondern nur Waffenstillstand, und eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mußte, wenn sie auch höchst unwahrscheinlich war, doch immerhin als möglich im Auge behalten werden.

Der Waffenstillstand sollte bis zum 22. August dauern, aber stillschweigend als verlängert gelten, wenn er nicht zu einer bestimmten Frist gekündigt wurde. Er fand jedoch durch den am 22. August mit Baiern abgeschlossenen Frieden sein Ende.

An demselben Tage wurde ich von der Dienstleistung bei der Festungsartillerie in Kastell entbunden und zu meiner Batterie zurückkommandirt, worauf ich mein Zimmer im „Englischen Hof" in Mainz wieder bezog.

Der Waffenstillstand hatte uns auch insofern eine große Erleichterung gebracht, als der Verkehr auf beiden Rheinufern freigegeben wurde. Auch die Postverbindung mit Kassel war wieder offen, und wir erhielten die so lange entbehrten Briefe von zu Hause. Aber nicht allein Briefe, sondern auch Besuche kamen von Kassel.

So entsinne ich mich namentlich, daß die Braut und Schwiegermutter eines meiner besten Freunde zu einem mehrtägigen Aufenthalt von Kassel nach Mainz kamen. Wir machten verschiedene Ausflüge in die schöne Umgebung, von denen mir namentlich ein am 19. August unternommener im Gedächtniß geblieben ist.

Wir fuhren zum Münsterthore hinaus nach einer bei Finthen gelegenen Höhe, von wo man eine prachtvolle Aussicht hatte.

Am 20. August war der Geburtstag unsres Kurfürsten, der natürlich sonst immer festlich begangen worden war. Eine geräuschvolle Feier wäre unter den obwaltenden Verhältnissen entschieden nicht am Platze gewesen. Das hinderte aber nicht, daß sich ein kleiner Kreis zu einer vertraulichen Feier versammelte und auf das Wohl unsres unglücklichen Landesherrn ein stilles Glas leerte.

Ein andrer mir besonders nahestehender Freund und Kamerad lief während des Waffenstillstandes in den Hafen einer glücklichen Ehe ein.

Schon seit längerer Zeit verlobt, war er kurz vor Ausbruch des Krieges um den Heiratskonsens eingekommen und hatte ihn auch erhalten, allein unser Ausmarsch hatte einen Aufschub der Hochzeit auf unbestimmte Zeit nothwendig gemacht. Als die Aussicht, daß sich der Waffenstillstand in einen Frieden verwandeln werde, immer deutlicher hervortrat, bat er um einen kurzen Urlaub, that aber allen seinen Freunden und Bekannten gegenüber sehr geheimnißvoll. Nach einigen Tagen kehrte er zurück und brachte eine junge Frau mit. Er war mit ihr in Speyer zusammengetroffen, und sie hatten sich dort trauen lassen.

Auch meine erste, freilich sehr kleine „Rheinreise" machte ich während des Waffenstillstandes in Begleitung einiger Kameraden. Wir fuhren mit dem Dampfboot nach Bingen, nahmen uns dort ein Ruderboot, das uns durch's Binger Loch nach Aßmannshausen brachte, wo wir im Gasthof „Zum Anker" das Mittagsessen einnahmen. Dann gingen wir zu Fuße über den Niederwald nach Rüdesheim, wo wir wieder das Dampfboot bestiegen, das uns nach Mainz zurückführte.

Am 24. August wurde bekannt, daß am folgenden Sonntag, den 26. August, Mainz von den Preußen besetzt werden würde, und daß der General Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein zum Gouverneur ernannt worden sei.

Bald darauf erschien auch für uns der Befehl, daß wir am 27. den Rückmarsch in unsere Heimath, die alten hessischen Garnisonen, antreten sollten.

Wir schließen hiermit vorläufig die Veröffentlichung der so gern gelesenen „Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstenthums", behalten uns aber vor, ein noch übrig gebliebenes Kapitel im Laufe des nächsten Jahres als selbstständigen Aufsatz zu bringen. D. Red.

Mein Stock.

Ein Stück hessischen Kasernenlebens, von Ludwig Mohr.

(Schluß.)

Eine Woche mochte über dieses kleine Vorkommniß dahingegangen sein, als sich eines schönen Montags die Stammgäste an dem runden Tische der Kneipe verabredeten, den Nachmittag auf dem ersten Felsenkeller vor dem Frankfurter Thore zu verleben. Bis dahin war der Stock der ständige Begleiter meines Schwagers auf seinen Spaziergängen und Ausflügen gewesen. Auch auf seinem Gange nach dem Felsenkeller war der Unzertrennliche sein getreuer Gefährte. Er fand die

schöne Terrasse noch wenig besucht. Hier und da saßen im Schatten der dicklaubigen Kastanien vereinzelt Gäste, und nur an einem Tische, von wo man eine prachtvolle Aussicht über die Aue und in das Fuldathal genoß, war eine heitere Gesellschaft vereinigt. Auf diese schritt mein Schwager zu, grüßte und ließ sich auf einem der Gartenstühle nieder. Die Herren, die er hier traf, gehörten bis auf zwei, von denen der eine, dem Aeußern nach, ein Bürger aus einem der umliegenden Landstädtchen zu sein schien, der Tafelrunde an, mit der er dieses Stelldichein verabredet hatte.

Kaum hatte er Platz genommen, so wurde auch die Unterhaltung auf das Spazierstöckchen gebracht, das der neue Ankömmling mechanisch zwischen den Knieen drehte, und das wegen seiner Niedlichkeit bereits viel von sich reden gemacht hatte.

Mein Schwager vermied es taktvoll, wo er konnte, über meine Angelegenheit zu sprechen. Das wußte man wohl, aber trotzdem man es wußte, und trotzdem er auszuweichen suchte, ward sie gerade heute mit Vorliebe und Beharrlichkeit zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht und so lange gewitzelt und an ihm herumgeprickelt, bis er außer sich gerieth und seinen Worten die Zügel schießen ließ.

Das hatten die losen Vögel gewollt und wäre er weniger arglos gewesen, so hätte seinen Augen nicht entgehen können, wie sie sich mit den Ellenbogen fort und fort gegenseitig untereinander anstießen und sich endlich schelmisch zulächelten, als sie sahen, daß ihre Neckereien verfingen.

Wie schon gesagt, mein Schwager ward Feuer und Flamme, und da er als echter Kasseler Junge beim Bierglase gerne eine „große Schnutte" riskirte, so ging es bald an ein Schwadroniren, daß man hätte glauben mögen, er hätte den Hehle mit seiner ganzen Sippe zu Pastetenfleisch verhauen, wenn — er sie gehabt hätte.

Während mein Schwager sich also ereiferte, gewahrten seine Freunde, wie der eine der beiden, die nicht zu ihrer Tafelrunde gehörten, den andern zum Austrinken animirte und zum Fortgehen drängte. Soeben hatte mein Schwager mit dem Stocke auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser erklirrten, als einer der beiden und zwar der, der den andern zum Austrinken und Gehen animirt hatte, von seinem Sitz aufstand, sein noch halbgefülltes Glas stehen ließ und auf und davon ging und das so rasch, daß sein Gefährte kaum Zeit fand, ihm zu folgen.

Ein unbändiges Gelächter der Tafelrunde erschallte hinter den beiden her, bis einer bemerkte: „Ausgezeichnet! Das nenne ich abgeschwirrt worden sein."

Mein Schwager schaute verblüfft hinter dem Abgeschwirrtwordenen drein und sagte lachend: „Ihr Hallunken!" indem er sein Glas erhob und leerte, um seine Ueberraschung zu verbergen. —

Es war der Quartiermeister Hehle gewesen, der sich in bürgerliche Kleidung geworfen hatte, um einmal einen schönen Sommernachmittag auf der Terrasse zu verleben, der ihm jedoch durch den Anblick von diesem meinem Spazierholz gründlich verleidet ward.

Seit dieser Stunde hatte er einen unglaublichen Respekt vor dem Stocke und dessen Träger. Wo er die beiden in der Ferne erblickte, war darauf zu schwören, daß er ausbog. Wie nachhaltig aber dieser Respekt noch heute sich zeigt, das habt Ihr vor einer Weile gesehen, als ich ihm den Stock vor der Nase balanciren ließ. Er hat ihn sofort wiedererkannt; denn ich sah, wie er bei seinem Anblick erbleichte, und daß er verduftete, darin offenbart sich die Macht dieses niedlichen Zauberstäbchens. —

V.

Feigheit ist fast immer mit Hinterlist gepaart. Feiglinge, die die Macht haben zu schaden, können es nicht unterlassen, hinterrücks Unheil zu stiften; das sollte ich noch zuguterletzt erfahren. Das Standrecht hatte gesprochen! Trotz aller Ausflüchte und trotz aller Beschuldigungen meiner Person, die meine Gegner vorbrachten, fiel der Urtheilsspruch doch so, wie er von Gottes- und Rechtswegen nicht anders fallen konnte. Sämmtliche Reservisten, die in ihrer Heimath im Hanauischen, Fuldaischen, Schaumburgischen, Schmalkaldischen und im Oberhessischen gerichtlich vernommen waren, hatten so ausgesagt, wie ich es mir nur wünschen konnte. Diese Hin- und Herschreibereien nach allen Ecken und Kanten des Hessenlandes aber brauchten Zeit und so floß ein Vierteljahr hin, bis endlich der Spruch standrechtlich gefällt werden konnte. Er lautete für den Abgeschwirrten auf vierzehn Tage strengen Arrest, abwechselnd bei Wasser und Brot, auf vier Tage desgleichen für den Urheber der ganzen Geschichte, den Korporal Berner; mich aber bedachte ein Corpsbefehl mit zwei Tage Gelind wegen nicht militärischen Benehmens. Das hatte ich davon, daß ich einen Menschen, der nicht das bunte Tuch auf dem Leibe trug, meinen Schwager, in Militärangelegenheiten eingeweiht hatte.

Nach dem Wortlaute der Allerhöchsten Ordre, die Demobilisirung betreffend, hätte man mich nach der Verurtheilung meiner Gegner und meiner

Bestrafung sofort einsperren und dann laufen lassen müssen; allein man verschwieg mir sowohl das Erstere, wie auch das Letztere, hielt mich, der ich von beiden nicht eine Ahnung hatte, noch vier Wochen, wo man mich hatte, und hätte mich noch länger behalten, wenn ich nicht durch einen Landsmann, der auf dem Divisionsbüreau Schreiberdienste versah, Kenntniß erhalten hätte. Sofort ging ich zum Wachtmeister und forderte energisch alsbaldige Abführung in's Gefängniß und — Entlassung. Da man es auf eine weitere Meldung meinerseits nicht ankommen lassen wollte, zog man vor, mir zu willfahren, und noch an demselben Tage, Abends sechs Uhr, ward ich abgeführt. Onkel Ide, seligen Angedenkens, nahm es verflixt genau, untersuchte mich vom Scheitel bis zu den Zehen nach Kontrebande jeder Art und sperrte mich dann ein.

Der Tag der Erlösung wurde bei einem Fäßchen Bier im Freundeskreise beschlossen. Wir tranken und waren heiter und als wir am Heitersten waren, da trat mein Schwager mit dem Stock vor mich hin und sagte: „Nimm ihn hin, diesen Braven; er sei dir ein Trost in allen Lagen des Lebens. Wenn du ihn erhebst, komme Grauen über deine Widersacher, daß sie abschwirren nach allen Richtungen der Windrose, wie die Spreu vor dem Winde!"

Seit dieser Stunde hat mich der Brave begleitet auf allen meinen Ausflügen; er ist mir treu geblieben, wie ich ihm, und es hat sich erfüllt, was mir bei seiner Uebergabe gewünscht worden ist, wie heute sattsam die Flucht des Abgeschwirrten bewiesen hat. — Ich könnte damit meine Geschichte schließen, hielte ich es nicht für Pflicht, noch Eines zu erwähnen. Auch der Kurfürst hatte von dem Falle gehört und strengste Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen befohlen. Aber nach der Demobilisirung der hessischen Armee reiste er von Kassel in das Seebad Ostende. Dadurch gerieth die Angelegenheit einzig und allein in Vergessenheit, sonst dürften meine Beleidiger nicht so gelind davon gekommen sein; denn strenge und unnachsichtlich ahndet der vielverleumdete Fürst jede Vergewaltigung seiner Soldaten durch Vorgesetzte, und die Fälle sind des öfteren vorgekommen, wo sein unerbittlicher Spruch dergleichen Uebelthäter sofort aus der Armee ausstieß. —

Ich hatte wie immer, auch beim Militäre, mein Pech! — So weit die Geschichte, die ich Euch erzählte, wie sie sich zugetragen hat. Und nun laßt uns anstoßen! Zunge und Lippen sind mir trocken vom Reden: Profit, Alle!"

Aus alter und neuer Zeit.

Ein vergessener Geschichtsforscher. Johann Adam Bernhard, geboren zu Hanau am 23. März 1688, 1718 Rektor an der lutherischen Schule seiner Vaterstadt, 1736 fürstlicher Archivar daselbst, seit 1748 mit dem Titel Rath, gestorben am 12. Juni 1771 an Altersschwäche, war der erste, der der Erforschung der hanauischen Geschichte seine ganze Kraft zuwendete, und sie mit wissenschaftlicher Genauigkeit und strenger Kritik behandelte. Anfangs zum Geistlichen bestimmt und während seiner Studienzeit in Gießen, Jena und Leipzig als Theologe eingeschrieben, konnte er sich doch nicht entschließen, eine Pfarrstelle zu übernehmen. Jahrelang (1712—1718), bis er das Rektorat übernahm, lebte er ganz seinen geschichtlichen Studien, die er auch nachher rastlos fortsetzte.

Bereits 1718 gab er ein sehr umfangreiches Werk heraus, von dem sich ein Exemplar auf der Stadtbibliothek zu Hanau befindet: Kurz gefaßte curieuse Historie derer Gelehrten 2c. Als Archivar war er an der richtigen Stelle, um seine Lebensaufgabe zu erfüllen. Als solcher ließ er freilich nur ein größeres Werk drucken: „Alterthümer der Wetterau 1731", dazu als Unterabtheilung 1734 eine historische Beschreibung der Benediktinerpropstei Naumburg und 1748 eine Berichtigung über die wahre Beschaffenheit der ehemaligen Comiciae (Grafschaften) in der Wetterau. Außerdem gab er noch heraus: „Weitere Feststellung der Hanauischen Genealogie", diese unter dem Pseudonym Jakob Im Haus. Nach Angabe des Dr. Suchier zu Hanau, dessen Vortrage im dortigen Geschichtsverein vom 25. Oktober d. J. diese Zeilen entnommen sind, zeichnet sie sich aus durch Scharfblick, gründliches Wissen, einfache Klarheit und treffende Kürze. U. a. publizirte er 1751 zwei Artikel in der „Kasseler Gelehrten-Zeitung", darunter „Untersuchung der Frage, wie der sächsische Kayser Henrich II. ein Stifter des Klosters Kaufungen in Hessen sein könne". Das Letzte, was von ihm gedruckt vorliegt, ist die Fortsetzung von Winkelmann's Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld S. 377—490 im 6. Theil, der 1754 in Kassel erschien. Weshalb er weiter nichts mehr herausgab, obwohl er noch 17 Jahre lebte, ist unbekannt. Geschrieben hat er noch desto mehr, nur ist es nicht mehr an die Oeffentlichkeit gekommen.

zum Theil unbeachtet liegen geblieben, oder wohl gar als Makulatur ganz beseitigt. Noch vorhanden ist in Hanau eine Hanauer Kirchengeschichte, 1735 geschrieben, ferner Historische Nachricht von der Burg zu Friedberg, doch hat noch niemand das Werk gelesen, weil die Handschrift so eng und schwer lesbar ist. Verloren gegangen ist seine Topographia Hanoica, allem Anschein nach ein sehr umfangreiches Werk, in welchem die historische Entwickelung der einzelnen Ortschaften behandelt war. Dagegen ist das wichtigste Werk, das Bernhard geschaffen hat, glücklicher Weise vor dem Untergang bewahrt geblieben, eine umfangreiche Historie der Herrn und Grafen zu Hanau. Im Jahre 1874, als das bis dahin in Hanau befindliche gräfliche Archiv nach Marburg verlegt wurde, hatte noch niemand in Hanau von dem Vorhandensein eines solchen Buches auch nur eine Ahnung. Auch bei dem Verpacken der Archivalien wurde der Foliant noch nicht weiter beachtet. Erst Archivrath Dr. Reimer in Marburg ist vermuthlich der erste gewesen, der sich ernstlich damit beschäftigte, als er an die Herausgabe des großen Hanauer Urkundenbuches ging, von dem jetzt der vierte und leider der letzte Band, der mit dem Jahre 1400 abschließt, vollendet ist. So schnell ist Bernhard vergessen worden, daß es völlig unbekannt ist, ob sein Geschlecht ausgestorben ist oder nicht.

„Pazum." In dem alten kurmainzischen Städtchen Neustadt, an der Main-Weser-Bahn gelegen, bestand noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ein aus alter Zeit stammender Gebrauch bei Widmung von Neujahrs-Geschenken der lieben Schuljugend an die Herren Magister. (Diese Geschenke waren sogar kompetenzmäßig dem spärlichen Gehalte zugezählt!) Am Sylvestertage erschienen die Schüler truppweise in der Wohnung des Lehrers mit vollen Händen und freudestrahlenden Augen. Eine Quantität Erbsen, Linsen, Bohnen, Aepfel, Birnen, Flachs 2c., was eben die Landwirthschaft erzeugt und eine Haushaltung braucht, wohl auch, aber selten, Speck, eine Wurst, eine Pulle Kartoffel- oder Fruchtschnaps, kleinere Geldstücke (zu harten Thalern verstieg man sich nicht) waren die Neujahrsgabe. Zugleich mit derselben überreichte der kleine Geber dem Lehrer ein weißes Blatt Papier, oft in Herzform oder am Rande mit Figürchen: Hirschen, Rehen, Hasen, Geflügel 2c. ausgeschnitten. Dieses Papier trug den originellen Namen: „Pazum". Je nach dem Werth der Gabe wurde diese Pazum als Quittung und Revers vom Lehrer und Schüler betrachtet. Auf derselben stand, vom Lehrer ausgefertigt, der Name des betreffenden Schülers mit dem Vermerk: Gültig für das Jahr .... zu 4, 5, 6 ..... 20 maligem Gebrauch — das Plus richtete sich nach dem Werth des Geschenkes —, unten links das Datum, rechts der Name des Lehrers. Diese Pazum wurde in einem Schulbuche vom Schüler wie ein Heiligthum aufbewahrt. Der salomonische Spruch: „Es steckt ein böser Geist im Herzen des Kindes, aber die Zuchtruthe treibt ihn heraus" hatte auch hier noch Geltung, und für gröbere Ungehörigkeiten setzte es Hiebe ab. Konnte nun eintretenden Falles der Schüler vor der Prozedur dem gestrengen Herrn Lehrer schnell seine Pazum präsentiren, so ertrug diese für ihn die körperliche Züchtigung; für ebensoviele Hiebe erhielt sie gleich viele Risse; sie hatte aber ausgedient, wenn der Gültigkeits-Vermerk: „für so und so vielmal" erreicht war. Mit den vierziger Jahren ging die Pazum, die bei unseren Großeltern schon die Rolle eines wohlthuenden Blitzableiters gespielt hatte, zu Grabe. Die jetzige Generation kennt nicht einmal ihren Namen mehr, der vielleicht von pax abzuleiten sein möchte. R.

„Sich vergleichen." Um die Mitte unseres Jahrhunderts stand im Amtsorte G. bei F. der Amtmann W. wegen seiner Strenge in ganz besonderem Respekte; aber auch Furcht flößte seine Justiz ein, so daß die Bauern nach seinem Tode bis in die Neuzeit sagten, er gehe Nachts im Amthause „wannern". — Geht da einmal zur Sommerzeit ein Tourist durch diesen Ort; aus einem größeren Gebäude vernimmt er ein doppeltes Mordjo- und Zetergeschrei. Er fragt einen Vorbeigehenden, ob das wohl das Schulhaus sei. „Nein," erwiderte das Bäuerlein, „das ist unser Amthaus, der Herr Amtmann wird wieder Zwei vergleichen, die jedenfalls alle beide Unrecht haben. Die kriegen jetzt so lange ihre Hiebe, bis sie sich die Hände geben und sich vergleichen." R.

Aus Heimath und Fremde.

Das St. Elisabeth-Hospital in Kassel. Die „hessische Zeitrechnung", eine Art von Chronik, nennt als Jahr der Stiftung des St. Elisabeth-Hospitals in Kassel das Jahr 1297. Wenn nun auch diese Geschichtsquelle für Ereignisse der älteren Zeit nicht einwandsfrei ist, was die Sicherheit in der Datirung angeht, so liegt doch in Ermangelung anderer Nachrichten kein Grund vor,

an der Angabe dieser Quelle zu zweifeln. Mithin würde der Elisabethentag (19. November) 1297 als Gründungstag gelten können und das Hospital also am 19. November 1897 seine 600jährige Jubelfeier begangen haben. Fest steht, daß Mechtild von Kleve, die zweite Gemahlin Landgraf Heinrich's I. von Hessen, als Gründerin des Spitals zu betrachten und das Ereigniß der Gründung um das Jahr 1300 zu setzen ist. (S. „Die Gründung des St. Elisabeth-Hospitals in Kassel" von L. in der „Kasseler Allg. Ztg." 1897, Nr. 320.)

Neue lutherische Kirche in Kassel. Am ersten Advent (28. November) wurde die neue lutherische Kirche zu Kassel unter Theilnahme der Spitzen der Behörden und großem Andrang der Gemeindemitglieder feierlich eingeweiht. Der stattliche Bau, eine Zierde seiner Umgebung wie der Stadt Kassel überhaupt, macht als ganzes wie in seinen einzelnen Theilen einen erhebenden Eindruck. Hoffentlich ist es uns vergönnt, gelegentlich eine genauere Beschreibung des schönen Bauwerks aus fachmännischer Feder bringen zu können.

Theater. Im königlichen Theater zu Kassel sind aus den letzten Wochen an bemerkenswerthen Aufführungen folgende zu erwähnen: Am 18. November fand das zweite Abonnementskonzert statt, in welchem Altmeister Joachim durch sein Geigenspiel Jung und Alt entzückte. Ungeachtet seiner 66 Jahre verfügt der auch in Kassel jetzt wieder überaus gefeierte Künstler, dem das bis auf den letzten Platz besetzte Haus immer wieder von Neuem zujubelte, noch heute über seine tadellose, nie versagende Technik, seinen festen, sicheren Strich und seinen seelenvollen, wahrhaft edlen Ton, wenn dessen Fülle vielleicht auch gegen früher ein wenig hat abgeben müssen. Das Orchester leistete unter der Leitung des Musikdirektors Dr. Beier, auf dessen Schultern nach der leider wieder eingetretenen bedenklichen Erkrankung des Kapellmeisters Treiber die Direktion der gesammten musikalischen Aufführungen ausschließlich ruht, Hervorragendes, namentlich in der Symphonie Nr. 3 (A-moll) von Mendelssohn-Bartholdy. Weniger behagten uns die von Fräulein Diermayr vorgetragenen Gesänge von H. Berlioz, düstere, eintönige Sachen, und „Till Eulenspiegel's lustige Streiche", nach alter Schelmenweise in Rondoform für großes Orchester von Richard Strauß, einem der Neuesten der Neuen, so schwierig sie auch waren und so spielend das Orchester dieser Schwierigkeiten Herr wurde. Und mit uns ist es vielen Anderen so gegangen, die an der Symphonie und vor allem dem herrlichen Beethoven'schen Violinkonzert und dem Adagio aus dem 11. Konzert unseres Spohr, wie sie Joseph Joachim vortrug, ihr Genüge hatten.

Weiter ist zu berichten über drei neue Stücke, ein dramatisches Märchen und zwei Opern. Am 15. November ging des talentvollen Dichters Ludwig Fulda: „Sohn des Kalifen" in Kassel zum ersten Male in Szene, für die erste Novität auf dem Gebiete des Schauspiels allerdings bereits etwas spät in der Saison. Das Urtheil der Kasseler Tageblätter, wie es z. B. im „Tageblatt" dahin zusammengefaßt ist: „Wieder ist es ein Märchen im orientalischem Gewande gleich dem hier schon gegebenen ‚Talisman' Fulda's, und der Dichter spinnt auch in seinem neueren Stücke denselben Faden, nur ist es eine schwächere Nummer", dürfen wir uns in diesem Falle gern anschließen. Das Stück ist in der That erheblich schwächer als der „Talisman", namentlich gewinnt man dem Haupthelden Prinz Assad, dem Sohn des schwachen Kalifen Mohammed Alhadi, dessen Wandlung vom schlimmen zum guten Assad den Vorwurf des Stückes bildet, bis zum Schlusse keinerlei besonderes Interesse ab, im Grunde wird er nur deshalb schließlich gut, weil er empfinden lernen muß, daß, wer anderen wohlthut, sich selbst Lust und Wonne bereitet, wer andere quält, sich selbst Schmerz bereitet; es ist also lediglich Selbstsucht, die ihn zur Erkenntniß bringt. Die Sprache der klingenden Verse der Dichtung, die schöne Ausstattung und sorgsame Vorbereitung, welche die Intendantur ihr hatte angedeihen lassen im Bunde mit den guten Leistungen der Darsteller bewirkten, daß das Publikum die Novität freundlich aufnahm. Möge Ludwig Fulda sich bald einmal wieder auf ein anderes Feld begeben, als auf das der Besserung ungerechter Herrscher. Die Darstellung hat uns im Ganzen recht wohl gefallen, so Fräulein Ellmenreich als Morgiane, Herr Volkner als Assad, Herr Jakobi als grauer Derwisch, Herr Jürgensen als alter Kalif, Herr Ferchland als lustiger Mustapha u. s. w., nur hätten wir in der derben Soubrettenrolle der Amina an Stelle von Fräulein Hartmann, der wir als Salonbackfisch recht gern begegnen, lieber Frau Jürgensen gesehen. Die Rolle paßt nicht zu der Eigenart der ersteren.

Am 24. November füllten zwei kürzere musikalische Neuheiten den Abend aus, die einaktige dramatische Oper „Winapoh" des Kasseler Musiklehrers M. Lion und die zweiaktige Musikkomödie „Das hölzerne Schwert" von H. Zoellner, Chordirigent zu Newyork, einem in Sängerkreisen bestens bekannten Tondichter. Das Publikum nahm beide freundlich auf. Die zumal in ihrem ersten Akte reizend melodiöse, mit lauterem Geschmack instrumentirte komische Musik Zoellner's wird

ihren Weg durch sich selbst machen, nur dürfte die Handlung mit dem als Kürassier verkleidet sich unter das Volk mischenden König Heinrich IV. von Frankreich und seinem die Paradeklinge im Pfandhaus versetzenden Leibdragoner etwas mehr zusammengezogen werden. Bei der Oper Lion's bedarf es ein wenig der Unterstützung durch die landsmännischen Kreise, um ihr nachhaltigen Erfolg zu sichern. Das verhältnißmäßig recht gute Textbuch des Mainzer Dichters Nohaschek behandelt das neuerdings wieder in so zahlreichen Variationen (Mascagni, Leoncavallo 2c.) angezogene Eifersuchtsthema. Die einer reichen Weißen zur Liebe verlassene Indianerin Winapoh, die Lebensretterin, erschießt ihren treulosen mexikanischen Jäger Pedro, nachdem sie ihn wiedergefunden, stürzt sich selbst aber in den Abgrund. Die Musik des jungen Kasselaners zeugt von redlichem Streben und ist geschickt zusammengestellt, namentlich, soweit es sich um das lyrische Element handelt, in Bezug auf das Dramatische ist sie ein wenig zu banal gehalten. Es ist nicht zu leugnen, daß Zoellner in Bezug auf Originalität, Melodik und Instrumentation wenigstens vorläufig noch der Größere ist.

Musikdirektor Dr. Beier hatte Beides mit Liebe zur Sache einstudirt, auch ließ die Inszenirung nichts zu wünschen übrig. Gleiches gilt von den mitwirkenden Kräften, unter denen in „Winapoh" Frl. Joachim (Winapoh) neben Herrn Bartram (Pedro) und im „hölzernen Schwert" Frau Porst (Lisette) neben den Herren Bartram (König Heinrich) und Kietzmann (Gautier) besonders hervortraten.

Todesfälle. In der Nacht vom 12. auf 13. November verschied zu Göttingen Professor Dr. Viktor Hüter, eine Autorität als Frauenarzt, überhaupt einer der bekanntesten Aerzte seiner Vaterstadt Marburg, wo er am 16. Oktober 1832 als Sohn des Direktors der Entbindungsanstalt Professor Karl Hüter geboren war. Sein ganzes Leben hat der Verstorbene dort zugebracht. Er hat dort Anfangs der 50er Jahre studirt, seit November 1858 gelehrt und seine bedeutende Praxis bis kurz vor seinem Tode geübt.

Am 16. November verstarb zu München der Kulturhistoriker Professor Wilhelm H. von Riehl im 75. Lebensjahre, der auch in Hessen durch seine gediegenen Vorträge und seine trefflichen Bücher bekannt ist, ein geborener Nassauer aus Biebrich. Was uns veranlaßt, seiner an dieser Stelle zu gedenken, ist der Umstand, daß er in Marburg Anfangs der 40er Jahre (1841) studirte und zwar Theologie. In seinem so sehr lesenswerthen Buche: „Religiöse Studien eines Weltkindes" (Stuttgart 1894) schildert er auf S. 424 u. ff. seine dortigen Erfahrungen in höchst fesselnder Weise, sodaß wir unseren Lesern die Lektüre desselben dringend an's Herz legen.



Personalien.

Verliehen: dem Erbschenken im vormaligen Kurhessen Dr. Freiherrn Schenck zu Schweinsberg in Fünfkirchen in Ungarn, sowie dem Erbkämmerer ebendaselbst Grafen von Berlepsch auf Schloß Berlepsch bei Witzenhausen der Kronenorden 2. Klasse; dem Forstmeister a. D. Cornelius zu Bischhausen der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50; den Forstmeistern a. D. Wachs zu Kassel und Metz in Bracht der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Forstmeister a. D. Siebert in Neustadt der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Pfarrer Seßler in Schönstadt der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Staatsanwalt Wagener in Kassel zum Ersten Staatsanwalt in Liegnitz, Pfarrer Siebert in Wehrda zum Pfarrer in Eichen; die Referendare Blackert und Dr. Rundnagel zu Gerichtsassessoren. — Rohde, Sekondlieutenant der Reserve des Feldartillerieregiments Nr. 34 (Metz) zum Premierlieutenant.

Versetzt: Staatsanwalt Greffrath in Frankfurt a. O. an das Landgericht nach Kassel.

Geboren: ein Mädchen: Major Graf Franz Pfeil und Klein Ellguth und Gräfin Amelie, geb. von Loßberg (Kassel, 17. November).

Gestorben: Pfarrer Friedrich Niemeyer, 65 Jahre alt (Exten, 1. November); Eduard Scheller (St. Gilgenberg bei Bayreuth, 13. November); Frau General von Berger, geb. von Zeuner, 84 Jahre alt (Kassel, 15. November); Frau Hedwig Stölzel, 51 Jahre alt (Haßloch, 15. November); Professor Dr. Karl Israël-Holzwart (Frankfurt a. M., 16. November); verwittwete Frau Gertrude Keßler, geb. Kirchhof, 44 Jahre alt (Kassel, 16. November); Lehrer Friedrich Rosenstock, 34 Jahre alt (Kassel, 17. November); Bäckermeister Konrad Weißenborn, 48 Jahre alt (Kassel, 18. November); Kaufmann Julius Kehm (Kassel, 19. November); Postsekretär a. D. Konrad Geßner, 73 Jahre alt (Kassel, 25. November).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgeg. von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V, Nr. 5 (November 1897). Inhalt: Grubenhagen von Scheibe. Die Taunusfahrt des Niederhessischen Touristenvereins [Zweigverein Kassel] von G. Haupt (Schluß). Rheintour des Taunusklub. Von Fried. Ad. Schmidt. Eine alte Räuberherberge im Taunus. Die Fuchsmühle bei Schloßborn. Hexenritt von Ludwig Mohr. Berichte.

Briefkasten.

L. P. in Kassel. Der Verfasser des Artikels über „Die Kunst in Kassel" erklärt, seine darin geäußerten Ansichten nach jeder Richtung hin mit seinem Namen vertreten zu wollen. Demgegenüber würden wir nur dann Ihrem Gegenartikel Raum geben können, wenn Sie uns gleichfalls in den Besitz Ihrer genauen Adresse setzen möchten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XI. Jahrgang. Kassel, 17. Dezember 1897.

Weihnachtsglocken.

Nun sind die Wege verschneiet,
Die Steige menschenleer,
Ein schwarzer Vogel nur hüpfet
Die Gasse im Dorfe einher.

Nicht rauschen die Tannenhäupter,
Die schwerbelastet und weiß,
Gespenstig nur flüstert's im dürren
Gelaub vom Hainbuchenreis.

Der Himmel ist grau und hüllet
In Nebel die Erde dicht;
Es wirbeln die fliegenden Flocken
Des Schnees in dem Dämmerlicht.

Da theilt sich der Nebelschleier,
Und durch den wirbelnden Schnee
Erdröhnen gewaltige Töne
Herab aus himmlischer Höh'.

Das ist das laute Frohlocken,
Das ist das Festgeläut
Des hohen Liedes der Glocken
Der heiligen Weihnachtszeit.

Ludwig Mohr.





Emanuel Geibel's Vorfahren.

(Nachdruck verboten.)

Vielfach ist die irrige Ansicht verbreitet, daß die Eltern unseres berühmten Dichters Emanuel Geibel „in Wachenbuchen bei Hanau als Pfarrersleute lebten, bis sie nach Lübeck übersiedelten", wie u. A. auch im „Hessenland" 1892, S. 300 zu lesen steht. Im Januar d. J. lief unter der Spitzmarke „Die geistige Bilanz Kurhessens" eine der Frankfurter Zeitung entstammende Notiz durch eine Reihe hessischer Zeitungen, worin es u. A. hieß, daß die Eltern Emanuel Geibel's „aus Wachenbuchen waren und nicht lange vor der Geburt des Dichters nach der Hansastadt übersiedelten". Diese unrichtigen Angaben stützten sich auf den bekannten Vers Geibel's:

Und kam ich auch am Nordseestrand
Das Licht der Welt zu suchen,
Mein Stammhaus steht im Frankenland
Im Dorf zu Wachenbuchen.

Dies ist indeß nur so aufzufassen, daß die Vorfahren des Dichters aus Wachenbuchen stammten; denn daß der Vater Geibel's Dr. Johannes Geibel am 1. April 1776 zu Hanau geboren, auch bereits 1798 Pastor der reformirten Gemeinde zu Lübeck war und sich dort verheirathete, war längst bekannt.

Veranlaßt durch die Eingangs erwähnte immer wiederkehrende unrichtige Angabe, theile ich nun mit, was sich über die Vorfahren Geibel's nach den Kirchenbüchern von Wachenbuchen und Hanau feststellen läßt.*)

Zunächst berichten die Wachenbuchener Kirchenbücher:

I. „den 3. August 1667 ist Henrich Geibel begraben worden." Von ihm sind folgende Kinder nachzuweisen:

1. Lorenz, getauft 20. XII. 1640, begraben 27. IV. 1652.
2. Katharina, getauft 7. VII. 1643, begraben 31. V. 1685, unverheirathet.
3. Konrad, getauft 25. VIII. 1649, begraben 9. V. 1694.

*) Die betr. Kirchenbuch-Auszüge verdanke ich der Güte der Herren Metropolitan Wittekindt zu Wachenbuchen und Pfarrer Sopp, ersten Predigers der ev. Marienkirche zu Hanau.

II. (I, 3) Konrad Geibel, Sohn des Henrich Geibel, hiesiger Kirchenältester und Geschworener, heirathet am 14. IV. 1670 Elisabeth geb. Schmitt, welche am 13. V. 1721 begraben wurde. Folgende Kinder sind aus dem Taufbuch nachzuweisen (von 1670—1677 ist das Taufbuch lückenhaft):

1. Apollonia, getauft 16. III. 1679.
2. Friedrich Ernst, getauft 20. II. 1682, beerdigt 2. VII. 1739.
3. Johann Philipp, getauft 14. VII. 1684, gestorben 18. IV. 1748.

III. (II. 2) Ernst Friedrich Geibel, Konrad's Sohn, hiesiger Kirchenältester und Gerichtsmann, heirathet am 15. III. 1705 Anna Margarethe geb. Bix, welche am 26. X. 1746 starb. Aus dieser Ehe entstammten folgende Kinder:

1. Anna Elisabeth, getauft 28. II. 1706, begraben 10. V. 1706.
2. Anna Margarethe, getauft 17. VII. 1707.
3. Johann Henrich, getauft 5. I. 1710, begraben 26. IV. 1742.
4. Anna Marie, getauft 27. XI. 1712.
5. Johann Philipp, getauft 19. II. 1716, gestorben 3. IV. 1716.
6. Johann Kaspar, getauft 15. IX. 1718.

IV. (III, 3.) Johann Henrich Geibel, Ernst Friedrich's Sohn, heirathet den 13. II. 1738 Anna Elisabeth geb. Nones aus Hitzkirchen, welche den 1. IV. 1761 starb. Der Ehe sind zwei Söhne entsprossen:

1. Johann Kaspar, getauft den 10. VIII. 1738, gestorben 3. VII. 1807.
2. Johann Friedrich, getauft 26. II. 1741.

Der ad 1 genannte Johann Kaspar hat sich in Wachenbuchen verheirathet und die Familie dort fortgesetzt, dagegen findet sich über Johann Friedrich keine Notiz mehr im dortigen Kirchenbuch. Nach einer noch heute in Hanau fortlebenden mündlichen Ueberlieferung soll der Großvater Emanuel Geibel's Rathsdiener in Hanau gewesen sein und dessen Sohn gewisser Ursache

wegen keine Anstellung in Hanau haben erlangen können, weshalb er sich nach Lübeck gewandt habe. Hören wir also was die Kirchenbücher der evangelischen Marienkirche (vormals die „Hochdeutsch-reformirte“ Kirche) berichten:

Trauungsbuch 1775. Nr. 7: „Am 20. Februar 1775 ist kopulirt worden Johann Friedrich Geibel, Raths-, Bürger- und Amtsdiener-Adjunctus in der Altstadt, weyland Johann Heinrich Geibel, gewesenen Mitnachbarn zu Wachenbuchen, nachgelassener ehelicher Sohn mit Jungfrau Johanna Katharina, des Johannes Ermentraut, Raths-, Bürger- und Amtsdieners in der Altstadt ehelichen Tochter.“

Johann Friedrich Geibel starb am 17. Januar 1828, alt 86 Jahre 11 Monat. (Todtenbuch 1828. Nr. 7.)

Johanna Katharina Geibel, des Herrn Johann Friedrich Geibel, Bürgers in der Altstadt, Ehefrau, geborene Ermetraut, starb am 23. März 1824, alt 70 Jahre. (Todtenbuch 1824. Nr. 39.)

Aus der am 20. Februar 1775 geschlossenen Ehe des vorgenannten Johann Friedrich Geibel, Bürger-, Raths- und Amtsdieners in der Altstadt, und der Johanna Katharina geb. Ermetraut (Aermetraut) stammen folgende Kinder:

1. Ein Sohn Johannes, geboren den 1. April 1776, getauft den 4. April, Gevattern: Johannes Aermetraut, Rathsdiener in der Altstadt, und dessen Ehefrau, des Kindes Großeltern.

2. Ein Sohn Daniel, geboren den 30. April 1779, verheirathete sich als Bürger- und Rathsdiener am 6. Juni 1809 mit Susanna Marie Lammersdorf, aus welcher Ehe am 12. April 1810 eine Tochter Katharine Friederike geboren wurde. Beide Eheleute starben früh: Daniel Geibel am 3. Mai 1817 im Alter von 38 Jahren, seine Ehefrau war ihm bereits am 20. Juli 1815, 39 Jahre alt, im Tode vorausgegangen.

3. Eine Tochter Anna Elisabeth, geboren am 7. November 1789.

Es bestätigt sich also, daß der aus Wachenbuchen stammende Großvater des Dichters in Hanau Rathsdiener und zwar zunächst als Adjunkt seines Schwiegervaters Ermentraut gewesen, welches Amt später auf seinen zweiten Sohn Daniel überging. Ueber seinen ältesten Sohn Johannes wissen wir, daß er in seinem 17. Jahre die Universität Marburg bezog und 1798 Pastor der reformirten Gemeinde zu Lübeck wurde, woselbst ihm am 17. Oktober 1815 sein später so berühmter Sohn geboren wurde. Unter'm 18. November 1817 übersandte ihm der berühmte Theologe Schleiermacher das Diplom der theologischen Doktorwürde. Dr. Johannes Geibel, der am 27. Juli 1853 77 Jahre alt zu Lübeck starb, ein bedeutender Kanzelredner, bethätigte sich auch als eifriger Patriot während der Befreiungskriege und war als Dichter nicht unbegabt. Von seinen geistlichen Dichtungen sind das Konfirmationslied „Lobsingt dem Herrn mit Herz und Mund“, sowie das Gebetlied: „Herr schaue auf uns nieder“, in's Gesangbuch übergegangen.*)

*) Eine ausführliche Darstellung über die Bedeutung Dr. Johannes Geibel's und seine dichterische Thätigkeit giebt das Schriftchen: Geibel's Vater, Vortrag gehalten im Lübeckischen Schillerverein den 3. Nov. 1892 von Hauptpastor Lindenberg (Lübeck 1893). Im Jahre 1817 besuchte Johannes Geibel seine Vaterstadt Hanau in Begleitung seiner Tochter Elise, die uns eine Schilderung ihres großelterlichen Hauses in ihren Aufzeichnungen hinterlassen hat. (Lindenberg a. a. O. S. 13.)

H. Heusohn.



Wie unsere Aue geworden ist.

Vortrag, gehalten im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde am 26. April 1897.

Von Carl von Stamford.

(Schluß.)

Der Sohn Wilhelm's, Friedrich II., blieb seiner Hauptstadt fern, bis der Krieg ausgetobt hatte; erst nachdem am 1. November 1762 Kassel von den Franzosen verlassen worden, kehrte der Landgraf in tiefer Stille am 2. Januar des neuen Jahres in seine Residenz zurück. Große Drangsale und bittere Noth hatten die Bewohner Kassels länger als sechs Jahre erdulden müssen, es dauerte geraume Zeit, bis die Menschen wieder den Muth der Freude hatten. Friedrich herrschte in mildem Sinne, seine Regimenter im englischen Solde hatten ungeheuere Summen verdient, der Fürst erließ die Hälfte der monatlichen Kontribution, führte noch andere wohlmeinende Neuerungen ein und half seinen Kasselanern, wieder froher in's Leben zu sehen.

Des Großvaters Parke wandte er seine Neigung zu, ließ mehrere Aenderungen darin vornehmen, wie das neue Besitzer pflegen, und wählte die Orangerie im Sommer zu seinem Aufenthalte. Obwohl Friedrich mit seinem Heere den Franzosen als Feind gegenüberstand, war er doch dem französischen Wesen sehr geneigt, eine große Anzahl des liebenswürdigen Volkes nützte die Strahlen der fürstlichen Sonne, und es ging an dem Hofe französisch her. Auf dem Theaterberge in der Aue wurden französische Stücke gespielt, zwischen den wie Mauern geschnittenen Taxushecken, in den Irrgängen, hinter den mancherlei eigenthümlichen Einrichtungen wie Kaskaden, Schneckenberg, chinesische Tempel u. a. bewegten sich die dazu passenden zopfigen, gepuderten Gestalten im Rococokostüme und flatterten die leichten Floskeln der Unterhaltung in dem bevorzugten Französischen. Die Gemahlin des Landgrafen lebte mit ihren Söhnen in Hanau, getrennt von dem zum Katholizismus übergetretenen Fürsten; dadurch fehlte seinem Hofe und dem Hofleben etwas sehr Wesentliches, was die Vergnügungen und Feste aller Art nicht zu ersetzen vermochten. Als die Landgräfin im Jahre 1772 abgeschieden war, vermählte Friedrich sich 1773 mit der schönen Philippine von Brandenburg-Schwedt, und das Leben am Hofe wurde dadurch wieder in die richtige Bahn geleitet. Der Landgraf brachte einige Sommermonate wie sein Vater in der Orangerie zu, reges Leben und rauschende Feste spielten sich damals in der Carlsaue ab.*)

Unerwartet verschied Friedrich am 31. Oktober 1785 zu Weißenstein, der älteste seiner Söhne folgte ihm als Wilhelm IX. Dieser haßte alles Französische, so auch die französische Gartenkunst. Daher sollte die Aue in einen Park nach englischem Stile umgewandelt werden. Dieses war, wie leicht einzusehen, nicht in kurzer Zeit zu bewerkstelligen und ist in der ganzen Zeit der Regierung Wilhelm's nicht zu Ende gebracht worden, zumal diese eine siebenjährige Unterbrechung erlitten hat. Dem Orangerieschlosse hatte Friedrich II. den Küchenpavillon 1765 zugefügt, sodaß es von da an den symmetrischen Bau bildete, den wir kennen.

Wilhelm IX. war äußerst sparsam, dennoch hatte er eine Leidenschaft, die ihn zu den größten Ausgaben verleitete, die Baulust, durch die er in echt fürstlicher Weise Künstlern und Handwerkern Verdienst zuwendete. In der Aue fand er keine Gelegenheit mehr zum Bauen, dagegen reizte ihn das alte Schloß Weißenstein zu einem größeren Neubau und außer diesem unternahm er die Fortsetzung der Anlagen seines Ahnherrn Carl am Habichtswalde, welche dieser unvollendet hinterlassen hatte. Wilhelm wandte diesen großartigen Unternehmungen fast alle seine Liebe und Sorge zu, die Aue hatte ihre schönsten Tage überlebt und mag auch in den Jahren des Ueberganges aus ihrer Zopfzeit in naturgemäße Entwickelung nicht immer zum Besuche angelockt haben. Viele Jahre flossen dahin, die Fremdherrschaft von 1806 bis 1813 war der Pflege unseres Parkes nicht förderlich gewesen, der zurückgekehrte alte Kurfürst hatte nur noch Vorliebe für seine Wilhelmshöhe und die Löwenburg, und als er am 27. Februar 1821 die Augen schloß, lag die Aue in vielen Partien verwildert.

Kurfürst Wilhelm II. betraute im Jahre 1822 einen tüchtigen Gärtner mit der Sorge für die Carlsaue, Wilhelm Hentze. Er hätte einen besseren nicht finden können; ernst wissenschaftlich gebildet, praktisch eifrig thätig und die Natur liebend, ging Hentze an die ihm anvertraute umfassende Aufgabe. Er führte die Umwandlung der Aue in den modernen Park, wie er uns heute erfreut, durch, wozu noch gar vieles geschehen mußte. Aus den zahlreichen und bedeutenden Arbeiten, die Hentze ausführen ließ, sind hervorzuheben folgende: der Orangeriegarten, der ehemalige Lustgarten Wilhelm's IV. und der vor dem Orangerieschlosse liegende vierseitige Theil des jetzigen Bowlinggreens, wurde in heutige Gestalt umgewandelt. Links der Hauptallee war das kreisrunde Bassin schon früher zugeschüttet worden, nun legte Hentze hier einen Hain mit amerikanischen Eichen an, in den 1830er Jahren. Die Pflanzungen bei der Fasanerie und auf dem Theaterberge außer den ganz alten Bäumen und alten Waldrevieren wurden erneuert. Die Schwaneninsel im großen Bassin, welche verwildert war, wurde Anfangs der 1830er Jahre in eine neue Anlage umgeschaffen, in der nur eine alte Birke stehen blieb.

Das Schönste aber, womit Hentze sich zugleich ein Denkmal eigener Art gesetzt hat, ist die Insel Siebenberg. Verwahrlost und verwildert lag sie mit ihrem 50 Fuß hohen Hügel mit quadratischer Grundfläche da, als er, auch Anfangs der 1830er Jahre, den Plan faßte, etwas Besonderes hier zu schaffen. Das ist ihm gelungen, so sehr gelungen, daß Siebenberg heute als das Schmuckkästchen der Aue gilt. Ein Kenner ersten Ranges,

---

*) Besondere Bedeutung erhielten die Cour mit Konzert in der Orangerie am 22. August 1773, welche stattfanden, nachdem der bekannte Freiherr von Knigge, Hofjunker und Kammerassessor, mit einem Fräulein von Baumbach dortselbst getraut worden war.

der königliche Gartendirektor **Vetter***), der unter Hentze viele Jahre gearbeitet und gelernt hatte, schrieb nach dessen Tode: „Originell und ganz einzig in ihrer Art ist die Insel im Auepark, Siebenberg genannt. Hier ließ er namentlich alle feineren Bäume und Sträucher anpflanzen, besonders waren Coniferen und Ericeen vertreten, große Sammlungen von Farnen, Orchideen ꝛc. angelegt. Ferner waren alle bekannten im Freien ausdauernden krautartigen Frühlingsblumen, Zwiebelgewächse ꝛc. angepflanzt, aber nicht etwa in wenigen einzelnen Exemplaren, sondern gleich massenweise, ganze Abhänge mit nur einer Art bekleidet. Es ist diese Insel wohl der vollständigste, großartigste Frühlingsgarten, der existirt. Und alles war botanisch richtig bestimmt und mit den gehörigen Namen versehen."

Eine besonders günstige Fügung war es, daß dieser Mann 42 Jahre, seines Lebens besten Theil, dem Aueparke widmen konnte; daher ist dieser so einheitlich durchgeführt, beinahe unvergleichlich schön.

Als Hentze, 71jährig, im Jahre 1864 um Versetzung in den Ruhestand bat, wurde ihm diese in Gnaden gewährt, doch bewahrte er seiner geliebten Aue die volle Theilnahme. Er stellte ein Verzeichniß der in ihr vorkommenden Bäume und Sträucher auf, etwa 400 an der Zahl, welches 1868 im Drucke erschien. Auch veranlaßte er, daß an den von ihm botanisch untersuchten Schilde mit den botanischen wie mit den deutschen Namen angebracht wurden, um Wißbegier und Liebe der Besucher zu der Natur zu unterstützen. Von wissenschaftlichen Autoritäten ist es vielfach anerkannt worden, daß die Aue bei Kassel einen Reichthum an Bäumen und Gehölzen in schönen Exemplaren besitzt, wie der Botaniker ihn selten finde.

Aber auch die Wasserflächen unseres Parkes hat der unvergeßliche Hentze mit Gebilden der Pflanzenwelt bevölkert und sie zu Rivalen des Landes gemacht. Schon früher hatte er die Gewässer des Reinhardswaldes untersucht und dort entdeckte Nymphaeaceen (Wasserrosen) in die Bassins der Aue versetzt, wo eine so große Anzahl Arten gesammelt ist, daß nach Ausspruch des Professors Dr. Caspary zu Königsberg nirgends eine solche Sammlung existirte.

Wir haben nur noch eine Wandelung zu erwähnen, welche in der Aue vorgenommen worden ist. Nach der Entthronung der kurhessischen Dynastie waren die Nutzgärten für den Bedarf des Hofes nicht mehr erforderlich. So wurde der 30 Acker bedeckende Küchengarten an der Westseite des Aueparkes diesem hinzugefügt, und seine Anpflanzungen wachsen sich mehr und mehr mit dem alten Theile zusammen. Von dem Holländischen Garten an der Ostseite wurde ein bedeutender Theil ebenfalls zum Parke genommen und erfreut Freunde der Natur durch eine große Anzahl feiner Bäume und Sträucher; der übriggebliebene Theil liefert in der Baumschule die für Nachpflanzung in dem Parke und den sonstigen zugetheilten Anlagen erforderlichen Gehölze, während Garten und Gewächshäuser für die nothwendigen Blumen zu sorgen haben. In diesem Garten ist am Tage des Friedensschlusses zwischen Deutschland und Frankreich, 10. Mai 1871, eine Linde gepflanzt worden, welche fröhlich gedeiht. Mögen ebenso Frieden und Einvernehmen zwischen den beiden großen Nationen zunehmen!

Es hat sich für den großen Teich auf der Ostseite die Benennung **Hirschgraben** eingeschlichen; die richtige ist **Kirschgraben** und sie hat sich aus der Zeit erhalten, wo Landgraf Moritz in dieser Gegend seinen Kirschgarten mit 400 Stämmen hatte. Der untere Theil des Hofgartens wird noch heute Kirschgarten genannt.

Eine andere Benennung in der Aue möge einige Worte gestatten, der Name **Siebenberg** für die Insel in dem Bassin südlich des großen. Das Bassin wie die Insel haben quadratische Grundform, daher ist die Bezeichnung unzutreffend und unerklärlich. Es ist zu vermuthen, daß sie aus Irrthum entstanden ist; im Jahre 1781 berichtet ein Reisender, ein Herr von **Günderode** aus Frankfurt, über die Aue bei Kassel und bemerkt, daß sich in derselben sieben Berge befinden. Von diesen sind drei eingeebnet worden, um das kreisrunde Bassin östlich der Hauptallee auszufüllen und zu anderen Zwecken; vier bestehen noch und zwar der **Syringenberg**, der **Theaterberg**, der **Hügel** nördlich dieses letzteren und der sogenannte **Siebenberg**.

Nachdem kürzlich auf dieser Insel von Freunden und Verehrern dem Manne ein Denkmal gesetzt worden ist, welchem dies wunderliebliche Schmuckkästchen der Natur das Dasein verdankt, erscheint es gerechtfertigt, ihm an Stelle des sinnlosen Namens den bedeutungsvollen der **Hentze-Insel** beizulegen.

Wir leben in den Tagen des Frühlings, Bäume und Sträucher blühen, smaragdgrüner Rasen deckt weitgedehnte Flächen, Tausende der Bewohner der Luft erfüllen die schattigen Hallen mit Leben und lieblichem Gesang, über die leichtbewegte silberne

---

*) Diesem hervorragenden Gärtner hat Kaiser Wilhelm II. im Frühjahre 1897 ein Denkmal vor dem Pflanzenhause zu Wilhelmshöhe errichten lassen.

Fluth fliegen sich kreuzende bunte Nachen, aus denen fröhliches Gespräch oder muntere Lieder erschallen. Der bescheidene Fußwanderer muß seine Sinne und seine Gedanken beisammen halten, um nicht Radlern und Radlerinnen in die schwirrenden Bahnen zu gerathen und im genußvollen Schlendern zu einem wilden Satze aufgeschreckt zu werden. Welch einen Tummelplatz bietet die Aue allen denen, die der Rücken eines stolzen Rosses trägt, wie behaglich rollen in ihren Schattengängen die Gefährte der bevorzugten Sterblichen!

Endlich, wenn wir auch der Jahreszeit gedenken, die den Menschen meist an das Haus fesselt, wo finden die Freunde und Freundinnen des Eislaufes herrlichere Bahn als auf den erstarrten Wasserflächen der Aue?

Als noch die kleine Fulda ihre Fluthen längs der Moritzaue dahinwälzte, führte ein Inselchen derselben die Bezeichnung „im Paradies"; sie war von guter Vorbedeutung, seitdem hat sich alles rings um dieses Erdfleckchen Gelegene zu einem Paradiese umgewandelt.

Ich bin zu Ende, wenn auch noch Vieles hätte gesagt werden können. In raschem Gange ist vor uns die Entwickelung der Aue vorüber geglitten, dieser Schöpfung edler hessischer Fürsten, welche sie nicht in selbstischem Sinne für sich und ihr Haus, sondern in offenliegender Absicht für ihre Hauptstadt ebenso geschaffen haben. Möge die Erinnerung hieran und ein Empfinden des Dankes nie erlöschen!

Nun spreche ich Ihnen allen meinen Dank aus für Ihr gütiges Gehör und den Wunsch, daß Sie meine Liebe zur Aue und meinen Genuß an ihr theilen möchten!



Das Weihnachts-Kinderlied: „Der Christbaum ist der schönste Baum."

Von Metropolitan F. Riebeling in Wolfsanger.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Dichter des Liedes ist Johannes Carl, geboren zu Nauheim bei Friedberg in Hessen am 21. März 1806, gestorben als Konsistorialrath a. D. und Pfarrer zu Preungesheim bei Frankfurt a. M. am 25. Januar 1887. Ueber seinen Lebensgang vermag ich weiter nichts zu sagen, als daß er, ehe er in Preungesheim stand, Konsistorialrath und Pfarrer in Hanau war, wo er im Jahr 1842 unser Lied dichtete, und daß sein Name unter den Mitarbeitern des seligen Wichern auf dem Gebiet der inneren Mission schon frühe genannt worden ist. Ich selbst habe ihn einmal im Leben gesehen, und zwar im Herbst 1869 in Gelnhausen, in einer außerordentlichen Versammlung von Pfarrern des damaligen Konsistorialbezirks Hanau, welchem ich in meinem ersten Pfarramt angehörte. Diese Konferenz war aus Ursache der damals für unsere hessische Landeskirche projektirten Presbyterial- und Synodal-Verfassung in der Absicht amtlich einberufen, einen allgemeinen Protest gegen die beabsichtigte Neuerung zu veranlassen, wurde aber höheren Orts in letzter Stunde telegraphisch verboten und konnte daher nur in Abwesenheit des eigentlichen amtlichen Leiters als freie Konferenz zwecks Besprechung der Sache gehalten werden. Da war unser Liedesdichter Konsistorialrath Carl zu meiner Verwunderung fast der Einzige, der der projektirten Kirchenverfassung, die ja bekanntlich am allgemeinen aktiven und passiven Widerstand fast des ganzen kurhessischen Volkes scheiterte, eifrig das Wort redete und dringend bat, dieselbe als ein königliches Gnadengeschenk dankbar anzunehmen.

Der Komponist der durchaus korrekt gesetzten, zweistimmigen und für Klavierbegleitung eingerichteten Melodie, welche gleichzeitig mit dem Liede erschien und uns ungemein frisch, volksthümlich und lieblich anmuthet, ist Georg Eisenbach, weiland Kantor an der Marienkirche zu Hanau und Lehrer an der Mädchenschule daselbst.

Wo mir in Schulliederheften diese Melodie gedruckt vor Augen kam, fand ich sie regelmäßig recht willkürlich verändert und gegen das Original entschieden verschlechtert.

Es ist leicht begreiflich, daß das Carl-Eisenbach'sche Lied bei seinem Erscheinen im Jahr 1842 in Kurhessen, und besonders im Hanauischen, lebhaftes, freudiges Aufsehen erregte. Zwar über die Grenzen unseres engeren Heimathlandes scheint es damals nur wenig hinausgedrungen zu sein.

Um so größer war das örtliche Interesse an diesem Liede. Ein geschickter Konditor — ohne Zweifel aus

der Stadt Hanau selbst — hatte die zum Liede passenden Gegenstände (Strophe 3: ein Püppchen gar wie Rosen zart, den Krieger da im rauhen Bart, den Hasen und, Strophe 5: den Engel) als Christbaum=Schmuck hergestellt. Meine selige Mutter wußte diese Sachen so sorgfältig aufzuheben, daß ich sie von frühester Kindheit bis in's reifere Alter alljährlich an unserm Christbaum wieder schauen durfte. Der Engel war selbstverständlich in der hellerleuchteten Krone des Christbaumes angebracht.

Es war damals überhaupt eine gesegnete Zeit für die Entstehung von Kinderliedern, was in dem ausgeprägten Familiensinn jener Tage mit begründet sein mag. Wilhelm Hey und Ernst Moritz Arndt, auch unsere Dichter der romantischen Schule gaben dem deutschen Volke so liebe und herzige Kinderlieder, wie es sie seit dem Reformations=Jahrhundert wohl kaum mehr empfangen hatte. Gerade in jener Zeit entstanden auch mehrfach liebliche Weisen zu solchen Kinder= und Volksliedern; im Jahr 1842 z. B. finden sich zuerst die schöne Melodie von Fr. Silcher zu dem Liede: „Wie könnt' ich ruhig schlafen" (So nimm denn meine Hände) und die schlesische Volksmelodie zu dem alten Kreuzfahrerlied: „Schönster Herr Jesu".

In der Christfeier des Hauses wird unser Lied am besten in allen seinen zwölf Strophen gesungen, und auch für die Schulfeier ist es keineswegs zu lang. Aber zur Verwendung in den Kindergottesdiensten der kirchlichen Sonntagsschule mußte es wesentlich gekürzt werden. Sicherlich aus diesem Grunde ist es in den meisten Kinderliedsammlungen nur mit den vier Strophen 1, 6, 7 und 8 aufgenommen. Solche Verkürzung ist nicht immer Verstümmelung. Manche Lieder haben erst dadurch liturgischen, gottesdienstlichen Werth bekommen, daß sie ganz bedeutend gekürzt worden sind, ja daß gleichsam nur ein Auszug aus denselben geblieben ist.

Das gilt insbesondere auch für Kindergesangbücher. Freilich fehlt es da auch nicht an unberechtigten Kürzungen. Luther's Kinderlied auf die Weihnacht Christi (1535): „Vom Himmel hoch da komm ich her", muß, wenn es nicht verstümmelt werden soll, unverkürzt in allen Gesangbüchern, und erst recht in den Kindergesangbüchern stehen. Aber mit Johannes Carl's Liede ist es etwas anderes. Die Strophen 2—4 gehören ausschließlich der häuslichen Feier, und die 5. Strophe kann sich dann an die 1. auch nicht anschließen. So war es ein glücklicher Griff, zur ersten die 6., 7. und 8. hinzuzufügen.

Gleichwohl ist aber der Aufbau des Liedes in seiner zwölfstrophigen Fassung ein besonders schöner. Strophe 1—5 schildern in trefflicher Anschaulichkeit den Baum und seine Zier, den Garten unter'm Baum und was ihn belebt. Dann aber wird, nachdem das Auge geschaut hat, das Ohr wachgerufen: „Mir ist's, als hör' ich singen". Die Kinder sollen den im strahlenden Baum verborgenen Engel nicht sowohl sehen, als ihm lauschen. Und nun singt der Engel, wie er auf Gottes Geheiß das Bäumlein bereitet, daß in dieser Wundernacht Christus geboren sei, daß daher Licht und Seligkeit stamme, daß Jesus uns alles schenke, daß er in unsern Herzen wohnen und darin den schönsten Wunderbaum pflanzen und seiner treulich warten wolle. Der Schluß in Strophe 10—12 macht dann die schöne Anwendung dessen, was der Engel gesungen, dessen Botschaft fortführend und abschließend.

Wo es Sitte ist, in Haus und Schule unter'm Christbaum etwas zu deklamiren, mag es kaum ein schöneres Gedicht hierfür geben, als das Carl'sche in seinen zwölf Strophen. Hoffentlich erfreuen sich am bevorstehenden Christfest nicht wenige Junge und Alte daran.

Weihnachten ist, wie kein anderes Fest der Kirche, das Fest des deutschen Hauses geworden, obwohl oder vielleicht gerade deshalb, weil es der Zeit seiner Entstehung nach das letzte und jüngste unter allen ist. Weihnachten ist Familienfest im tiefsten Sinne. In der Fremde überkommt uns, wenn nie sonst, am Weihnachtsabend ein unnennbares Heimweh. Eine alte Sage erzählt, daß in der heiligen Nacht versunkene Glocken im Meer zu läuten beginnen. Mag vieles im Meeresgrund eines Menschenherzens versunken und vergessen liegen — in der Weihenacht steigt ein tiefer Glockenton herauf und mit ihm die Erinnerung an das Beste, was du im Leben gehabt: an deinen Glauben, an deine Liebe im Elternhaus.

So möge denn auch diese anspruchslose Besprechung unseres heimathlichen Liedes vom Christbaum ihren Abschluß finden mit dem Dichterwort:

Wie kein deutsches Auge läßt
Vom Tannenbaum mit seinen Kerzen,
So bleibt der Deutschen Weihnachtsfest
Das heiligste dem deutschen Herzen.

Der Kaminkehrermeister.

Von H. Keller=Jordan.

(Nachdruck verboten.)

„Laß doch den Hut liegen, Rös'l, Du weißt, daß Du heute nicht ausgeh'n sollst."

„Daß ich nicht ausgehen soll, meinetwegen", wiederholte die Tochter, mit einer unwilligen Bewegung des Fußes, während sie den aufgeputzten Sonntagshut auf den nächsten Stuhl warf.

„Sei doch vernünftig, Rös'l", beschwichtigte die Mutter, eine gut renommirte Büglerin seiner Herrschaften, „sei vernünftig, ein Kaminkehrermeister verdient halt doch ein schönes Stück Geld und es ist eine Ehre für Dich, wenn ein solcher um Deine Hand wirbt."

„Was Ehre, Ehre", spöttelte Rös'l, vor dem Spiegel ihr schönes modisches Kleid zurecht zupfend, „ich verzichte auf diese großartige Ehre, ich mag keinen Mann, mit dem ich keinen Staat machen kann".

Die Mutter, eine magere Frau, der jahrelanger Bügeldunst jede Farbe aus dem Gesicht genommen hatte, schüttelte den Kopf und ging unruhig vom Bügeltisch, der heute an die Seite geschoben war, bis zum Ofen und wieder zurück. Sie kannte ihre Tochter und wußte, daß — um bei ihr etwas zu erreichen — man behutsam zu Werke gehen müsse.

Rose stand noch immer vor dem Spiegel und musterte ihr hübsches, heute von Zorn und Aufregung etwas geröthetes Gesicht.

„Du wirst im nächsten Monat schon 25 Jahre alt, Rös'l", sagte die Mutter sanft „und da —"

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach sie die Tochter barsch, „meinethalben 30 — aber deshalb heirathe ich noch längst keinen Kaminkehrer, Mutter, — ich kann warten."

„Es bleibt eben doch ein Unglück, daß ich Dich damals in das Modegeschäft ließ, wo Deine Putzsucht so gesteigert wurde."

„Freilich ein großes Unglück", spöttelte die Tochter nasewеis, „wenn ich alle die Jahre hier eingehockt hätte wie Du und niemanden gesehen, als die alte Dippelin und ihren schiefbeinigen Sohn, dann hätt' ich den Lorenz nicht kennen gelernt — überhaupt nichts von Bildung gesehen und wäre gott'sfroh, wenn ein Kaminkehrer mich der großen Ehre würdigte, mir einen rußigen Verlobungskuß zu offeriren. Nee, danke schön."

„Aber den Lorenz, den kannst Du doch niemals heirathen, Rös'l, er hat nichts und Du gar nichts. Du hast Dir vor lauter Staat keinen Kreuzer zurückgelegt."

„Ich hab' halt immer schöne Kleider gemocht, Mutterl, das ist wahr", sagte das Mädchen, die gutmüthigen Veilchenaugen auf die Mutter richtend, „ich hab' nun einmal eine Freude daran, mich zu putzen. — Du lieber Gott, etwas muß man doch auch haben, wenn man den ganzen Tag für andere springen muß und endlich wie ein freigelassener Vogel auch einmal leben möcht' — so ganz für sich — und sich einbilden, man wäre etwas. Siehst Du, Mutter, diese Einbildung hat mich immer ganz glücklich gemacht. — Denn hübsch und fein, wie die andern, bin ich auch." Und sie reckte ihren schlanken, in feines Kidleder gepreßten Fuß vor sich hin und betrachtete ihn wohlgefällig. „Nur, daß ich nicht vornehm bin und kein Geld habe."

Die Mutter seufzte.

„Und wenn ich einmal heirathe", fuhr Rös'l fort, „dann möchte ich einen Mann haben, der sich fein kleidete, Lackstiefeln trüge, daß wenn wir Sonntags zusammen nach Nymphenburg führen, wir unsere Freude an einander hätten."

„Deshalb hast Du Dir auch den Lorenz ausgesucht", sagte die Mutter, mit dem Kopfe nickend, „denn eine so rechte, große Liebe ist das doch eigentlich niemals gewesen."

„Nein, im Anfang nicht", gab Rös'l ehrlich zu, „im Anfang hab' ich ihn nicht recht gemocht. Das ist wahr, er hatte so etwas Scheues, Verlegenes und konnte mich nicht verstehen, wenn ich meine Geschmacksachen so vor ihm auskramte" — —

„Er ist halt ein viel einfacherer Mensch als Du", unterbrach sie die Mutter, „der eigentlich den Firlefanz gar nicht mag, aber schwach, wie alle Männer, wenn sie verliebt sind, hat er sich Dir gefügt und mit hinuntergeschluckt, was nicht zu vermeiden war."

„Ja, so ist es", gab das Mädchen zu, während sich ihre Augen senkten, „nach und nach ist er nach meinem Geschmack geworden, hat mich in's Theater geführt, sich gekleidet, wie es mir gefiel — und — "

„Und dafür lachst Du ihn jetzt aus."

„Nein, Mutterl, ich hab' nur gerade so vor mich hin lachen müssen, weil er am Sonntag sogar mit gelben Glacéhandschuhen kam, blos weil ich einmal so eine Bemerkung gemacht hatte."

„Bist halt doch ein eiteler Fratz, Rös'l."

„Ja, das bin ich, Mutter, es ist wahr, es gefällt mir alles was lustig, schön und glänzend ist! Es war ja auch bei uns im Haus immer gar zu armselig und traurig, der Vater angetrunken und grob, und ich nie ein nettes Kleid'l, ich hab' mich in meinen Lumpen geschämt auf die Straße zu geh'n. Ja, es ist wahr, ich hab' meine Freude daran, — gelt, Du bist mir nicht bös', Mutterl' — aber deshalb kann ich nun einmal keinen Kaminkehrer freien — nein, ich kann's nicht!"

Die Mutter ging unruhig hin und her und sah nach der Uhr.

„Und mit dem Lorenz, da wird's doch auch nichts?"

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und preßte die Hände ineinander.

„Er hat niemals mit mir von Heirathen gesprochen, Mutter — ich weiß ja aber auch, daß er in einem kleinen Geschäft ist — und sich erst nach und nach emporschwingen kann. Und ich will auch kein Elend, wenn ich heirathe — ich hab's genug gehabt bei Euch, Mutter — und wenn wir so zusammen bleiben wir beide, Du und ich — und ich nach und nach zu dem Divan da noch andere Kleinigkeiten anschaffe, dann ist es doch auch nicht so schlimm."

„Nein, nicht so schlimm; besonders nicht, wenn Dich der Lorenz Sonntags zum Theater abholt und Ihr bis an Euer Ende jung und froh bleibt."

„Vielleicht kommt ja auch noch etwas Besseres, Mutterl", warf Rose in ihrem frischen Jugendübermuth ein.

„Ja, freilich, irgend ein Baron, oder ein —"

„Dürfte auch nur ein mittelmäßiger Beamter sein, der mich in ein hübsches Haus führte", lachte Rös'l. „O, und wenn ich dann nicht mehr täglich in's Geschäft brauchte — das wäre großartig — und wenn — — —"

Das junge Mädchen hielt plötzlich inne und lief an's Fenster.

„Da kommt wahrhaftig der Lorenz, Mutterl, da muß etwas vorgefallen sein, der kommt ja niemals am Sonntag Vormittag, und wie elegant, wie schön, er hat einen neuen, nagelneuen Cylinder. Wie gut, daß ich mich gleichfalls so schön gemacht habe, denn auf den Kaminkehrer, Mutterl, auf den wird jetzt nicht mehr gewartet."

Noch bevor die Mutter antworten konnte, hatte sie schon dem jungen Manne die Thüre geöffnet und empfing ihn lachend mit einem hochachtungsvollen Knix vor dem neuen schwarzen Anzug, der goldenen Uhrkette und dem Cylinder.

„Was soll denn das bedeuten, Lenz'rl, man könnte ja fast meinen, Du seiest der verhaßte Herr Kaminkehrermeister und wollest mir einen ganz regelrechten Antrag machen." Und sie lachte, daß ihre weißen Zähne glänzten. Lorenz war verlegen und bleich und sah bald auf die Mutter, bald auf die Tochter.

„Oder ist am Ende gar Dein Freund Joseph gestorben?" fragte sie mit gesenkter Stimme, „und Du hast Dich zu seiner letzten Ehre fein gemacht?"

„Nein, Freund Joseph lebt, Rös'l, aber da es nun doch einmal gesagt sein muß: Ja —"

„Du denkst doch nicht, daß ich den Antrag des Kaminkehrers annehme, Lorenz?" jagte es über des Mädchens Lippen, die plötzlich eine fremde Furcht überkam, die sie sich nicht zu erklären wußte.

„Du wirst ihn nicht annehmen, unter keiner Bedingung?" fragte Lorenz beklommen.

„Unter gar keiner — Mutter, Du hörst es?"

Die blasse Frau sagte nichts, aber sie nahm ihr Tuch und kämpfte mit den Thränen.

„Wenn nun aber ich selbst, ich, Rös'l, ein Kaminkehrermeister geworden wäre und Dich bäte, recht innig bäte, Herz und Hand von mir anzunehmen, würdest Du auch dann nicht?"

Das Mädchen sah mit starren Augen in das Gesicht ihres langjährigen Verehrers. Wollte er sie foppen?

„Siehst Du, Rös'l", fuhr dieser ihr näher tretend fort, während er nach ihren Händen tastete, „ich hatte Dich vom ersten Tage an, da ich Dich sah, schon lieb und ich meinte, ohne Dich da ginge es gar nicht im Leben, aber als ich Dich dann ein paar mal gesprochen hatte, da wußte ich, daß Du dich verächtlich von mir abwenden würdest, sobald Du — —"

„Lorenz", unterbrach sie ihn mit aschfahlem Gesicht, „das ist doch nicht wahr, Du bist doch nicht — Du — Du — —"

„Er ist jetzt Kaminkehrermeister, Rös'l", sagte die Mutter besänftigend und ergriff die Hände, die das Mädchen Lorenz entrissen hatte, „und hat ein eigenes kleines Haus, in dem Du schalten und walten sollst."

„Auch Vermögen habe ich von der Tante geerbt, Rös'l", setzte Lorenz hinzu, „10,000 Gulden."

„Aber ein Kaminkehrer, ein Kaminkehrer", schrie jetzt Rös'l mehr als sie sprach, „nichts auf der Welt ist mir so zuwider gewesen, wie diese schwarze Rasse, und belogen hast Du mich noch dazu und angeführt und zum Gespötte gemacht, nein, nein, das ist aus für immer, ich hei-

rathe keinen Schwarzen, ich hab's gesagt und ich bleibe dabei."

„Rös'l, überstürz' Dich nicht, ich bitte, das kann nicht Dein letztes Wort sein, Dein allerletztes."

„Ja, mein allerletztes! Daß Du es weißt!"

Eine Weile war es still in dem kleinen Zimmer, nur das Schluchzen der Mutter war vernehmbar.

Rös'l sah hartnäckig zum Fenster hinaus und rührte sich nicht.

Endlich ergriff Lorenz den Cylinder. Die Sprache versagte ihm, er nickte der Mutter zu und ging. Die alte Frau sank auf den Stuhl und weinte laut. Er war so ein braver Mensch, der Lorenz, so fleißig, solid, gar nicht roh, wie ihr Mann gewesen war, und dieses Glück, dieses stille goldene Glück warf ihr Kind von sich.

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch, Rös'l hatte das Fenster aufgerissen und schrie ganz rücksichtslos über die Straße hinüber: „Lorenz! — Lorenz!"

„Mutterl, hol' ihn zurück, ich bitt' Dich, lauf', ich kann ihn nicht lassen, ich kann's nicht, — und daß es doch ein Kaminkehrer ist, — na in Gottesnamen, — mag wohl eine Strafe für meinen Hochmuth sein."



Aus Heimath und Fremde.

Vorträge in den Geschichtsvereinen zu Marburg und Kassel. Am 26. November theilte Professor Dr. Heydenreich im Geschichtsverein zu Marburg in dessen Monatssitzung „aus der Geschichte des Klosters Fulda" mit, er sprach z. B. über die ältesten erhaltenen Bauten des Klosters, über die ältesten Nachrichten über den Ort Fulda (vgl. auch „Hessenland" 1891 S. 279), über die wissenschaftlichen Studien der Fuldaer Mönche und die Bedeutung wie die älteste Ueberlieferung der Fuldaer Traditionen, auf die er unter Hinweis auf die seitens der historischen Kommission für Hessen und Waldeck geplante und von dieser Professor Dr. Tangl zu Berlin übertragene Herausgabe des Fuldaer Urkundenbuches des Näheren einging. Im Anschluß daran kann an dieser Stelle hinzugefügt werden, daß die Vollendung des 1. Bandes dieses Urkundenbuches nach in der am 11. Dezember in Marburg stattgehabten Sitzung des Vorstandes der historischen Kommission gemachter Mittheilung für Ostern 1899 in Aussicht steht.

Zu Kassel sprach am 29. November ebenfalls in der Monatssitzung Dr. med. Karl Schwarzkopf über „die Theilnahme Hessen-Kassel'scher Truppen an der Belagerung von Athen und die Zerstörung des Parthenon im Jahre 1687". Hessen-Kassel'sche Truppen waren Zeugen und Zuschauer jenes gewaltigen Sturzes, der die gebildete Welt noch heute mit Schrecken und Trauer erfüllt. Diese Truppen, ein neugebildetes Regiment von 1000 Mann, hatte Landgraf Karl auf eine wie an den Kurfürsten von Sachsen, die Herzöge von Braunschweig und Würtemberg auch an ihn ergangene Werbung der Republik Venedig, die als Bundesgenossin Kaiser Leopold's Krieg gegen die Türken führte, der Republik zur Verfügung gestellt. Nach eingehender Schilderung der Erlebnisse des Regiments auf dem Marsche nach Venedig bezw. der Fahrt von dort bis in den Hafen von Athen wandte sich der Redner der Belagerung der Akropolis, wohin die türkische Besatzung der Stadt sich zurückgezogen hatte, selbst zu und gab ein anschauliches Bild derselben. Das Bombardement gegen Mauern und Felsen der Burg begann am 25. September zunächst mit mäßigem Erfolge, wiederholte Versuche die steilen Felsen der Akropolis zu ersteigen, führten ebenfalls nicht zum Ziele. Die einzige Möglichkeit, des Zufluchtsortes der Türken Herr zu werden, bot das Bombardement der ehrwürdigen Gebäude der Burg selbst, zu welchem man sich schließlich trotz des Widerspruchs des hessischen Kommandeurs Oberst Dumont entschloß. Ein von einem dem braunschweigischen Generalstab als artilleristischer Sachverständiger zugetheilten Artillerielieutenant abgefeuerter Schuß traf mitten in den Parthenon, in den man über 200 Personen, meist Frauen und Kinder, und mit ihnen Pulvervorräthe in offenen Fässern geflüchtet hatte, weil man nicht denken konnte, daß die Belagerer so barbarisch sein würden, ihre Geschosse auf den durch Schönheit und Alter so hochbedeutenden Tempelbau zu lenken. Der Tempel stürzte zusammen und die Türken ergaben sich nach Wiederabzug eines inzwischen herangerückten Entsatzheeres am 29. November. Die hessischen Soldaten, die übrigens ihrer Heimath so zugethan waren, daß sie über dem feurigen Malvasier zu Athen, um mit dem Fähnrich Homberg in einem Briefe an seine Mutter zu Bach zu sprechen, das Dünnbier zu Bach nicht vergessen konnten, thaten wie die

Soldaten der anderen Kontingente und brachen aus den Bildwerken des Parthenon Stücke und brachten sie mit nach Haus. So stehen noch heute im Museum zu Kassel zwei Marmortafeln aus dem Parthenon, welche das Regiment sammt einem weiblichen Kopf aus Marmor von außerordentlicher Schönheit und Anmuth mit heim geführt hat. Der fesselnde begeisterte Vortrag fand ungetheilten lebhaften Beifall.

Das Nahl'sche Haus. Laut amtlicher Bekanntmachung vom 6. Dezember ist ein neuer Fluchtlinienplan für die Kölnische Straße zu Kassel zur Einsicht aufgelegt, welcher eine Regulirung derselben in gerader Linie in Vorschlag bringt. An und für sich würde dagegen nichts einzuwenden sein, wenn nicht durch die angestrebte Regulirung wieder ein kunstgeschichtlich berühmtes Bauwerk in Mitleidenschaft gezogen würde, nämlich das jetzige Gans'sche, ehedem Nahl'sche Haus an der Ecke des Königsplatzes (Nr. 55) und der Kölnischen Straße, von dem für den Fall der Durchführung des aufgelegten Fluchtlinienplanes ein Stück wegfallen müßte.

Nach Piderit, Gesch. der Stadt Kassel (S. 293), war kein Zweifel, daß dies höchst bemerkenswerthe im Rococostil gehaltene Gebäude von keinem geringeren als dem berühmten Baumeister Simon Louis Du Ry herrühre, wofür auch ganz neuerdings noch Dr. Otto Gerland in seinem Werke: „Paul, Charles und Simon Du Ry", Stuttgart 1895, S. 98, eintritt, während Gurlitt in seiner Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland, S. 440, den Erbauer in „einem um 1760 wirkenden, bisher noch nicht nachgewiesenen tüchtigen Rococomeister", aber nicht in dem Klassicisten Du Ry vermuthet. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ist das Haus des trefflichen Bildhauers Johann August Nahl, der bekanntlich mit seinem Sohne Samuel die Statue Landgraf Friedrich's II. auf dem Friedrichsplatz geschaffen hat, an Reichthum in den Stuckverzierungen nur mit einem bestimmten derentwegen vielgenannten Wohnhause in München zu vergleichen.

Ueber das Aeußere des Nahl'schen Hauses noch einige Worte: Die Façade will als bildhauerische, nicht als architektonische Leistung gewürdigt sein, denn die reich bewegten, reizenden Putten in einer Sternenglorie im Giebel, die tanzenden Kindergestalten an den Pfeilern des Dachausbaues, die großen, trefflich angeordneten Gruppen über den Thüren, die an den Gesimsen herabhängenden Geräthe, schließlich der in der Mitte der Façade angebrachte, von zwei Atlanten getragene Aufbau mit der großen, von Putten umspielten Vase im Flachrelief, alles dies ist zwar nur leicht, ohne irgend welchen inneren Zusammenhang dem Baukern angefügt, eine Festdekoration voll Leben und Frische, doch durchaus stilvoll, dem Putzbau entsprechend und vor allem mit meisterlichem Geschick vorgeführt. (Gurlitt a. a. O. S. 441.)

Die hier gegebene Schilderung läßt einen Protest gegen etwaige Beschädigungsabsichten in Bezug auf das Nahl'sche Haus vom Standpunkte des Kunsthistorikers wie des Liebhabers alter Gebäude für lediglich selbstverständlich erscheinen, und wir zweifeln nicht, daß die zuständigen Stellen, zunächst der Bezirkskonservator für das ehemalige Kurhessen Dr. Bickell zu Marburg und der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, sobald sie Anlaß haben, an die Verwirklichung der gehegten Befürchtungen zu glauben, nachhaltig Einspruch erheben werden.

Theater. Unsere heimische Dichterin Mathilde Paar (geboren 1849), die jetzt in Leipzig lebt, ist in Kassel vornehmlich bekannt durch ihre Prologe zu festlichen Gelegenheiten und gelegentliche Festspiele sowie eine kleinere Plauderei, vielleicht ist vor Jahren auch einmal eine ihrer dramatischen Dichtungen im engeren Sinne in Kassel über die Bühne gegangen, ohne es aber zu einem nachhaltigen Erfolg gebracht zu haben. Die große Anzahl ihrer Schau- und Lustspiele steht zwar in Kürschner's Literaturkalender fein säuberlich verzeichnet, wird aber das Licht der Lampen an der Rampe nur ganz ausnahmsweise erblickt haben. Ein nicht viel anderes Geschick dürfte auch dem neuesten Erzeugniß ihrer dramatischen Muse, dem Schauspiele: „Der Buchstabe des Gesetzes" beschieden sein. Nachdem es am 7. Dezember bei seiner ersten Aufführung im königlichen Theater zu Kassel mit höchst mäßigem Beifall aufgenommen war, dürfte es sehr bald wieder vom Spielplan verschwinden. Die vorzügliche Inszenirung und der Wetteifer der darstellerischen Kräfte, bie aus ihren undankbaren Aufgaben das herausholten, was irgend menschenmöglich war, wird daran nichts ändern können. In der That, eine wirklich unparteiische Kritik wird dem Stücke nur die eine gute Seite abgewinnen können, daß es einige wirksame realistische Szenen enthält, namentlich im zweiten Akt, wo ein dem Trunk ergebener Nichtsthuer, der seine Angehörigen tyrannisirt und schließlich die brave Frau in ihrer Verzweiflung aus dem Hause treibt, sich in seinem vollen Glanze darbietet. Leider fallen diese Auftritte aber ganz aus dem Rahmen des Stückes, das im übrigen einer rührsamen Birchpfeifferiade zu vergleichen ist, nur mit dem Unterschiede, daß Charlotte Birchpfeiffer unleugbar im

Besitz wesentlicher Bühnenkenntnisse war und zu charakterisiren verstand. Die Charaktere, mit Ausnahme des Trunkenboldes Berthold, entbehren jeder psychologischen Wahrheit und Folgerichtigkeit und vermögen nicht im mindesten für sich zu erwärmen, selbst die brave unglückliche, in Thränen zergehende Frau Berthold nicht. Wo herrscht denn im ganzen deutschen Reiche das Gesetz, nach dessen Buchstaben Frau Berthold in's Gefängniß gesetzt werden kann, weil sie der ewigen Mißhandlungen ihres Mannes satt wird und sich denselben entzieht. Etwa im Königreich Sachsen, wie die äußerst überflüssige Figur der sächselnden Räthin muthmaßen läßt? Herrscht es aber dort wirklich heute noch, so weiß doch Mathilde Paar ebensowohl wie jeder andere, daß in kurzer Frist das neue bürgerliche Gesetzbuch in Kraft treten und solche Zöpfe beschneiden wird. Titel und Inhalt des Stückes decken sich nicht. Der Ausgang befriedigt nicht. Die Sprache ist keineswegs eine so vollendete, um über die übrigen Mängel hinwegzutäuschen.

Todesfall. Am 5. Dezember entschlief in seiner Vaterstadt Kassel der berühmte Bildhauer Professor Gustav Kaupert, geboren am 4. April 1819 als Sohn des bekannten Goldschmiedes des Namens am Schloßplatz. In der Kunstakademie seiner Vaterstadt unter den Professoren Ruhl und Henschel ausgebildet, ging er 1844 nach München zu Schwanthaler, dann nach Kassel zurückgekehrt, zog er mit einem Staatsstipendium ausgestattet nach Italien, wo er bis zu seiner Ernennung zum Lehrer der Bildhauerkunst an dem Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. im Jahre 1866 seinen Wohnsitz hatte. Dort wirkte er bis zu seiner vor 1892 erfolgten Versetzung in den Ruhestand und darüber hinaus, bis er vor Kurzem nach Kassel zurückkehrte. In Kaupert ist ein wirklich großer Künstler heimgegangen, dessen Herzens- und Charaktereigenschaften mit seinem künstlerischen Talent auf gleicher Stufe standen. Seine zahlreichen Arbeiten waren zumeist mythologischen und allegorischen Inhalts, darunter eine im Kasseler Museum befindliche Penelope. Auf dem Kasseler Friedhofe sind weiter neben anderen Werken zwei trauernde Engel auf der kurfürstlichen Begräbnißstätte zu nennen. Nicht zu vergessen ist aber vor allem der schlafende Löwe auf dem Denkmal in der Aue. Kaupert war ein Vertreter des reinen Klassizismus, dem man jetzt nicht mehr zu huldigen beliebt.

Hessische Bücherschau.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge, Bd. 22 (der ganzen Folge XXXII. Bd.). Kassel (A. Freyschmidt in Comm.) 1897. XVI, 443 Seiten 8⁰.

Der soeben ausgegebene stattliche Band der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde enthält zwar nur eine einzige Arbeit, nämlich: „Geschichte der Stadt Lichtenau in Hessen und ihrer Umgebung nebst Nachrichten über die einzelnen Amtsorte und einem Urkundenbuche" (hierzu 3 Karten, 1 Plan der Stadt, 2 Siegel- und Wappentafeln, 3 Abbildungen), indeß bietet diese eine Arbeit in ihren 21 Abtheilungen einen so gediegenen und mannichfaltigen Inhalt, daß der Leser vollauf seine Rechnung findet. Anzuerkennen ist das Ganze um so mehr, als der Verfasser Gustav Siegel, ein Lichtenauer Kind, Postverwalter seiner Vaterstadt ist und somit nicht zu der kleinen Zahl zünftiger Gelehrten zählt, sondern die nicht zu zahlreichen Freistunden seiner Erholungszeit hat opfern müssen, um in jahrelanger rastloser Arbeit ein Werk zu Stande zu bringen, das den Vergleich mit Arbeiten von Fachgelehrten im engeren Sinne nicht zu scheuen braucht. Wir wollen nicht verhehlen, daß die „Geschichte der Stadt Lichtenau" als Muster einer Geschichte einer hessischen Kleinstadt gelten kann.

Gleichzeitig erschienen die „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jahrgang 1896", Kassel (Druck von L. Döll) 1897, 74, LXII S. 8⁰, wie immer neben einem Berichte über die Thätigkeit des Gesammtvereins solche über die Thätigkeit der Zweigvereine zu Kassel, Marburg, Schmalkalden und Hanau, sowie Vermischtes und einige Bücherbesprechungen, vor allem aber auch das Verzeichniß neuer hessischer Literatur für 1896 von Eduard Lohmeyer enthaltend, dessen Verdienstlichkeit schon häufig rühmend hervorgehoben ist.

Das Leitgedicht der vorliegenden Nummer ist dem unter dem Titel „In Freud' und Leid" soeben erschienenen zweiten Theil der „Gesammelten Gedichte" von Ludwig Mohr entnommen worden, der dem zu Weihnachten des vorigen Jahres in zweiter vermehrter Auflage herausgegebenen 1. Theil „Eddergold" somit schnell gefolgt ist. Eingehendere Besprechung aus bestens bekannter Feder wird nicht lange auf sich warten lassen.

Einer von uns.

Es ist so allgemach wieder die regengraue Zeit gekommen, da mancher von dem „Publikum“ ein Buch zur Hand nimmt, selbst sogar ein lyrisches. Ja, sicher: die Lyrik kommt wieder auf! Ich mache mich darum auch sofort auf, das „Publikum“ an den verehrten Rockschößen zu packen und ihm zu zeigen, an was für Herrlichkeiten es seither blind vorbeihastete. Das klagt und wimmert über Langeweile, Oede, Kulturstaub, Duftlosigkeit, daß man endlich Erbarmen fühlt. Rechts und links liegen und lachen sonnige Gärten mit wehenden Fliedern, thauglänzenden Rosen, singenden Vögeln und spielenden Wassern. Und weiter hinaus rauschende Wälder und trotzige Berge! Eine solche Landschaft, erquickend und beseligend thut sich Eurer Seele auf, wenn Ihr unseres Landmannes Carl Preser Bücher zur Hand nehmt.

Die Sternschnuppenschwärme am Himmel deutscher Lyrik wollen und wollen sich nicht erschöpfen. Wie vor zwanzig Jahren, so huschen sie noch heute vorüber. Da trat sonnenhaft auf und von einer Menge Trabanten umkreist: Ich, Karl Bleibtreu, der Uebermensch! Alles wollte er in die Tasche stecken und alle Blätter waren voll seines Ruhmes. Aber die Taschen der Zeit erwiesen sich als noch größer! Als Lyriker betrachtet, konnte er auch nicht sehr viel. Gleichzeitig kam der sensible Arent, der mimosenhafte Conradi, der mitunter auch „riesig veranlagte“ Zoozmann, Karl Maria Heidt, Henkell und wie sie alle heißen. Bald war der oben, bald der. Da endlich taucht aus der Münchener Künstlerschaft auf in Havelock und Donarhut der große Bierbaum. Das war nun wieder der „Größte“, der würde sie alle, alle klein machen und sein „Pan“ würde weit hinausragen über die Kunstdokumente vieler Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. Und nun erlaubt sich wieder ein anderer, daneben zu treten: Karl Busse, der lenzfrische Sänger, der „in junger Sonne“ freudig seine Lieder schmettert, bis er glücklich halb todtgepriesen wurde. Das war aber alles noch gar nichts! Richard Dehmel kommt, der Fin de siècle-Mensch, der Pleinairist der Lyriker par exellence. Das ist vorläufig der Heros. Daneben freilich Liliencron. Wir haben alo immerhin einige von der Sorte „der Größte“. Ganz anders muthen die stillen, aber doch mit der Zeit fortschreitenden Poeten an: Konrad Falke, Ernst Fitger u. s. w. Zu diesen echten zielbewußten Künstlern zähle ich auch Carl Preser. Daß er nicht so oft „draußen“ genannt wird, mag daran liegen, daß er nicht in den Literaturkampf eingriff, daß er den politischen und sozialen Tagesfragen, die man heute mit den künstlerischen entwickelungstheoretisch so gerne verknüpft, nicht dichterische Gestalt gab. Er ist eben ein Künstler für alle. „Aber sein Hutten?“ — „Ja, ja! Sie haben recht, da hagelt es auch einmal dazwischen zur Freude der Starken und Furchtlosen!“

Kein wirklicher Kritiker wird Preser kennen lernen, ohne stark von ihm gefesselt zu werden. Wer eines seiner Gedichte liest, oder mit ihm über Kunst und Künstler spricht, der hat das wohlthuende Gefühl, sich Echtem gegenüber zu befinden. Menschenadel in Kunst und Leben tritt ihm in fesselnder Weise entgegen. Aber dieser bestimmte Charakter tritt gleich in seinen ersten Werken auf. Vornehme Bildung, Vielseitigkeit der Interessen, Adel und Schönheit der Sprache, Wohllaut der Verse und Reime, durchgebildeter Formensinn: das ist das Geheimniß seiner Kunst. Sie ist dabei frisch und duftig, wie unsere hessischen Bergwälder es sind, denen er viel abgelauscht hat. Wenn irgend eine Gegend geeignet ist, dichterisches Denken und Streben zu wecken und zu nähren, so ist es Kassel mit der Wilhelmshöhe, der Aue, dem reichen Schatz an Gemälden und den herrlichen Thälern und Bergen weithinaus. Und Preser ist in Kassel geboren und hat längere Zeit dort gelebt! Der Freude an der Natur, dem frohen Vertrauen auf die eigene Kraft, dem reichen Schatz gesammelter Erfahrungen entspringen seine Lieder. In ihnen erkennt man den im Leben und durch Lernen gereiften Mann, der frei über einen bedeutenden, klar geordneten und poetisch verklärten Gedankenreichthum verfügt. Frisch und einfach, innig und warm ist seine Lyrik, nicht selten ausklingend in den kräftigen Weisen und Wendungen des Volksliedes. Leere Spielereien findet man auf keiner Seite. Die Ursprünglichkeit der Verse, ihr frischer und würziger Duft täuscht uns geradezu die Natur vor. Wir glauben selbst im Erdbeerschlag zu lauschen, am Waldrain zu liegen. . . . Das ist das Merkmal echter Poesie. Von der Natur zur Kunst im Geiste des Dichters und beim Genuß wieder zurück in den Hauch der Natur. Spezifisch gedankliche Elemente liegen dem Lyriker Preser ferner. Aber der kleine Schalk Humor huscht hin und wieder durch die Reihen — „Die Zecher von Fulda“, „Geisterharmonie“, „Beim Domherr von Ornamuth“.

Verse und Sprache zeichnen sich stets durch eine strenge, doch zwanglose Korrektheit aus, durch Wohllaut und feine Melodienwirkung. Pathetische Aufbauschungen, dunkele Gedankenstrichdichtungen, verworrene Ideenassoziationen findet man nicht. Die Seelenwirkung ist immer klar, leuchtend, ergreifend.

Für ein umfangreiches Epos hat unsere Generation weder Leselust noch Zeit, und es gehört ein

großer Muth dazu, trotzdem diese poetische Gattung zu pflegen und Kraft und Phantasie solche unbeachteten, halb verfallenen Wege wandeln zu lassen. Preser kann auch da mit seinen Helden Hutten ausrufen: „Ich hab's gewagt!“ Seine Epen sind alle anschaulich und stimmungsvoll ausgemalt und bereiten uns daneben auch durch die Sicherheit und Wucht der Verse einen vollen ästhetischen Genuß. Ich habe darüber schon an anderer Stelle (Freilicht) geschrieben. In seinem „Ulrich von Hutten“ und dem „Arminslied“ steigt die deutsche Denker- und Heldenkraft klar und einfach groß vor uns auf und in seinen „Heimathlichen Bildern und Gestalten“ (Oskar Ehrhardt, Universitätsbuchhandlung, Marburg) stimmt er den Balladenton für hessische Sage und Geschichte zu begeisternder Wirkung.

Zum Schluß empfehle ich für den Weihnachtstisch aller Hessen:

„Gedichte.“
„Ulrich von Hutten.“
„Heimathliche Bilder und Gestalten.“
„Arminslied.“
„König Authari und seine Brautfahrt.“

Damit sind seine Werke noch nicht alle genannt; aber eben die besten und schönsten. So greife man denn herzhaft zu und wünsche mich, wenn nicht wahr ist, was ich mich zu sagen unterfangen, für immer in's Pfefferland. Hoffentlich giebt es da auch einen Weg, dem alten Hessenpoeten einen Weihnachtsgruß zu schicken und dem hessischen Volk etwas von seinem „Besten“ zu erzählen. Damit „Gott befohlen!“

Valentin Traudt, Rauschenberg.

Schwälmer Tänze. In Wort und Weise in der Schwalm (Oberhessen) gesammelt, für Klavier gesetzt, mit Anmerkungen versehen und zum ersten Mal herausgegeben von Johann Lewalter. Berlin (Ries & Erler) 1897. Preis 2 Mark.

Mit dieser soeben veröffentlichten Arbeit hat der Herausgeber sich abermals um unser hessisches Volksthum ein nicht geringes Verdienst erworben. Hat er doch darin dafür Sorge getragen, daß die bislang niemals aufgeschriebenen uralten Weisen der Schwälmer Tänze mit dem im Volke lebendigen Text für alle Zeit festgelegt und der Nachwelt überliefert werden können. Bei dem in Hessen noch so vielfach erhaltenen Sinn für volksthümliche Eigenart dürfen wir hoffen, daß die vorliegende Gabe freundliche Aufnahme findet.

In der den Weisen und dem Text der Tänze vorgedruckten Einleitung ist kurz und bündig alles gesagt, was über dieselben zu wissen wünschenswerth ist. Aus dieser Einleitung sei Folgendes hier angeführt: Es gewährt einen herrlichen Anblick, — schreibt Johann Lewalter —, wenn die Schwälmer Burschen und Mädchen in ihren bunten Trachten unter der Dorflinde nach den eigenartigen Tanzweisen sich drehen. Die Paare tanzen erst rechts, dann links herum, die Burschen oft auf einem Bein, am Schlusse der einzelnen Theile stampfen sie zumeist mit dem Fuße auf; oder das Mädchen dreht sich allein tanzend herum, während der Bursch, in die Hände klatschend, hinterher hüpft; oder der Bursch läßt das Mädchen unter seinen hochgehobenen Armen sich drehen; oder Bursch und Mädchen treten sich gegenüber, nähern sich einander unter malerisch aussehenden Bewegungen und lassen dann einander wieder los. Beim Schlusse des Tanzes stampfen alle Paare wie auf einem Schlag heftig mit den Füßen auf. Sind die Burschen erst in Stimmung gekommen, so jauchzen sie oder singen die unter den Tänzen abgedruckten Worte.

In der Ausführung erinnert der „Schwälmer“ an den „Schuhplattl-Tanz“ der Tiroler und Baiern, welcher ja auch Liebeswerbung in Geberden darstellt, während er in der Form große Aehnlichkeit mit dem ungarischen „Csardas“, dem Tanz der Magyaren und Zigeuner hat. Ebenso wie der „Csardas“ hat auch der „Schwälmer“ einen sehr scharf ausgeprägten Rhythmus. Beide Tanzarten sind im Zweivierteltakt geschrieben, der „Csardas“ bewegt sich meistens, der „Schwälmer“ nur in Dur-Tonarten.

Will jemand sich aus Anlaß der ersten Ausgabe der Schwälmer Tänze genauer über „Land und Leute auf der Schwalm“ unterrichten, so sei auf das treffliche Buch von Dr. Wilh. Chr. Lange verwiesen, welches 1895 unter diesem Titel bei Th. G. Fisher & Co. in Kassel erschienen ist.

Weiter bringt Johann Lewalter zu Weihnachten nachfolgende Kompositionen und zwar sämmtlich im Verlag von Ries & Erler zu Berlin:

Praeludium und Fuge (dreistimmig) für Pianoforte, op. 30. Preis 1,50 M.

Aus Großvaters Zeit. Klavierstück. op. 33. Preis dgl.

Mein Liebster ist ein Spielmann gut. (Wilhelm Speck). op. 32. Preis dgl., und

Zeig mir die Zähnlein, die weißen. Lied, op. 34. Preis 0,60 M.

Von diesen Tonschöpfungen dürfen wir namentlich die beiden erstgenannten recht warm empfehlen, Sie besitzen einen über das Alltägliche hinaus-

gehenden Werth. op. 32 ist recht sangbar und spricht gut an, während op. 34 ein wenig weichlich gehalten ist.

„Skizzenmappe der Kasseler Künstler“ nennt sich ein seit einigen Tagen bei Ernst Hühn erschienenes Werk, welches, wie wir schon jetzt beobachten konnten, von allen, die sich für die Kunst und speziell für die Kunst in Kassel interessiren, lebhaft begrüßt worden ist.

Wie wir hören, beabsichtigen die daran Betheiligten mit der vorliegenden Publikaton einen Versuch zu machen, das Interesse weiterer Kreise für die Kunstbestrebungen ihrer engeren Heimath zu beleben, und von dem Erfolge dieser ersten Nummer dürfte es abhängen, ob das Unternehmen als alljährlich wiederkehrende Weihnachtsgabe eine Fortsetzung erleben dürfte.

Die Idee ist jedenfalls der Unterstützung werth, und wir wünschen den daran Betheiligten herzlich Glück zu ihrem Unternehmen.

Auf die künstlerischen oder poetischen Beiträge des uns vorliegenden Werkes näher einzugehen, oder gar dieselben auf ihre künstlerische Qualität zu untersuchen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen, doch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man in Zukunft dem Dilettantismus, welcher mit der Kunst absolut nichts zu thun hat, etwas weniger Raum gewähren sollte.

Ferner möchten wir einigen der durch ihre Beiträge an dem Unternehmen betheiligten Künstlern, insbesondere aber den Poeten, rathen, sich nicht zu sehr in's Allgemeine zu verlieren. Bei der heute geradezu enormen Anzahl künstlerischer Publikationen, welche einander durch großartige Ausstattung und Vielseitigkeit der neuesten Reproduktonsverfahren zu überbieten suchen, ist es schwer, mit beschränkten Mitteln etwas Gleichartiges bieten zu wollen.

Für die Verbreitung von künstlerischen Erzeugnissen allgemeinerer Natur, mögen sie vom Nordseestrande oder aus den Alpen stammen, für Volkstypen aus Tunis oder für vielleicht künstlerisch sehr schöne, aber dem Beschauer sonst gleichgültige Studienköpfe, sorgt bereits eine große Anzahl der oben erwähnten Publikationen.

Umsomehr ist es nöthig, daß man sich in der Wahl der für unser Unternehmen geeigneten Stoffe engere Grenzen zieht. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß der Erfolg der nächsten Nummer ein noch größerer sein wird, wenn man sich entschließt, nur solche Beiträge aufzunehmen, die in irgend welcher Beziehung zu unserer engeren Heimath, dem in künstlerischer Hinsicht noch viel zu wenig ausgebeutetem Hessenlande, stehen.

Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volksthümlich dargestellt von D. Bernhard Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit Farbendruck nebst zahlreichen Textabbildungen und 30 Kunstdrucktafeln. Originale und Reproduktionen von Bildern alter Meister und moderner Künstler. Vollständig in 10 Lieferungen à 75 Pfg. Dresden-Blasewitz (Gustav Adolf-Verlag). Lieferung I. 1897. 8°.

Es ist der Zweck des angekündigten Werkes, dessen erste Lieferung vorliegt, eine allgemein-verständlich abgefaßte, daher textlich wie auch durch zahlreiche fesselnde Abbildungen so recht zu einem besseren Volksbuche sich eignende Reformationsgeschichte zu schaffen. Nicht in trockenem Chronikenstil wird der Verfasser über jenen wichtigen Zeitabschnitt berichten, sondern in packender, allgemein verständlicher Darstellung. Die vorliegende erste Lieferung des Werkes läßt in der That erkennen, daß der sehr bekannte Verfasser fesselnd zu schreiben versteht. Es sei dies bereitwillig anerkannt. Hoffen wir, daß auch von den folgenden Heften das Gleiche gesagt werden kann. In Heft I wird zum großen Theil die Vorgeschichte der Reformation gegeben in den Abschnitten: Das kirchliche Leben vor der Reformation, die Reformversuche der großen Kirchenversammlungen zu Pisa, Konstanz und Basel. Die Vorläufer der Reformation. Der Humanismus in Italien und in Deutschland. In bündiger Kürze lesen wir da das Hauptsächliche, wie es sich vom Standpunkte eines evangelischen Geistlichen ausnimmt.

Andererseits aber ist nicht zu verhehlen, daß Einiges auszusetzen ist, so dürfte Verfasser seinen Citaten unter dem Text noch größere Aufmerksamkeit schenken, wenn er überhaupt seine Quellen anführen will. Seite 30 giebt er in richtiger Weise an: Johannes Hus von D. Lechler: Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 28, S. 94—95, S. 19 dagegen citirt er: Joh. Wiclif und seine Zeit von R. Buddensieg, Halle. Verein für Reformationsgeschichte, S. 204. Das ist mindestens ungenau. Es muß heißen: Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 8 und 9 ꝛc. Es ist diese Art des Citirens um so ungehöriger, als in dem Buche die genannten Schriften bis zu S. 19 noch nicht erwähnt sind. Hagenbach, Kirchengeschichte des Mittelalters, wird S. 3 nur mit der Seitenzahl citirt, S. 43 aber auch mit der Nummer der entsprechenden Vorlesung, S. 47 wieder wie auf S. 3, das ist nicht ganz folgerichtig. Da auf den vorliegenden 64 Seiten überhaupt nur 13 Quellencitate vor-

kommen, fällt Derartiges schon mehr in's Gewicht.

Im Bezug auf etwas Anderes nöthigt unser deutsch-nationales Empfinden zu einem Einspruch. Alle Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit des Johann Hus, dem Rogge auf S. 23—34 eine verhältnißmäßig eingehende Besprechung zu Theil werden läßt, in der er dessen Verdienste nach Gebühr würdigt, aber etwas mehr furor teutonicus, an dem es Rogge sonst gewiß nicht fehlt, wäre doch bei Hus' Charakteristik am Platze, zumal da wir es eben erlebt haben, wie czechische Rohheit und Unkultur, kurzum der alte hussitische Geist, in dem befreundeten und stammverwandten Donaureiche seine Orgien feierte. Niemand anders als Hus und seine Anhänger waren die Urheber der Verfügung König Wenzel's vom 18. Januar 1409, des Inhalts, daß bei allen Handlungen und Beschlüssen der Universität Prag den übrigen Nationen nur eine Stimme, der böhmischen aber drei Stimmen zustehen sollten, einer Verfügung, deren rücksichtslose Durchführung im Sommer 1409 die Lehrer und Studenten der polnischen, baierischen und sächsischen Nationen zu Tausenden aus Prag trieb. War Prag bis dahin eine im wesentlichen deutsche Universität gewesen, wurde es nun mehr und mehr zu einer czechischen. Da wäre doch gegenüber dem Urheber dieser Verdrängung der Deutschen dieselbe Weise flammender Entrüstung am Platze gewesen, die Rogge sonst häufig anzustimmen weiß. Statt dessen wird nur ganz beiläufige Erwähnung beliebt.

Eine kleine Ungenauigkeit passirt dem Verfasser auf S. 64, er läßt da Ulrich von Hutten in der heute preußischen Provinz Hessen geboren werden. Es giebt nur eine Provinz Hessen-Nassau. Wenn wir auf so etwa hinweisen, so geschieht es nur aus Liebe zur Sache und um mit dazu beizusteuern, daß dem gut ausgestatteten Buche auch in Hessen in den gebildeten Ständen die Verbreitung ermöglicht wird, die von einem wirklich volksthümlichen Werke über die Reformation in dem Lande Philipp's des Großmüthigen zu erwarten ist.

W. G.

Personalien.

Verliehen: Dem Architekten Professor Schneider zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse; dem ersten Pfarrer der lutherischen Gemeinde zu Kassel Opper der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Hofmauermeister Schütz daselbst der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Gerichtsassessor Rocholl zum Amtsrichter in Broiterode; die Referendare Stamm und Dr. Heldmann zu Gerichtsassessoren.

Vermählt: Bergassessor Hermann Bernhard Kette zu Essen a. d. Ruhr mit Fräulein Johanna Maria Anna Friedländer, Edle von Mahlheim (Kassel, Novbr.); cand. theol. Reginald Fischer mit Fräulein Louise Sturm (Gr. Almerode, Dezember).

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt und Notar Otto Spohr und Frau Marie, geb. Makko (Melsungen, 1. Dezember); praktischer Arzt Dr. Richard Heppe und Frau Maria, geb. Schuchardt (Kassel, 2. Dezember); eine Tochter: Regierungsassessor Zuschlag und Frau Emmy, geb. Schweiser (Karlshafen, 12. Dezember).

Gestorben: Major a. D. Georg von Apell (Karlsruhe, 22. Dezember); Rittergutsbesitzer Gottlob Freiherr Wolff v. Gudenberg, 42 Jahre alt (Meimbressen, 28. November); kurfürstlicher Silberverwalter a. D. Georg Kregelius, 60 Jahre alt (Kassel, 29. November); Frau Jakobine Bodenheim (Kassel, 30. Novbr.); Privatmann Rudolf Arnthal, 72 Jahre alt (Kassel, 2. Dezember); verwittwete Frau Geheime Regierungsrath Amalie Bezzenberger, geb. Wiederhold, 78 Jahre alt (Kassel, 2. Dezember); Schuhmachermeister Fritz Schmidt (Kassel, 4. Dezember); Rentner Louis Wentzell (Kassel, 4. Dezember); verwittwete Frau Elise Höhmann, geb. Hartung, 77 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Fräulein Bertha Grebe, 21 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Professor Gustav Kaupert, 78 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); verwittwete Frau Oberbergrath Ida Bohnstedt, 52 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 6. Dezember); Oberstlieutenant a. D. Hieronymus Schotten, 75 Jahre alt (Oldenburg, 6. Dezember); Fabrikdirektor Wilhelm Ehlert, 47 Jahre alt (Göttingen, 10. Dezember); verwittwete Frau Marie Stemmler, geb. Wenderhold, 33 Jahre alt (Homberg, 11. Dezember); Frau Henriette Köbrich (Hersfeld, 11. Dezember); Spezialkommissionssekretär Oskar Schweitzer aus Treysa (Kassel, 13. Dezember).

Briefkasten.

F. St. in Kassel. Obwohl Ihre Einsendung vorläufig noch nicht für druckreif gelten kann, verräth sie dennoch schon jetzt einiges Talent, dem wir weitere Entwickelung wünschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

